Roland Günter
Janne Günter
Peter Liedtke

Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet

KLARTEXT

Roland Günter / Janne Günter / Peter Liedtke

Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet

KLARTEXT

Roland Günter/Janne Günter
Peter Liedtke (Foto-Essays)

Industrie-Wald und Landschafts-Kunst im Ruhrgebiet

Ein Handbuch zu den Zusammenhängen von Wald - Industrie-Wald - Landschafts-Kunst

Dank

Ganz besonders an Lothar Wilhelm (Saarbrücken), der sein umfangreiches Material aus einer jahrzehntelangen Erfahrung selbstlos zur Verfügung stellte. Dank an: Karl Heinz Rabas, der als Stadtteil-Archivar große Kenntnisse der Umgebung von Rhein-Elbe besitzt und damit zu diesem Werk beitrug. Birgitta Lancé für das Übertragen der Interviews. Dank an Lutz Heidemann. Dank an Traudl Tomshöfer in der Siedlung Flöz Dickebank. Der Regisseur und Dramaturg Christian Scholze (Westfälisches Landestheater) sah das Manuskript durch – unter dem Aspekt des Inszenierens. Dank an: Dr. Rolf Heyer (Landesentwicklungsgesellschaft, LEG) und Dr. Gerhard Beckmann (Landesbetrieb Wald und Holz NRW).

Den Leser mag wundern, daß zusammengesetzte Wörter mit Binde-Strich geschrieben sind. Dies ist die Frucht einer langen Überlegung. Die Gründe für diese bewußte Entscheidung: bessere Lesbarkeit und ein Impuls, über den Sinn solcher Wörter einen Augenblick nachzudenken.
Zur Schreib-Weise des Namens Rhein-Elbe: Lange Zeit gibt es Rhein-Elbe und Rheinelbe. Erst nach 1950 setzte sich Rheinelbe durch. Die Autoren bevorzugen aber auch hier die Getrennt-Schreibung

1. Auflage März 2007
Fotografie: Peter Liedtke (Foto-Essays auf den Seiten 65–96, 161–192, 257–288),
Michael Börth (S. 396–405), Roland Günter (S. 30–33, 363–366, 372–287)
Satz und Gestaltung: Kai und Frank Münschke dwb
Druck: Druckerei Nolte, Iserlohn
Gesetzt aus einer Bembo 9,5 auf 10,5 Punkt

ISBN 978-3-89861-594-5

www.klartext-verlag.de
www.roland-guenter.de
www.deutscherwerkbund-nw.de
www.pixelprojekt-ruhrgebiet.de

Inhalt

Zum Geleit

Wenn man auf der alten Handelsstraße von Aachen nach Nowgorod, dem Heerweg Karls des Großen von Aix la Chapelle nach Paderborn, der ersten Autostraße des Deutschen Reiches - der B 1 von Königsberg nach Aachen -, dem Ruhrschnellweg der 1960er Jahre und heutigen Bundesautobahn A 40, die Autobahn bei der Abfahrt Gelsenkirchen-Süd verlässt und links auf die B 227 in Richtung Gelsenkirchen Zentrum abbiegt, wird der Blick des Autofahrers für einen Augenblick gefangen genommen: Über Grünland- und Ackerflächen , Reste der vorindustriellen Landschaft an der Emscher und ihren Nebenbächen - von denen einer, der Leither Bach in der offenen Betonverschalung seinen Weg zur Mündung in die Emscher parallel zur Bundesstraße sucht - ziehen sich quer in den Bildausschnitt der Vorderscheibe des PKWs die grauen Schnittlinien der 380-Kilovolt-Stromleitungen, ohne dass ihr Anfang und ihr Ende sichtbar sind.

Und dahinter – für einen kurzen Augenblick das Schwarz des Spiralberges, die die Halde nach den Plänen des land-art-Künstlers Herman Prigann geschüttet, von einer mächtigen Steinskulptur, der Himmelstreppe gekrönt.

Und er sieht für einen Augenblick ein wirkmächtiges Symbol des neuen Ruhrgebiets: RHEINELBE.

Wenn morgens um 10:00 Uhr am entgegen gesetzten Ende des Areals - nur in 2 km Entfernung vom Hauptbahnhof Gelsenkirchen - der auf das Arbeitsrecht spezialisierte Anwalt aus Düsseldorf das Arbeitsgericht in Gelsenkirchen zu der anberaumten Verhandlung betritt, weiß er kaum , dass er seinen Sitzungssaal in dem in Formen des Neobarock 1917-1920 errichteten Verwaltungssitz des 1889 gegründeten Gussstahlwerks Rheinelbe findet.

Es ist mit der bereits 1887 gegründeten Zeche Rheinelbe, die bereits 1928 ihre Förderung einstellt ,Teil des mächtigsten Imperiums in der Geschichte von Kohle und Stahl, der Vereinigten Stahlwerke, die Emil Kirdorff, der durch seine Nähe zum NS-Regime umstrittene Ehrenbürger der Stadt Gelsenkirchen zunächst mit dem Sitz in Gelsenkirchen und später in der Landeshauptstadt Düsseldorf errichtet hat.

Wenn die Mitarbeiter der RuhrTriennale morgens ihre Büroräume aufsuchen, um von dort aus jenes inzwischen europaweit etablierte Kulturereignis im Ruhrgebiet zu planen und zu konzipieren, das seine Faszination auch seinen neuen Spielstätten in den neu genutzten Räumen der Industriekultur verdankt, ist der Mehrzahl von ihnen wahrscheinlich nicht bewusst, dass sie ihre Arbeitsstätte in der alten Telefonzentrale von Stahlwerk und Zeche gefunden haben mitten auf Rheinelbe.

Und wenn sich Architekten und Stadtplaner zu einer Fachtagung in der Fortbildungsakademie des Ministers für Bauen und Verkehr des Landes NRW einfinden, wissen die wenigsten dass sie das riesige alte Maschinenhaus der Zeche Rheinelbe, einer eindrucksvollsten Bauzeugnisse gründerzeitlicher Bergbauarchitektur mitten auf Rheinelbe nutzen.

Und ich glaube auch nicht, dass die neuen jungen Unternehmen aus Wissenschaft und Kultur, die sich in dem mit internationalen Architekturpreisen ausgezeichneten Wissenschaftspark Rheinelbe – 1990 von dem Münchener Architekten Uwe Kiessler entworfen - angesiedelt haben, ihren neuen Standort auf der ehemaligen 1984 abgebrochenen Gelände des Gussstahlwerkes Rheinelbe verorten.

Die Kids aus den Kindergärten und den ersten Jahrgängen der Gesamtschule von Gelsenkirchen-Ueckendorf treffen sich zu ihrer ersten Entdeckungsreise in wilde Natur in Rufnähe ihres Elternhauses in dem ungewöhnlichsten Forsthaus Deutschlands: dem zur Forststation umgebauten Trafostation der ehemaligen Zechenanlage. Und sie brauchen noch nichts von dem Mythos des Wandels, der mit dem Namen Rheinelbe verbunden ist verstehen.

In unmittelbarer Nähe zu den Stadtquartieren finden Kinder und Jugendliche aus aller Herren Länder einen „Wald“ vor - den Industriewald. Birken, Robinien, Brombeeren bilden einen ungebändigten, unzivilisierten Wald der besonderen Art: Wildnis auf einem Erd-

reich, das aus der Tiefe kommt. Bergematerial durchsetzt mit Schlacken und Kohleschlämmen, mit Erdaushüben und Abkippungen der wechselvollen Nutzungsgeschichte aus fast 150 Jahren industrieller Produktion, ein verbotener Ort, den die Menschen bis 1990 nicht betreten durften.

Wildnis als Rückzugsort. Wildnis neu entdeckt als Raum einer neuen Achtsamkeit im Umgang mit Natur. Wald, unbeförstert als Gegenstand wissenschaftlicher Neugier und Forschung. Wildnis als künstlerischer Erfahrungsort, der die neuen Selbstaneignungsprozesse der Natur auf diesen verbotenen Flächen und ihre Geschichte durch künstlerische Setzungen begleitet.

In den künstlerischen Arbeiten von Herman Prigann auf Rheinelbe kann man die Frage nach der Geschichte und der Zukunft des Ortes mit der Frage nach dem eigenen persönlichen Woher und Wohin in unserem Verhältnis zur Natur begegnen, wenn man sich auf ihn einlassen will.

All das hat einen Namen: RHEINELBE.

Wilde Natur: neugierig begutachtet in internationalen Kongressen.

Künstlerische Setzungen: Möglichkeit den Ort sprechen zu lassen.

Alte und neue Architektur: Zeichen einer neuen – auch wirtschaftlich neuen – Zukunft für das Ruhrgebiet.

Rheinelbe ist ein Synonym für diese Verschmelzung von Industriegeschichte und Natur, von Wald und Kunst , von Chaos und Freiheit. Und doch gelingt es kaum einem Besucher diese Gesamtheit von Rheinelbe in ihrem jeweils partiellen Nutzungszugriff wahrzunehmen: Der Tagungsbesucher kennt den Industriewald nicht, der Biologe und Forstbotaniker nicht die Geschichten und Zeugnisse von Kohle und Stahl, der Denkmalpfleger interessiert sich kaum für die Skulpturen von Herman Prigann.

Und so verliert sich der Besucher von Rheinelbe allzu leicht in seiner jeweiligen partikulären Welt. Das ist schade für ihn und für den Ort selbst. Dieses Buch soll dem abhelfen. Es will Verknüpfungen – historische und aktuelle, denkmalpflegerische wie naturwissenschaftliche, künstlerische wie soziale - in einem lesbaren Webmuster erkennbar werden lassen.

Die Landesentwicklungsgesellschaft als der wesentliche Flächeneigentümer auf Rheinelbe und die Landesforstverwaltung als Betreiber des Industriewaldprojektes Ruhrgebiet haben den geeigneten Webmeister gesucht und ihn in Roland Günter gefunden und ihn gebeten, zusammen mit Janne Günter und dem Fotografen Peter Liedtke dieses Buch zu schreiben. Und es ist so geworden, wie wir es uns gewünscht haben:

Es ist ein Sachbuch voll von Informationen.

Es ist ein Buch, das Geschichten erzählt, von den Menschen, deren Lebensspuren auf Rheinelbe ablesbar sind.

Es ist dank der Fotografien von Peter Liedtke ein unglaublich schönes Kunstbuch.

Es ist ein parteiisches Buch für die neue Stadt-Landschaft Ruhrgebiet und den Emscher Landschaftspark.

Und es ist im besten aufklärerischen Sinn ein liebevolles Heimatbuch.

Dafür ein Geleitwort zu schreiben macht fröhlich und dankbar.

Düsseldorf, im Oktober 2006

Thomas Neiss
Abteilungsleiter Naturschutz und Forsten im
Ministerium für Umwelt und Naturschutz,
Landwirtschaft und Verbraucherschutz NRW
und Vorsitzender des Sachverständigenrates
Industriewald Ruhrgebiet

Vorwort

Das Industriewald-Projekt ist in einem gewissen Sinn und in einem erheblichem Umfang auch ein Werkbund-Projekt. Denn mehrere der dort Tätigen sind Mitglieder des Deutschen Werkbunds.

Das beginnt mit der Entstehungs-Geschichte: Anreger war der Dirigent der IBA, Prof. Dr. Dr. h.c. Karl Ganser – ein Mitglied des Werkbunds. Zum Werkbund gehört ebenso der Organisator Michael Börth, Dezernent im Forstamt. Der Landschafts-Künstler Herman Prigann wurde zum Ehrenmitglied des Werkbunds NW ernannt. Der Autor des Buches, Prof. Dr. Roland Günter, ist Erster Vorsitzender des Werkbunds NW. Ein weiteres Mitglied ist die zweite Autorin dieses Buches: Dipl. paed. Janne Günter. Zum Werkbund gehört schließlich auch der Fotograf: Peter Liedtke vom Pixelprojekt Ruhrgebiet.

Mit seinen nunmehr 100 Jahren Existenz (1907–2007) übergreift der Werkbund nahezu das gesamte 20. Jahrhundert. Hinzu kommt, was die Gründerväter an Existenz einbrachten. Denn es war ein Zündgemisch an Erfahrungen, das sie 1907 zu diesem Schritt veranlasste.

Eine der Ausgangsfragen ist heute noch ebenso aktuell wie in der Aufbruchszeit zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts: Wie hängt jeder Mensch in den Netzen der Industrialisierung? Was soll er tun, dass diese den Menschen dient und ihnen nicht schadet? Wie geht er damit um, wenn sie ihm sowohl dient als auch schadet?

Der Deutsche Werkbund entstand nicht am Anfang der Industrieepoche, sondern – von uns aus gesehen – etwa zur ihrer Halbzeit. Seine Gründer hatten das Gefühl, dass die vorhergehenden 100 Jahre Industrialisierung weithin bewusstlos hingenommen worden waren. So versuchten sie, ein Bewusstsein für die Industrie-Epoche zu gewinnen und sie mit einer Orientierung sinnhaft zu steuern.

Der Werkbund entstand als Teil einer Lebensreform-Bewegung. Diese setzte wichtige Impulse: menschlich und gesellschaftlich umfassend zu denken und zu handeln. Diese Lebensreform versucht, den einzelnen sozialkulturell zu fördern. Damit stellt sie sich in die Tradition der Renaissance.

Im Werkbund entstand eine bewusste Gestaltung, d. h. eine Ästhetik von industriellen Produkten – angefangen mit Gegenständen des täglichen Gebrauchs über Bauten und ganzen Siedlungen bis hin zur Gestaltung der landschaftlichen Umwelt. Das war und ist einzigartig.

Der Kern: Peter Behrens entwickelte für Produkte der damaligen Zukunftsindustrie Ausdrucksmittel, die er aus den Materialien, Charakteren und Prozessen der Industrie ableitete. In dieser Ästhetik war von Anfang an das Problem des Verbrauchs von Ressourcen inbegriffen. Das ist ein umfangreicher Komplex mit vielen, nach wie vor aktuellen Aspekten:

- die Materialien, mit denen man sparsam umgehen soll
- die Herstellungsmethoden, die wenig Abfälle produzieren sollen
- die menschlichen Ressourcen, die nicht übermäßig belastet werden dürfen. Daher ist es erforderlich, gute Arbeitsbedingungen zu schaffen.
- bedeutsam ist vor allem der Versuch, Teilhabe an der Produktion - d. h. Mitgestaltung - zu schaffen.
- sozial: eine vernünftige Entlohnung.
- hinzu treten die Fragen: Was bieten diese Produkte ihren Benutzern an Qualitäten? – und zwar nicht nur wenigen Menschen, sondern allen.
- fundamental stellt sich die ökologische Frage: Wie lange Zeit halten die Produkte? Später setzt sich diese Frage fort: Wohin kommen dann die verbrauchten Reste?

Diese Fragen des Industrie-Zeitalters sind alt und neu – sie sind samt und sonders seit jeher unser tägliches Problem und werden es auch in Zukunft bleiben. Es gehört zum menschlichen Dasein, zu wissen, was wir tun. Und - warum wir es tun. Erst mit diesem Diskurs finden die Fragen nach dem Zusammenhang von Mensch und Industrie humane Antworten.

Der Deutsche Werkbund ist 1907 in einer ungeheuren Spannung aufgebrochen: Die Industrialisierung zu schätzen und sie gleichzeitig so zu steuern, dass uns industrielle Prozesse nicht vereinnahmen und erschlagen.

Die Kompetenz für Ästhetik, die dem Werkbund zugeschrieben wird, ist weit mehr als eine Frage der Form – sie ist die sozialkulturelle und ökologisch produktive Gestaltung des Industrialisierungsprozesses.

Heute wird der zweite Teil des Aufbruchs im Industriezeitalter besonders stark mit Stichworten zur Ökologie formuliert. Ökologie ist nur ein anderes Wort für die Debatte, die 1907 zur Gründung des Deutschen Werkbunds führte.

Darin steckt 1907 und 2007, dass das ökologische Problem nicht ohne eine Wertschätzung der Industrialisierung steuerbar ist. Zum Start des Jahrtausends müssen sich Ökonomie und Ökologie miteinander versöhnen. Dies war das Aufbruchproblem des Werkbundes vor 100 Jahren, und der Kern der Sache ist derselbe geblieben.

Wenn wir das Jahrhundert Werkbund als Strukturgeschichte lesen, wird erkennbar: Nahezu alle Probleme laufen hindurch - sie erscheinen oft nur unter anderen Namen, anderen Etiketten, in Variationen.

Darin wird deutlich, wie schwer sich die Menschen der Industriegesellschaft mit dem Stichwort „Balance" tun. Auf den Punkt gebracht: Die Balance von Mensch - Ökonomie - Ökologie entscheidet über unsere Lebensqualitäten und die Lebensqualitäten unserer Kinder. Sie entscheidet über die Qualitäten der Zukunft.

Der Deutsche Werkbund hatte für eine solche Diskussion günstige Voraussetzungen. Anders als die meisten anderen Verbände war er nie eine Berufsvereinigung, die sich auf enge berufsständische Interessen einengen ließ. Nach der Abschaffung der alten Zünfte in der französischen Revolution ließ der Werkbund sich nicht auf die Entstehung neuer Zünfte ein.

Daher arbeitet er auch heute noch streng interdisziplinär. Dies drückt sich im Spektrum seiner Mitglieder aus: Sie gehören vielen Disziplinen an - und haben die Lust, nicht ständig nur sich selbst zu finden, sondern sich die Erfahrungen anderer kompetenter Menschen anzueignen.

Interdisziplinäres und konzeptionelles Arbeiten sind die Chance des Werkbunds - und die Chance der Gesellschaft. Dies wird besonders deutlich im Industriewaldprojekt von Rhein-Elbe.

Essen, im Dezember 2006

Frank Münschke
Mitglied des Landesvorstands
des Deutschen Werkbundes NW

Übersicht: Das Projekt Industrie-Wald Ruhrgebiet

Der Geburts-Ort. Karl Ganser initiierte 1996 im Terrain um den Sitz der IBA auf Rhein-Elbe im Süden von Gelsenkirchen in der Internationalen Bauausstellung Emscher-Park (IBA 1989/1999) ein außerordentlich wichtiges Projekt. Anfangs trug es den Titel »Restflächenprojekt«. Sechs Jahre lang wurde es getestet. Nach der IBA wurde es Anfang 2002 unter dem Titel »Industrie-Wald Ruhrgebiet« dauerhaft gemacht und in die Obhut der Landesforstverwaltung Nordrhein-Westfalen gegeben.

Die Organisation. Seither liegt die Geschäftsführung und Koordination im Forstamt Recklinghausen. Es kooperiert eng mit seinem Projekt-Partner, der Landesentwicklungsgesellschaft NRW GmbH (LEG).

Die wichtigen Beschlüsse faßt ein Gremium: der Sachverständigenrat. Seine 20 Mitgliedern kommen aus Wissenschaft, Politik und Verwaltung.

2004 verfügt das Projekt über elf Teilflächen mit insgesamt rund 220 Hektar.

Auf der Projektfläche Rhein-Elbe arbeitet eine erste Forst-Station – mit zwei Förstern und zwei Forstwirtschafts-Meistern. Sie betreuen die Fläche und machen Öffentlichkeits-Arbeit. Dafür wird eine frühere Umspann-Station genutzt.

Ziele. Das Projekt will weitere Industrie-Brachen des Emscher Landschaftsparks auffangen und durch natürliche Sukzession Wald entstehen lassen.

Mitten im Ballungs-Raum sollen diese facettenreichen und »wilden« Flächen weitgehend der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden – als Erlebnis-Räume der Natur und zur Erholung.

Die Entwicklung des Industrie-Waldes wird natur- und sozialwissenschaftlich begleitet.

Der Prozess des Wandels auf den Industrie-Brachen wird auch landschaftskünstlerisch aufgegriffen, durch gestaltende Maßnahmen akzentuiert und auf besondere Sicht-Weisen betrachtet.

Industrie-Wälder können überdies als außerschulische Lern-Orte dienen. Sie bieten Kindern Möglichkeiten, Interesse an der Natur ihrer Heimat zu entdecken.

Anreiz-Systeme. Das Projekt möchte mit den Eigentümern der Flächen kooperieren. Dazu entwickelte es Konzepte: »Natur auf Zeit«, Öko-Bepunktung und Öko-Handel. Damit bietet es sowohl Planungs-Sicherheit als auch Möglichkeiten, ökologisch sinnvolles Handeln zu bilanzieren und ökonomisch zu verwerten.

Flächen-Management und Qualitäts-Sicherung. Das Projekt schafft neue Eigenschaften für die Flächen und neue Perspektiven ihrer Entwicklung.

Es arbeitet in diesem neuen Typ des Waldes mit zwei gestalterischen Instrumenten: vor allem mit frei ablaufenden Sukzessions-Prozessen und dann auch mit Elementen aktiver Lenkung, Pflege und Nutzung.

Industriewald stellt einen plastisch formbaren Raum für Entwicklungen dar: für die sich wandelnden Ansprüche der Menschen im Landschafts-Park.

Perspektiven. Eine Besonderheit des Industrie-Waldes ist seine Lage inmitten des Ballungs-Raumes der Industrie-Gesellschaft, die sich wandelt.

Damit hat das Projekt Industrie-Wald Ruhrgebiet eine einzigartige Möglichkeit, den Bedarf dieser Gesellschaft an modernen, nachhaltigen Nutzungs-Konzepten am (Industrie-)Wald zu identifizieren und diese Informationen »verbrauchernah« und zielgruppen-orientiert an einem Standort für Umwelt-Bildung und Öffentlichkeits-Arbeit öffentlich zu präsentieren: Forstliche Themen werden zu den Menschen gebracht.

Im Gegenzug werden die Menschen eingeladen, aktiv an der Entwicklung der Industriewald-Flächen mit zu wirken und ihre Interessen und Ideen zu verwirklichen.

Durch eine breite Identifikation mit dem Industrie-Wald kann der Rückgang der Montan-Industrie auch als Chance erfahren, der Industrie-Wald als Zeichen des Wandels begriffen und als wertvolle Ressource erlebt werden, die vor der Tür liegen.

Wissenschaft. Das Projekt wird auch wissenschaftlich untersucht und begleitet von der Landesanstalt für Ökologie, Bodenordnung und Forsten NRW.

Träger. Die Landes-Forst-Verwaltung und die Landes-Entwicklungs-Gesellschaft im Auftrag des Landes für den Grundstücks-Fond NRW tätig, sind partnerschaftliche Träger des Projektes. Mitarbeiter des Forstamtes Recklinghausen begannen 1996 mit der Betreuung von Zechenbrachen in Essen und Gelsenkirchen. Sie gehören jetzt zum Grundstücksfond der Landesentwicklungsgesellschaft (LEG) NRW.

Adressen

Das Projekt hat die Adresse:

Landesbetrieb Holz und Wald NRW
Projekt Industriewald Ruhrgebiet.
Westring 51
45659 Recklinghausen
Tel. 02361-9247-0
Fax 02361-9247-85.
michael.boerth@wald-und-holz.nrw.de
www.industriewald.nrw.de.

Die Forst-Station Rhein-Elbe hat die Adresse:

Leithe Straße 61 b
45886 Gelsenkirchen,
Tel. 0209-1474844
Fax 0209-1474845

Der Förster ist erreichbar über E-Mail:
oliver.balke@wald-und-holz.nrw.de

Anfahrt. Öffentlicher Nahverkehr in Gelsenkirchen: Straßenbahnlinie 302 (pendelt zwischen Gelsenkirchen-Buer, Gelsenkirchen-Hbf., Bochum-Hbf.) Haltestelle Wissenschafts-Park. Zu Fuß über die Mondschein-Straße zum Eingang Virchow-Straße und zehn Minuten durch den Park.
Oder: Buslinie 389 (pendelt zwischen Gelsenkirchen-Hbf. und Wattenscheid), Haltestelle Virchowstraße (direkt am Rhein-Elbe-Gelände). Zu Fuß zehn Minuten durch den Park.

Ouvertüre

Dieses Buch hat vier Schwerpunkte: Was ist der Struktur-Wandel im Ruhrgebiet? Was ist Wald? Was ist Industrie-Wald? Und was ist Landschafts-Kunst im Industrie-Wald?

Struktur-Wandel

Fabrik-Landschaften. Die Industrialisierung griff sich seit 1800 weite Flächen und verändert ganze Landschaften.

Die ersten in Deutschland sind die alten Montan-Regionen: Der Harz, das Siegerland, das Gebiet an der Ruhr, die Region Halle-Bitterfeld, der Bereich um Aachen und das Saarland.

Später kommen weitere hinzu, vor allem mit der Braunkohle: die Köln-Aachener Bucht, der Südraum von Leipzig und an der Oder die Lausitz.

Um eine größere Anzahl Städte entstehen manchmal riesige Industrie-Gürtel.

Vor allem im Wirtschafts-Boom der 1950/1960er Jahre greifen sie weit aus, verzahnen sich ineinander und werden zu einer durchgehend erscheinenden Industrie-Landschaft.

Die größte Industrie-Landschaft in Europa entstand an den Flüssen Emscher, Ruhr und Rhein: das Ruhrgebiet.

Genauer müßte es heißen: das Rhein-Ruhr-Gebiet. Denn im Grunde läuft die Industrie-Landschaft von Hamm über Dortmund, Bochum, Essen, Duisburg, Düsseldorf, Leverkusen, Köln bis nach Bonn.

Dies ist die größte Industrie-Stadt des Kontinents. So wäre Bonn keine »kleine Stadt am Rhein« gewesen – sondern ein Teil der größten Metropole Europas.

In den Industrie-Gebieten türmten sie nach und nach gewaltige Bau-Massen.

Infrastrukturen. Um die Wechsel-Wirkungen Zwischen den Industrien gibt es Wechsel-Wirkungen – sie sind in ihrer Struktur ein komplexer Verbund, auch wenn sie sich betriebswirtschaftlich und juristisch als einzelne darstellen. Dies ist ein Netz, in dem sich die einzelnen gegenseitig ergänzen, bedienen, fördern, zusammenarbeiten. Dafür entstanden zwischen den Industrie-Komplexen Infrastrukturen. Sie sind so gewaltig oder noch umfangreicher als die Industrien selbst.

Die erste und umfangreichste ist seit 1844 die Eisenbahn.

Der ständige Wandel. Aber die Industrialisierung ist ziemlich kurzatmig. Viele Betriebe werden in kurzer Zeit riesig und zerfallen manchmal schon nach zwei Jahrzehnten. Selten stehen sie länger als 50 Jahre.

Rasches Aufwachsen und rascher Zerfall ist nicht erst seit zwei Jahrzehnten sichtbar, sondern das Schicksal der gesamten Industrialisierung – ja der gesamten Wirtschaft.

Wir leben in einem Gemisch von Chancen und Problemen.

Was machen wir daraus?

Aufwärts – abwärts – aufwärts ... Der literarische Reportagen-Journalist Joseph Roth schreibt 1930 über das Ruhrgebiet: »Es ist eine Kulturlandschaft von seltsamem Ausdruck. In rascher Abwechslung ziehen die Werke der Hütten und Zechen an uns vorüber, mit ihren schwarzen Bergehalden, überragt von den Türmen der Fördergerüste und von qualmenden Schloten, an denen lange Rauchfahnen hängen.

Dazwischen die Siedlungen, kleine Ortschaften und große Städte mit dunklen Häusern und Scharen von Arbeitern ...

Wenn wir in dieses Ruhrgebiet eintreten, so sehen wir, daß es noch ganz und gar im Aufbruch begriffen ist. Überall ist Werden und Wachsen, alles in ihm ist Entwicklung ...«[1]

Damals ist diese Landschaft im Aufbruch. Kurze Zeit später ist sie schon wieder im Abbruch: durch den Krieg. Dann: erneuter Aufbruch – und schon um 1960 erneuter Abbruch. Alle 20 Jahre sah diese Region anders aus: 1810, 1840, 1860, 1890, 1910, 1930, 1945, 1955, 1965, 1980, 1995.

Der ständige Struktur-Wandel. Struktur-Wandel gibt es nicht einmal, wie uns in den Medien als Märchen suggeriert wird. Und es gibt ihn nicht nur im Ruhrgebiet – sondern er ist – im Gegensatz zu früheren Epochen – eine Struktur der Industrie-Epoche: ständig und überall.

Betriebe kommen – Betriebe gehen. In der Wirtschafts-Geschichte kann man inzwischen im in Zehn-Jahres-Rhythmen denken. 1924 werden im Ruhrgebiet von 264 Zechen 85 stillgelegt, also mehr als ein Drittel. Wir sehen die Kurzlebigkeit von Bauten.

Aber das gibt es auch woanders. Selbst sogenannte berühmte Architekturen werden, wenn Nutzungs-Wandel oder Spekulation darauf drängt, kurzerhand abgerissen. Das erste Projekt von OMA (Rem Kolhaas), am Hauptbahnhof in Rotterdam, wurde 2004 zerstört.

Der Wandel der Flächen. Der Struktur-Wandel verändert tiefgreifend die Landschaft. Und damit auch die Flächen.

Als die Kohlen-Lager im südlichen Ruhrgebiet erschöpft bzw. unwirtschaftlich wurden, wanderte der Bergbau nach Norden an die Emscher und Lippe.

Das Gebiet an der Ruhr verwandelte sich: Heute ist es in weiten Bereichen wieder ein idyllisch aussehendes Fluß-Tal.

Ebenso verwandeln sich die vom Bergbau aufgegebenen Gebiete im mittleren und im nördlichen Ruhrgebiet. Wir stecken mitten in diesem Prozeß.

Verlassen die Gold-Gräber nach der Goldsuche ein verwüstetes Land? Oder werden die Chancen wahrgenommen, – in Fortführung der IBA – die Region zu einem faszinierenden Gebiet zu gestalten?

Was ist Wald?

»Weißt du, was ein Wald ist?/Ist ein Wald etwa nur zehntausend Klafter Holz?/Oder ist er eine grüne Menschenfreude?« (Bertolt Brecht)

Bäume sind Lebewesen: sie haben Stoffwechsel, sie sind aus Zellen aufgebaut, sie reagieren auf Reize, sie pflanzen sich fort und sie vererben ihre Strukturen.

Sonnen-Energie. Das Lebewesen Baum ist ein Kraft-Werk von kaum glaublicher Stärke an Leistung. Es ist eine außerordentlich produktive ›Maschine‹: Sie besitzt in ihren Blättern Tausende kleiner Sonnen-Kollektoren.

Der Wald ist eine Produktions-Stätte, die allein mit Sonnenenergie betrieben wird.

Konstruktionen. Bäume sind aber auch hölzerne ›Konstruktionen‹ von großer Stabilität und erstaunlichem statischen Leistungsvermögen. Besonders beeindruckend ist das Höhenwachstum der Bäume und das raffinierte Gerüst der Baum-Kronen, die dazu dienen, Tausende von Blättern dem Licht entgegen zu halten …

Holz wird zu vielerlei genutzt – und dadurch zu Geld gemacht.

Aber Wald bietet weit mehr mehr als Geld-Werte. Zum Beispiel: Das Ausruhen im Schatten eines Baumes. Anregungen zur Kontemplation. »Was wären wir ohne den Trost der Bäume?« (Günter Eich)

Dauer. Wald-Besitzer haben das Gefühl der Dauer: Wer pflanzt, hat nichts davon. Erst der Enkel. Bei Eichen erst nach zweihundert bis dreihundert Jahren.

Wir staunen: Wie lang leben Bäume und Wälder! Es gibt tausendjährige Bäume und uralte Wälder.

Die Wissenschaft der Bionik lernt von der Natur: Sie bietet unendlich viele Anregungen.[2]

Überbewertung und Vernachlässigung. Aber diese Werte sind in Gefahr geraten. Aloys Bernatzky: »Aus der Überbewertung des Technischen, des Machbaren entspringt eine große Vernachlässigung der unserem Leben und Tun zugrunde gelegten Natur.«[3]

Nach-Denken. Aloys Bernatzky gibt zum Nachdenken: Es »steht auch heute der Mensch, was die physikalisch-chemischen Grundlagen der Lebensprozesse anbelangt, auf der gleichen Stufe wie der Neandertaler vor 100.000 Jahren. Und die Energieströme für das gesamte Leben fließen auch heute wie vor Jahrmilliarden von der Sonne über die Pflanzen und Tiere zum Menschen.«

Voraus-Denken. Wir können wieder lernen, uns die Komplexität des Waldes vorzustellen, sie anerkennen und damit produktiv umzugehen: Wald als sinnliche Erfahrung, als sozialer Handlungs-Raum als kulturelle Ressource.

Was ist Industrie-Wald?

Die Brachen der Industrie. Im Ruhrgebiet fielen im Struktur-Wandel 10.000 Hektar Industrie-Flächen brach. Was kann damit in Zukunft geschehen? Nur ein Bruchteil wird erneut zum Bauen genutzt werden. Manche Gelände sind Industrie-Denkmäler – aber sie machen nur etwa ein Tausendstel des ursprünglichen Industrie-Bestandes aus.

Die Umkehrung. In Oberhausen propagierte in den 1980er Jahren der Planungs-Dezernent Hans Otto Schulte: Aus Grau mach Grün! Das erschien zunächst wie ein Sakrileg. Er galt als »verrückt« als er eine weitere Idee draufsetzte: Eine »Öko-Kathedrale« sollte entstehen. Zu seinen »Mitverschworenen« zählten Werner Ruhnau, einige Künstler und der Niederländer Louis Le Roy. Das gedieh nicht weit – war aber eine spannende Herausforderung und Impuls.

Der Landschafts Park. Diese Umkehrung wurde von der IBA Emscher Park zur Leit-Idee für ein »neues Ruhrgebiet« gemacht. Sie legte dieser größten Struktur-Entwicklungs-Maßnahme der Welt mit ihren 120 Projekten einen Gedanken zugrunde, der genau das Gegenteil zum historischen Prozeß einer wilden Industrialisierung war: Quer durch das Gebiet soll der Emscher Landschafts Park entstehen. Er ist heute eine Erfolgs-Geschichte. Die Region wird daran noch 20 Jahre arbeiten.

Das Projekt Industrie-Wald. Die Natur bemächtigt sich der Brachen. Einst verdrängt, holt sie sich ihr Terrain zurück.

Die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park hat sich diesem Vorgang als erste produktiv gestellt. Sie machte Schluß mit der Diffamierung als »versaute Terrains« und als »Restflächen«. Sie beobachtete, was sich auf den Brachen wirklich abspielt. Und sie entwickelte einen neuen Blick darauf – und neue Bewertungen. Ein Bereich dieser Arbeit wird heute ›Projekt Industrie-Wald Ruhrgebiet‹ genannt.

Die IBA kultivierte dies durch kluge Erklärung und – wie Akupunktur eingesetzt – künstlerische Augen-Öffner, Überraschungen und Pointierungen.

Rhein-Elbe. Das spannendste dieser Terrains ist der »Industrie-Wald um Rhein-Elbe« im Süden von Gelsenkirchen an der Stadt-Grenze zu Bochum-Wattenscheid. Dieses Glanz-Stück ist der Kern dieses Buches.

Der Industrie-Wald ist heute Bestandteil des Emscher Landschafts Parks.

Das Charakteristische: Nichts hat irgendeine Ähnlichkeit mit dem ursprünglichen Primär-Wald. Alle Formen der Wildnis im Wald sind sekundäre Biotope.

Respekt vor der Natur und Zurückhaltung sind wichtiger als Engreifen und Regulieren. Aufwendige Planungen, teure Umsetzung und Unterhalt werden vermieden.

Im Industrie-Wald wird keine Forst-Wirtschaft betrieben. Die Natur hat das Sagen und regelt die Entwicklung. Förster sind hier »Ranger«. Sie arbeiten als Beschützer der spontanen, natürlichen Entwicklung.

Die Förster vermitteln dem interessierten Besucher einen Einblick, wie die Natur sich die vernutzten Industrie-Flächen wieder greift und sie erneut besiedelt. Ihr Leit-Bild ist die pflegende kleinflächige Entwicklung.

Nur aus Naturschutz-Gründen wird behutsam eingegriffen.

Fuß- und Rad-Wege werden gebaut.

Max Frisch: »Die meisten verwechseln Dabeisein mit Erleben.«

Sinne sind zum Sinnen da. Erst das Anschauen der Welt ergibt eine Welt-Anschauung. Und nicht umgekehrt. Wenn wir Werte begreifen, wandelt sich Unkultur allmählich in Kultur.

Eine besondere Geschichte des Waldes. Im Gegensatz zu den lange Zeit gewachsenen Wäldern ist der Industrie-Wald sehr jung. Er zeigt die Geschichte des Waldes in einer besonderen Weise – von unten auf verfolgbar und zudem in modernsten Zusammenhängen.

Industrie-Wald als Stadt-Wald. Die alten Städte haben ihre Umgebung nahezu überall gerodet. So liegt ihr Wald, wenn er nicht von Fürsten als Jagd-Gelände oder Park geschützt wurde, meist in einiger Entfernung.

Im Gegensatz dazu ist der Industrie-Wald ein Stadt-Wald. Er breitet sich dort aus, wo in den Vorstädten die Industrialisierung ihre großen Fabriken schuf, diese Fabriken niedergingen und auf ihren Brachen neue Natur wuchs. Dieser Typ des Waldes kann eine der wichtigsten Qualitäten der Zukunft werden.

Eisenbahn-Brachen. Ebenso wie die großen Industrien mit ihrem Zusammenbrechen Brachen hinterließen, entstanden in den einst riesigen Flächen des Güter-Transportes der Eisenbahn, der zusammenbrach, weitere umfangreiche Brachen – ebenso mitten in den Städten.

Konzepte? Noch gibt es dafür nur ansatzweise Konzepte.

Noch tut die Gesellschaft, besonders ihre Führungen, als sei nichts geschehen, übersieht weder Probleme noch Chancen, hat dafür keine vernünftige komplexe Planung.

Noch ist die Lektion der IBA Emscher Park nicht verstanden.

So ist das Industrie-Wald-Projekt Rhein-Elbe der vorgeschobenste Punkt einer vernünftigen gesellschaftlichen Entwicklung.

Probleme. In den Industrie-Brachen liegen Altlasten unterschiedlicher Art. Sie wollen differenziert erkannt sein. Ihre Beseitigung ist mit Kosten verbunden. Nicht alles muß beseitigt werden. Alte Denk-Stereotypen reichen nicht aus, um Produktives zu gestalten.

Chancen. Industrie-Brachen liegen mitten in städtischen Bereichen.

Auf ihnen ist eine große Vielfalt von Arten sowohl Pflanzen wie Tieren entstanden.

Die Flächen können vielen Bedürfnissen dienen, die im üblichen Stadt-Raum zu kurz kamen, immer noch zu kurz kommen, sich jedoch in Zukunft entfalten können.

Hier dürfen die unterschiedlichen Generationen jeweils angemessene Felder beanspruchen. Und sich im Zusammen-Spiel wechselseitig anregen.

Diese Brachen werden die Kern-Bereiche für eine durchgreifende ökologische Erneuerung der gesamten Industrie-Landschaft sein. Dies erarbeitete die IBA Emscher Park in den 1990er Jahren.

Aus ihnen entsteht in einem Prozeß, an dem noch zwei Jahrzehnte gearbeitet wird, der Emscher Landschafts Park – als eine neue Konzeption von Park, der auch kultivierte Formen der Arbeit einbezieht – also neue Arbeits-Stätten im Einklang mit besserer Umwelt.

Die Brachen sind Flächen-Reserven für neue Gewerbe-Parks, für Wohnungs-Bau, für Parks und viele städtische Projekte.

Management. Franz Rebele und Jörg Dettmar[4] haben 1996 darauf hingewiesen, daß es für diese komplexen Bereiche nicht genügt, bloß zu planen und sie dann sich selbst zu überlassen. Sie mahnen Management an: als ständige Begleitung, auch mit Eingriffs-Möglichkeiten.

So ist das Rhein-Elbe Projekt angelegt.

Der Forst begleitet es.

Er hat dafür historische Voraussetzungen. Denn kein Terrain ist seit langer Zeit so begleitet worden wie der Forst.

Davon kann die Stadt-Entwicklung lernen. Sie steckt weithin immer noch in einer Mentalität, lediglich einen Plan zu machen, aber nicht dran zu bleiben und nachhaltig zu operieren. Gefragt ist begleitend lenkendes Management.

Geschichts-Buch. Dieser Industrie-Wald läßt sich als ein grünes Geschichtsbuch lesen – und erleben.

Darin finden wir die Geschichte der Natur.

Die Geschichte des Menschen in der Natur.

Die Geschichte der menschlichen Gestaltung der Natur: Jeder Quadratmeter Natur ist vom Menschen bewegt worden.

Wir sehen die Sinnlichkeit der genießenden Menschen und die Sinnlichkeit der Objekte.

Darin gibt es keine Langeweile – denn hier finden wir eine vielschichtige Inszenierung.

Vor Augen steht ein spannender Prozeß – mit vielen und offenen Fragen: Der Verfall des Gebrauchten. – Was bleibt übrig?

So gibt es hier zunächst eine Geschichte des Schreckens.

Was tun mit dem Übriggebliebenen? – Ratlosigkeit.

Dann erkennen wir die bislang einzigartigen Anstrengungen, von Karl Ganser und Jörg Dettmar zu Herman Prigann und den Förstern Michael Börth und Oliver Balcke, den Prozeß umfunktionieren – und ihn zu kultivieren.

Die Einheit von Geschichte und Gegenwart. Wir erleben den Wald als sozialen Handlungs-Raum und als kulturelle Erfahrung – von einst und jetzt.

Der scheinbar nutzlose Wald, der bloß vor sich hinzuwachsen scheint, bietet den Stadt-Menschen der Umgebung und den Touristen ein immenses Spektrum von altem und neuem Nutzen an.

Als Wald-Wirtschaft liefert er wie einst auch heute Brenn-Material, vor allem für Holzpellet-Öfen, und Bau-Holz.

Draufgepackt weitere Ebenen: Jagd. Wandern. Spaziergang. Joggen. Sport. Mountain-Biken. Picknick. Pilze sammeln. Wahrnehmung der Natur. Ökologie. Mythologie.

Gefühle: Wald-Romantik. Tiecks »Waldeinsamkeit«. Erinnerungen an Dichtung: an Eichendorff. Assoziationen an Malerei: an Caspar David Friedrich.

Aufgespeichertes Gedächtnis: an die Kindheit und an die Voreltern. Verlust-Erfahrung – und Aufbereitung durch historisches Verständnis.

Erinnerungen an Furchtbares: In den Wäldern versteckten sich 1940/1945 Menschen vor den Bomben-Flugzeugen.

Überlegungen über die Gegenwart hinaus – an eine Dauer: »Wer pflanzt, hat nichts davon. Erst die Enkel können ernten – bei Eichen erst nach zweihundert bis dreihundert Jahren.«

Stille. Darin das plötzliche Rascheln eines Tieres. Und Vogel-Gesang.

Wir erleben einen neuen Animismus des Denkens über den Wald.

Neue Mythos entstehen – zum Beispiel im Krimi: Der Fund einer Leiche im dichten Wald.

Wald kann ein »Abenteuer-Spielplatz« der Kindheit sein.

Potential-Denken. Im neuen Nutzen von ausgebrauchten Industrie-Flächen steckt der Gedanke des Recyclings – in vielen Dimensionen. Es ist eines der Leit-Themen im Ruhrgebiet.

Noch weitergehender besteht sinnhafte Staats-Tätigkeit in Ressourcen-Politik. Diese basiert zunächst auf dem geschickten Gebrauch der vorhandenen Ressourcen. Das kann Weiternutzung und Ausbau sowie Wiederverwendung (Recycling) sein.

Im Gegensatz zur Theorie avantgardistischer Moderne in diesem Jahrhundert dürfen diese Potentiale nicht abgeräumt werden, sondern sind neu zu nutzen. Das ist nicht nur ökonomischer, sondern auch ein komplexer Erfahrungs-Speicher.

Der planungs-theoretische Begriff dafür heißt ›Potential-Denken‹.

Was ist Landschafts-Kunst im Industrie-Wald?

Abfall als Umwelt-Problem. Die Industrien schaffen nicht nur Investitions- und Konsum-Güter, sondern im Produktions-Prozeß riesige Mengen von Abfällen. Das sind Materialien, die zunächst unbrauchbar erscheinen.

Wir sehen dramatische Prozesse.

Abfälle sind erhebliche Störungen: in Luft, Wasser und Landschaft. Mit der brutalsten Rücksichtslosigkeit wurden sie zwei Jahrhunderte lang anderen vor der Haus-Tür und in die Körper abgeladen – ohne Rücksicht auf eine Fülle von Folgen, bis hin zu den Verheerungen der Wäldern.

Wirtschaftlich erschien – bis heute – nur das Interesse des einzelnen Produzenten und als Schicksal galt, was für alle anderen daraus

entstand. Erst spät entwickelte sich an diesen umfangreichen Konflikten eine Umwelt-Bewegung, ähnlich der sozialen Bewegung.

Es wird Zeit, den Begriff Wirtschaftlichkeit aus seiner ideologischen Verengung auf den einzelnen Betrieb zu befreien und ihn zu öffnen: zu Zusammenhängen, d.h. zur Wirtschaftlichkeit auch für andere.

Erst im Laufe der Zeit lernen Menschen, auch mit den Abfällen etwas Produktives anzufangen.[5]

Vom Abfall zur Kunst. Das Ruhrgebiet bietet das anschaulichste Beispiel für Abfall.

Tief unter Tage fällt beim Abbau der Kohle-Flöze auch Gestein an. Oben wurde es in der Kohlen-Wäsche der Zechen aussortiert. Wohin damit? Es sind große Massen. Die Zechen warfen sie zu Hügeln auf, zunächst nebenan, später meist in einiger Entfernung.

Im nördlichen Ruhrgebiet entstand längs der Emscher eine Kette von solchen künstlichen Halden.

Ähnliche Halden ließen die Eisen-Hütten entstehen: Schlacken-Berge.

Diese Abfall-Bereiche der Industrie liegen überall in der Landschaft – wie ein Flicken-Teppich.

Lange Zeit gewöhnten sich Zeit-Genossen wie an ein Schicksal daran oder sie empfanden sie als Störungen und Verwundungen der Landschaft.

In einer zweiten Phase versuchte der Siedlungsverband Ruhrgebiet (SVR) eine Wiedergutmachung: die Halden landschaftsgestalterisch zu kultivieren, d.h. die Störung zu minimieren.

Landschafts-Bauwerke. In der dritten Phase machte die Internationale Bauausstellung Emscher Park (IBA, 1989/1999) daraus etwas aufsehenerregend Produktives: ein Profil der Region. Sie formte Landschafts-Bauwerke und setzte darauf Kunst als Zeichen.

In einer vierten Phase steht dahin, ob diese weltweit einzigartige und wirksame Idee weitergeführt wird – oder aus Ignoranz, Kurzatmigkeit, auch falscher Sparsamkeit, versandet.

Die Brachen. Neben den Halden gibt es die Brachen.

Um 1900 kauften Industrien zu sehr niedrigen Preisen viel Grund und Boden auf – als Reserve-Flächen für prognostizierte Erweiterungen. Aber die Prognosen erfüllten sich selten. Der größte Teil dieser Flächen blieb unbenutzt. Und als die Montan-Industrie zusammenbricht, hinterläßt sie noch größere riesige Flächen als Brachen.

Weil nur wenig neue Industrien hinzu kommen und fast keine davon eine so weite Ausdehnung wie die älteren benötigt, wird nur ein Teil der Brachen erneut besiedelt – die meisten bleiben bei realistischer Voraus-Sicht ungenutzt.

Spekulation. Die Besitzer hoffen jedoch, sie verkaufen zu können – aber dies gelingt ihnen nur in geringem Umfang. So ist der Gedanke irrational, aus diesen Brachen noch einmal ein riesiges Geschäft machen zu können.

Andererseits weisen viele Städte immer noch – unter dem Druck von Interessenten einer Grundeigentümer-Mentalität des 19. Jahrhunderts – in den wertvollen Resten der Landschaft neue Bau-Gelände aus – statt vernünftig die Brachen zu nutzen.

So widerstreiten in der Region zwei Konzepte – ungereimt, überholt, gespenstisch – kurz: unrealistisch.

Land Art auf Rhein-Elbe. Zum letzten Mal wird 1929 auf Rheinelbe Stein-Kohle gefördert. Dann entsteht hier eine große Müll-Kippe. Heute wächst auf der Industrie-Brache eine faszinierende Erlebnis-Landschaft heran: ein Wald-Park.

In den Industrie-Wald fügte der Landschafts-Künstler Herman Prigann ungewöhnliche Bauwerke und Objekte ein. Der Umwelt-Künstler, der sich seit den 1980er Jahren mit Industrie-Brachen als »vergessenen Landschaften« beschäftigt, fertigt aus Abbruch-Material Stein-Schichtungen, Stelen und Türme. Sie halten Erinnerungen an die industrielle Vergangenheit des Ortes wach – auch als eine Inszenierung mit unterschiedlichen »Setzungen« – bis zu einem spektakulären Höhe-Punkt, der Himmels-Treppe hoch zum Spiral-Berg mit einer geheimnisvollen Figur.

Herman Prigann führt durch das Gelände Rhein-Elbe und den Skulpturen-Wald

Das Projekt. Förster Michael Börth: Herzlich willkommen auf Rhein-Elbe – auf einer der spannendsten Flächen, die die Landes-Forst-Verwaltung in Nordrhein-Westfalen bietet.

Wir haben die heutige Veranstaltung[1] eingebettet in eine bundesweite Veranstaltung: »Wald im Dialog«.

Sie läuft unter dem Motto »Wald und Kultur – Kulturwald«. Das wollen wir im Projekt »Industrie-Wald Ruhrgebiet« auf Rhein-Elbe umsetzen.

Ich bin Dezernent im Forstamt Recklinghausen und Geschäftsführer des Projektes »Industrie-Wald Ruhrgebiet«.

Was ist das?

In Kooperation mit der Landesentwicklungsgesellschaft Nordrhein-Westfalen stellte sich die Landes-Forstverwaltung die Aufgabe, frei liegende Industrie-Brachen im Ruhrgebiet aufzufangen und als Projekt zu betreuen. Das Projekt »Industrie-Wald« ist sehr jung.

Der Hintergrund: Auf den Industrie-Brachen entwickelt sich Wald – junger Sukzessions-Wald aus Birken, Salweiden und Erlen: der Industrie-Wald.

Da sagte man: Keine Institution könnte besser die Zuständigkeit übernehmen als die Forst-Leute und die Landesforstverwaltung.

Das Projekt entstand im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Nach einer Test-Phase von sechs Jahren wird es dauerhaft der Landesforstverwaltung Nordrhein-Westfalen übertragen – unter dem Titel »Industriewald Ruhrgebiet«.

Beschlußfassendes Gremium ist der Sachverständigenrat.

Seine Mitglieder stammen aus Wissenschaft, Verwaltung und Politik.

Das Projekt soll weitere Industrie-Brachen des Emscher Landschaftsparks auffangen.

Wald wandert in den Ballungs-Raum ein. Ihm folgen auch die Förster.

Hier auf der Forststation Rhein-Elbe lebt und arbeitet als ›Revierförster des Industrie-Waldes‹ Oliver Balke. Gemeinsam mit seinen beiden Forstwirtschaftsmeistern betreut er die Flächen, sorgt für Verkehrs-Sicherheit, macht Führungen und Exkursionen – übt also eine Art Ranger-Funktion aus. Im Rahmen der Öffentlichkeits-Arbeit ist er auch in der Umwelt-Pädagogik tätig zu sein und führt auf diesen Flächen viele Menschen.

Ich habe als Projekt-Leiter die Aufgabe, zu akquirieren, interessante und interessierte Köpfe zusammenzusetzen, neue Ideen zu entwickeln und das Projekt aus übergeordneter Sicht zu leiten.

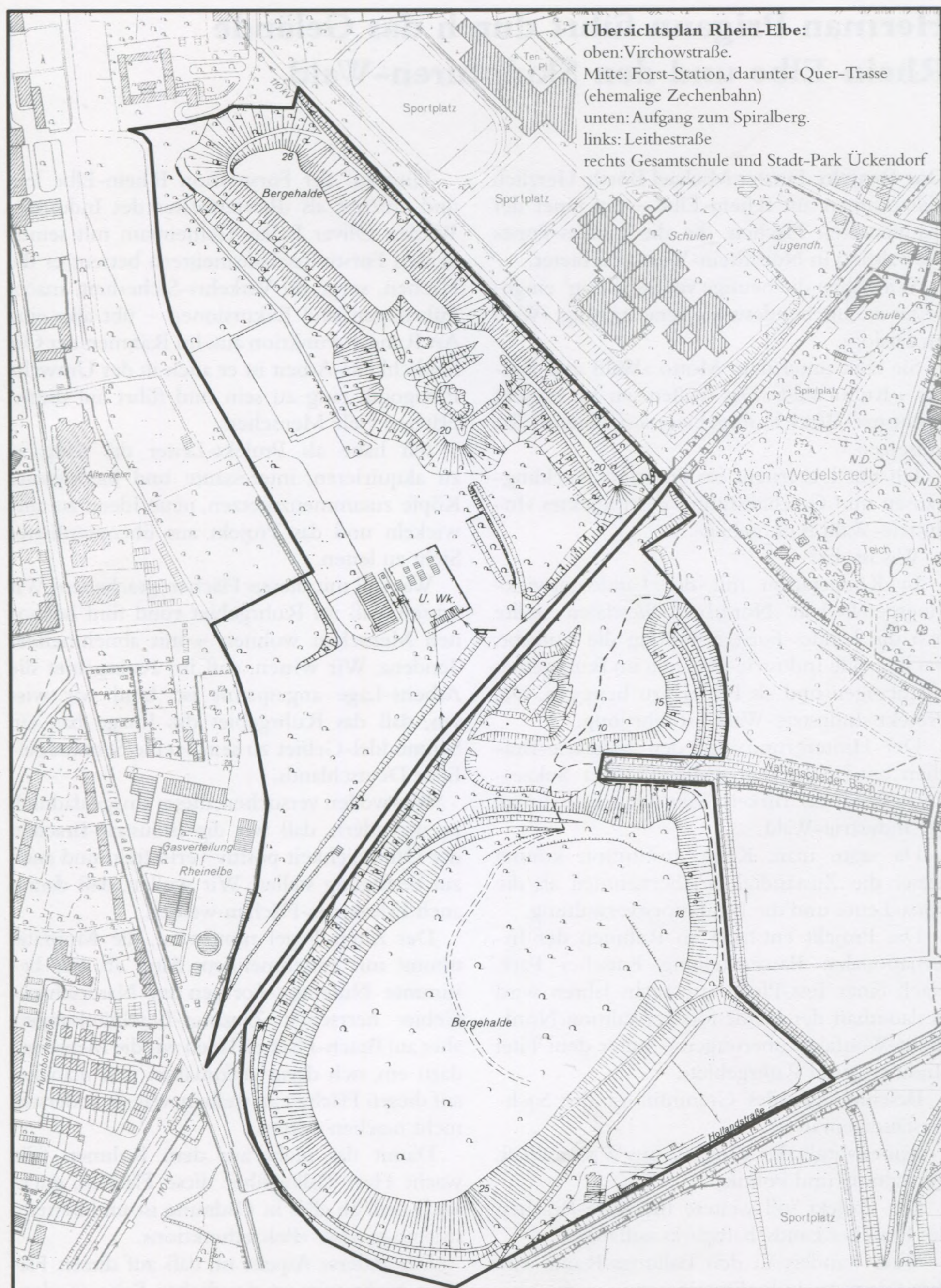
Was soll mit diesen Flächen geschehen? Wir wissen, daß im Ruhrgebiet rund fünf Millionen Menschen wohnen – mit abnehmender Tendenz. Wir wissen, daß im Ruhrgebiet die Arbeits-Lage angespannt ist. Und wir wissen, daß das Ruhrgebiet das Image hat, ein Schmuddel-Gebiet zu sein – eine Schmuddel-Ecke Deutschlands.

Wir wollen versuchen, dieses Image dadurch zu verändern, daß wir die Industrie-Brachen der Öffentlichkeit positiv vermitteln und auch zur Verfügung stellen. Wir wollen, daß daraus auch Erholungs-Flächen werden.

Der Alters-Pegel nimmt zu, die Mobilität nimmt mit zunehmendem Alter ab. Für bestimmte Nutzungs-Formen im Naturschutz-Gebiet herrschen Zugangs-Beschränkungen, aber auf Brach-Flächen laden wir die Menschen dazu ein, sich darin aufzuhalten und manches auf diesen Flächen zu treiben, was sie anderswo nicht machen dürfen.

Damit das nicht aus dem Rahmen fällt, wacht Herr Balke über diese Flächen, guckt auch mal, ob alles in Ordnung ist und betreibt so eine gewisse »Polizeifunktion«.

Ein anderer Aspekt ist, daß auf diesen Flächen nicht nur aus forstlicher Seite sondern



Übersichtsplan Rhein-Elbe:
oben: Virchowstraße.
Mitte: Forst-Station, darunter Quer-Trasse (ehemalige Zechenbahn)
unten: Aufgang zum Spiralberg.
links: Leithestraße
rechts Gesamtschule und Stadt-Park Ückendorf

auch von künstlerischer Seite Antworten gegeben werden.

Dafür haben wir Herman Prigann gewonnen. Ich weiß nicht, ob ich ihm Unrecht tue, wenn ich ihn zum Landschafts-Künstler verenge. Sie, lieber Herman Prigann, sind ein Allround-Genie. In unserem Kontext sind Sie Landschafts-Künstler. Herman Prigann sieht die Entwicklung auf diesen Flächen in seiner künstlerischen Art – und gibt künstlerische Antworten auf diese wilde Entwicklung.

Ich gebe jetzt die Führung des Tages an Herrn Prigann.

Herman Prigann [HP]: Ich sage ein paar Daten zu Rhein-Elbe.

Rhein-Elbe gehört zu den frühen Zechen-Erschließungen. Die Abteufe geschah hier in den 1950er Jahren des 19. Jahrhunderts. Rhein-Elbe ist das Stamm-Haus der Gelsenkirchener Bergbau AG – des Kirdorf-Imperiums. Der Generaldirektor, der alte Kirdorf, besaß unweit von hier eine Villa. Rhein-Elbe hatte eine Entwicklung bis in die 1950er und 1960er Jahre.

Und dann? Feierabend. Die Schornsteine und die Kühl-Anlagen der Kokerei wurden abgerissen.

1990 kam ein großer Einschnitt im Ruhrgebiet: mit dem Beginn der IBA – unter der Direktive von Karl Ganser. Ich möchte diesen Mann und die Aktivitäten der IBA nennen, weil seine unglaubliche Tat- und Willens-Kraft eine positive Mobilität in die Veränderung des Ruhrgebiets brachte. Ohne sie ständen wir nicht hier.

Ich kann mich noch erinnern: 1994 lud er mich ein, in Rhein-Elbe meinen Kopf mit reinzustecken. Damals saßen wir da drüben in der IBA-Zentrale. Es ging um die sogenannten Rest-Flächen. Niemand wollte sie mehr haben. Keiner wagte es, zu investieren. Dort herrschten Kontaminationen [Boden-Vergiftungen] – und damit verboten sich Investitionen. Da stand ein großes Problem im Raum.

Der Forst-Chef Kleinhans aus Recklinghausen saß neben mir und meinte: Hier wächst der wilde Wald – und wir haben sehr viel junge Förster, die keine Reviere haben.

Aus diesem Gespräch entwickelte sich die Idee, mit diesen Rest-Flächen umzugehen.

Karl Ganser sagte mir: Egal, was du da machst, ich will dir nichts erzählen, du kannst dir auch eine Bank reinstellen und bis zum IBA-Ende meditieren, – aber am Ende soll irgendetwas passieren!

Der Bildhauer Rückriem hat neben Zollverein in Essen ein paar große Steine reingesetzt. Das ist eine formale Antwort. Von dir erwarte ich, weil ich deine Arbeit kenne, etwas ganz anderes.

Ich habe mir dann meine Zeit gelassen, hier herumzulaufen, das Gelände zu betrachten und es zu verinnerlichen.

Sie können sich das heute nicht mehr vorstellen. Vorn waren die großen Flächen freigehalten, – ansonsten Müll ohne Ende. Wilde Mülldeponien.

Die Frage war: Wie kann man im Bewußtsein der Menschen einen Un-Ort zu einem Ort verwandeln, wo sie gerne hingehen – in einen Ort, der wieder Wertschätzung bekommt.

Ich habe mich verwegen darauf verlassen, daß in jedem von uns – unabhängig von seiner Bildung – ein Wunsch nach Erlebnis von Schönheit vorhanden ist.

Was kann Natur-Schönheit sein – in so einem Gelände? Wenn man nur den Müll weggemacht hätte, wäre schnell wieder neuer gekommen.

Ich hab dann mit folgendem Konzept geantwortet: Im Ruhrgebiet gibt es einige durch die IBA hergestellte Orte wie Zeche Zollverein in Essen, die Jahrhunderthalle in Bochum, der Gasometer in Oberhausen. Dort wurde Industrie-Architektur in vorbildlicher Weise erhalten und neu genutzt. Aber auf diesen Flächen Rhein-Elbe gab es nichts mehr, was erhaltenswert gewesen wäre.

Hier war alles abgeräumt.

Und so überlegte ich mir: Wie wäre es, wenn ich mit der Archäologie des Ruhrgebiets beginne? Also Fundament-Blöcke von anderen Zechen hierher hole und »ästhetische Setzungen« mache, – wie ich so etwas nenne.

Wir können auch spöttisch sagen: Der Künstler recycelt Abfall-Material der Industrie-

Brachen und inszeniert es neu – in Anspielung auf die Ästhetik der Ruine, die immer sehr viel Erinnerungen und Fantasien hervorrief.

Meine Annahme war, daß wenigstens ein Teil der Leute, die hierher kommen, an diesen Fundamenten und Rest-Stücken reflektieren und neugierig werden.

Das hängt auch mit einem weiteren Gedanken zusammen: Wie schafft man beim Verschwinden der Stahl- und Kohle-Industrie eine Erinnerungs-Identität? Noch leben ja viele Menschen, die hier in Stahl und Kohle gearbeitet haben.

Die Rechnung ist aufgegangen. Die Menschen in Rhein-Elbe nannten dieses Terrain hier Skulpturen-Wald.

Ich hab es nicht so genannt. Für mich ist das eines der archäologischen Felder, die ich im Ruhrgebiet gemacht habe – ähnlich wie das »Große Steinfeld« um die Halle Mont-Cenis in Herne oder die »Wasserstände« im ehemaligen Wasserwerk Sickingmühle in Marl-Hüls [Wasserwerksweg].

Es ist ein Prinzip meiner Arbeit: In Industrie-Brachen mit Resten der Architektur Inszenierungen zu machen. Sie bilden in der Natur einen Kontrast, aber auch Erinnerungs-Orte.

Die Wanderung. HP: Ich schlage vor: Wir gehen zur Süd-Halde hoch. Von dort hat man von oben, vom Spiral-Berg, einen Überblick über das Gelände.

Eine Bitte an Sie alle: Unterbrechen Sie mich und stellen Sie Fragen!

Die Entstehungs-Geschichte. HP: Gehen wir in diese Richtung!

Im Spätherbst 2003 lud mich die Sachverständigen-Kommission, die während der IBA-Zeit für die Fragen der Rest-Flächen gebildet wurde, ein und fragte mich, ob ich bereit wäre, mein Konzept, das ich für diese Flächen entwickelte, zuende zu führen.

Ich mußte es im Jahr 2000 abbrechen – aus zwei Gründen. Einmal war die IBA als zentrale Anlauf-Stelle für solche Dinge nicht mehr existent. Und damit fehlten auch die Fonds und die Mittel.

Zum Zweiten waren hier auf Rhein-Elbe die Besitz-Verhältnisse während der IBA-Zeit absolut unklar. Man wußte nicht genau: In welche Richtung wird der Zug abfahren? Wer wird hier die Flächen verantwortlich übernehmen?

Die Südhalde, wo wir jetzt hingehen, stand bis Oktober 2003 noch unter dem staatlichen Bergrecht.

Den Spiralberg habe ich nicht mit der IBA realisiert, sondern direkt mit der Ruhrkohle AG.

Auf der gesamten Fläche Rhein-Elbe gab es eine Spiel-Regel: Ich bekam einen Status – es wäre zu wünschen, daß ich ihn in allen Kommunen hätte. Er besagte: Der Künstler hatte die ästhetische Oberhoheit auf dem Gelände. Wenn hier etwas gemacht wurde, war klar, daß man mich einschaltete. Damit sollte eine Gesamtkonzeption zustande kommen.

Roland Günter [RG]: Du bist also etwas wie ein Regional-Künstler gewesen.

HP: Ja. Karl Ganser sagte damals: Ich geb dir dieses Gebiet wie ein Lehen im Mittelalter. Mach etwas damit!

Die Wildnis. HP: Wir machen einen Abstecher in die Wildnis. Damit Sie ein Gefühl dafür bekommen, wie urwaldartig es hier wuchert.

Die Spannung zwischen Natur und Industrie ist unglaublich. Wenn man horcht, hört man das Umspann-Werk. Wir haben also High tech direkt vor der Nase.

Die Robinie, die hier abgestürzt ist, darf abgestürzt sein – der Forst läßt sie liegen.

Hier befinden wir uns in einem Stück westfälischen Urwalds – so, wie die Wälder einmal waren, als sie sich frei entfaltet haben.

Der Damm, auf dem wir stehen, war angelegt, um auf der Halde Gestein schütten zu können – er ist ein Stück Industrie-Geschichte.

Das heißt: Die Topografie im Gelände, die jetzt so verwildert und verwittert erscheint, hatte in der Vergangenheit immer Funktionen. Sie wurde nicht aus ästhetischen Gründen der Landschafts-Gestaltung angelegt, sondern hier fuhren zum Beispiel Förder-Wagen. Am Fuß der Halde wurden sie abgekippt.

Archäologische Reste. HP: In diesem Gelände finden Sie hier Reste und da Reste,

meist Steine und kleine Mäuerchen. Und hier laufen Sie auf einem Trampelpfad. Dann gibt es andere Bereiche, in denen ab einem bestimmten Punkt die Brombeere die Herrschaft ergriffen hat.

Die Pyramide. HP: Rhein-Elbe hatte nur eine gefährliche Deponie von Giften. Sie stammte von der Kokerei.

Als wir anfingen, das Gelände zu eruieren unter dem Aspekt der Rekultivierung und der erneuten Inanspruchnahme durch Menschen, fanden wir die Deponie bei der Forst-Station.

Da liegt rechter Hand – heute schon von Büschen überwachsen – eine Pyramiden-Form. Das Frei-Gelände davor war ein großes Bassin – mit Brüchen, oben geschlossen mit Beton-Deckeln, – aber alles morbid. Darin steckten die Schlämme der Kokerei. Eine unglaubliche Melange – übelster Art.

Man hat sich damals entschlossen, dieses Zeug zu entsorgen, indem man nebenan eine tiefe Grube machte. Mit einer Technik, in der viele verschiedene Folien übereinander gelegt wurden. In diese großen Plastik-Tüte wurde der giftige Schlamm verpackt und verschweißt. Darüber legte man eine Erd-Abdeckung an – als eine Pyramide.

Die Gestalt. HP: Jörg Dettmar, der Vorgänger von Michael Börth, war zuständig für die ökologischen Entwicklungen auf den sogenannten Rest-Flächen. Er fragte, ob ich etwas dagegen hätte, in Form einer Pyramide zu bauen. Ich sagte: Wunderbar! – Nur war ich nicht einverstanden mit dem Stahl-Gitter, das draufgesetzt wurde.

Ich hätte die Pyramide anders gebaut: in Stufen-Form jede Menge Beton-Blocks übereinander geschichtet, so daß eine Stufen-Pyramide entstanden wäre, die betretbar ist, aber wo nie etwas wächst. Dann ist sie immer ein Stück Architektur. Eine Tafel soll Auskunft geben, wieviel Tonnen Material hier verbunkert sind.

Eine Pyramide hat eine Symbolik. Ich hätte es gern gehabt, daß sie nie zuwächst. Daß sie sehr kühl klar macht: Hier ist noch immer Industrie. Aber jetzt verwildert es über die Form hinweg. Das sieht angenehm aus. Niemand kommt darauf, daß dort etwas liegt, – das betone ich – was eine Zeit-Bombe ist. Denn wir haben keine Ahnung, wie lange diese Folien halten. Das weiß niemand.

Was tut die Zeit? HP: Ich halte für mich bis heute die Frage für ungeklärt: War es eine ideale Lösung – nicht nur hier, sondern generell –, sich auf Plastik zu verlassen?

Die Niederländer haben ganze Kanäle angelegt – mit Plastik. Es schien sicher, daß die Witterung die Plastik nicht frißt. Aber sie wußten nicht, daß es Erd-Würmer gibt, – nicht Regenwürmer, sondern andere, die genau auf diese Plastik-Folie ansprechen und sie durchlöchern wie nichts. Das sind Überraschungs-Momente. Wir kennen die Prozesse nicht als Ganzes.

Walter Neumeier: Ich habe noch eine Frage zu den Würmern?

HP: Ich hab dazu einiges gelesen. Die Würmer nagen sich durch die Folie. Die Folien werden aus Erdöl hergestellt – und die Würmer stehen auf diese Fette und absorbieren sie.

Janne Günter [JG]: Und wenn sie den ganzen Dreck auffressen und umwandeln, dann haben wir eine Metamorphose …

Die verschwundene Eisenbahn. HP: Kehren wir zum Punkt oberhalb des Treppchens zurück. Hier lief früher die Trasse der Eisenbahn durch, die Rhein-Elbe mit Alma, der nächsten Zeche, verband.

Auf dieser Trasse wurden in der IBA-Zeit die Schienen abgebaut und dieser breite Wander- und Fahrrad-Weg angelegt. Er führt durch den ganzen Emscher-Landschaftspark.

Es war ein Grund-Konzept der IBA, die Grün-Züge im Ruhrgebiet miteinander zu verbinden. Wie wir hier sehen, findet dies regen Zuspruch. Immer wenn ich hier bin, ist etwas los: Die Leute radeln, wandern, joggen. Der Weg ist voll angenommen.

Die frühe alte Halde. HP: Wir überschreiten die ehemalige Trasse und gehen auf das Gebiet der Süd-Halde.

Zur Geschichte, wie das Terrain hier einmal gegliedert war: Im Gebiet auf dieser Seite der Eisenbahn-Trasse stand kein einziges Gebäude. Die Funktions-Gebäude lagen auf der anderen Seite. Hier breitete sich die Fläche aus, auf der

man das Stein-Material – der Bergmann nennt es Berge –, das mit der Kohle von Untertage kam und oben getrennt wurde, aufschüttete: zu einem Hügel – einer Halde. Dieser lange Prozeß begann in der vorigen Jahrhundert-Wende, also um 1900.

Die letzte Aktion an der Halde geschah 2.000: Da wurde der Spiral-Berg geschüttet – genauer: neu geschüttet. Denn die ursprüngliche Schüttung war am Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre beendet – als Rhein-Elbe geschlossen wurde. Dann kippten andere Zechen weiteres Material an.

Ansichten vom Wald. JP: Der Weg führt uns zu wahrlich romantischen Ansichten vom Wald.

JG: Ich wundere mich, wie schnell die Natur-Prozesse die industriellen Prozesse wieder überdecken!

Förster Oliver Balke [OB]: Wer mit offenen Augen und Ohren hier durchgeht, sieht und hört mitten im Ruhrgebiet wieder Vogel-Arten, die eigentlich im Wald zu Hause sind.

Eben habe ich einen Eichelhäher gehört.

Ein Fitislaubsänger hat auf dem Durchzug jetzt im Herbst noch einmal begonnen zu singen – in einer abfallenden Ton-Folge, nicht so differenziert wie bei der Amsel. Das machen diese Vögel gern, weil die Tage im Herbst genau so lang sind wie im Frühjahr und dann meinen diese Vögel, sie müßten wieder mit ihrem Revier-Gesang beginnen. Aber sie werden dann durch die immer kürzer werdenden Tage so überrollt, daß sie sich zur Flucht in den Süden aufmachen.

Die Schlucht. HP: Hier hat soeben jemand richtig bemerkt: Jetzt müßte ein Bach oder Fluß kommen. Er kommt auch. Er existiert. Wir stehen jetzt auf ihm drauf. Ähnlich wie bei der Emscher ist der Bach nur noch ein Kanal. Er verschwindet hier unten.

Heute kommen wir auch in eine weitere Schlucht, die noch dunkler und geheimnisvoller ist – und dort steht ein Lüftungs-Schacht.

Wenn man da reinhören könnte! Der Fluß verschwindet in Gelsenkirchen in der Kanalisation und kommt nicht wieder raus, soweit ich weiß. [Tatsächlich läuft er unter dem Zechengelände durch und kommt beim Halfmannshof zutage.]

Zu IBA-Zeiten hatte ich immer mal die Idee, hier oben einen Schacht anzustechen, so daß man sich dort wie an einen Brunnen lagern kann, wie mit einem Hör-Rohr hineinhorchen und den Fluß im Berg hört. Aber aus Sicherheits-Gründen wurde das nicht realisiert.

Dieses Wasser hier ist Abwasser-Wasser. In der IBA-Zeit gehörte zu den großen Themen der Wunsch, das Gewässer-System der ganzen Emscher so umzugestalten, daß es naturnah arbeitet und wirkt.

Das ist letztlich daran gescheitert, daß man nicht den Mut hatte, das Drei-Teiche-System durchzusetzen: Auf kommunaler Ebene überall die Abwässer abzufangen, zu reinigen und den Flüssen und Bächen zukommen zu lassen. Man ist bei dem alten Prinzip geblieben. Es geht nach wie vor so im Ruhrgebiet: Das ganze Gewässer-System läuft zum Hauptklärwerk der Emscher. Dadurch haben wir weiterhin das Handicap, daß das hier kein lebendiges Wasser ist.

Die Süd-Halde. HP: Wir stehen auf der Süd-Halde.

Da drüben im Osten liegt kein Bergbau-Gebiet, sondern das sind landwirtschaftliche Flächen. Und es gibt einen Park, im englischen Stil.

Als man die Halden errichtete, wurden an ihrem Fuß Gräben angelegt, um das Sicker-Wasser aus den Halden abzufangen. Das ist deshalb wichtig, weil dieses Wasser zum Teil viel Pyrit hat. Pyrit ist Schwefelkies, daraus löst sich Schwefel. Das ist nicht gerade zuträglich für die Vegetation. Pyrit nennt man auch Katzen-Gold – es liegt oft mitten in der Stein-Kohle.

Aber auch in diesen Gräben gibt es Pflanzen, die in der Lage sind, sie als ihr Refugium anzunehmen.

Gavionen-Wände. HP: Eine Überraschung: Du kommst um die Ecke und hast Gavionen-Wände vor Dir – als eine sehr klare, organisierte Form von Architektur-Landschaft.

Was sind Gavionen-Wände? Man hat sie errichtet, weil man verhindern wollte, das halbe

landwirtschaftliche Feld vor uns anzuschütten, um den richtigen Schütt-Winkel für die Halden zu gewinnen. Stattdessen hat man diese Gavionen-Wände angelegt: Sie verkürzen den Schütt-Winkel in zwei oder drei Stufen.

Diese besonderen Wände sind im Flachland die größten, die wir kennen. Normalerweise trifft man sie in den Alpen: an Straßen, um Hänge zu sichern.

Sie bestehen aus einer Art Draht-Gefäßen, in die Schotter geschüttet wurde. Das Netz der Drähte hält den Schotter zusammen.

Das Wasser, das ja Mauern wegdrücken kann, geht durch diese Art Wand hindurch.

RG: Und wie lange hält der Draht?

HP: Das ist eine gute Frage. Darauf warte ich auch schon. Diese Wand war für mich immer eine gespenstische Sache.

RG: Die Anlage ist sehr spannend. Und dann kommt noch die große Hochspannungs-Leitung hinzu.

HP: Ein starkes Bild. – Wenn der Stahl durchrostet, rieselt das Ganze weg.

RG: Karl Ganser hat bei größeren Zeit-Räumen manchmal gesagt: Dann lebe ich nicht mehr.

Josef Kopp: Das ist aber kein nachhaltiges Denken!

RG: Aber viele Leute reißen sofort ab. Und dann haben wir gar nichts davon. Diese »Fortfort-Mentalität« ist im Ruhrgebiet sehr verbreitet.

HP: In einer langen Zeit setzt sich das Geschüttete hier. Diese Setzung bringt mit sich, daß die Sicherheit des Hanges auch dann noch gewährleistet ist, wenn er steil ist.

Und wenn das mal zerbröselt, dann läuft in 100 Jahren der Schotter nach vorn bis in diesen Graben. Es regelt sich dann von allein.

Außerdem: Der Wald macht da keinen Halt. Er adaptiert auch diese Flächen Zug um Zug. Und dadurch kommt noch mehr Standfestigkeit in die Böschung. Insofern ist diese Gavionen-Wand eine Zwischenlösung, um hier nicht noch mehr Land überdecken zu müssen.

Die brennende Halde. Es gab einen zweiten Grund für diese gewaltige Wand: Es ging um das Ersticken des Feuers. Denn diese Halde hat im Innern mächtig gebrannt – mit 800 Grad.

Warum? Was brennt stammt aus dem 19. Jahrhundert. Solche uralten Halden hatten einen hohen Anteil an Kohle, der mit der damaligen Technik nicht ausgesiebt werden konnte. Der Kohle-Anteil war so gewaltig, daß in der schlechten Zeit nach 1945 viele Leute auf diesen Halden nach Kohle suchten und noch mal Bergmann spielten.

Schon Anfang des 20. Jahrhunderts und verstärkt mit entwickelten Kohle-Waschanlagen in den 1950er/1960er Jahren konnte man das Berge-Material von der Kohle gänzlich trennen.

Man muß sich vorstellen, was sich im Inneren einer solchen uralten Halde abspielte: Kohle und Berge sind beisammen, dann kommt Luft herein, weil Berge Luft durchlassen. Die Kohle stand so unter Druck, daß irgendwann mit dem Sauerstoff der Luft eine Selbstentzündung stattfindet. Dadurch kokelt die Halde vor sich hin.

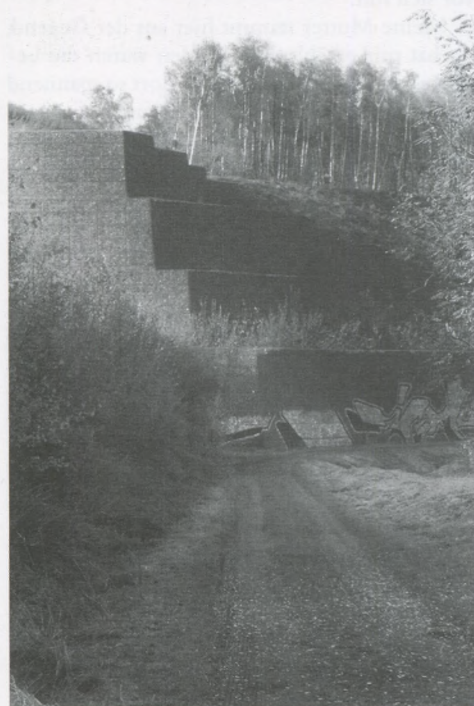
Meine Mutter stammt hier aus der Gegend, sie hat mir erzählt: Die Halden waren die beliebtesten Spiel-Plätze, weil es dort so spannend war. Die Kinder haben sich immer auf einem Vulkan gefühlt. Und niemand hat sie gehindert, darauf herum zu rutschen – mit Brat-Pfannen als Schlitten.

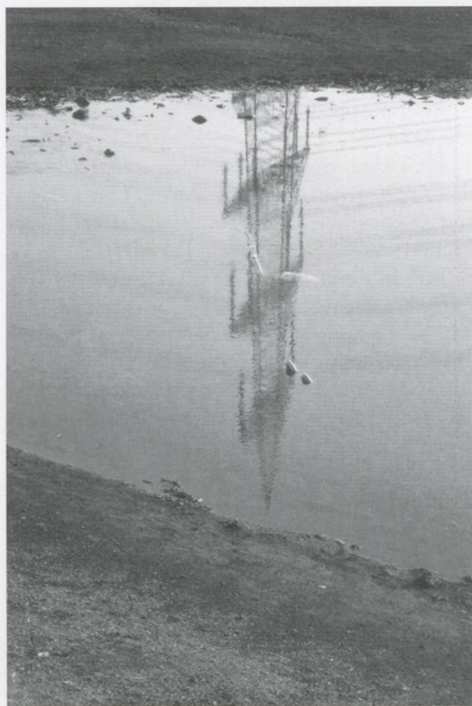
Heute sieht das anders aus. Man läßt die nackte Halde nicht mehr zu. Sie muß mit Mutter-Boden überdeckt werden. Das ist ein riesiger Aufwand. Der Hang, der dort mit Sanddorn bepflanzt wurde, ist neu geschüttet. Ich kann mich noch an die Zeit erinnern, als auf seiner Fläche sich ein Acker ausbreitete. Eine Umwelt-Vorschrift bestimmt, daß der Hang bepflanzt werden muß.

Man kann die Halde kokeln lassen. Das Feuer hört irgendwann von allein auf – dann ist Ruhe.

Die Dämpfe sind giftig, aber die Abgase der Autos, allein in Gelsenkirchen, bringen ein Vielfaches mehr an Luft-Vergiftung.

An einigen Stellen kokelten hier aus der Erde Ammoniak-Dünste – da wuchs ringsum eine Pflanze, die man sonst hier jetzt nicht















mehr hat. Das war der Stechapfel – der mochte das. Das fand ich irgendwie passend.

RG: Ist denn die Halde jetzt still?

HP: Nein, es kokelt noch. Aber der Herd des Feuers hat jetzt etwa 400 bis 500 °C – ein Zeichen daß er allmählich erlischt. Das geht nicht so schnell. Die Abdeckung war im Jahr 2000 fertig gestellt: Sie erstickt das Feuer langsam.

Wir werden später an einem anderen alten Teil der Halde sehen, wie es aussieht, wenn eine Halde brennen konnte und wie dann durch das Absacken der Halde plötzlich durchgebrannte Schichten sichtbar werden – rostrot.

Man kann an der Vegetation erkennen, daß diese Basis für die Pflanzen offensichtlich ein sehr verträglicher Untergrund ist. Da wächst alles drauf.

RG: Es ist erstaunlich, wie die Natur arbeitet.

Die Nacht-Jäger. Förster Balke: Übrigens gibt es hier auch Nachtschatten-Gewächse – das sind die Sprayer, die die Wand mit Gesprühtem überzogen haben.

JG: Nicht schlecht in dieser Einfarbigkeit – dieses Silber-Grau.

Balke: Ich finde es auch nicht schlimm.

RG: Hier hat es mal einen Sinn.

Balke: Und es ist eine Form der Selbst-Aneignung, die kreativ ist.

RG: Eine private-public-Partnerschaft.

Balke: Hier sehen Sie, daß der Efeu, eine klassische Kletter-Rankpflanze, jetzt die Wand erobert.

Die Sprayer haben wir nicht erwischt. Sie kommen in der tiefen Nacht.

RG: Gibt es ein Wort dafür aus der Tier-Welt?

Balke: Nachtaktive Tiere. Nachtjäger.

HP: Die Sprayer wollen Wirkung erzeugen. Sie sprühen an Flächen, wo die Leute hingucken. Es hat eine Symbol-Wirkung. Es ist eine Aussage. Es ist nicht einfach freischaffende Kunst. Oft sind es verschlüsselte Initialen. Am Stil und an den verschlüsselten Buchstaben sind die Urheber erkennbar – in der Szene kennen sie sich genau. Zum Teil haben sie auch Künstler-Namen. Das Sprayen ist eine eigene Form von Kultur. Es wurde übernommen – aus den Vereinigten Staaten.

Der Vogel-Zug. Förster Michael Börth: Der Sanddorn ist eine Strauch-Art, die wir in Deutschland überwiegend an den Küsten fin-



den. Ursprünglich stammt er aus dem Hochgebirge. Er braucht Sand-Boden. Außerdem kommt er – im Gegensatz zu anderen Gehölz-Arten – mit bestimmten Salz-Gehalten im Boden klar. Daher wachsen die Sträucher hier gut: Fast haben sie schon baumartigen Charakter. Wir freuen uns daran. Und die Vögel auch.

Dieses Gelände ist ein Tritt-Stein auf dem Weg des Vogel-Zuges. Durchziehende Vögel suchen gern früchtetragende Sträucher auf, um noch einmal ihren Nährstoff-Gehalt aufzufrischen. Dann ziehen sie weiter – in Richtung Süden.

Für die Menschen ist Sanddorn wichtig wegen des hohen Vitamin C-Gehalts.

Die ganze Fläche ist im Jahr 2000 damit bepflanzt worden.

JG: Die Blätter des Sanddorn wechseln ständig die Farbe. Von Grün nach Silber. Das ist der Ölbaum-Effekt.

Die Schräge mit den Pappeln ist auch 1998/1999 gepflanzt worden. Pappeln wachsen unglaublich schnell hoch.

Das Fundament des Spiral-Berges. Wir stehen am Fuß des Spiral-Bergs. Das Konzept habe ich 1997 entwickelt. Bis es stand, hat es lange gedauert. Man mußte erst die umfangreiche Arbeit machen, die brennende Halde abzudecken, um den Brand zu ersticken.

Dabei entstand ein Plateau.

Auf ihm begannen 1999 die Erd-Arbeiten für den Spiralberg.

Die Bau-Weise. Die DSK (Deutsche Steinkohle) nahm von Anfang an die Idee des Spiral-Berges positiv auf. Der Grund dafür war die Sandwich-Bauweise. Die DSK erhielt durch die künstlerische Intention die Möglichkeit, Bau-Schutt Z 1 (Fachausdruck der Deponisten) auf ihrem Gelände abzukippen. Sie konnten offiziell eine Deponie eröffnen.

In diesem Augenblick ist man als Künstler herzlichst willkommen.

Diese Unterfütterung mit Bau-Schutt mußte gemacht werden, weil Berge-Material allein nicht genügend Stand-Sicherheit hat, um so einen Hügel zu bauen. Denn Berge-Material von Untertage ist es nicht gewohnt, Sonne und Regen abzubekommen – dann erodiert er.

Es sieht alles aus wie Berge-Material, weil die Haut, die oberen zwei Meter, Berge sind. Auf dem ganzen Hochplateau und auf der Spiralberg.

Aber der Hügel selbst ist mit Z 1-Material und Bergen aufgebaut worden. Das hat nebenbei den Effekt, daß die kalkhaltigen Schichten eine Absorptions-Funktion haben gegenüber dem schwefligen Wasser, das aus dem Bergschiefer kommt.

Ich hatte vorgeschlagen, das generell so zu machen – auch an den Hängen, wo wir heute den nach wie vor hoch-pyrithaltigen Abfluß haben. Aber dem ist man nicht gefolgt.

Man hätte das Experiment machen können, um zu sehen, inwieweit diese für die Natur schädlichen Auswaschungen neutralisiert werden können.

Zuwachsen lassen? Förster Balke: Wenn man um die Ecke kommt, kann man vom Spiralberg jetzt die Himmels-Treppe sehen und wird verführt, dorthin zu gehen.

In den nächsten zehn Jahren wird hier einiges hochgewachsen sein und diesen Blick verstellen.

HP widerspricht: Das nehme ich nicht an. Denn der Sanddorn wird doch nicht mehr viel größer. Und dazwischen haben wir noch Salweiden und einige Birken stehen.

Franz Schneider: Freischneiden?

HP: Nein. Das ist ein immer wieder auftauchendes Thema auch in meinem Kopf. Soll man Sicht-Achsen, die man hat, erhalten oder soll man sie auch vergessen, weil sie zuwachsen? Ich habe mich für das Letztere entschieden. Es sei denn, die Sicht-Achsen sind mit Rasen- oder Wiesen-Flächen gekoppelt.

Die Wiesen sind noch aus einem anderen Grund wichtig: damit das Gebiet abwechslungsreich ist. Dann entsteht ein Kontrast: Urwaldartiges gegen offene Gebiete. Das ist für die Flora/Fauna wichtig und natürlich auch für den Besucher. Es entsteht der Genuß der offenen Lichtung gegenüber dem schattigen Wald. Dieser Kontrast macht eine Landshaft lebendig und spannungsreich.

JG: Aber es wäre schade, wenn man irgendwann diesen fulminanten Blick nicht mehr hätte.

RG: Dann müssen wir hier eine Tafel aufstellen – mit einem Foto von Peter Liedtke.

HP: Alles andere führt zu einem Aufwand an Zerstörung. Wie willst du das machen?

Balke: Die Förster sagen dazu »Auf den Stock setzen.« Das heißt: Sie setzen den Bewuchs auf Null. Und dann geht der Prozeß des Hochwachsens von vorn los. Das könnte man in die Überlegungen aufnehmen.

Die Fische. Hier am Halden-Fuß wird das Wasser gesammelt. Mittlerweile kommt gutes Wasser, weil hier Mutter-Boden drunter liegt. Er ist schon mit Schilf zugewachsen.

Balke: In diesem Teich schwimmt eine Goldfisch-Art. Sie ist relativ unauffällig gefärbt. Ich nehme an, daß die Sippe hier mit wenigen Exemplaren gestartet ist und sich dann exponentiell vermehrte. Das wurde im letzten Sommer, als wir extrem wenig Wasser hatten, offenkundig: Plötzlich sah man ihre Rückenflossen.

Natur und Technik. RG: Wir stehen mitten in üppigster Natur – und zugleich dicht vor Bauten der Technik. Die Reihe der riesigen Hochspannungs-Masten sind für mich lauter Eiffel-Türme. Und da drüben spannt sich eine sehr schöne Brücke.

RG: Ich denke, man muß hier einiges erklären, denn die Leute sind gewöhnt, durch die Natur nur durchzugehen.

HP: Intensive Natur-Betrachtung betreiben die Leute heute meist nur vor dem Fernsehen, wenn Natur-Filme laufen. Was ihnen eigentlich gar nicht möglich ist, sind Nah-Aufnahmen und …

RG: … und eine Blick-Lenkung, ohne die sie vieles nicht erkennen können.

Wege und Räume. HP: Ich möchte hier noch etwas zu der Wege-Führung sagen. Wir kamen da unten aus dem Wind-Schatten heraus, sind immer in diese westliche Richtung gegangen und wechseln jetzt in die östliche Richtung. Es ist mir immer sehr wertvoll, daß der spätere Besucher in die Himmels-Richtung unterschiedlicher Art geschickt wird. Daß er so Landschaft erfährt – und dann wieder anders, wenn er eine Kurve machen muß.

Am Spiralberg erleben Sie das mit 360 Grad. Von drei verschiedenen Seiten können Sie auf diesen Berg hinaufgehen.

Während Sie hochgehen, wandern Sie mehrfach im Kreise. Und haben dadurch immer wieder einen anderen Blick in die Landschaft und dadurch auch ein sehr intensives Raum-Erlebnis.

RG: Der Ministerpräsident hat heute morgen im Radio gesagt: Wir wollen keine Subventionen nach Himmels-Richtung.

Lachen.

Freundschaft mit dem Wasser. Förster Balke: Wir gehen jetzt den steilen Weg nach oben.

Die Kraft des Wassers darf man nicht unterschätzen. Das führt mit der Zeit zu Erosionen. Deswegen müssen wir im kommenden Jahr manche Situation bereinigen. Da wir seit kurzem das Wege-System betreuen, werden wir versuchen, die Kraft des Wassers ein bißchen zu brechen, indem wir dem Weg ein Quer-Profil geben, das heißt, es wird wie ein Spitz-Dach werden, so daß das Wasser nicht längs abläuft sondern seitlich sofort weggeführt wird und gar nicht mehr in der Länge des Weges seine Erosions-Kraft entfalten kann.

RG: Das wichtigste theoretische Werk des letzten Jahrtausends sind die zehn Bücher »Zur Architektur« [1452] von Leon Battista Alberti [1404–1472]. Die Hälfte davon ist dem Wasser gewidmet. Alberti diagnostiziert: Beim Bauen ist der Umgang mit dem Wasser das Allerschwierigste. Er folgert daraus: Du kannst nicht gegen das Wasser bauen. Du mußt immer mit ihm arbeiten.

Förster Balke: Das ist der Trick, den wir hier versuchen. Man kann erreichen, daß es nicht in einer bestimmten Richtung eine zerstörerische Wirkung hat.

Ein-Sichten in die Region. HP: Wir stehen auf den Rund-Weg um den Spiralberg. Sie haben hier zum erstenmal einen Blick über das südöstliche Ruhrgebiet.

RG: Sag mir den Unterschied zu mediterranen Situationen, die ja angeblich spannender sein sollen. Ich sehe das nicht mehr, seit ich hier stehe.

HP: Die Überraschung: Du siehst Elemente der Industrie. Sie verweisen darauf, wo wir uns befinden.

Aber wenn ich mir sie weg denke – und auch die Hochspannungs-Masten, habe ich das Gefühl: Ich stehe in einem ländlichen Raum.

Das Verrückte ist, daß du die Stadt nicht als Konglomerat einer Verdichtung von Häusern wahrnimmst. Von hier aus gesehen wirkt das Ruhrgebiet mehr oder weniger wie eine große Wald-Gegend.

Es ist interessant, daß sich durch den Niedergang von Kohle und Stahl die Silhouette dieser Gegend wieder ländlich darstellt.

Die weit schweifende Phantasie. Zugleich wirkt diese Szenerie exotisch: Ich habe Menschen erlebt, die hier Mexiko assoziiert haben. Das ist auch von mir gewollt.

Durch das Wissen darum, daß heute alle Menschen durch die Medien zumindest visuell schon einmal um den Globus gereist sind und von daher verschiedene Aspekte von Ruinen und alter Kultur kennen, kann ich als Landschafts-Künstler assoziativ immer wieder solche Gedanken evozieren.

Dadurch verbindet sich mit solchen alten Trümmern aus der Industrie – in der Art, wie du die Komposition machst, – die alte Zeit.

Mich fasziniert bei der Arbeit dieser archäologische Aspekt des Sich-Erinnerns.

Und weiterhin der Verweis auf das Vergängliche.

Das ist ein wichtiger Aspekt meiner künstlerischen Arbeit.

Paradoxe. Die Leute glauben immer noch: es läßt sich alles ganz schnell machen, – es läßt sich alles erreichen. Sie denken, daß wir grenzenlos mit unseren Möglichkeiten sind.

Gleichzeitig gibt es ein großes Palaver über den Begriff Nachhaltigkeit.

Beides steht miteinander in Beziehung.

Man möchte gerne dahin, weiß aber gar nicht mehr, wie man es machen soll.

In dieser Situation ist es mir wichtig, daß ich meine Arbeit immer wieder auf die Vergänglichkeit richte. Entweder in Form der Ruinen-Ästhetik oder als Metamorphosen-Geschichten. Ich errichte etwas: Das ist so angelegt ist, daß es verfällt.

RG: Das ist ein Paradox. Denn ist der Künstler gepolt auf Unsterblichkeit. Daß er etwas macht, bedeutet: Er will der Vergänglichkeit ausweichen.

Wenn dann der Künstler jedoch mit der Gestaltung der Vergänglichkeit kommt, wird die Sache paradox.

HP: Richtig. Das muß auch so sein. Denn: das Leben ist paradox.

Mit all den Fortschritten, die wir geschaffen haben, sehen wir nur die Entwicklung der Mobilität. Dies hat dazu geführt, daß man heute, wenn man vom Verkehr spricht, an den Stau denkt. Wir erreichen Grenz-Werte, wo das, was wir wollen, umschlägt in das, was wir nicht wollen. Nämlich in Stau.

Nicht nur im Bereich des Verkehrs. Wir haben einen Komfort erreicht, den alle festhalten wollen – ohne die Konsequenz zu sehen, daß es gar nicht geht. Schon der Gedanke, davon runter zu steigen, schafft enorme Ängste.

Wenn ich mit diesem Paradox arbeite, entsteht bei vielen Betrachtern eine gewisse innere Unruhe.

Oft fragen sie: Wie kannst du als Künstler etwas machen, das wieder verfällt?

Es geht schon los mit dem Material. Sollte ich einen Turm aus Marmor hochziehen? Denn Marmor ist ein Material, das zur Kunst gehört. Alte Beton-Blöcke aus dem Abriß? – wohin gehören sie? In den Köpfen erscheint der Gedanke: Sie müssen in den Schredder.

Wenn du aber diese Gedanken durchbrichst, kommt beim Betrachter die Idee auf: Warum macht der das denn?

Was erzählt er mir mit diesem Material?

Ich glaube, es funktioniert: Das Material hat eine Sprache – es spricht mit meinem imaginären Publikum.

Ich möchte, daß man sich hier aussetzt: dem Wind, dem weiten Blick und den Erinnerungen.

Das Sich-aus-Setzen ist in der Landschafts-Kunst sehr wichtig.

Umgang – das muß man lernen. Ich habe an dieser Stelle den Boden stärker ver-

dichtet, so daß sich Wasser sammelt – und ein Teich entstanden ist. Es hat mittlerweile eine Qualität: Es wachsen wieder Pflanzen.

Da drüben versuchte Schilf hoch zukommen – er wurden von irgendwelchen Leuten herausgerissen. Manche Menschen haben immer noch nicht die Qualität, so etwas zu akzeptieren. Als ich vor 14 Tagen hier war, lebte das Schilf noch.

Das ist das große Problem, wenn man solche Arbeiten macht. Solch eine Situation hat zunächst eine große Popularität. Viele Leute kommen. Die einen mit guten Absichten. Aber auch andere – mit Randale.

Die Randale kann man nicht unterbinden.

Dies ist ein trauriges Beispiel: Viele Leute haben viel Unrat in den Teich geworfen.

Josef Kopp: Auch die große Skulptur dort oben ist arg besprüht.

HP: Ich möchte gern die Oberflächen der Skulptur überstreichen mit einer Farbe, auf der sich kein Graffiti hält.

Franz Schneider: Ist die Skulptur auf der Spitze des Spiralbergs so angelegt, daß man raufklettern kann?

HP: Ich will das jetzt unterbinden. Denn ich habe keine ruhige Stunde mehr. Unlängst gab es ein Unwetter, als gerade einige Zwölfjährige mit einer Räuber-Leiter hoch geklettert waren. Da kamen Blitz und Donner – sie wollten schnell runter und einer kam wirklich ins Schleudern.

Die Kletterei werden wir dadurch unterbinden, daß hier so eine Art Banderole rund herum angelegt wird. Das muß man machen. Denn es kann jederzeit etwas passieren.

Die Jugendlichen steigen hier rauf. Wenn einer abstürzt, fällt es mir rechtlich nicht auf den Kopf. Aber emotional würde ich mir mein Leben lang Vorwürfe machen, daß ich nicht knallhart durchgesetzt habe, daß diese Eisenbanderole drumkommt. Damit keiner nach oben klettern kann.

Die Banderole hat nach unten geneigte Spitzen. Dornen aus Stahl. Sie machen das Klettern unmöglich.

Die Banderole stört den Anblick nicht. Von weitem sieht man es nicht. Aber von nahem erkennt man: Da ist die Kletter-Grenze. Und das ist beabsichtigt.

Ich hab die Himmelstreppe nicht zum Klettern gebaut. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, daß jemand draufklettern kann.

Reisende Pflanzen. Das gelb blühende Kraut auf der Schlacke ist aus Australien hier hergekommen. Es reiste mit dem Transport des Erzes ins Ruhrgebiet.

Förster Balke: Es heißt Greiskraut. Soviel ich weiß, kommt es aus Südafrika.

HP: Eine australische junge Künstlerin, die ich hier traf, sagte: Das kenne ich. Das ist bei uns zuhause.

Förster Balke: Ja, es ist sehr mobil und ist als Pionier tätig.

HP: Die Gräben zwischen den Rampen und dem Bergkegel sind wilde Alleen. Da wächst das stärkste Grün. Und darin entstehen auch die ersten Bäume: Ahorn, Birke und weitere. Das heißt: hier bilden sich schmale Streifen von Wald, die wie Alleen wirken.

Der Wind weht feinen Erd-Staub, feine Sedimente, an die Hänge an. Damit beginnt ein Prozeß, in dem etwas wachsen kann. Es dauert lange Zeit, bis ein Same für einen Baum Fuß faßt und wachsen kann.

Das Wasser. HP: Der Baum benötigt auch Situationen, in denen er sich Wasser holen kann.

RG: Schreiben wir unseren Leon Battista Alberti d.h. seine Zehn Bücher über Architektur noch einmal – und schreiben wir ihn weiter.

Förster Balke: Hier gab es Erosion d.h. das Wasser schwemmte ein Terrain ab. Aber wir haben die Form des Hanges wieder hergestellt.

Die Form hat Bedeutung. Und sie soll bleiben. Wenn es Schäden gibt, wird sie wieder hergestellt.

RG.: Es gibt also ein Finger-Hakeln zwischen der Vergänglichkeit und der Unsterblichkeit.

Und manchmal ist sogar die DSK an Unsterblichkeit interessiert.

Förster Balke: Schon aus Satzungsgründen.

Lachen.

Spiral-Berg und Himmels-Treppe. HP: Ich habe von Anfang an mir selber gesagt: das

ist ein Spiral-Berg und und darauf gibt es eine Himmels-Treppe.

Spiralberg – weil es so spannend ist, den Menschen die Möglichkeit zu geben, sich zu bewegen und dabei ständig die Himmels-Richtung zu verändern. Dadurch daß du gehst, bekommst du den Rund-um-Blick. Weil du nach oben laufen willst.

Himmels-Treppe ist ein weiteres poetisches Wort für eine poetische Aktion: Schritt für Schritt nach oben – wie sich dann oben auch die Betonklötze türmen. Dies alles hat etwas Treppenartiges: Es bewegt sich in den Himmel.

An die Jakobs-Leiter dachte ich nicht. Ich habe zur Bibel nur ein geschichtliches Verhältnis. Aber die Interpretation steht für jeden einzelnen frei. Was er assoziiert, kann aber auch unabhängig von dem sein, was er mitbringt – wenn er Impulse vom Kunst-Werk erhält.

Wir gehen die lange Himmels-Treppe hoch zur Spitze des Spiralberges.

»Der Ort ist der Star«, sagte der Film-Autor Heinz Trenczak.

HP: Was ich dazu erzähle, ist meine Perspektive. Ich rede nicht soviel darüber: Was hat der Künstler sich dabei gedacht hat? Sondern ich rede mehr darüber: Was ist die Losung des Materials? Und der Zusammenhänge zwischen dem, was du als Idee hast – inspiriert vom Ort selbst.

In vielen Symposien habe ich erfahren, daß Künstler, die für einen Ort in der Landschaft arbeiten, oft eine klare konzeptionell festgelegte Idee haben. Ich verhalte mich genau in Opposition dazu. Ich mache mich möglichst leer im Kopf. Und komme hin und bin vollkommen frei und unvoreingenommen dem Ort gegenüber und lasse den Ort erst mal wirken. Ich trinke den Ort. Dann entstehen Ideen.

Aus der Idee heraus bildet sich ein auswählender Blick auf das Material.

Aus diesem Konvolut von Ereignissen entsteht innerhalb von wenigen Tagen, manchmal von Stunden das Konzept.

Das hat den Vorteil: Ich schwimme mit einem angestoßenen Ereignis mit und kann alles, was im Strom auf mich zukommt, aufnehmen.

Hingegen sehe ich das Leiden vieler Kollegen: Sie haben ihre Ideen und finden den Ort nicht, wo sie sie umsetzen können. Dann suchen sie Material dafür. Und dann gibt es in dieser Gegend das Material überhaupt nicht, das sie brauchen. So entstehen Probleme.

Anfang der 1990er Jahre habe ich mich noch sehr engagiert, den Kolleginnen und Kollegen klar zu machen, daß sie ihr ästhetisches Denken verändern müssen, wenn sie in der Landschaft arbeiten. Daß sie das ästhetisch-konzeptionelle Denken, das gebunden ist an Galerie und Museumskunst, aufgeben müssen.

Im Atelier kannst du dir alles ausdenken, aber wenn du in der Landschaft arbeitest, kannst du dir nur dann etwas ausdenken, wenn der Ort es erlaubt. Und das Material.

Einige haben es damals verstanden. Aber wir sind eine kleine Gemeinde geblieben. Die meisten liefern ihre Stücke ab in der Landschaft – und dann gibt es einen Skulpturen-Pfad XY.

Das hat mit dem, worum es unsereinem geht, überhaupt nichts zu tun.

RG: Karl Ganser, der geniale Dirigent der IBA Emscherpark (1989/1999) hat alles abgewimmelt, was auf ihn als Kunst-Lobby zulief –, all die Leute, die hier das verkaufen wollten, was sie in Paris nicht los wurde. Er suchte eine Kunst, die sich aus dem Geist des Ortes nährte.

Der Sohn des Potts. Eine Anekdote: Es hatte sich in Gelsenkirchen herumgesprochen, daß ein Künstler aus Spanien den Bereich von Rhein-Elbe zu gestalten habe, – ohne daß der Kultur-Referent gefragt wurde. Daraufhin schickte dieser Karl Ganser, dem Chef der IBA, ein Fax: Muß das denn dieser Prigann sein? Wir haben hier doch die Künstler-Gruppe von der B 1. Das können wir selber machen.

Karl zeigt mir den Zettel und sagt: Jetzt haben wir ein Problem. Wie gehen wir damit um?

Ich sage: Erst mal mach ich jetzt eine Kopie von meinem Paß und faxe sie mit herzlichen Grüßen an den Kultur-Referenten. Ich komme nicht irgendwoher, sondern ich bin Sohn des Potts – aus Recklinghausen.

Dann schlage ich dem Kultur-Referenten vor, er soll mal zwei Abende einberufen, wo ich der Gelsenkirchener Bevölkerung einen Vortrag halte über das, was ich in ihrem Stadtgebiet zu realisieren vorhabe.

Das fand statt. Es war ein guter Weg der Annäherung.

Dann entstand eine Kooperation mit der Gesamtschule Ückendorf: um Multiplikatoren zu haben für das Verständnis dessen, was hier passiert. Die Jugendlichen erzählen zuhause und es zieht seine Kreise.

Eine große Vielschichtigkeit. Karl Ganser hat sich Mühe gegeben, die IBA Emscherpark möglichst vielschichtig anzulegen – mit seiner Stahl-Architektur und meinen Geschichten, die ganz anders sind.

Und mit der Bramme, die wir dahinten als dunklen Strich-Punkt sehen.

Er setzte eine große Diversität durch.

Daraus geht die Aufforderung hervor, daß wir im Ruhrgebiet noch viel weiter gehen sollen.

Leider fehlt uns heute die Klammer, die die IBA damals bildete.

Karl hat dafür gesorgt, daß eine Klammer entstand. Auch personell. Daß Leute zusammen kamen, die oft kontrovers waren, – aber eine Idee hatten sie alle: Wie kann man über die Landmarken-Kunst dem Pott eine neue ästhetische Struktur geben? So wie ich es sehe, sind wir leider stehen geblieben.

Eine Utopie. Ich bin jetzt auf fünf Flächen unterwegs gewesen und da ist mir wieder meine Lieblings-Idee durch den Kopf geschossen: Mit der Ruhrkohle eine Verabredung finden: Eine Fläche, wo heute noch alles steht, die aber abgerissen werden soll. Ich möchte eine solche Fläche an die Hand bekommen. Es sollen sich alle raus halten.

Nach drei Jahren gibt es zur Besichtigungs-Eröffnung einen archäologischen Park.

So etwas hat es in der Welt noch nie gegeben.

Nichts verschwindet von der Fläche. Es sei denn, es ist ökologisch schädlich. Zum Beispiel Alt-Öl. Aber auch das wird nur gesammelt und dann mit Bakterien, Mikroben am Ort entsorgt. Sichtbar, einsehbar für die Bevölkerung.

Die Vorstellung vom Ruhrgebiet. RG: Der Spiral-Berg ist ein wahnsinniger Aussicht-Punkt.

Ein Gegenstück zum Gasometer in Oberhausen. Sieht man ihn hier?

Förster Balke: Wir sehen in Bochum bis zum Ruhr-Stadion und wir erkennen den Förder-Turm über dem Bergbau-Museum. Man sieht den Fernmelde-Mast der Deutschen Post. Dann fällt das Gelände. Dort erhebt sich der Castroper Höhen-Zug – er sperrt den Blick weiter nach Osten, nach Dortmund.

Dann sehen wir hinunter in die Niederung der Emscher. Wir blicken in Richtung Bergkamen. Im Norden liegt der Kreis Recklinghausen. Nordwestlich erscheint Bottrop – die Zeche Prosper.

Hier vor uns sehen wir das Gelände von Rhein-Elbe.

RG: Hier kann man sich eine Vorstellung bilden, wie das Ruhrgebiet strukturiert ist.

Werden sie weiter machen? RG: Die IBA Emscherpark hat das neue Gelände Rhein-Elbe geschaffen. Und eine Kette von Land-Marken.

Sie war ungeheuer produktiv.

Als diese großartige Maßnahme zur Struktur-Entwicklung 1999 erstmal das verabredete Ende fand, dachten wir: Die Regierenden werden sie nun als ein planerisches Ereignis von weltgeschichtlichem Rang hierzulande, in Europa und in der Welt zeigen.

Aber weil der kleinkarierte Geist vieler Politiker manchmal meinte, mit Karl Ganser, der viele überraschte, noch eine kleine Rechnung offen zu haben, redeten die da oben nicht mehr davon.

Aber aus aller Welt kommen Menschen, um zu sehen, was hier entstanden ist.

In der Region hat sich eine besondere Kultur gebildet.

Wir arbeiten daran weiter.

Seit 20 Jahren sage ich: »Es knirscht im Ruhrgebiet.«

Sechs Erinnerungen. HP: Wir befinden uns hier auf dem nördlichen Weg von der Südhalde nach unten.

In einem Bogen des Weges im Wald habe ich sechs Erinnerungs-Steine aufgestellt.

Die Bergleute haben ein klares Verhältnis zum Terrain von Rhein-Elbe. Sie besitzen eine Identität, die in ihrer besonderen Geschichte entstanden ist. Davon haben die jungen Leute überhaupt nichts mehr.

Ich war bei einem Bibliothekar in einem Antiquitäten-Geschäft und hab ihn gefragt: Gibt es heute noch eine Nachfrage nach Büchern über die Geschichte des Ruhrgebiets, über die Poetik und über die Literatur der Bergleute?

Er antwortete: Null.

Dann fragte ich: Gibt es neue Bücher darüber?

Er: Null.

Das heißt: Wir haben das eigentümliche Phänomen, daß schon während die Generation noch lebt ihre Geschichte schon in Vergessenheit gerät.

Als Antwort darauf und als Pendant zu der gesamten Idee, die ich verfolge, produzierte ich hier sechs Steine aus Beton und ritzte sechs verschiedene Zitate aus Bergmanns-Poesie ein. Das älteste Zitat ist von 1789. Es klagt über das Los des Bergmanns.

Dazu baute ich einige Fund-Stücke in die Oberfläche der Steine ein: Roheisen, Abbau-Hammer, Koks und Schlacke, Abdrücke von kleinen federartigen Gewächsen.

Beim Studium der Bergmanns-Lyrik fiel mir auf: In der Zeit der revolutionären Umbrüche des 19. und des 20. Jahrhunderts entstanden sehr klassenbewußte Bergmann-Geschichten. Dann brach das politische Denken ab. In den 1950er, 1960er Jahren beklagen Texte, daß die Zechen sterben und sie heroisieren den Stand des Bergmanns, aber da ist nichts mehr an Klassen-Bewußtsein. Das ist hochinteressant und sollte tiefer untersucht werden.

1959:

»Wir kauern vor der Kohlewand
und brechen schweigsam unser Brot.«

Das ist für mich ein wunderbarer kurzer Text, der alles sagt. Auch vom Stil her: Normalerweise brechen sie Kohle. Aber hier brechen sie schweigsam ihr Brot. Vor der Wand. Die Szene muß man sich vergegenwärtigen.

Ich habe bewußt hohe Betonguß-Blöcke genommen, keine edlen Ziffern reinmontiert, sondern geritzt wie Graffiti in Beton. Für mich ist das ästhetisch angenehmer als wenn ich grabsteinähnliche Geschichten reingesetzt hätte.

Jetzt muß man sich noch vorstellen: Da zieht sich langsam Grün darüber, denn wir haben hier viel Feuchtigkeit. Schon nach zwei Jahren hat es Patina.

Ich hab so manches Schöne entdeckt. Aber ich konnte mich nicht entscheiden, von den heroischen Gedichten etwas zu nehmen. Es sind auch zu lange Texte – wie Balladen.

Pflanzen können helfen. Förster Balke: Wir haben hier eine Knöterich-Pflanze, einen Neophyt, einen Neueinwanderer unter den Pflanzen. Die Pflanze kommt von woanders her und hat hier eine Situation vorgefunden, in der sie sich wohlfühlt. Sie wächst hier schön vor sich hin. Ich glaube, sie kommt aus Osteuropa.

HP: Ich kann noch etwas erzählen, was ich von Biologen weiß, die sich damit beschäftigen. Da, wo der Boden kontaminiert ist mit Schwermetallen, da fühlt dieser Knöterich sich besonders wohl. Denn er entsorgt den Boden bis zu 2 Meter Tiefe. Und wenn das Schwermetall weg ist, reduziert auch der Riesen-Knöterich seine Population.

Es wurden interessante Beobachtungen gemacht an der Kalten Bodee im Harz. Überall wuchs der Riesen-Knöterich. Der Förster sagte: Den müssen wir weghauen.!

Da sagte ich: Nein! – und erklärte ihm die Fähigkeit dieser Pflanze.

Er wußte das nicht.

Ich hab sie erfahren vor vielen Jahren von der Biologin Elke Hase, die mit Vitrokulturen arbeitet. Zusammen mit Prof. Mettnek an der Universität Oldenburg. Der alte Mettnek ist einer, der immer zu Fuß unterwegs ist, Hybriden sucht – und hier hinbringt.

Er hat eine Birke hier hingeholt, die kein Schwarz-Weiß mehr hat und sich nicht mehr pellt, sondern eine feste Rinde hat. Außerdem hochqualifiziertes Holz. Die beiden Biologen haben diese Art der Birke über Vitrokulturen

ansässig gemacht, so daß es jetzt Baum-Schulen dafür gibt. Das ist eine wahninnige Geschicht eines Baumes.

Von solchen Leuten habe ich viel gelernt.

Elke Hase meint, daß man mit diesem Riesen-Knöterich ganze Flächen sanieren könnte. Man muß nur das Laub im Herbst abharken, weil das Schwermetall dann im Laub ist. Das kann man trocknen, dann ist die Feuchtigkeit raus – und dann geht es in den Ofen: anschließend hat man die Schwermetalle. So könnte man recyclen. Das ist eine hochinteressante Sache, die viel mehr genutzt werden sollte.

RG: Gibt es ein Institut, das in diesem Bereich hier im Ruhrgebiet tätig ist?

HP: Ich denke schon.

RG: Das wäre doch was!

Ich habe gerade eine bissige Kolumne geschrieben zur Schließung der Abteilung Landschafts-Planung an der Universität Essen – ausgerechnet jetzt, wo wir sie brauchen. Man sollte sie wieder neu und reformiert anlegen – an einer Hochschule im Gebiet, hier, wo es Praxis in Fülle gibt.

JG: Gibt es ein Beispiel, wo so etwas schon gemacht wird?

HP: Ja, Frau Hase hat Versuchs-Flächen mit der Uni Oldenburg. Sie haben Schwermetalle entsorgt und man weiß. daß das alles funktioniert.

Aber es ist nie umgesetzt worden, denn da ist ein Faktor drin, der für Unruhe sorgt: die Zeit. Das ist generall das Handicap bei Rekultivierung. Wir leben in einer Zeit, wo Menschen denken: Landschaft kann man von heute auf morgen servieren. Man will der Zeit nicht mehr den Raum geben, den sie braucht, oder dem Raum nicht mehr die Zeit, die er nötig hat.

Ich habe ein schönes Beispiel im Süden von Mallorca. Die reichen Deutschen kaufen sich eine Villa oder lassen sie bauen. Und dann wollen sie einen Park haben – mit Palmen. Der Käufer ist 70 Jahre alt. – Er hat keine Zeit – also müssen die Palmen schon groß sein. Und so wird das dann angelegt. Unglaublich.

Die Tor-Situationen. Fünf Eichen standen vertikal und obendrauf trugen sie die bis zu 14 Tonnen schweren Beton-Fundamente. Beabsichtigt war von vornherein von meiner Seite, daß nach einem bestimmten Zeitablauf die Eichen faulen und das Ganze zusammenbricht. Die Endsituation des Fallens sollte die Endsituation des Ortes sein.

Der Verfall. Nun hat sich das aber so abgespielt: zunächst haben sich die Fachleute und ich selber, was den Fäulnisprozeß angeht, um Jahre verkalkuliert. Trotz Eiche. Sie sehen, wie das Splintholz weggeht und das Kernholz ist auch in Mitleidenschaft gezogen.

Und dann passierte es, daß eine Dame mit ihrem Dackel vorbeiging und sie war Augen-Zeugin, wie das erste Fundament runterstürzte. Förster Balke hat mich angerufen und wir entschlossen uns sofort: Alle werden umgelegt.

Das bedeutet aber, daß das, was ich eigentlich wollte, daß durch das Morschen der alten Stämme das Ganze allmählich umkippt, nicht geht. Das wäre ein Prozeß, den du als Zuschauer wahrnehmen kannst. In dem Moment aber, wo du mit dem Sattler dagegen drückst, hast du die Anschauung, es ist zerstört worden.

Um darauf zu antworten, habe ich jetzt diese Lösung gemacht: Ich habe hier unten ein Sand-Kiesbett gelegt, habe die Bäume, die mal die Träger waren, in die Waagerechte gelegt und jetzt kommt der Kran und setzt sie auf die Hölzer. Dann ist das Ganze wieder lesbar in einer organisierten Form. Und damit ist der Fäulnisprozeß nicht mehr gefährdend.

Dieselbe Situation haben wir in einer Variante mit anderen Formen mit einem Wall und da werde ich Heckenrosen pflanzen.

Ende offen. RG: Zuendeformulierung eines etwas anders gedachten Prozesses. Eine angenagelte Botschaft. Ein Brief für irgendjemanden.

Die archäologische Grabung. HP: Hier stehen wir an einem der Schnittpunkte auf dem Gelände. Früher hat es hier mal große Hallen gegeben. Ich hab hier mit den Oberklassen der Ückendorfer Gesamtschule 1998 archäologische Grabungen gemacht. Mit Vermessen, Rasterplan usw. Es war eine spannende Sache.

Zwei Türme. In meiner weiteren Umsetzung des Konzeptes für Rhein-Elbe sind zwei neue Türme entstanden. Da brauchst du Stand-Sicherheit, wenn du da Tonnen von Beton drauftürmst. In dem einen Fall war es ein enormer Zufall auf so einer Fläche noch gewachsenen Boden zu finden. Meistens triffst du auf Schutt.

In einem Punkt hab ich Glück gehabt und bin auf gewachsenen Boden gekommen. Ganz fester Lehm.

Und bei dem andern bin ich auf Ziegel und Beton, Grund-Mauern gestoßen – von den alten großen Hallen.

Aber wenn du die Luft-Aufnahmen von 26 vergleichst, dann wirst du verwirrt, weil sich die Gebäude-Komplexe verändern. Große Hallen verschwinden. Und 100 Meter daneben stehen plötzlich neue Hallen. Und du findest nach 1945 keine Bau-Zeichnungen.

Da bist du nie gegen Überraschungen gefeit, daß du auf Hohl-Räume stößt oder alte Grund-Mauern oder Leitungen, die gar nicht dort sein sollten und noch Strom führen. Das ist für mich das Absurdeste. Angeblich sind sie alle tot und dann haut einer mit der Spitz-Hacke rein – und da ist Starkstrom. Er hat es überlebt – mit dicken Gummi-Stiefeln und einem Holz-Griff an der Spitz-Hacke. Aber die Funken flogen.

Und diese Leitung existierte nach den Unterlagen der verantwortlichen Elektrizitäts-Werke gar nicht. Wie geht so etwas?

Wegen diesem Vorfall wollte ich jetzt in diesem Bereich die Pläne haben. Sie haben mir Pläne 1: 100 geschickt.

Ich habe sie mir angeguckt und festgestellt, daß sie das, was sie als existente Starkstrom-Leitungen definieren, tote Leitungen sind.

Absurditäten ohne Ende.

Keiner weiß über die alten Flächen wirklich genau Bescheid.

Meine Idee des Archäologischen Parks läuft auf folgende Überlegung hinaus. Sie werden in den nächsten zehn Jahren, wenn die Rest-Zechen stillgelegt werden, alles eliminieren. Vor dem Hintergrund: Der Ganser und die IBA haben nun einige historische Geschichten gelassen. Und das reicht. Alles andere putzen wir jetzt weg.

Was aber überhaupt nicht existiert, ist ein gesamtes Ensemble einer Zechen-Anlage. Und da stelle ich mir vor, daß man ein Zechen-Gelände, das zum Abriß angesagt ist, von der ersten Stunde an in die Planung bekommt. Das heißt: Von der Fläche geht nur kontaminiertes Material weg. Wenn es Boden ist, geht es auch nicht weg, sondern du machst gleich vor Ort die Gruben mit Bakterien und Mikroben, um es zu entsorgen. Das ist eine öffentliche Veranstaltung. Die Menschen können diese Mieten sehen. Und da gibt es auch einen Informationspavillon, wo wissenschaftlich publiziert wird, wie dieser Prozeß vonstatten geht.

Das andere ist: Wie geht man mit der Architektur um? Ich würde sagen: Nur die Hälfte abreißen. Fallweise drei Viertel abreißen. Teilweise ein Viertel abreißen. So daß du den Prozeß des Abrisses ab einem bestimmten Punkt einfrierst. Dadurch entsteht eine Ruinen-Landschaft.

Das ist aber gefährlich. Da darf kein Zugang sein. Und wie kriegst du das hin? Du machst eine Referenz zum Münsterland und den Wasserburgen. Und machst überall eine Grabung um die Dinger. Eine Gräfte. So daß dort Ruinen-Inseln entstehen. Terra incognita. Wo man zwar in den weiteren Prozeß der Überwucherung reinschauen kann durch den Verfall, aber du hast es wirklich wie ein Schauspiel mit einer langen Zeitdimension von Veränderung vor Augen.

Und in den Zwischen-Bereichen hast du Sukzessions-Inseln. Da ist Material zusammen gekarrt worden aus den Gräben durch das Entsiegeln der Oberfläche. Durch dieses Material entstehen leichte Hügel auf dem Gelände – neben unsern Ruinen-Inseln. Und dort ist Sukzession. Das heißt, du pflanzt zwar eine Samenbasis an für Bäume, aber der Rest bleibt sich selbst überlassen.

Und als Kontrast dazu hast du jetzt große Flächen, wo du Trocken-Rasen entstehen läßt. Er kommt auch von alleine. Und nochmal ein Kontrast weiter ist richtiger Rasen, der auch gepflegt werden muß. Dann hast du den Kontrast zwischen Park, Wildnis und den Ruinen.

Und als weitere Komponente kommst du zum Garten.

Dort wo Gärten angelegt sind, da kann man mit Garten-Zitaten arbeiten: Barock-Garten. Also zugeschnittene Heinbuchen-Hecken. Bestimmte Räume gestalten. Spiele mit Kontrasten.

Das Ganze ist dann ein archäologischer Park im doppelten Sinne. Dort sind Informationen gebündelt. Auch wieder auf zwei Ebenen, weil die Idee des Parks dort auch archäologisch in seinen verschiedenen Erscheinungs-Formen vorgeführt wird.

Das Ganze ist letztlich eine Anlage, die von der ästhetischen Theorie her mit dem Englischen Garten zu tun hat. Der Englische Garten kannte auch den Pavillon, die Ruinen-Ecke, die kleine Brücke über dem Fluß. Auf die Art und Weise entsteht ein ganz spannende Ensemble, wo die Menschen spazieren gehen und den weiteren Verfall beobachten können.

Das heißt, von Generation zu Generation verändert sich dieser Park. Und er wird nur gepflegt, wo er wirklich Garten und Park ist. Und umso mehr es Garten wird …

Dort werden auch die Informationen gebündelt. Informationen auch wieder auf zwei Ebenen. Die visuelle und die textliche Information über die Geschichte der Fläche und damit auch über das Ruhrgebiets.

JG: Er hat es schon perfekt im Kopf. Hast du dir denn schon mal was ausgeguckt?

HP: Ich habe fünf Flächen gesehen, die aber alle schon im Abriß sind. Aber ich habe von der DSK gehört, daß es noch eine große Anzahl von Flächen gibt, wo in den nächsten zwei Jahren zugeschlagen wird.

Akustische Räume. Und was auch noch nie inszeniert worden ist, ist die Akustik. Ich stelle mir in dem gärtnerisch gestalteten Teil diese Parks einen Pavillon vor, der nur als akustischer Raum gebaut ist. Du gehst hinein und da gibt es nichts zu gucken. Da gibt es nur etwas zu horchen. Und zwar etwas zu horchen aus der Unterwelt.

Es wäre spannend, in einer Zeche eine Bohrung so zu machen, quer durch die verschiedenen Stollen, die in der Horizontalen laufen. Du gehst dann in die Vertikale und machst ein Horchrohr – wir haben die Technik heute – dann hörst du es tropfen. Dadurch daß dieser Raum von einem Architekten als akustisches Rohr gestaltet ist, ist auch der kleinste Tropfen, der von einem Sensor aufgefangen wird, als ein Riesentropfen als akkustische Erscheinung hörbar.

Er bedeutet das ein Eintauchen in die Unterwelt. Ich bin überzeugt davon, daß solch ein Prozeß umsetzbar ist und zumindest nicht mehr kostet als das, was wir heute für den Abriß ausgeben.

JG: Mit dem Argument hat Ganser den Gasometer gerettet.

RG: Und den Landschaftspark auch. Er hat immer gesagt: Ich will das Geld für den Abriß und für die neue Herrichtung der Flächen. Und das waren im Landschaftspark 80 Millionen. Und die hat er gekriegt.

HP: Karl hab ich das jetzt geschrieben – in einem Brief. Und ihn gebeten, wenn er sich jetzt nicht total zumacht gegenüber dem Pott, dann würde ich ihn doch bitten, mir Ratschläge zu geben. Auf der Ebene der Strategie. Mal sehen, wie er darauf reagiert.

Ich muß ihn mal besuchen – auf seinem Bauernhof.

Die Entwicklung des Ruhrgebietes: Das Ruhrgebiet verändert sich

Betten wir das Thema ein in einen größeren Zusammenhang!

Orientierung. Der Fluß Ruhr gab dem Gebiet seinen Namen.

Das Ruhrgebiet ist das Land zwischen Hamm, Hagen, Neunkirchen-Vluyn, Kamp-Lintfort, Wesel, Dorsten und Recklinghausen.

In diesem Terrain gibt es drei Flüsse: im Süden die Ruhr, in der Mitte die Emscher, im Norden die Lippe.

Hinzu kommt der gewaltigste Strom in der Mitte Europas: der Rhein.

Längs durch dieses Gebiet führt der Hellweg die Menschen, die reisten: eine Straße, die der Franken-König Karl vom Rhein bis Magdeburg anlegte.

Aus den Rast-Plätzen für die Tages-Märsche, den Königs-Gütern, gingen Städte hervor: an der Rhein-Fähre Duisburg, Mülheim an der Ruhr, Essen, Bochum, Dortmund und Unna.

In der Industrie-Epoche wuchsen sie zu einer gewaltigen Stadt-Landschaft.

Eine ähnliche Kette von Städten entstand an der Emscher und an der Lippe: Castrop-Rauxel, Herten, Herne, Bottrop, Oberhausen.

Nach 1945 wurde ein Netz von Autobahnen ausgebaut: im Norden die Autobahn Oberhausen-Hannover (A 2), in der Mitte die Emscher-Autobahn (A 42) und im Süden der Ruhrschnellweg (A 40).

Bauern-Landschaft. Jahrhunderte lang ist das Gebiet ein bäuerlich geprägtes Land – im Aussehen ähnlich weiten Bereichen des heutigen westfälischen Münsterlandes.

In Wellen entstehen drei Ketten kleiner Städte. Einige Bedeutung erhalten Duisburg, Essen, Dortmund, Unna und Recklinghausen. Höhepunkt der Stadt-Kultur ist das 16. Jahrhundert. Leitbild ist Antwerpen.

Industrie-Epoche. Entscheidend für die Region: Kohle wird gefunden und genutzt. Weil der Transport der Kohle teuer ist, verlegen Eisen-Produzenten ihre Betriebe aus den Mittelgebirgen zur Kohle.

Ansiedlungen. Die Zechen orientieren sich nicht an vorhandenen Siedlungen, sondern an der »Unterwelt« – an den unterirdischen Kohlen-Feldern.

Um die gewaltigen Großzechen, in denen bis zu 5.000 Arbeiter tätig sind, entstehen für diese Leute mit ihren Familien seit 1900 geradezu neue Städte – dies gab es Geschichte bis dahin so gut wie nie.[1]

Nicht mehr Herrscher, wie oft im 13. und 14. Jahrhundert gründen diese neuen Städte, sondern sie entstehen aus den Notwendigkeiten der Fabriken.

Der Verkauf des Erd-Inneren. 1833 gelingt es Franz Haniel und seinen Leuten, mit dem Schacht Franz in Borbeck (an der Grenze zu Mülheim) am Rosendeller Bach, am Bergkamp, eine Tiefbau-Zeche anzulegen. danach vergibt der Staat in kurzer Zeit zwischen 1840 und 1850 die Schürf-Rechte des gesamten unterirdischen Kohlen-Feldes der Region an Unternehmer.

So rasch wurde in der Geschichte – abgesehen von Eroberungen – noch niemals Land verteilt.

Verkauft wird zunächst nicht die Erd-Oberfläche des Landes, sondern was darunter liegt: das Innere der Erde.

Seit der Antike gehörten die geheimnis-umwitterten Schätze des Bodens dem höchsten aller Herrscher, dem König. In der Tradition dieser Rechts-Lage erfolgt auch im 19. Jahrhundert die Vergabe der Kohlen-Felder.

Diesen Vorgang, der nur selten wahrgenommen wird, hat Goethe im zweiten Teil des ›Faust‹ in seiner Spannung und Vielschichtigkeit mit einer Eindringlichkeit dargestellt, die Literaten oft Wissenschaftlern voraus haben.

Erste Gründer-Phase. Die Zeche Rhein-Elbe (1854) gehört zur ersten Gründer-Phase

der großen Zechen. Aus ihr entwickelt Emil Kirdorf die später größte Zechen-Gesellschaft auf dem Kontinent: die Gelsenkirchener Bergwerks AG.

Große Betriebe entstehen vor allem in den 1950er Jahren: 1847 Zeche Dahlbusch bei Gelsenkirchen. 1851/1871 Zeche Rheinpreußen von Franz Haniel in Homberg (Duisburg). 1853 Gußstahlwerk in Witten. 1853 Eisenhütte Phoenix in Laar (Duisburg). 1853 Zeche Neumühl in Hamborn (Duisburg). 1854 Henrichshütte bei Hattingen. 1855 Zechen Hibernia und Shamrock (W. T. Mulvany[2]) bei Herne. 1856 Zeche Prosper I in Ebel bei Bottrop. 1858 Zeche Pluto bei Wanne. 1858 Zeche Hibernia (William Thomas Mulvany) in Gelsenkirchen. 1866 Zeche Erin in Castrop. 1860 ist die Zahl der Zechen im Ruhrgebiet auf 277 gestiegen.

Von den ersten Bauten blieb fast nirgendwo etwas erhalten.

Die Bürgerliche Revolution von 1848 mißlingt: die bürgerliche Emanzipation wird erheblich gebremst. Die Vermögenden schlagen einen anderen Weg an: sie passen sich an den alten Adel an und versuchen, sich mit ihm zu verbinden.

Der Bergbau löst die frühe Energie-Frage der Industrie-Epoche.

Weil dies ein Schlüssel zur Industrialisierung ist, aber große Investitionen benötigt, strömt in die aufsteigende Region viel Kapital: einige Zeit lang aus kapitalstärkeren Bereichen des Auslands: aus England (Mulvanys Bergwerke Erin und Shamrock), aus Belgien (Altenberg Zink, Rhein-Elbe), aus Frankreich (Phoenix, Rhein-Elbe).

1855/1857 steigt die Zahl der Zechen von 66 auf 292.

Die Verbreitung der Dampf-Maschine in vielen Gewerben läßt die Nachfrage nach Kohle erheblich steigen. Die Eisenbahn erleichtert den Absatz.

Gewerbe-Freiheit.

1865 erleichtert das Allgemeine Berggesetz die Finanzierung.

Friedrich Grillo ist der Pionier darin, fremdes Kapital heran zu ziehen.

Völker-Wanderung. Die Industrialisierung löst in Wellen gewaltige Wanderungs-Bewegungen aus. Es ist die größte Völker-Wanderung aller Zeiten.

Im Ruhrgebiet entstehen Konflikte zwischen vielen alteingesessenen ›Pfahlbürgern‹ (›Polbürgern‹) und den armen Zuwanderern.

In den Bergbau-Orten werden viele Sprachen gesprochen.

Nie zuvor in der Geschichte gab es so rasche Besiedlung in solcher Größen-Ordnung und mit solcher Komplexität. Von 1895 bis 1913 verdoppelt sich die Einwohner-Zahl der Region von 1,5 auf 3,3 Millionen Menschen. Krise und Aufstieg haben vielschichtige Wechselwirkungen.

Die Gemenge-Stadt. Eine Gemenge-Lagen-Struktur entsteht: das große Industrie-Dorf – daraus geht erst spät die typische Industrie-Stadt hervor.[3] 1910 gibt es 106 dieser riesigen Dörfer. Die Entwicklung durchläuft viele Phasen. Ihre Ambivalenz führt zu vielen Diskussionen – bis heute. Rhein-Elbe ist ein konkret erlebbarer Bereich, der die Ambivalenz greifbar macht – und ständig Diskussion herausfordert.

Nachbesserungen. Die Schnelligkeit des Prozesses schafft bis heute immense Probleme und fordert zu Nachbesserungen und Weiterentwicklungen heraus.

Arbeiter-Siedlungen. Um Arbeiter anwerben zu können, vor allem in die ländliche Emscher-Zone, legen viele Zechen vernünftig organisierte Industrie-Dörfer an: Arbeiter-Siedlungen. In ihnen können die Zuwanderer-Familien in einem gewissen Umfang ihre althergebrachte agrarische Lebens-Weise weiterführen.

Heute zerstören Wohnungs-Gesellschaften als Nachfolge-Eigentümer diese Siedlungen aus Verantwortungslosigkeit – durch kurzatmige Privatisierung und Laissez-Faire für Verwuchern und Verwahrlosen.

Daran beteiligen sich viele Bewohner, die keine Lust haben, ihr Bewußtsein nachzubessern.

Ein wichtiges Projekt der Nachbesserung im Ruhrgebiet ist das ›Industriewald-Projekt‹.

Infrastrukturen. Die dichte Industrie kann nur produzieren, wenn in ihren Betrieben und zwischen ihren Werken technische und soziale Infrastrukturen entwickelt werden.

Zunächst sind die großen Werke ihre eigenen Schrittmacher.

Erst als das Problem der Zuteilung an eine immer größer werdende Zahl von Betrieben übermächtig wird, übernimmt staatliches Handeln die Entwicklung solcher Infrastrukturen.

Für die Zechen und Hüttenwerke entsteht das dichteste Eisenbahn-Netz der Erde.

Zu den wichtigsten Leistungen gehören die Versorgung mit Wasser und die Entsorgung von Abwasser. Dafür bilden sich Verbände: der Ruhrverband (1901) und die Emschergenossenschaft (1905).

Elektrizität. Die Energie der Kohle treibt Feuer-Maschinen an: Dampf-Maschinen. Diese erzeugen eine verfeinerte Energie: Elektrizität. Ihr Vorteil: Sie muß nicht mehr mit Pferd und Wagen, mit der Eisenbahn oder mit Lastwägen transportiert werden, sondern sie bewegt sich in dünnen Leitungen.

Um 1900 verbreitet sich die Elektrizität. Sie ermöglicht kleinen Betrieben das Überleben: denn am Ende eines einfach verlegbaren Leitungs-Netzes können kleine Motoren aufgestellt werden, die einen zweiten breiten Schub an industrialisierter Produktion ermöglichen.

Der Chef der GBAG, Emil Kirdorf, läßt in Dortmund-Bövinghausen einen Elektrizitäts-Palast errichten: die Maschinen-Halle (1902 von Bruno Möhring) der Zeche Zollern 2/4.

1956/1959 baut Werner Ruhnau in Gelsenkirchen das Theater als eine kulturelle Manifestation des elektrischen Lichtes.

Kriegs-Katastrophe 1914. Das Reich befindet sich in einem bislang beispiellosen Aufstieg – wirtschaftlich und kulturell. Aber die Reichs-Regierung führt 1914 in einem Handstreich von bodenlosem Leichtsinn und Verantwortungslosigkeit ein ganzes Volk in den Abgrund: durch die militärische Auseinandersetzung des Ersten Weltkrieges.

Vor Verdun ereignet sich der größte gegenseitige Massen-Mord der Geschichte – mit Krupp-Kanonen auf beiden Seiten.

1918 ist der Krieg verloren. 1919 revanchiert sich die französische Regierung im Versailler Friedens-Vertrag für den Ruin, den ihm der deutsche Kaiser 1871 zugefügt hatte. Im Zentrum des deutschen Ruins stehen ungeheure Reparationen – vor allem Holz und Kohle.

Kapp-Putsch. 1920 putschen Kapp und Lüttwitz gegen die demokratische Regierung. Sie flieht. Gewerkschaften rufen den Generalstreik aus: Dadurch retten sie die Demokratie und die Regierung.

Im Ruhrgebiet dringt die ›Rote Ruhr-Armee‹ darauf, die versprochene Sozialisierung einiger Industrie-Zweige, darunter Kohle und Stahl, zu realisieren.

Im Bielefelder Abkommen, vermittelt vom preußischen sozialdemokratischen Innenminister Severing, versprechen Ruhrarmee und Reichswehr Abrüstung. Die Arbeiter geben die Waffen ab, aber die rechtsradikalen Freicorps rücken ins Ruhrgebiet ein und richten ein Blutbad an: ›Weißer Terror‹. Die Armee führt Krieg gegen Bürger.

Enttäuscht über Sozialdemokraten wie Severing und Noske verliert die Sozialdemokratie im Ruhrgebiet in der Weimarer Zeit stark an Boden.

Druck und Struktur-Planung. Mit den Reparations-Leistungen gerät der Bergbau erneut in eine Schlüssel-Rolle, aber in eigenartiger Weise.

Ein ungeheurer Druck lastet vor allem auf den Bergleuten: der Acht-Stunden-Tag wird wieder rückgängig gemacht, Rationalisierungen folgen. Die Produktivität wird so stark erweitert, daß 150.000 neue Bergleute (mit Familien rund 600.000 Menschen) angeworben werden müssen.

Daher schaffen 1920 der Essener Oberbürgermeister (und spätere Reichskanzler) Hans Luther und der Beigeordnete Dr. Robert Schmidt ein Planungs-Instrument für die Region: den Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk (seit 1979 Kommunalverband Ruhr, seit 2004 Regionalverband Ruhr, RVR). Es ist der größte Planungs-Verband im Reich.

Für diese Aufgabe entsteht ein erstes mitbestimmtes Wohnungs-Unternehmen – in ei-

ner Drittel-Parität von Bergbau, Gewerkschaft und Staat: die Treuhandstelle für Bergmannswohnstätten (THS).

Ruhr-Besetzung 1923. »Frankreich hatte den Rückstand von etwa zwei Millionen Tonnen Kohle und einige Tausend Kubikmeter Holz in den deutschen Reparationsleistungen zum Anlaß genommen, um endlich in das begehrte Industriezentrum einzumarschieren« (Friedrich Kassebeer).

Die Bevölkerung wehrt sich mit passivem Widerstand. Dies legt die Ruhr-Wirtschaft lahm.

Andererseits heizt die Ruhr-Besetzung den Nationalismus an. In den Volksschulen finden ›Vaterländische Festspiele‹ statt und die nach wie vor bestehenden Krieger-Bünde veranstalten Helden-Gedenkfeiern.

Die Besetzung führt dazu, daß die Regierung sich nur noch mit dem Druck von immer neuen Bank-Noten über Wasser halten kann. Rasch eskaliert die Inflation zur Katastrophe: ungeheuer viele Menschen, die durch Industrialisierung wohlhabend geworden sind, verlieren ihre Vermögen, weil das Geld nichts mehr wert ist. Die gehobenen Mittelschichten sind zutiefst geschockt – das hat weitreichende politische Folgen. Es führt zu erbittertem Haß und mündet in Rechtsradikalismus.

Wohnungsbau-Mittel. Um Mittel für weitere Siedlungen zu erhalten, wird die Hauszins-Steuer geschaffen. Viele Häuser entstehen nun in großstädtischer Form: als blockhaft gruppierte Wohn-Anlagen.

Technologien. Zwischen 1918 und 1939 entwickeln sich neue Technologien. Der Umgang mit der Kohle differenziert sich: mit der Kohlenwertstoff-Gewinnung. Es entsteht die synthetische Stickstoff-Herstellung, die vor allem als Düngung die Landwirtschaft bedient. Und aus Kohle wird die künstliche Kautschuk-Herstellung entwickelt.

Unter größtem äußeren und inneren Druck entsteht ein neuer Schub an Technologie-Entwicklung und Rationalisierung. Ausdruck dessen ist eine der »Pyramiden« im »Tal der Könige«: die Zeche Zollverein in Essen-Katernberg. Ihre wirtschaftliche Modernisierung drückt sie in der modernsten Ästhetik aus (1928 von Fritz Schupp/Martin Kremmer), wie sie seit 1919 von einer Avantgarde von Künstlern in und um das Bauhaus entwickelt wurde.

Die Republik stirbt. Anachronistisches Denken in vielen Köpfen führt zu wilden Schlachten: Sie wollen den Pluralismus der Gesellschaft, der durch die Industrialisierung entstand, zerstören – statt ihn produktiv zu moderieren und damit die Unterschiedlichkeiten zu nutzen.

Die Republik scheitert nicht allein an ihren Feinden, sondern auch daran, daß die Demokraten es nicht verstehen, eine eigene demokratische und sozial-orientierte Kultur aufzubauen – und mit praktischen Fähigkeiten, wendig in vielerlei Situationen, meterweise Boden zu gewinnen. Sie folgen unbewußt und naiv einer uralten Tradition der Polarisierung, die die Reformer atomisiert, durch Maximalismus meist handlungsunfähig macht, in den eigenen Feldern das schrittweise Handeln diskreditiert.

Die Großindustrie verachtet zunächst die Nazis, doch als sie zu einer Macht werden, versucht sie, die NS-Politik als Werkzeug für eigene Interessen zu nutzen: gegen Demokratie, Sozialismus und Gewerkschaften

Großindustrielle aus dem Ruhrgebiet finanzieren in einer entscheidenden Phase die marode NS-Partei-Kasse. Zu ihnen gehört der Herr über Rhein-Elbe: Emil Kirdorf. Hitler ist häufiger Gast in Kirdorfs Villa Streithof in Mülheim an der Ruhr. Der Kreis der Konzern-Chefs fordert Hindenburg auf, Hitler zum Reichskanzler zu ernennen.

NS-Staat. Hitler treibt den Nationalismus auf die Spitze: er steigert den Mythos der Volks-Gemeinschaft zu einem religiösen Wahn. Aus ihm zieht er die ungeheuerlichste Aggression gegen alles, was anders ist, anders denkt und anders handelt.

Viele Menschen im Ruhrgebiet setzen dem Nationalsozialismus Widerstand entgegen – in vielerlei Weise.

Hitler läßt die Gewerkschaften zerschlagen, plündert und schließt die Gewerkschafts-Häuser, verbietet SPD und KPD und zwingt alle

anderen Parteien, sich ›freiwillig‹ aufzulösen. Vor allem Kommunisten und Sozialdemokraten kommen zu Tausenden in Konzentrations-Lager.

War in einem Prozeß von einem halben Jahrhundert mühsam ein geringes Maß an gesellschaftlicher Pluralität erworben, so wird es nun im Terror der Gestapo erstickt.

Rüstung. Der NS-Staat wird im Alltags-Leben zunächst einige Zeit als Beruhigung der Verhältnisse erfahren. Aber die Ruhe täuscht. Hitler stellt die Wirtschaft weitgehend auf Kriegs-Vorbereitung um: Von vornherein geplant, lassen die Machthaber seit 1936 die Produktion für die Rüstung eskalieren.

Der Zweiten Welt-Krieg. 1939 stürzt die Hitler-Regierung das Volk in den Abgrund – zum zweitenmal in einem Jahrhundert.

In diesem Krieg deklariert Hitler die Bergleute zu »Soldaten der Heimat«.

Das Militär zieht einen großen Teil der Arbeiter für die Fronten ab. An ihre Stelle setzt das Regime andere Arbeits-Kräfte: »Fremdarbeiter« aus Polen, der Ukraine und anderen Ländern. Sie werden zu »Untermenschen« gestempelt und sind zum langsamen Tod durch Arbeit und Hunger verurteilt (Thomas Rother).

Bomben-Krieg. 1944/1945 vernichten alliierte Flugzeuge durch Teppiche von Bomben, vor allem als der Krieg längst entschieden ist, nicht nur Produktions-Zentren, sondern vor allem zivile Wohn-Bereiche. Ohne militärstrategische Notwendigkeit wird ein erheblicher Teil der Kultur, der nicht nur dem Land, sondern auch der Menschheit gehört, unwiederbringlich zerstört.

Zusammenbruch. 1945 bricht das Dritte Reich wirtschaftlich und militärisch zusammen. In dieser Zeit ist das Ruhrgebiet von der Hälfte seiner Bewohner verlassen – an der Front und im Gefangenen-Lager und evakuiert.

Theodor Heuß 1945: »... erlöst und vernichtet in einem ...« »Das Kennzeichen unserer Zeit«, schreibt der Schriftsteller Hans Werner Richter (1947) ist die Ruine.

Die Erfahrung des Bruchs mit allem formuliert Heinrich Böll (1971) so: »Ich hatte ... das Gefühl, daß es eine deutsche Geschichte nicht mehr gibt ... – daß wir Deutsche ... ein völlig rechtloses Volk waren. Mit Recht rechtlos und auch geschichtslos in dem Augenblick. Die [Alliierten] hätten mit uns machen können, was sie wollten, und ich hätt's sogar verstanden.« Dazu brauchte Hitler nur zwölf Jahre Zeit: vom 30. Januar 1933 bis zum 8. Mai 1945.

Zerstörtes Verkehrs-Netz. Zerstörte Fabriken. Berge von Trümmern. Schienen und Loren. Not-Wohnungen. »Trümmer-Frauen.« Not-Unterkünfte. Baracken. Kampf ums Überleben. Schwarz-Handel. Trümmer-Filme.[4]

Re-Organisation. Wie schon 1918 wächst auch 1945 der sozialen Bewegung mit ihrer basisorientierten Organisations-Fähigkeit eine wichtige Rolle zu. Gewerkschaften entstehen. Im Chaos organisieren sie die Lebensmittel-Verteilung, die ersten Verwaltungen, den ersten Wiederaufbau von Wohnhäusern und Fabriken.

1947 wird die Unternehmens-Mitbestimmung in den entflochtenen Betrieben durchgesetzt.

Die Hoffnung, daß in der neuen Bundesrepublik Sozialdemokraten die Mehrheit erhalten, erfüllt sich nicht. Allerdings stellen Gewerkschaften und Sozialdemokraten seit dieser Zeit wichtige und nicht mehr übergehbare Kräfte innerhalb der Struktur des Ruhrgebietes dar.

Um 1950 gewinnt die Sozialdemokratie im Ruhrgebiet zum ersten Mal die Mehrheit. Sie trägt erheblich dazu bei, daß sich die Lebens-Bedingungen schrittweise verbessern und Krisen versachtet werden.

Finanzielle und mentale US-Investitionen. Die US-Regierung erkennt rasch, daß der von den West-Alliierten kontrollierte Teil Deutschlands die besten Voraussetzungen für eine Re-Industrialisierung bildet (Fachleute, Arbeits-Einstellung, Organisations-Fähigkeit) – im eigenen Interesse: Land und Leute erscheinen ihr als Unterpfand für Investitionen, d.h. für Geld-Anlagen (Kredite) und Industrie-Beteiligungen. Marshall-Plan-Kredite (1947/1956 3,6 Milliarden Dollar) sind Start-Hilfe für die Wirtschaft und schaffen eine erste Konjunktur – oft ›Wirtschafts-Wunder‹ genannt.

Kalter Krieg: schleichende Amerikanisierung und Antikommunismus.

Wirtschafts-Wunder. »Der größte Reichtum des Landes war Kohle. Sie ist die erste Wiederaufbau-Energie. Daher wird alles getan, um die Förderleistungen zu steigern.« So wird das Ruhrgebiet der wichtigste Bestandteil des Mythos »Wirtschafts-Wunder«.

Im Boom des Wirtschafts-Aufstiegs wächst die Verfügungs-Masse für den Verteilungs-Kampf erheblich. So erhalten die Massen mit starken Gewerkschaften (Mitbestimmung in Kohle und Stahl) zum erstenmal in der Industrie-Geschichte einen gewissen Wohlstand. Er steht auch im Zusammenhang mit der inneren Entwicklung der Industrialisierung: mit Rationalisierungen, Verbilligungen und Konsum-Güter-Ausweitung.

In den 1950er Jahren entstehen in der BRD drei Millionen neue Arbeits-Plätze. In den 1960er Jahren weniger, aber immer noch 600.000. Die innerbetriebliche Rationalisierung, die die Wirtschaft naturgemäß begleitet, wird durch Wachstum kompensiert. 1960 beträgt die Arbeitslosen-Rate nur noch 1,3 Prozent. 1961 fällt sie unter ein Prozent.

Daher werden Arbeiter aus anderen Ländern geholt.Von 1955 bis 1966 wächst ihre Zahl von 80.000 auf 1.244.000.

1973 bilden sich Ausländer-Beiräte.

Soziale Reformen. Um 1955 ist ein gewisses Lohn-Niveau erkämpft. Die Gewerkschaften legen sozialistische Grundprinzipien ab und orientieren sich darauf, den Anteil der Arbeiter am steigenden Wohlstand zu erweitern. 1958 erkämpft die Industrie-Gewerkschaft Metall sechs Prozent mehr Lohn, 1960 sogar 8,5 Prozent. 1957 Renten-Reform: Rentner erhalten 60 Prozent mehr. In Stufen wird die Verkürzung der Wochen-Arbeitszeit erreicht: 1956 von 48 auf 45 Stunden, 1957 auf 44, 1959 auf 40. Nach Streik: 1956/1957 werden Arbeiter bei Krankheit den Angestellten gleich gestellt.

Politik. 1959 beschließt die SPD das ›Godesberger Programm‹: Absage an den ›Klassen-Kampf‹ und Anspruch auf Integration aller Schichten.

Seit 1961 werden die Wahl-Kämpfe amerikanisiert: die Sach-Fragen treten in den Hintergrund.

Konsum. In diesen Jahren entsteht die Demokratisierung des Luxus-Konsums. Zum erstenmal in der Industrie-Geschichte haben breite Massen, die über 100 Jahre die Verlierer der Industrie-Epoche waren, eine erhebliche Teilnahme an der Produktivität: Sie führt in der Lebens-Führung zu einem gewissen Wohlstand. Nun entfaltet sich die Konsum-Gesellschaft. Symbole: Eis-Diele. Schlager-Box. Urlaub in Rimini. Rock-Musik. »Halbstarke.«

2. Phase der Infrastrukturen. Zusammen mit den Gewerkschaften schafft die Sozialdemokratie eine Fülle eigener Strukturen und Institutionen. Sie nutzt dazu ihre originären Organisationen wie die Arbeiterwohlfahrt und die ihr zugewachsenen Instrumente, die öffentlichen Verwaltungen. Drittens schafft sie neue Instrumente, vor allem mit den Bildungs-Einrichtungen.

Mit den Ressourcen der 1960er Jahre schafft das Ruhrgebiet eine der dichtesten und vielfältigsten Infrastrukturen der Welt.

In einem beispiellosen Kraft-Akt entstehen Bildungs-Stätten: Schulen aller Art, die beste Erwachsenen-Bildung (VHS) und eine Kette von neuen Hochschulen. Es sind die Universitäten, Gesamthochschulen, Fachhochschulen in Bochum, Dortmund, Duisburg, Essen, Hagen, Witten/Herdecke, und Recklinghausen.

Zu diesen Infrastrukturen gehört eine außerordentliche kulturelle Leistung: das Ruhrgebiet entwickelt sich zur umfangreichsten Theater-Landschaft der Welt.

Insgesamt wächst im Ruhrgebiet zum erstenmal eine Sozial-Kultur, die nach Jahrhunderten Vorherrschaft des Adels, des Katholizismus oder einer mental konservativen Wirtschafts-Oligarchie unter der Hegemonie der Sozialdemokratie steht.

Zwei Gesichter der Epoche. 1952 entsteht ein Massen-Blatt. 1954 Fernsehen. 1967 Farbfernsehen. Das Zeit-Alter dampft auf zwei Schienen: rasante Fortschritte – und zugleich Rückfälle in freiwillige Gehirn-Wäsche und Obskurantismus. Bildungs-Chancen werden von den einen genutzt – von anderen mit antiintellektuellem Affekt ausgeschlagen.

Krisen. 1958 kommt die erste Krise: billigere Energien wie Erdöl und amerikanische Import-Kohle aus dem technisch einfacheren und dadurch kostensparenden Tage-Bau.

Wenig später folgt die zweite Krise: durch die vom Staat gigantisch subventionierte Atom-Energie.

Hinzu kommen Mängel in der Energie-Politik: die Technologien und Strategien der Kohlen-Nutzung werden kaum verbessert.

Die führende Position der Kohle wankt.

Damit beginnt eine weitere Phase des Struktur-Wandels.

Der Boom anderer Industrien. Während seit 1955 der Bergbau absinkt, hat in den 1960er Jahren die chemische Industrie und die Bekleidungs-Branche hohe Zuwachs-Raten. Auch die Glas-Industrie wächst.

Neue Wohn-Viertel. Für den raschen Bevölkerungs-Anstieg, auch für Zuwanderer aus dem Osten, werden seit 1950 umfangreiche Wohn-Bereiche angelegt – meist nach demselben Schema:

Lange Zeilen-Bauten, quer zur Straße, in den Zwischen-Räumen glatte, unbetretbare Rasen-Flächen. Erst zwei Geschosse, dann drei und vier – immer stärker setzt sich ein altes Miets-Kasernen-Schema durch, schließlich schafft es Hochhäuser.

Tendenz zur Raum-Auflösung im Städte-Bau. Im Gegensatz zu den Block-Bebauungen und Wohn-Höfen der 1920er Jahre bagatellisieren Städtebauer und Architekten die räumliche Gestaltung. Sie gestalten die Frei-Räume inhaltsleer, diffus und beliebig. Die rein grundstücks-bezogenen Bau-Programme tendieren zur Raum-Auflösung. Planer reduzieren auch die Zeilen-Struktur: auf ein äußerst banales Schema.

Stadt-Planung. In den 1960er Jahren erhalten auch die Massen das Privileg des individuellen Fortbewegungs-Mittels: das Autos. Politiker und Verwaltungen machen die Region in erheblichem Maße autogerecht.

In der Stadtentwicklung schlägt der Fortschritt zum Wahn um: Die Absicht, eine neue und perfekte Welt zu bereiten, versucht aggressiv, sich aller Vergangenheit zu entledigen. Dies führt zu ungeheuren Gewalt-Akten: zum Kahlschlag ganzer historischer Stadt-Bereiche, zum Abriß von Arbeiter-Siedlungen, zur Zerstörung vieler Bau-Denkmäler. Anschaulichstes Beispiel ist Essen-Steele.[5]

Überall zeigt sich im Boom der 1960er Jahre eine gigantische Ressourcen-Verschleuderung. Dabei ist die Zeit keineswegs so reich, wie es auf den ersten Blick aussieht: die öffentlichen Haushalte sind knapp bei Kasse. Aber in dieser Planungs-Weise erhalten wenige zuviel und andere gar nichts.

Mit Milliarden wird eine verfehlte Zukunft gemacht. Später müssen Milliarden die Sanierung sanieren. Reflexion und eine komplexe Logistik hätten diese gesellschaftliche Fehlinvestition vermieden.

Bürgerinitiativen. 1972 bis 1980 organisieren Bürgerinitiativen in 50 Arbeiter-Siedlungen einen intelligenten und weitreichenden Widerstand gegen den Flächen-Kahlschlag ihrer Gartenstädte. Sie erkämpfen, daß die Landes-Regierung, geführt von Johannes Rau, ein Ministerium für Stadtentwicklung einrichtet.

Zöpel-Ära 1981–1989. Dr. Christoph Zöpel leitet das neue Ministerium, als Abteilungsleiter beruft er Prof. Dr. Karl Ganser. Kein Bauministerium war erfolgreicher.

1981 erfolgt die »Umsteuerung« aller Planungs-Projekte – in einer Denk-Weise, die aus den Konflikten gelernt hatte.

Auf die grobe Phase der Infrastruktur-Bildung folgt die differenzierte Phase. Die noch übriggebliebene historische Substanz wird weitgehend bewahrt. Die noch nicht abgerissenen Gartenstadt-Siedlungen werden erhalten und modernisiert. Rückbau von Straßen. Mehr als anderswo erhalten Zeugen der historischen Industrie nun Schutz: als Bau-Denkmäler. Viele Fabriken werden umgenutzt und dienen der neuen kulturellen Bewegung als sozio-kulturelle Zentren.

Montan-Krise. Die Technologien vieler alter Wirtschafts-Zweige laufen aus. Eine große Anzahl von Produktionen wird in Billig-Lohn-Länder verlagert. Eine Fülle von Betrieben schließen.

Die Ökologie-Bewegung entwickelt sich. Dies und neue technische Möglichkeiten führen dazu, daß die Luft an der Ruhr sauberer wird. Altlasten müssen entsorgt werden. Ein neuer Industrie-Zweig entsteht: die Umwelt-Industrie.

In den 1980er Jahren endet die Monopol-Stellung von Kohle und Stahl im Ruhrgebiet.

Der Struktur-Wandel wird zunächst als Katastrophe aufgefaßt. Tatsächlich ist er Teil des industriellen Prozesses. Dies wird nur langsam begriffen. Punkt-Denken herrscht. Positionen werden verteidigt.

Erst um 1985 lernen mitbestimmende gewerkschaftliche Aufsichtsräte, daß nicht die Stillegungen von Werken das Problem sind, sondern der Abzug des Kapitals aus der Region. Ihr Versäumnis: sie hätten Stillegung und Re-Investition in der Region miteinander verbinden müssen.

Die 1990er Jahre. Mit dem Zusammenbruch des Staats-Sozialismus in den Ostblock-Ländern 1989 endet die polarisierte Auseinandersetzung gegensätzlicher kompakter Systeme.

Um 1995 ist das Emscher-Gebiet einer der wichtigen Bereiche, in denen neue regenerierbare Energien entwickelt werden. Eine Kette von Technologie-Zentren arbeiten an ökologischen Impulsen. Dazu gehört vor allem, die Energie der Sonne zu nutzen. Gelsenkirchen wird zum Mittelpunkt. »Das Ruhrgebiet war und ist eines der entscheidenden Experimentierfelder moderner Industriegesellschaften.«[6]

IBA Emscher Park. Die zehn Jahr (1989/1999) Internationale Bauausstellung Emscher Park (IBA) sind die umfangreichste Maßnahme in der ganzen Welt, eine Region strukturell zu entwickeln. Mit einzigartig hohen Maßstäben: gedankliche Tiefe, Einfalls-Reichtum, Differenziertheit.

Zukunft. Das Ruhrgebiet hat generationenlang für den Aufstieg der Gesellschaft gearbeitet und leider auch – mit Ingrimm – die Preise für die Verbrecher gezahlt, die das Land zweimal in Schutt und Asche führten und auch in anderer Hinsicht leichtfertig mit ihm umgingen.

Leute, die hier großes Geld machten, hatten oft nicht die gleiche Identifikation und Lust an dieser Region, wie die Leute, die hier leben. Und auch diese haben nicht nur Liebe für sie, sondern oft auch Haß.

Die Folgen sind nicht einfach. Es gilt, auf das produktive Potential zu setzen.

Waren einst Kohle und Stahl das wichtigste Kapital des Ruhrgebietes, so ist sein Zukunfts-Kapital heute seine Verkehrs-Lage, die offene Mentalität seiner Bewohner, seine Geschichte, die einzigartige Kette der Bau-Denkmäler, vor allem der Industrie und der Siedlungen, sein Reichtum an unterschiedlichen Hochschulen, seine sozio-kulturellen Stätten, seine vielen Museen und seine Theater, das Wirken von Netzen aktiver intelligenter Bürger, u.a. in Bürgerinitiativen, mit seinem Reichtum an unkonventionellen Ideen.

Im Gebiet an Ruhr und Emscher wurden Pyramiden gebaut – heute sind sie Industrie-Denkmäler in einem »Tal der Könige«. Die letzte Pyramide ist der Spiralen-Berg (2000) auf Rhein-Elbe vom Landschafts-Künstler Herman Prigann.

Im Ruhrgebiet stehen die Pyramiden nicht in der Wüste, sondern mitten unter dem Volk. Sie tragen dazu bei, daß mit der Kultur, die aus 150 Jahren Industrie gewachsen ist, neue Chancen für die Region entstehen.

Der Prozeß einer Stadt: Gelsenkirchen

Gelsenkirchen hat die charakteristischste Stadt-Geschichte in der Industrie-Epoche, die man auf dem Kontinent finden kann.

Die heutige Stadt ist ein Konglomerat von vielen Orten und zwei Städten, die sich lange Zeit parallel nebeneinander entwickelten.

Darin steckt eine Ambivalenz, die Himmel und Hölle zusammenschließt – ein moderner Dante könnte daraus ein umfangreiches Poem machen: vom Fortschreiten und vom Stehen-Bleiben, von der Lust am Rückwärts-Laufen, von den wenigen Reichen und den vielen Armen, von Faust und den Lemuren, von den gigantischen Mühen, ein Gleichgewicht für alle zu finden, die Gesellschaft auszubalancieren, von Gebildeten und Ignoranten, von Beton-Köpfen, Schlaf-Mützen, Bet-Schwestern, Einfältigen, Besserwissern, Protzen in Palästen und in Sozialwohnungen.

Vor der Industrie

Archäologen entdeckten Grab-Stätten (Urnenfeldstraße): im Gebiet lebten seit rund 3.000 Jahren Menschen.

Vor der Industrialisierung breiten sich zu beiden Seiten der Emscher feuchter Bruchwald aus. Nur auf einigen Anhöhen gibt es fruchtbaren Boden. Seine goldgelbe Farbe gab diesem Terrain den Namen: Goldberg (Buer).

Lange Zeit ist der Kern der heutigen Großstadt das kleines Dorf Gelsenkirchen – und im Gebiet liegt verstreut eine Kette von kleinen Dörfern.

Die Emscher war einst ein Fluß von mittlerer Größe. Sie wandte sich in Schleifen durch die Auen-Landschaft. Es hieß, das Wasser sei sehr reich an Fischen und an Krebsen. Seitlich gäbe grüne Weiden. Der Fluß treibe Mühlen an.

De Emscher war tückisch: Häufig überschwemmte sie weite Gebiete.

Nach 1904 wird die Emscher total industriell umgewandelt: ihr Bett verlegt – das neue Bett ist ein Kanal aus Beton.

Das Dorf Gelsenkirchen

Der Oberhof. Im 9. Jahrhundert gibt es einen Herren-Hof. Wahrscheinlich entwickelt er sich nicht weiter zu einem Adels-Sitz, sondern fällt eine Stufe herab – zum Oberhof, der zu einem Adels-Sitz gehört. Der Name »Brockhof« gibt an, daß er im feuchten Bruch-Land liegt.

Der Oberhof wird von einem Schultheißen verwaltet. Seine Funktion: Er sammelt von den Unterhöfen, d.h. von den Pacht-Bauern, die »Schuld« d.h. die Abgaben.

Für diesen Hof entsteht um ihn herum in einem langsamen Prozeß eine Siedlung – zunächst für die Familien von halbfreien Knechten, die auf dem Hof arbeiten. Niedersächsische Bauern-Häuser zwischen Eichen.

Später erhält dieses Kirch-Dorf den privilegierten Status einer »Freiheit« – ein Zustand zwischen Dorf und Stadt. Die Freiheit hat Markt-Recht; hier dürfen sich Handwerker niederlassen; sie können sich selbst verwalten.

Der Name Gelsenkirchen bedeutet: Kirche der Leute, die im Sumpf wohnen. Lange Zeit leben in rund 100 Häusern etwa 600 Einwohner. Noch 1850 besteht Bochum aus 340 Häusern, von denen 135 mit Stroh gedeckt sind.

Der Mittelpunkt des Dorfes Gelsenkirchen ist einst ein kleiner Platz, »Im Rundhöfchen« – davon ist nichts mehr sichtbar (heute ev. Kirche).

Alles hat seinen Nutzen. Die Frauen waschen im Wäsche-Teich. Im Röteteich wird der Flachs zum Spinnen weich gemacht.

Die Bauern lassen tagsüber die Schweine aus den Ställen zur Dorf-Wiese laufen. Dort hütet sie der Dorf-Diener. Nachts ist er Nacht-

Wächter. Übermüdet schläft er beim Schweine-Hüten ein.

Der Kuh-Hirt ruft mit dem Lock-Ruf seines Kuh-Horns die Kühe aus den Ställen und treibt sie auf die Weide-Plätze vor dem Dorf.

Der Wald der Mark ist gemeinsamer Besitz.

Jedes Jahr am Abend des Neujahrs-Tages wählt die »Nachbarschaft« des Dorfes einen der ihren zum Bürgermeister.

Rundherum um das Dorf liegen verstreut Bauern-Höfe. Diese Bauern-Familien werden nicht als »Nachbarschaft« angesehen. Sie dürfen an der Versammlung der Dorf-Bewohner teilnehmen, aber nicht abstimmen.

Das Dorf Buer

Wie lange es schon das Dorf gab, weiß niemand. Die erste schriftliche Nachricht ist aus der Zeit um das Jahr 1.000 bezeugt. Der Name stammt vom altdeutschen Wort Bur, das heißt Haus.

Das gesamte Terrain des Dorfes gehörte der Adels-Familie, die sich nach dem Dorf nannte: von Buer. Sie starb früh aus, das Dorf kam in die Hände von Erben, dann verfiel der einfache Adels-Sitz (fälschlich Burg genannt).

1448 erhielt das Dorf das privilegierende Recht einer »Freiheit«. Dies bedeutete: Selbstverwaltung, zwei Bürgermeister, neun Räte, jährlich am ersten Fasten-Sonntag gewählt, und ein eigenes Gericht.

Ein Zeichen tiefer Ängste: Das Dorf schützte sich dadurch, daß es sich mit Wasser-Gräben umgab – sogar mit zwei parallelen. Zwischen ihnen lief ein Erd-Wall. Der gesicherte Bereich hatte drei Zugänge – in Form von verschließbaren robusten Toren.

Sein Kern war eine Gabelung der Dorf-Straße. In diesem Dreieck, einer einfachen Gestalt, entstand der Markt (Altmarkt). Die Kirche wurde gebaut in einem eigenen Bereich, den eine Mauer umgab. Darin lagen auch der Friedhof und später die Schule.

Am 25. Mai jeden Jahres wurde das Fest des heiligen Urbanus gefeiert – mit einer Bitt-Prozession: Urbanus war der Schutz-Heilige gegen das Fieber der Malaria. Diese tückische Krankheit herrschte im Sumpf-Gebiet an der Emscher.

Der ausgebaute Weg wurde, wie auch anderswo, kommerzialisiert: Jeder Pferde-Wagen, der durch den Ort fahren wollte, mußte das Pflaster-Geld bezahlen. Daraus entstand für das Dorf eine einträglich Einnahme-Quelle – als sich der Gahlener Kohleweg entwickelte: Auf Pferde-Wägen wurde Kohle transportiert – aus dem Bereich von Bochum bei Crange über die Emscher und auf der (heutigen) Cranger Straße durch Buer zum kleinen Kohlen-Hafen Gahlen an der Lippe.

Industrie-Epoche

Gelsenkirchen. Industrie läßt das Dorf wachsen. 1868 wird Gelsenkirchen aus dem Amt Wattenscheid ausgegliedert und erhält den Status eines Amtes. Es verwaltet jetzt auch Nachbar-Gemeinden. Sofort erhält des Amt eine Sparkasse (1869).

Im selben Jahr (1869) genehmigt der Reichstag die Gewerbe-Ordnung, die fortan Gewerbe-Freiheit bietet.

Rasanter Wachstums-Prozeß: Die Gemeinde hat schon 1875 die einst unfaßbare Bewohner-Zahl von 11.282 Menschen. Dann geht das Wachstum exponentiell weiter.

Vor allem auf Initiative des Unternehmers Heinrich Mönting erhält die Land-Gemeinde – ziemlich früh im Ruhrgebiet – 1875 das Stadt-Recht.

Ückendorf. Das südlich angrenzende Dorf wächst mit der Zeche Rhein-Elbe. Ebenfalls 1876 erfährt Ückendorf, das bisher mit Wattenscheid verbunden war, eine Status-Verbesserung: Es wird ein selbständiges Amt mit Amts-Sitz.

Die Unterseite des Wachstums: Katastrophen. Es kommen arme Leute – sie mühen sich ungeheuer und bleiben dennoch arm. Leben auf kleinstem Wohn-Raum, meist in einem oder zwei Zimmern. Mangel-Ernährung. Kinder-Sterblichkeit. Anfälligkeit für Krankheiten. Alkoholismus. Kurzes Leben. Eine Epidemie:

1882 breiten sich Scharlach, Masern und Diphterie aus.

Schalke. Nördlich des Dorfes Gelsenkirchen ist um 1800 Schalke eine ganz kleine Bauernschaft: mit lediglich drei Höfen, zu denen 17 Kotten gehören. Insgesamt leben hier 129 Menschen.

Durch seine besonders rasante industrielle Entwicklung hat Schalke 1890 15.000 Bewohner.

Nördlich des alten Orts-Kerns um den Alter Markt, die Evangelische Kirche und den Neumarkt wird ein Raster-Plan entwickelt – mit den wichtigen Straßen Kaiserstraße und – quer dazu – der Grenzstraße.

Im Norden entsteht vor der Zeche Consolidation II und VII und den Mannesmann Röhrenwerken der Schalker Markt. Zur Infrastruktur gehören zwei Plätze mit Grün.

Buer. Die neue Energie der Kohle führt zu einer neuen Art von Licht: 1893 wird die Frage geprüft, ob in der geschlossenen Ortschaft eine elektrische Straßen-Beleuchtung angelegt werden soll.

Der industrielle Aufstieg wird von nationalistischer Politik ausgenutzt. »Im Saale des Wirtes Sures wurden lebende Bilder aufgeführt, die einige Szenen aus der großen Zeit veranschaulichten.« »Erinnerung der glorreichen [Kriegs-]Ereignisse des Jahres 1870/71«. »Begeisterter Widerhall.« »Legt Zeugniß von der treuen vaterländischen Gesinnung« ab. »Sedanfeierlichkeiten.« »Sedanjubiläum.« »Fackelzug.« »Feier des Kriegervereins.« »Deutschland sei in dieser Zeit groß und mächtig geworden, Reichthum und Wohlstand hätten einen ungeahnten Aufschwung genommen, Handel und Industrie sich zur höchsten Blüte entfaltet und Kunst und Wissenschaft sei gepflegt worden wie nie zuvor.«[1]

Die Gemeinde Buer vergrößert sich von 1875 mit 5.000 Einwohnern bis 1890 auf rund 11.000 und bis 1912 um das Sechsfache auf 67.000 Einwohner.[2] Nach 1900 wandern jedes Jahr über 3.000 Menschen zu. Wo kommen sie alle unter – und in welchen Verhältnissen leben sie?

1912 erhält sie den Status einer Stadt.[3]

Dafür ließ sie bereits 1911/1912 ein neues Rathaus errichten. »In weiser Voraussicht hat hier die Stadtverwaltung ein großes, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Verwaltungsgebäude errichtet und damit schon damals den äußerlichen Grundstock der Entwicklung zur Großstadt gegeben. Ein schlichter, klarer Stil, einfacher Renaissance gleichend, drückt diesem Gebäude mit seinen viergeschossigen Bürofluchten den Stempel der zweckmäßigen Raumausnutzung und der Sachlichkeit auf und hebt so die Monumentalität des Bauwerks doppelt hervor. Der 68 m hohe viereckige Turm ist von einem halbstumpfen Helm gekrönt.« Über 100 Büro-Räume und 30 als Reserve im Dachgeschoß. Im Sockelgeschoß ein großer Ratskeller.«[4]

Die Industrialisierung verändert: »Die neuen Schulen [in Buer zwischen 1911 und 1921] haben statt der bisherigen Tannenfußböden Eichenparkett, statt der Holzbalkendecken dauerhafte, feuersichere Betondecken, Zentralheizung statt der unwirtschaftlichen Ofenheizung und Schwemmkanalisation statt der Abortgruben. Außerdem haben alle neun Schulen eine Brausebadanlage …«[5]

1922 wird Buer eine Großstadt.

Zusammenschluß. 1903 vergrößert Gelsenkirchen sein Territorium durch eine weit ausgreifende Eingemeindungs-Welle: mit den Orten Schalke, Hessler, Bismarck, Bulmke, Hüllen und Ückendorf.

Dadurch wird Gelsenkirchen eine Großstadt – mit jetzt 138.098 Einwohnern. Das Stadt-Gebiet vergrößert sich von 258 ha auf mehr als das Zehnfache: auf 3.084 ha. Das ist ziemlich einmalig in der Geschichte des Städtewesens.

Jedes Jahr wandern über 4.000 Menschen zu. 1910 hat Gelsenkirchen um weitere 30.000 Einwohner zugenommen – auf 169.513 Einwohner.

1921 und 1923 besprechen im Ruhrgebiet Staat, Siedlungsverband, Gemeinden und Wirtschaft die Gemeinde-Grenzen. Dies führt 1926 zum Gesetz über die Neuregelung der kommunalen Grenzen im rheinisch-westfälischen Industriebezirk.

Entgegen Gelsenkirchener Wünschen werden Mittelstädte wie Wanne-Eickel und Wattenscheid gebildet. 1922 gutachtet der SVR, daß »eine einwandfreie Deckung des Geländebedarfs« für Gelsenkirchen nur durch »Interessenausgleich mit der Stadt Buer möglich sei.«[6]

1925 wird die Belegschaft der Zeche Nordstern in der Land-Gemeinde Horst von 4.400 Mann auf 700 reduziert. Dadurch wird die Gemeinde steuerlich zahlungsunfähig und ersucht deshalb die Stadt Buer um Anschluß.[7]

1928 fusionieren die Stadt Gelsenkirchen (214.000 Einwohner), die Stadt Buer (101.000 Einwohner) und die Landgemeinde Horst (25.000 Einwohner) zu Gelsenkirchen-Buer. 1930 reduziert das Preußische Ministerium den Doppelnamen zu Gelsenkirchen.

Die neue Stadt hat 340.077 Einwohner.

Politische Symbolik. Bis 1914 ist kein einziger Sozialdemokrat im Stadtrat Gelsenkirchen, obwohl die Partei 1912 bei den Reichstags-Wahlen mit 35 Prozent die meisten Stimmen erhält (31 Prozent Nationalliberal, 33 Prozent Zentrum).

Frauen dürfen erst seit 1918 wählen.

Reichstags-Wahl Mai 1924 in Gelsenkirchen: KPD: 32.366. Zentrum: 25.798. Reichtags-Wahl Dezember 1924: Zentrum: 27.538. Kommunisten: 18.519. Sozialdemokraten: 15.962. Deutsche Volkspartei: 14.255.

Reichstagswahl Mai 1928: KPD 38.694. Zentrum: 35.229. Sozialdemokraten: 30.970. NSDAP: 1.471.

Krieg. Am 20. Mai 1940 werden die ersten Bomben auf die Stadt geworfen. Dann folgen bis zum April 1945 weitere 183 Bomben-Abwürfe – mit rund 55.000 Sprengbomben und 363.000 Brand-Bomben. Wenige Tage vor Ende des Krieges, am 5. März 1945, sterben 518 Gelsenkirchener. Insgesamt gibt es über 3.000 zivile Tote. An den Fronten kommen rund 10.000 Gelsenkirchener Soldaten um, 7.000 werden vermißt – sie überleben nicht.

Die Bomben zerstören oder beschädigen schwer: 52 Prozent der Wohnungen und 28 Prozent der Industrie-Betriebe.

Die ständige Völker-Wanderung

Bevölkerungs-Zahl. In Gelsenkirchen verzehnfachte sich von 1800 bis 1869 die Einwohner-Zahl: auf 5.209 Einwohner.

Man muß diese Zahlen reflektieren, um einer simplen Wachstums-Euphorie zu entgehen. In der Industrie-Epoche gibt es Bevölkerungs-Vermehrungen, die man nur mit größter Naivität als selbstverständlich ansehen und schon gar nicht als Norm für die Zukunft festschreiben kann.

1871 hat Deutschland 41 Millionen Einwohner.

1872 leben 4,8 Prozent der Bevölkerung in Großstädten. 1900 sind es schon 16,2 Prozent. 1933 fast das Doppelte – mit 30,4 Prozent.

Die größte Stadt im Ruhrgebiet ist 1875 Dortmund – mit 57.700 Einwohnern. Essen: 54.800. Duisburg: 37.400. Bochum: 28.400. Mülheim an der Ruhr: 15.000. Gelsenkirchen 11.300.

Zum Nachdenken: In 25 Jahren, 1896, ist Gelsenkirchen dreimal so groß wie 1871 – mit 31.582 Einwohnern.

Zuwanderer. Vor allem der Bergbau saugt von überall her viele Menschen an. Die ersten Zuwanderer zu den Zechen stammen aus der näheren Umgebung, aus Westfalen und aus dem Sauerland.

Über das ausländische Kapital, das im Gebiet industrialisierend tätig ist, kommen Menschen aus anderen Ländern.

Die Zeche Dahlbusch ist in belgischem Besitz – bis 1966.

Der Westfriedhof in Gelsenkirchen (Robert Koch-Straße) ist der »Irische Friedhof« (nichts erhalten). Auf dem Friedhof an der Kirchstraße gibt es noch einige Gräber von Familien irischer und englischer Facharbeiter, die der irische Industrielle Mulvany für die Zechen Hibernia und Shamrock von den Inseln holte. Erhalten blieb der Grab-Stein der Frau eines englischen Arbeiters: Ann Hitt. 1862.

Auf dem Friedhof der Evangelischen Kirchengemeinde steht der Grab-Stein (1869) der Elisabeth Coulson, der Frau des großen Konstrukteurs.

1870 leben in Gelsenkirchen 325 Holländer und Belgier.

Ostdeutsche. Seit 1870 ziehen Werber in den Osten und holen aus Schlesien, Posen und Westpreußen, vor allem aber aus Ostpreußen viele Leute in die Stadt – für die Zechen.

Die Versprechen sind so etwas wie »goldene Berge« – aber die Realität sieht anders aus.

Polen. Den weitaus größten Anteil an Zuwanderern stellen Polen.

Als der polnische Staat 1772 brutal zerteilt wurde, verleibte sich Preußen den westlichen Teil ein. Dadurch erhielten seine Bewohner die deutsche Staatsbürgerschaft – aber sie hatten geringes Ansehen.

1885 stammen von den 20.290 Einwohnern Gelsenkirchens 14,8 Prozent aus den deutschen Ost-Provinzen, davon 8,2 Prozent aus dem deutschen Ostpreußen. 1882 wird in Gelsenkirchen erstmals ein Gottes-Dienst in polnischer Sprache gehalten.

1892 stammen von der gesamten Belegschaft des Bergreviers Gelsenkirchen 51 Prozent aus den preußischen Ost-Provinzen oder aus dem Ausland. Der Prozent-Satz der Zugewanderten wächst bis 1912 auf insgesamt 58,3 Prozent der Bergarbeiter. Es ist der höchste im Ruhrgebiet.

Von Anfang an rechneten die Industrien mit einer außerordentlich hohen Zuwanderer-Zahl, vor allem mit Zuwanderern nichtdeutscher Sprache.

Trotzdem fehlen im Ruhrbergbau 1906 rund 30.000 Bergleute.

Die meisten polnisch-sprachigen Zuwanderer gehen in den Bergbau. 1900 leben im Ruhrgebiet 254.940 Polen. 19 große Schacht-Anlagen haben mehr als 50 Prozent polnische Arbeiter. 1910 sind es in der Zeche Graf Bismarck 69 Prozent der Belegschaft.

Zahlen lassen ahnen, wie schwierig die Lebens-Verhältnisse sind. 1892 hat Gelsenkirchen mit seinen 30.500 Einwohnern eine außerordentlich hohe Fluktuation der Bevölkerung: 8.923 Personen wandern zu, 8.701 ziehen weg – fast jeder Dritte ist ständig in Bewegung. Kann man sich vorstellen, was das heißt?

Nur 28 Prozent der Einwohner von 1910 wurden in der Stadt geboren.

1910 sind in Gelsenkirchen 17,7 Prozent polnisch und in Buer 11,8 Prozent.

Später, während der Ruhr-Besetzung 1923, werben die Sieger-Mächte planmäßig Polen nach Nordfrankreich und Belgien ab.

1924 hat Gelsenkirchen 23,6 Prozent ostdeutsche Bewohner.

Ost-Vertriebene. Nach dem Zweiten Welt-Krieg kommt eine weitere Völker-Wanderung nach Gelsenkirchen: ein großer Flüchtlings-Strom. 1954 nimmt die Stadt noch einmal 16.000 Vertriebene auf. Insgesamt sind es rund 65.000.

Dominanz des Bergbaues. Unter allen Industrie-Zweigen dominiert mit weitem Abstand der Bergbau. Um 1875 beschäftigt er im Raum Gelsenkirchen bereits rund 5.000 Menschen, die Eisen-, Glas- und chemische Industrie erst rund 1.000 bis 1.500 Arbeiter.

Schon 1879 gibt es im Ruhrgebiet 189 Zechen mit 78.948 Menschen.

Wachstums-Skala der Stadt Gelsenkirchen. Die folgenden Zahlen darf man nicht unkommentiert lesen. 1840: 600 Einwohner. 1855: 1.000. Großer Zuwachs durch Kriegs-Konjunkturen – 1870 auf 7.000 Menschen. Kurze Gründer-Konjunktur – 1875: 11.000. Trotz schwieriger Konjunktur weiterer Anstieg – 1890: 28.000. Eingemeindung 1903: Sprung auf 138.000. Hoher jährlicher Zuwachs – 1910: 169.000.

Kriegskatastrophe 1918: 165.000. Kriegs-Zahlungen in Kohlen-Lieferungen – 1924: 200.000.

1927 hat das Gebiet von Gelsenkirchen, das einst nur dünn besiedelt war, eine Bevölkerungs-Dichte von 5.619 Personen auf einen Quadrat-Kilometer, bei Abzug der Industrie-Fläche sogar 6.442. Das ist weit mehr als in Holland. In Buer liegt erheblich niedriger: mit 1.682 bzw. 1.744 Einwohnern/km^2.

Erste Zwischenkriegs-Konjunktur und Eingemeindung der Großstadt Buer – ein großer Sprung 1929 auf 339.100 Menschen.

Leichtes Absinken bis 1939: 317.500. Zweite Kriegs-Katastrophe 1945: 160.000. Rückkehr

vieler Menschen aus Evakuierung und Krieg – 1946: 266.000. Gewaltiger Zuwachs, auch von Ost-Flüchtlingen, zur Ankurbelung des Wirtschafts-Wunders – 1950: 337.300.

In wenigen Jahren wächst Gelsenkirchen bis 1954 auf 374.913 Einwohner, 1955 auf 382.282. Davon sind 157.034 im Arbeits-Prozeß. Es gibt nur 2,7 Prozent Arbeitslose.

1959 leben in Gelsenkirchen 391.745 Einwohner. Das ist die höchste Zahl.

Dann wird, trotz der Konjunktur anderer Wirtschafts-Zweige, die Kohlen-Krise 1965 spürbar – rund 20.000 Menschen haben sich andere Jobs gesucht. Gelsenkirchen hat nun 371.000 Einwohner. Die scharfe Krise führt dazu, daß nun sehr viele Menschen anderswo Arbeit suchen – rund 60.000. 1976 sinkt die Ziffer auf 317.000. Zur Krise der Kohle kommt die Krise im Stahl – weitere Menschen wandern ab – 1982: 297.000. 1988: 285.000.

Dann aber steigt die Zahl der Bewohner überraschend wieder an – und schwankt: 1990 auf 289.000. Weiterer Anstieg 1994: 294.313. 1996: 291.491.

Ein ständiges Auf und Ab. Wie lebt eine Stadt damit – wie löst sie die Probleme der Wohnungen, der Bildungs-Einrichtungen, des Verkehrs usw.

Konjunkturen

Die 1850er Jahren sind die Gründer-Zeit der Industrien. In den 1860er Jahren gibt es eine Konjunktur, die mit drei Kriegen zusammenhängt. 1873 bricht die Konjunktur zusammen und die Industrien haben schwierige Jahre. Um 1890 zieht sie langsam wieder an. Kurz vor 1900 läuft sie hoch auf.

Wurde die Industrie bis dahin vor allem im Bereich der Investitions-Güter beschäftigt, entsteht nun neben diesem Sektor zum erstenmal eine umfangreiche Produktion von Konsum-Gütern.

Für sie entwickelt sich die Werbung. 1903 wird »Reklamekunst« ein Unterrichts-Fach an Kunstgewerbeschulen.

Die Rheinisch-Westfälische Gewerbe-Ausstellung in Düsseldorf 1902 ist ein Ausdruck der gewaltigen Wirtschafts-Kraft des Rhein-Ruhr-Gebietes.

Nach der Wirtschafts-Krise in den USA 1907 geht die Konjunktur 1908 zurück – zu einer kurzen Depression. Vor allem in der Eisen-Industrie.

Ausdruck der ersten Konsum-Welle: 1909 öffnet das erste Kaufhaus in Gelsenkirchen (Alsberg).

Der Anfang des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts bringt zunächst eine starke Konjunktur. Sie wird brüsk abgeschnitten: durch den verantwortungslosen Krieg 1914/1918.

Die 1920er Jahre setzen die Krise des Krieges lange fort. Erst mit der Einspeisung von US-Kapital (1925 Dow-Jones-Plan) gibt es vier Jahre Konjunktur. Die US-Geldgeber verlangen jedoch umfangreiche Rationalisierungen, damit die Wirtschaft auf dem Welt-Markt im Freihandel konkurrenzfähig wird. Dies führt dazu, daß viele Betriebe schließen müssen und die Großen sich erheblich vergrößern.

Durch die Fehl-Einschätzung ewiger Prosperität entsteht der Zusammenbruch der Wallstreet Börse 1929 – und als Folge ein weltweite Krise der Wirtschaft. In Deutschland geht die Industrie-Produktion bis 1932 um 44 Prozent zurück. Die Stahl-Industrie ist nur noch zu 27 Prozent beschäftigt.

Nach dem steilen Absturz des industriell weit entwickelten und wohlhabenden Landes im Ersten Weltkrieg verspielt der NS-Staat das Land ein zweites Mal. In archaischer Mentalität setzt er Wirtschafts-Erfolg mit Militär-Erfolg gleich – ein Irrtum mit wahnwitzigen Folgen: die Militarisierung wird zur selbstverständlichen Dimension. Schon rasch nach der Macht-Ergreifung 1933 bereitet Adolf Hitler den nächsten Krieg vor. Die Konjunktur lebt von der rasch angeworfenen Rüstungs-Produktion und von der Autarkie-Bestrebung. Sie wird staatlich finanziert – im Vorgriff auf den Ressourcen-Gewinn durch geplante militärische Eroberungen im Osten.

Erneut wird das Revier zur Waffen-Schmiede der Nation gemacht. Hitler ernennt die

Bergleute zu »Soldaten der Heimat«. Die Industrie zwischen Ruhr und Emscher boomt.[8]

Zusammenbruch.

Die Nachkriegs-Konjunktur wird von US-Kapitalien angeworfen, die mit der Aussicht auf Rendite nach Deutschland erneut eingespeist werden (Marshall-Plan). Es ist keine normale, sondern eine Sonder-Konjunktur.

Um 1966 gibt es ein Tief, das jedoch durch eine Wirtschafts-Politik (Karl Schiller) im Sinne des britischen Wirtschafts-Theoretikers John Meynard Keynes (1883–1983) mit gegensteuernden staatlichen Finanz-Spritzen rasch überwunden wird.

Der Krise im Bergbau steht zunächst eine Konjunktur in der Stahl-Branche gegenüber. Aber in den 1980er Jahren stürzt auch sie weitgehend zusammen.

Weil im Ruhrgebiet Kohle und Stahl ihr Monopol verteidigt hatten und neue Investitionen weitgehend außerhalb tätigten, gerät das die Region in eine tiefe Krise.

Die Hoffnung auf Investitionen wird dadurch enttäuscht, daß ein erheblicher Teil der Kapital-Ströme durch die Einigung von Ost- und Westdeutschland nach 1989 zunächst in den Osten läuft.

Industrien

Verbund-Wirtschaft. Friedrich Grillo (1825–1888), der Sohn eines protestantischen Salz-Unternehmers, ein unglaublich vitaler, geradezu allgegenwärtiger Pionier-Unternehmer, ist der vielseitigste Gründer im Ruhrgebiet. Er investierte im Zusammenspiel mit umfangreichem Banken-Kapital aus Köln und Berlin. Damit wurde die Aktien-Gesellschaft die typische Unternehmens-Gestalt des Ruhrgebietes. Er treibt und beteiligt sich an der damaligen Zukunfts-Industrie: am Bergbau.

Persönlich von innerer Unruhe getrieben, in einer Zeit, die dafür viele Chancen bot, sah er, was zusammenwirken sollte, um sich wechselseitig zu steigern. Die Biografie hat einen tragischen Zug – er stirbt in einer psychiatrischen Anstalt. Gesellschaftliche Verhältnisse zwischen Chaos und Konstruktion und Persönliches stehen hier in einer dynamischen Wechsel-Wirkung.

Grillos Wirken hat eine innere Logik: Sie heißt Verbund-Wirtschaft. Die Firmen liefern sich gegenseitig Produkte zu – gesichert und mit günstigen Preisen, um auf dem konkurrenz-zerfressenen Markt zu bestehen und zugleich gefräßig zu expandieren. Dies ist ein ständiges Leben am Abgrund und ein geradezu zwanghafter Aufstieg.

Das Dorf Schalke mit damals 300 Einwohnern verdankt in seiner Industrialisierung das Wichtigste diesem Industriellen – dort gründet er von 1863 bis 1873 innerhalb von zehn Jahren elf Werke (und anderswo weitere) – ein ausgefächertes Industrie-Konglomerat: 1866 das Blechwalzwerk Grillo-Funke, 1879 die Drahtseilfabrik Boecker und Co., 1872 die Glas- und Spiegelmanufaktur und die Chemische Schalke, 1873 ein Gaswerk. 1868 schafft er sich als Kohle-Basis die Zeche Graf Bismarck.

Dann gründet Friedrich Grillo seine eigene Bank: die Essener Credit-Anstalt. Sie soll die Fülle seiner Firmen finanziell überwachen. Diese Bank tritt in Konkurrenz zu den mächtigen Kölner Banken.

Friedrich Grillo, auch im Stadt-Rat von Essen, und seine Witwe Wilhelmine Grillo stiften aus ihrem riesigen Vermögen 1887 in Essen ein Stadt-Theater (Grillo-Theater[9]): 62.000 Mark für den Kauf eines zentralen innerstädtischen Grundstücks und zwei Drittel der Baukosten, die damals gewaltige Summe von 500.000 Mark, sowie lebenslang die Unterhaltungs-Kosten.

Der Bergbau zieht einen weiten Komplex an Industrien nach sich: u.a. zur Fertigung von Rohren aus Eisen, Draht-Seilen, Blechen.

Kohle wird weiterverarbeitet, vor allem von chemischen Werken: zu Dünge-Mitteln, Arzneien, Farben, Kunststoffen u. a, seit den 1930er Jahren auch zu Benzin. Kohle-Kraftwerke produzieren Strom und Heiz-Gas.

Wirtschaftliche Vielfalt. Zeitweise gibt es in Gelsenkirchen 50 Großbetriebe – großenteils als Verbund-Wirtschaft.

Für die Verhältnisse dieser Zeit hat der Ort keineswegs eine Monostruktur, sondern ist außerordentlich vielfältig angelegt. Erst seit den

1960er Jahren verpaßt er wichtige ökonomische Entwicklungen: Verfeinernde Produktionen und sich ausbreitende Dienst-Leistungen.

Hochöfen. 1872 entsteht auf Initiative von Friedrich Grillo in Bulmke neben der Köln-Mindener Eisenbahn das Hochofen-Werk Schalker Verein, mit Verwaltungs-Sitz in Schalke. 1878 wird die erste Hochofen-Anlage gebaut: Zwei mächtige Türme, die aussehen wie Renaissance-Burgtürme und in der Mitte eine Art Malakoff-Turm.[10] 1889 erwirbt August Thyssen die Aktien-Mehrheit. 1907 fusioniert die Firma mit der GBAG.

Den Koks beziehen die Hochöfen von nebenan: von der Zeche Alma.

1911 ist der Schalker Gruben- und Hüttenverein die größte Gießerei Europas. Das Werk wird 1926 in die Vereinigten Stahlwerke eingebracht. Nach der Entflechtung (1945/1953) heißt die Firma Rheinstahl Eisenwerke AG. 1982 wird die Produktion aufgegeben.

Glas. 1873 gründet Friedrich Grillo die Glas- und Spiegelmanufaktur AG Schalke. Früh verwendet er das Kokerei-Gas zur Herstellung von Glas. Das Glas besteht aus Quarz-Sand, der aus der Heide bei Haltern geholt wird, sowie aus Soda und Kalk.

1937 rationalisiert die Firma die Fabrikation von Guß-Glas durch ein neues kontinuierlich arbeitendes System.

Die Delog, dann Flachglas AG, wird später ein Teil des Pilkington-Konzerns. In den 1980er Jahren schafft Pilkington mit Shell Solar eine Solar-Fabrik.

Verarbeitende Eisen-Industrie. 1878 produziert Küppersbusch seine ersten Koch-Herde. Dann baut die Fabrik in Schalke Herde in Serien.

1900 zieht Küppersbusch in den Ortsteil Feldmark auf ein Gelände mit Anschluß an die Eisenbahn. In den 1980er Jahren verlegt die Firma erneut ihre Produktion – in die Nähe des Rhein-Herne-Kanals.

Die IBA setzt ein Beispiel für den Umgang mit Altlasten: Der verunreinigte Boden wird zu einem Hügel aufgeschüttet und zum Park für die neue Siedlung auf diesem Gelände gestaltet.

Petrochemie. 1936 fließt das erste künstliche Benzin im Hydrierwerk Scholven. Es wird nach dem Bergius-IG-Verfahren aus Steinkohle gewonnen. Die Gelsenberg-Benzin AG ist eine Schwester-Gesellschaft der GBAG.

1944 zerstört ein Bomben-Angriff die umfangreiche Anlage der Gelsenberg AG, 1945 ein weiterer das Hydrierwerk Scholven.

Die größte Bergbau-Stadt Europas

Ausdehnung. Es gibt wenige Boden-Schätze, die eine solche Ausdehnung in der Fläche haben wie die Kohle.

So flächendeckend die Kohle unter der Erde liegt, so flächendeckend überzieht der Bergbau die Oberfläche im Ruhrgebiet. In Gelsenkirchen hab es über 180 Förder-Türme.

Ausländische Kapitalien. In der ersten Gründer-Phase strömen sehr viele ausländische Kapitalien ins Ruhrgebiet, meist aus Ländern, die im Bergbau bereits entwickelter sind. Engländer, Belgier und Franzosen legen im Ruhrgebiet Bergwerke an: 1847 belegt die Societé anglo-belge die Felder in Rotthausen (später Gelsenkirchen), 1853 Belgier Gruben in Mülheim, 1855 teuft der irische Wasserbau-Ingenieur William Thomas Mulvany (1806–1885), von einem Konsortium mit englischem, belgischem und französischen Kapital an die Ruhr geschickt, den Schacht ›Hibernia‹ (= Irland) bei Gelsenkirchen ab, 1857 ›Shamrock‹ (irisch: Kleeblatt) bei Herne und 1866 ›Erin‹ (= Irland) in Herne ab. Geld aus den reichen holländischen Städten finanziert die Zechen Holland (Bochum-Wattenscheid), Langenbrahm (Essen-Rüttenscheid) und Altendorf (Essen).

In Buer legt der Unternehmer Hugo Honigmann aus Essen 1873 den ersten Schacht an. 1875 werden von Honigmann Zechen in Buer zu einer Zeche zusammengelegt, der er seinen Vornamen gibt: Hugo. Die Majorität der Kapital-Anteile liegt in französischer Hand.

Ketten von Zechen. In Buer entstehen knapp hintereinander fünf weitere Zechen: Ge-

werkschaft Ewald, Graf Bismarck, Bergmannsglück, Westerholt und Scholven. 1925 gibt es in Buer zehn Schacht-Anlagen mit 19 Schächten und 28.729 Bergarbeitern.

Zechen-Gründungen. 1855/1925 Hibernia. 1860/1966 Dahlbusch. 1860/1974 Holland. 1861/1928 Rheinelbe. 1861/1958 Wilhelmine Viktoria. 1865/1995 Consolidation. 1872/1931 Alma. 1874/1966 Graf Bismarck. 1877/1983 Nordstern (Blücher). 1877/1998 Hugo. 1897/1955 Ewald. 1905/1960 Bergmannsglück. 1910/1998 Westerholt. 1911/1963 Scholven

1920 sind in Gelsenkirchen 27.883 Bergleute, in Buer 25.447 beschäftigt.

Technologie. Wurde 1913 noch 97, 8 Prozent Kohle durch Hand-Arbeit gewonnen, sind es 1929 nur noch sieben Prozent. 1929 sind in Gelsenkirchener Zechen im Einsatz: 2.565 Bohrhämmer, 39 Großschrämm-Maschinen und 9.181 Abbau-Hämmer.

Arbeit

Der Widerstand gegen schlechte Arbeits-Verhältnisse geschieht zunächst nur spontan – allerdings sehr häufig. Es ist erstaunlich, wie oft der Chef der GBAG, Emil Kirdorf, sich verteidigen muß und geradezu neurotisch verteidigen will.

1872 fordern die Bergleute, daß die Arbeits-Zeit auf acht Stunden verkürzt wird und sie 25 Prozent mehr Lohn erhalten. Ein Massen-Streik entsteht: im Essener Revier in 47 Zechen.

1878 wird das Gesetz »gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie« erlassen. Es verbietet die sozialdemokratischen Vereine, löst ihre Versammlungen auf und beschlagnahmt ihre Druck-Schriften. Wegen Erfolglosigkeit wird es 1890 nicht verlängert.

Preußen versucht nicht nur die Arbeiter-Bewegung, sondern auch den politischen Katholizismus auszuschalten, der im Ruhrgebiet einen Teil der Arbeiter organisiert. Aber dieser erweist sich im ›Kultur-Kampf‹ (1873–1880) als äußerst widerständig.

Großen Eindruck macht die Tatsache, daß 1874 in England der Streik legalisiert wird. 1885 erscheint der sozialkritische Bergbau-Roman von Emile Zola: ›Germinal‹.

Mit Verzögerung gegenüber einigen anderen Gebieten entstehen im Ruhrgebiet die ersten Anstrengungen, in den sozialen Auseinandersetzungen organisiert aufzutreten. 1889 schafft der große Streik der Bergarbeiter den Verband Deutscher Berg- und Hüttenarbeiter (1889).[11] Er macht den Schulter-Schluß mit der Sozialistischen Arbeiterpartei.

Vorreiter für vernünftige Arbeits-Verhältnisse: 1906 führt Robert Bosch in seinen Firmen den Acht-Stunden-Tag ein, 1910 als erster den freien Samstagnachmittag.

Erwerbslosigkeit in den 1920er Jahren. »Die Kosten der öffentlichen Fürsorge haben [in Gelsenkirchen] im Rechnungsjahr 1928 eine Höhe erreicht, die zu Beginn des Jahres nicht erwartet werden konnte. Die Lastensteigerung ist zurückzuführen auf den allgemeinen Rückgang der Konjunktur in Deutschland, im hiesigen Bezirk aber insbesondere auf die Rationalisierungsmaßnahmen des Bergbaues und der übrigen Großindustrie. In den modernen Großindustriebetrieben bedeutet Rationalisierung im wesentlichen, daß Menschenkraft durch Maschinenkraft ersetzt wird. Solche Maßnahmen wirken sich natürlich in den Industriezentren, in denen die werktätige Bevölkerung weniger bemittelt und zum Erwerb ihres täglichen Unterhaltes auf ihrer Hände Arbeit angewiesen ist, am stärksten aus. Besonders tritt diese Erscheinung an solchen Standorten der Produktion hervor, wo die Erzeugung von gewerblichen Rohstoffen und Halbfertigfabrikaten vorherrscht. Hier hat die Maschinenkraft überall mühelos Einzug gehalten und arbeitsfähige Menschen aus ihrer lohnenden Beschäftigung verdrängt.« 1927 gibt es 719 Wohlfahrtserwerbslose, 1918 steigt die Zahl um 569 Prozent auf 4.077, davon die Hälfte im Bergbau.[12]

1930 müssen in Gelsenkirchen 44.062 Menschen von öffentlichen Mitteln leben. 26.862 Personen sind arbeitslos.

Die Lebens-Verhältnissse der Arbeiter-Familien sind lange Zeit karg bis erbärmlich. Die Wohlhabenden versuchen in nahezu jeder Weise die für sie günstigen Verhältnisse etabliert

zu halten. Not und Ungerechtigkeit führen zu viel Unmut. Daher stehen Arbeiter mehr als ein Jahrhundert lang unter Verdacht, u.a. des Umsturzes. Wer nicht willfährig ist, riskiert seinen Arbeits-Platz. Ein staatliches Spitzel-System, vor allem der Polizei, schüchtert ein und liefert aus. Aufgebrachte Arbeiter erstürmen im Gelsenkirchener Süden 1920 das Polizeipräsidium und vernichten Akten. 1923 setzen sie es in Brand.[13]

Zwangs-Arbeiter. Im Zweiten Welt-Krieg holt der NS-Staat aus den eroberten Ländern ganze Völkerschaften, um die Arbeiter, die zum Militär gezwungen wurden, in den Fabriken zu ersetzen. 1943 arbeiten auf den Zechen in Gelsenkirchen rund 80 000 Zwangs-Arbeiter.

Nach dem Krieg entsteht die Dokumentationsstätte ›Gelsenkirchen im Nationalsozialismus‹.

Mitbestimmung. Im Rahmen unter dem Eindruck der NS-Diktatur gelobten Demokratisierung des Landes und ansatzweise der Wirtschaft wird 1951 das Gesetz zur Mitbestimmung der Arbeitnehmer in Aufsichtsräten und Vorständen der eisen- und stahlerzeugenden Industrie erlassen und 1956 ausgedehnt auf Holding-Gesellschaften. 1952 tritt das Betriebsverfassungs-Gesetz in Kraft.

Arbeitslosigkeit. Durch die Bergbau-Krise haben 1967 die Arbeitsamts-Bereiche Bochum und Gelsenkirchen die höchste Arbeitslosen-Quote in der Bundesrepublik.

Infrastrukturen

Eisenbahn. 1844 wird die Köln-Mindener Eisenbahn angelegt. 1847 fährt der erste Zug. Eine Lokomotive und sechs Wägen – mit einer Geschwindigkeit von 28 km in der Stunde. In dieser Zeit gilt dies als hohe Geschwindigkeit. 27 Bauern aus der Braubauerschaft (ab 1900 Bismarck) klagen, weil beim Bau der Strecke ihr Fußweg zur Kirche in Bulmke abgesperrt ist.

Am Weg stehen Zechen und Hütten-Werke.

Weitere Eisenbahn-Linien: 1870 werden die Eisenbahnen Köln-Gelsenkirchen-Münster-Hamburg sowie Gelsenkirchen-Mönchengladbach eröffnet. 1872 Hauptbahnhof Gelsenkirchen – Rotthausen – Essen. 1874 Emschertalbahn Oberhausen – Schalke – Dortmund. 1880 Bismarck – Buer/Süd – Dorsten. 1905 Recklinghausen – Buer/Nord – Gladbeck.

1882 werden die beiden Bahnhöfe der Köln-Mindener Eisenbahn und der Bergisch-Märkischen Eisenbahn zusammen gelegt. Heute fahren die meisten Fern-Züge über Essen.

Zur Eisenbahn kommen hinzu: Industrie-Bahnen und Zechen-Bahnen.

Es entstehen zwölf Bahnhöfe in der Stadt.

Die Eisenbahn ist ein Wunder an Netz-Werk. Sie veränderte das Leben unter vielen Aspekten: Das Gesicht der Stadt. Die Schwerpunkte. Die Zeit – jetzt vereinheitlicht und vertaktet. Die Reichweite des Lebens. Den Transport von Gütern.

1949 ist der Hauptbahnhof wieder aufgebaut. Das Glas-Bild von Josef Marten in der Halle symbolisiert die »fünf Säulen« der Stadt: Chemie – Glas – Kohle – Stahl – Bekleidung. 1982 wird der alte Hauptbahnhof abgerissen (neuer Stand-Ort des Glas-Bildes an der Stirn-Seite eines Gebäudes an der Einmündung der Bahnhofstraße).

Heute durchqueren vier große Eisenbahn-Linien die Stadt in west-östlicher Richtung.

Straßenbahn. 1895 wird die Bochum-Gelsenkirchener Straßenbahn AG etabliert und 1897 eröffnet. 1927 hat sie einen sehr großen Wagen-Park: 76 Motor-Wägen und 38 Anhänger. In den 1980er Jahren wird ein Teil der Straßen-Bahn unter die Erde gebracht (U-Strab).

Schiffahrts-Kanäle. Als in der gigantischen Industrialisierung die Eisenbahn ans Ende ihrer Kapazität kommt, entsteht 1908/1914 ein effizientes Parallel-System: die Wasser-Wege. Längs durch das Ruhrgebiet läuft der Rhein-Herne-Kanal. Er ist insgesamt 38 km lang, auf Gelsenkirchener Terrain acht km. 1912 beginnt der Bau des Hafens.

1914 läuft das erste Schiff in den Kanal-Hafen: die ›Elisabeth‹ mit 200 t Zucker. Der Handels-Hafen ist 580 m lang, der Industrie-Hafen 800 m. Viele Firmen haben im Hafen ei-

nen Platz. Seit 1954 gibt es das Aral-Tanklager. 1988 laufen über 2.200 Schiffe den Hafen an. Es gibt 21 Kräne und den Schwerlast-Kran Gigant. Daneben liegen hinter der Schleuse in Schalke die Häfen Ruhröl, Hugo Grimberg.

Straßen-Verkehr. Als letztes entwickelt sich der Straßen-Verkehr. 1927 hat Gelsenkirchen erst 533 PKWs und nur 368 LKWs, aber 1.384 Motor-Räder. Es gibt bereits 16 Verkehrs-Tote und 294 Verletzte. Über städtisches Gebiet laufen zwei Autobahnen – die A 40 und A 42.

Luft-Fahrt. In Rotthausen gibt es von Pfingsten 1912 bis zum Zweiten Welt-Krieg einen Flug-Platz.

Wasser und Abwasser. 1871 startet die zentrale Wasser-Versorgung. 1873 werden das Wasserwerk Steele und ein Gaswerk zur Gelsenkirchen-Schalker Gas- und Wasserwerke zusammengeschlossen. Die Firma ist Vorläufer der Gelsenwasser.

Das größte Regulierungs-Projekt der Welt entsteht 1904: die Emscher-Genossenschaft. Sie soll im gesamten Industrie-Gebiet die Wasser-Entsorgung nach einem einheitlichen Plan regulieren. Dafür baut sie das Netz der Emscher und ihre zufließenden Bäche total um: legt sie in Beton-Kanäle.

Dies ist eine eingreifende Industrialisierung der Landschaft. Auch auf Rhein-Elbe wird dies sichtbar.

Bildung und Kultur. Die Industrie-Epoche fordert ein höheres und breiteres Maß an Bildung. Aber noch 1879 sprechen sich die Handelskammern (mit Ausnahme von Breslau) gegen die allgemeine Schulpflicht aus. Doch schon 1883 wird in Gelsenkirchen eine Gewerbe-Schule für Frauen eingerichtet.

Ziemlich früh wird 1911 die Stadtbücherei eingerichtet.

In der Zwischen-Kriegs-Zeit entsteht im Rahmen der ersten Demokratie die Volksbildung: 1920 ruft der Verband kommunaler Volkshochschulen Westfalens in Buer (Gelsenkirchen) die Volkshochschule ins Leben.[14] 1921 werden die bergmännischen Fortbildungsschulen im Ruhrgebiet eröffnet.

Es ist höchst erstaunlich, was nach 1945 an Infrastrukturen der Bildung geschaffen wird, auch in Gelsenkirchen. Dazu zählen ausgezeichnete Schul-Bauten.

Die Künste. In den 1920er Jahren entwickeln sich in dem neuen Industrie-Raum auch die Künste. Ein Beispiel dafür: 1926 kauft, auf Initiative des Sozialdezernenten Dr. Wendenburg, die Stadt den Halfmannshof und baut ihn 1931 zu einer Künstler-Siedlung aus.[15]

Erst in den 1930er Jahren etablieren sich Theater. 1935 das Stadttheater Gelsenkirchen.[16]

Im Gefühl, daß das Revier die Treib-Kraft des »Wirtschafts-Wunders« ist, formuliert die Stadt Gelsenkirchen in den 1950er Jahren mit ihrem Oberbürgermeister Dr. Scharlau einen kulturellen Metropolen-Anspruch: Auf der »Wiese«, dem früheren Versammlungs-Platz, läßt sie 1956/1959 ein Theater-Gebäude errichten, das sofort weltberühmt wird. Der Architekt Werner Ruhnau zieht mit entdeckendem Gespür namhafte Künstler heran: Yves Klein (1928–1962), Norbert Kricke, Paul Dirkes, Robvert Adams, Jean Tinguely.

Wir begegnen den Materialien der Industrialisierung, dem Geist einer neuen Offenheit als Verflechtung von Innen und Außen und atmosphärischen Licht-Räumen. Damit schafft es der Architekt auch, das ihn lebenslang begleitende Thema ›Mitspiel-Theater‹ umzusetzen: in den Pausen werden im Foyer die Zuschauer zu Akteuren. In der Stadt-Mitte steht das Foyer als ein einzigartiges großes bühnenhaftes Bild vor Augen.

Aber dann fällt das Bewußtsein der städtischen Führungen wieder zurück: Statt davor einen Platz zu schaffen, wird einer banalen Verkehrs-Anlage der Vorrang gegeben. Das Geschehen ist ein Symbol für die Ambivalenz der Industrie-Epoche: Höchstleistung und ignorante Verbauung der Umgebung.

Verwaltung. 1920/1927 schafft sich die Verwaltung einen besonderen Sitz: das Hans Sachs-Haus ist damals zugleich ein kulturelles Zentrum und ein Hotel. Der Architekt Alfred Fischer bildet Fassaden mit einer Backstein-Textur, große Gesten mit durchlaufenden Gesimsen und scharfe Kontraste mit Vertikalen.

Umwelt. Auch darüber kann man sich nur wundern: Erstmals gibt es 1963 im Stadt-Par-

lament einen Arbeitskreis Reinhaltung der Luft. Der »blaue Himmel« entsteht erst, als die Industrie am Boden liegt.

Fußball. 1878 wird der erste deutsche Fußball-Verein gegründet – in Hannover. Um 1900 beginnt das Volk sich für dieses Freizeit-Vergnügen zu begeistern. 1904 wird der Vorgänger des Fußball-Klubs FC Schalke 04 gegründet.[17] Das Glückauf-Stadion entsteht zwischen 1924 und 1930. 1934 wird Schalke 04 durch einen 2:1-Sieg über den 1. FC. Nürnberg in Berlin erstmals Deutscher Meister. Dann holt der Verein in neun Jahren von 1933 bis 1942 sechs Mal die Deutsche Meisterschaft: 1934, 1935, 1937, 1939, 1940, 1942 und ein weiteres Mal 1972.

Schalke, ein Industrie-Vorort von Gelsenkirchen wird zum Wallfahrtsort.

Städtebau

Seit 1571 gibt es auf dem Alten Markt in Gelsenkirchen zweimal jährlich einen großen Markt. In der Industrie-Epoche steigt der Bedarf: Dafür legt 1867 die Stadt den Neumarkt an und 1874 auf dem Wiehagen, einer Weide-Fläche südlich vor dem Ort, den Moltke-Platz (heute Neustadt-Platz). 1894 entsteht dort die Liebfrauen-Kirche und ein grüner Platz, der ›Schmuckanlage‹ genannt wird.

1884 wird der erste Stadtbaumeister angestellt.

Zwischen 1895 und 1914 entsteht die Repräsentation der jungen Industrie-Städte. Gelsenkirchen errichtet 1899 eine Stadt-Halle und baut sie 1911 zum Theater aus (1945 zerstört). Um 1900 entsteht das repräsentative Hotel Monopol (zerstört).

Der Altmarkt zeigt 1910 sehr unterschiedliche Häuser – aber alle mit dem Anspruch auf Schönheit, meist mit Zeichen der Renaissance.

Der Kult der Pionier-Unternehmer. Die bürgerlichen Unternehmer mehrerer Gründer-Generationen sind einfache Leute, asketische Arbeiter ohne Repräsentation, kühle Rechner, prosaisch – aber nach ihrem Tod werden sie um 1900 zum Mythos gemacht. In diesem Zusammenhang entsteht u.a. 1897 für Friedrich Grillo, den Gründer der Schalker Industrie, ein Denkmal: der Grillo-Brunnen (Albert Küppers, Bonn) auf dem Schalker Markt.

Siedlungen. Zechen versuchen, ihren Stamm an Arbeitern dadurch zu halten, daß sie »Arbeiterkolonien« bauen. Dazu gehört auch die GBAG.

Eine der ersten Siedlungen im Ruhrgebiet entsteht 1854 in Ückendorf Ottilienaue/Flöz Dickebank Ottilienaustraße/Flöz Dickebankstraße).

Die Siedlung der von Mulvany geholten englischen Bergleute in der Nähe des Bahnhofs nennt sich ›Balaklava‹ – nach der im Krim-Krieg (1854/1855) von Engländern gewonnenen Schlacht bei Balaklava, einem Fort der Festung Sewastopol.

1860 läßt die Zeche Wilhelmine Victoria die Klaphecken-Siedlung bauen.

Garten-Stadt. Im Raum Buer und in weiteren Bereichen des nördlichen Ruhrgebietes erwirbt der Preußische Staat große Bereiche des Bergbaues, um die Versorgung seines Flotten-Programmes sicher zu stellen. Es entsteht als Konkurrenz zu England und für das Interesse an Kolonial-Gebieten.

1906 beginnt der Staatliche Bergfiskus für seine Zeche Bergmannsglück mit der Errichtung von 20 Arbeiterhäusern in der Mühlenstraße (Baumeister Müller). 1921 gibt es dort über 4.000 Wohnungen. »Vorbildliche Bergmannssiedlungen im Typ der Gartenstadt entstanden, denen kaum eine andere Stadt Ebenbürtiges zur Seite stellen kann. Auch der private Bergbau, vor allem die Gewerkschaft Bismarck, hat Mustergültiges in der Errichtung von Arbeiterwohnhäusern geleistet.«[18]

Magistrats-Assessor Dr. Große-Boymann 1925: »Der staatliche Bergbau wies der Siedlungspolitik neue Wege. In noch nicht zwei Jahrzehnten schuf er 4.000 Wohnungen, die unter Schonung des vorhandenen Waldbestandes und unter Vermeidung jedes baulichen Schematismus kleine Gartenstädte in der Nähe des Stadtkerns entstehen ließen … Der in dem Bereich der Berginspektion gelegene, von einem Turm überragte alte Rittersitz ›Haus

Uhlenbrock‹ verleiht der Siedlung einen dorfähnlichen Charakter, der an anderen Stellen durch den allseitig geschlossenen Marktplatz mit Zweigpostamt, Gasthaus mit Saalbau usw. noch vermehrt wird.

Die städtische Siedlungspolitik ist darauf gerichtet, die ›Trabantensiedlungen‹ organisch dem Stadtkern anzugliedern und dadurch eine glückliche Synthese zwischen Trabanten- und Radialstadt herbeizuführen.«[19]

Stadt-Entwicklung. In den Zeiten ungestümen Wachstums beherrscht die Spekulation die Stadt. Als Korrektiv betreibt Buer seit 1908 eine städtische Grundstücks-Politik als »Preisregulator auf dem Grundstücksmarkt«.[20]

Der Vergleich von Stadt-Karten zeigt, daß erst zwischen 1908 und 1920 die ausufernde Bebauung in Gang kommt.

In dem wuchernden Chaos des Industrie-Gebietes wird 1920 als Instrument des Korrigierens und Planens der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk gegründet – seine Wirkung bleibt angesichts der aggressiven Wirtschafts-Mächte beschränkt.

Noch 1926 ist in Buer für Wohn-Häuser grundsätzlich Eingeschossigkeit vorgeschrieben – außer in der Stadt-Mitte und in den Hauptstraßen einiger Stadt-Bereiche.

Große-Boymann sieht 1921 den Konflikt zwischen spekulativem und menschlichem Bauen: »Es entstanden [jedoch] trotz des reichlich zur Verfügung stehenden Geländes enge Bebauungen einzelner Stadtteile, die mehr eine spekulative Ausnutzung des Geländes als die für unsere schwer arbeitende Bevölkerung notwendige weiträumige Wohnungsmöglichkeit erzeugte. Eine Umarbeitung der Bauordnung ist im Gange.«[21]

Bauen im NS-Staat. »Die Jahre des Dritten Reiches sind erstaunlich spurlos an dieser Stadt vorübergegangen. Der Führer hatte (gottlob) seine Lieblinge nicht im Ruhrgebiet. München, Berlin, Nürnberg: diese drei Metropolen der Macht aufzuprotzen …, war teuer genug.«[22]

Wiederaufbau und Expansion. Das Sofort-Programm im Wohnungs-Bau (1947) schafft bevorzugt Bergarbeiter-Wohnungen. 1955 wächst der Anteil der Sparkassen-Finanzierung an Wohnungen auf rund 75 Prozent.

1961 wird für das Stadt-Gebiet ein Sanierungs-Programm aufgestellt. Aber 1963 konzentriert sich die Bau-Tätigkeit im wesentlichen nur noch auf den Straßen-Bau.

1967 wird die umstrittene Groß-Siedlung Tossehof projektiert und gebaut.

Garten und Park

Parks. Kurz vor 1900 übernimmt das Bürgertum vieler Städte unter englischem Einfluß den Gedanken, Parks nicht dem Adel zu überlassen, sondern auch für sich selbst anzulegen.

1896 entsteht der Stadt-Park – mit dem Namen ›Kaiser-Wilhelm-Garten‹. Am Weg zu ihm bauen die wohlhabendsten Bürger ihre Häuser (Weststraße, heute Robert-Koch-Straße).

1899 legt die Gemeinde Ückendorf südöstlich der Zeche Rhein-Elbe den Südpark an (Bochumer-/Parkstraße). Vor dem westlichen Zechen-Tor von Rhein-Elbe in Leithe wird ein weiterer Englischer Park angelegt.

1908 gibt es eine Anzahl von weiteren Parks: Stadt-Garten (1902 Bulmker Park) in Bulmke neben dem Hohenzollern-Platz (Flora-/Hohenzollernstraße). Bismarck-Hain (1902; heute Ruhr-Zoo) in Bismarck (Bleckstraße/Grimberger Allee). Friedhof-Parks (z.B. West-Friedhof in Hessler).

Vor der Stadtwerdung von Buer (1912) gibt es im Ort keine Gartenverwaltung und keine ›Schmuckanlagen‹. Aber dann (1913) wird sofort ein Stadt-Gärtner eingestellt – zunächst für die Unterhaltung der Baum-Pflanzungen, die einen großen Umfang haben. 1913 entsteht zwischen Rathaus und Goldberg eine große ›Schmuckanlage‹. Dann folgen 1914 der Platz an der Brinkgartenstraße und 1915 an der Mühlenstraße.[23]

In den 1920er Jahren will die Stadtplanung in Buer einen grünen Ring-Gürtel zwischen Kern und und Stadtteilen erhalten.[24]

Kleingärten. In Buer gibt es 1914 auf städtischem Gelände 240 Kleingärten. Die Not des

Ersten Weltkrieges fördert erneut das Interesse an Nutz-Gärten und an Kleintier-Zucht. 1918 hat sich die Zahl verdoppelt, 1919 gibt es 1.000, 1920 2.200 und 1921 2.400. 1919 wird ein Kleingartenamt eingerichtet.[25]

1921 sind in Buer in Vereinen: 1.718 Ziegen-Züchter, 830 Geflügel-Züchter, 542 Kaninchen-Züchter, 660 Brieftauben-Züchte.[26]

Industrie und ländlicher Charakter. Die Stadt Buer ist 1921 stolz sowohl auf ihre 19 Schacht-Anlagen wie auf ihren damals ausgezeichnet erhaltenen ländlichen Charakter.[27]

In Buer gibt es 1921 noch 200 Bauern-Gehöfte und viele weitere landwirtschaftliche Kleinbetriebe.

1922 bis 1932 wird der Buersche Grün-Gürtel geschaffen – zum größten Teil durch die »Werte schaffende Arbeitslosenfürsorge«. 1924 kauft die Stadt Buer den Herren-Sitz und Park Berge (um 1750): zur Erholung, mit einer Gast-Wirtschaft. Sie legt einen künstlichen See an.

1939 stellt der Ruhrsiedlungsverband einen Entwicklungs-Plan für das angrenzende Marl auf: Die Stadt wird durch Grün-Züge »aufgelockert«. Sie sollen die Zonen des Wohnens von denen der Industrie trennen.

Ein Wald der Braubauerschaft (später Bismarck genannt), einst Weide für Kühe und Schweine, wird 1949 zu einem Volks-Park umgestaltet, dem Bismarck-Hain – und erhält den Ruhr-Zoo. Die Tiere gehören einer Handels-Firma für Tiere und wechseln häufig.

1964 wird ein Gesamt-Grünplan für die Stadt aufgestellt.

Baugeschichte

Die Großstadt präsentiert sich seit 1903 mit prestigeträchtigen Bauten: Sie errichtet 1905 ein Rathaus, ein Bau mit drei Flügeln, entworfen vom Kölner Architekten Heinrich Wiethase (1833–1893; abgerissen). Und eine Stadthalle (vor 1905 von Bachmann) – ein englisch aussehendes hohes Gebäude mit Pavillon-Ausbauten.

Die ersten Goldenen Jahre. Baugeschichtlich hat Gelsenkirchen mehrfach »Goldene Zeiten«. In den 1920er Jahren gibt es einen brillanten Expressionismus.

Der Auftakt: das Volkshaus Rotthausen (1914/1920 von Alfred Fischer) und seine Siedlung.[28] Ein Höhepunkt ist das Hans-Sachs-Haus (1921/1924 von Alfred Fischer).[29] Die Moderne des Baues war sehr zu ihrer Zeit umstritten.

Protagonist des Expressionismus ist der Gelsenkirchener Architekt Josef Franke. Seine wichtigsten Bauten: Straßenbahndepot (um 1925; Hauptstraße 55/57). Wohn- und Geschäftshaus ›Ringeck‹ (1927; Ring-/Weberstraße) – mit spitzer Ecke. Kath. Heilig-Kreuz-Kirche (1927) Ückendorf (Bochumer Straße 113/117). 1929 Heiligkreuzkirche an der Bochumer Straße. Ricarda Huch-Gymnasium (1930) in Gelsenkirchen (Schultestraße 50).

Hinzu kommen: Wohn- und Geschäftshaus (1926 von Theodor Waßer; Haupt-/Bismarckstraße). Wohn- und Geschäftshaus (1928 von Adolf Lauterjung) in Bulmke (Bismarck-/Wannerstraße). Postamt (1927) in Buer (Königswiese).

Künstler-Kolonien versuchen, die Utopie eines selbstbestimmten Lebens in einer Republik eigenen Zuschnitts zu verwirklichen (Barbizon. Mathildenhöhe in Darmstadt. Worpswede. Monte Veritá. Schwalenberg/Lippe). 1931 gründet Josef Arens (1901–1979) in Gelsenkirchen, einige Meter westlich von Rhein-Elbe, die Künstler-Kolonie Halfmannshof (Halfmannshof 50):[30] um einen Bauern-Hof. 1956 wird sie von Ludwig Schwickert (Gelsenkirchen) erweitert.

Die zweite große Zeit sind die 1950er/1960er Jahre.

Das Musik-Theater im Revier (1956/1959 von Werner Ruhnau) in Gelsenkirchen (Flora-/Overwegstraße) ist in der Bau-Phase ein einzigartiger Ort einer Symbiose der Künste – sie erhält sofort weltweiten Ruf. Gelsenkirchen wird zu einem Treff-Punkt der Avantgarde. Zentrum ist das Bau-Büro in der Feuerwache. Leitbild ist das Bauhaus mit seinem komplexen künstlerischen Leben. Architekt Werner Ruhnau fördert Yves Klein. Schultze-Fielitz. Yona Friedmann. Piene, Mack, Uecker u.a.

Kaum eine Landschaft gibt seit den 1960er Jahren soviel an Bildender Kunst in Auftrag wie das Ruhrgebiet.

Das Feuerwerk endet nicht mit der Eröffnung nach drei Jahren sondern wird weitergeführt. Das Museum Gelsenkirchen spiegelt dieses Goldene Jahrzehnt der Stadt.

Werner Ruhnau veranstaltet Vorträge und Fach-Ausstellungen wie die Präsentation ›Mobiles Bauen‹ der GEAM (1961), Frei Ottos »Bauen mit minimalem Aufwand« (1962) und Yonah Friedmann. Tagungen des Bundes Deutscher Architekten, organisiert von E. O. Glasmeier: »Gesellschaft durch Dichte« (1963) und »Die Großstadt, in der wir leben wollen« (1964). Ausstellungen der ›Galerie Hauptstraße 1‹ (seit 1965). Kunst-Kabinett des Café Funke. Politisches Engagement der Kulturausschuß-Vorsitzenden Elisabeth Nettebeck (CDU) und des Oberbürgermeisters Hubert Scharley (SPD). Experimentelle Filme. Zeitgenössische Musik mit Stockhausen, Ligeti und Cage.

Das Pianohaus Kohl (Johannes und Ursula Tesch, Ernst und Anneliese Knorr) wird ein Treffpunkt für Kunst-Aktionen, u.a. Hier benagelt 1964 Günther Uecker zur Eröffnung seiner Ausstellung ein Klavier.

In der Künstler-Siedlung Halfmannshof[31] sind der der Architekt Ludwig Schwickert und der Objektmacher Ferdinand Spindel tätig, der mit Kunststoffen arbeitet. Dort stellt 1963 die Gruppe ›Zero in Gelsenkirchen‹ (1957–1966) aus: Heinz Mack, Otto Piene, Günther Uecker, Adolf Luther, Uli Pohl, Hans Haacke, Hans Salentin, Hermann Goepfert, Oskar Holweck, Pol Burry Soto und andere Kinetiker. Einzelausstellungen: Julio Le Parc, Harry Kramer, Morellet und Rickey sowie Hinman, Colombo, Kriwet, Andrè Thomkins (1964), Karl Heidelbach, Johannes Gaccelli. Hinzu kommen europäische Gruppen. Ausstellung »Neue Realisten und Pop Art«.

Das Kath. Pfarrzentrum Thomas Morus baut Gottfried Böhm 1965 in Ückendorf (Ückendorfer Straße 163).

Ein Nachzügler ist die Eingangs-Halle der Hauptverwaltung Delog/Flachglas AG (1981 von Werner Ruhnau) in Rotthausen (Auf der Reihe 2) – in Zusammenarbeit mit dem Glas-Objekte-Macher Adolf Luther.

Die dritte hervorragende Zeit sind die 1990er Jahre. Die IBA Emscher Park realisiert einen Strauß an exzellenten Projekten: Umnutzung von Rhein-Elbe mit dem Schalthaus und der Telefon-Zentrale zum Zentrum der IBA (1990 von Heinrich Böll/Hans Krabel) sowie des Maschinen-Hauses von Rhein-Elbe mit seiner Licht-Halle (in den 1930er Jahren umgebaut), nun Fortbildungs-Akademie des Ministeriums für Städtebau. Skulpturen-Park Rhein-Elbe (1996/2005 von Herman Prigann). Wissenschafts-Park (1990 von Uwe Kiessler). Küppersbusch-Siedlung (1994 von Karla Kowalski/Michael Szyskowitz). Zeche Oberschuir (1907), Galerie für Arbeit und Architektur. Restaurierung und Fortsetzung der Siedlung Schüngelberg (1991 von Rolf Keller) in Buer mit der Halde Rungenberg (um 1995). Bundesgartenschau 1997 mit dem Theater am Kanal, spannenden Brücken (1996 von Stefan Polonyi) und der Zeche Nordstern (1951 von Fritz Schupp) mit ihrer Umnutzung (1997 von Karl Heinz Cox) durch die THS.

Literatur-Stadt. Gelsenkirchen ist längere Zeit auch eine Stadt der Literatur, lange Zeit vor allem der Arbeiter-Literatur.[32] Zentrum ist die Stadt-Bibliothek mit ihrem Leiter Hugo Ernst Käufer.

Nachdenkliches Finale

Gelsenkirchen – einst die Stadt der tausend Feuer.

Die Mehrzahl der Bevölkerung sind Arbeiter. Sie leben immer am Rand des Existenz-Minimums.

Was hat eine Stadt davon, daß unter ihrem Boden das Kapital der Kohle lange Zeit herausgeholt wurde? Wie rasch waren die Ressourcen verbraucht? Und was dann?

Die Stadt gäbe es nicht – ohne Bergbau. Aber sie läßt sich willenlos beschimpfen von Medien, die nur den Tag und eine verblasene Zukunft kennen. Gewiß gibt es keinen Berg-


I Love































































bau mehr – aber deshalb muß man nicht vergessen, woher man kommt und mit welchen Leistungen der Bergbau verbunden war.

Zukunfts-Fragen. Hat die Stadt nur auf den Tag gesehen? Was legte sie in Zeiten des Reichtums zurück? Was bleibt? Wie hat sie ihre Zukunft eingerichtet?

Die Stadt verlor vieles. Was gewann sie?

Sie kam noch nie mit sich selbst zurecht – außer mit dem Fußball in Schalke. Aber hat dieser außer mit sich selbst irgendetwas mit anderen zu tun? Mit welcher Mühe kam das alte Park-Stadion unter Denkmalschutz? Und der berühmte Schalker Markt mit der Gaststätte der Mutter Thiemann wartet seit Jahrzehnten darauf, daß er wieder entdeckt wird.

Der Wiener Musiker Georg Kreisler, einige Zeit am Theater Gelsenkirchen tätig, spottete ironisch in seinem Lied über das Ruhrgebiet: »Schließen Sie Freundschaft mit unserem Gelsenkirchener Charme.«

Die Führungs-Schichten wissen wenig von der Stadt, – aber sie könnten sie entdecken.

Das Problem: Die sogenannten Gebildeten verachteten lange Zeit die sogenannten Ungebildeten. Aber diese Zeit ist lange vorbei. Jetzt sieht das Problem so aus: Alle müssen sich bilden – das ist eine Herausforderung – an die einen wie an die anderen. Dies ist der Kern des Struktur-Wandels, den die Region nötig hat. Das Gemeinsame liegt vor aller Augen: eine Stadt, die beispielhaft die Geschichte der Industrialisierung zeigt – mit aller spannenden Ambivalenz.

Gelsenkirchen hat nicht begriffen, daß es in der Zeit der IBA Emscher Park Hauptstadt des Ruhrgebietes ist. Und daß es den Sitz der Ruhr Triennale hat.

Karl Ganser (der Dirigent der IBA Emscher Park): »Es gibt eine Stadt im Ruhrgebiet, die ihr architektonisches Glanz-Stück zerstört. Das ist Gelsenkirchen.«

Das Hans-Sachs-Haus (1921/1928), erstes Volks-Rathaus nach 500 Jahren, Signal des Aufbruchs zur Demokratie. Ein Werk des bedeutenden Werkbund-Architekten Alfred Fischer.[33]

Christoph Zöpel (ehemaliger Minister für Städtebau des Landes Nordrhein-Westfalen und Retter des heutigen Weltkulturerbes Zeche Zollverein in Essen): »Wenn es abgerissen wird, ist dies der größte Bauskandal der letzten zehn Jahre in Deutschland.«

Ein Bündnis kämpft um die Erhaltung – von Katholiken über Bürgerinitiativen bis zum lokalen Linksbündnis von Linkspartei.PDS und MLPD.

Aber der Industrie-Wald ist jetzt eine neue Chance für die Stadt – wenn sie ihn entdeckt …



LAGEPLAN

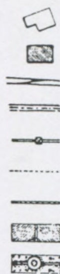
der Schachtanlagen

Rheinelbe I, II, III, V u. VI

Maßstab 1 : 4000

Strecke Gelsenk. H. nach Gelsenk. Wattensch.
Berge Halde
Mathilden-Strasse
Rheinelbe-Strasse
Schacht VI
Kohlenmagazin
Schacht I II
Kohlenmagazin

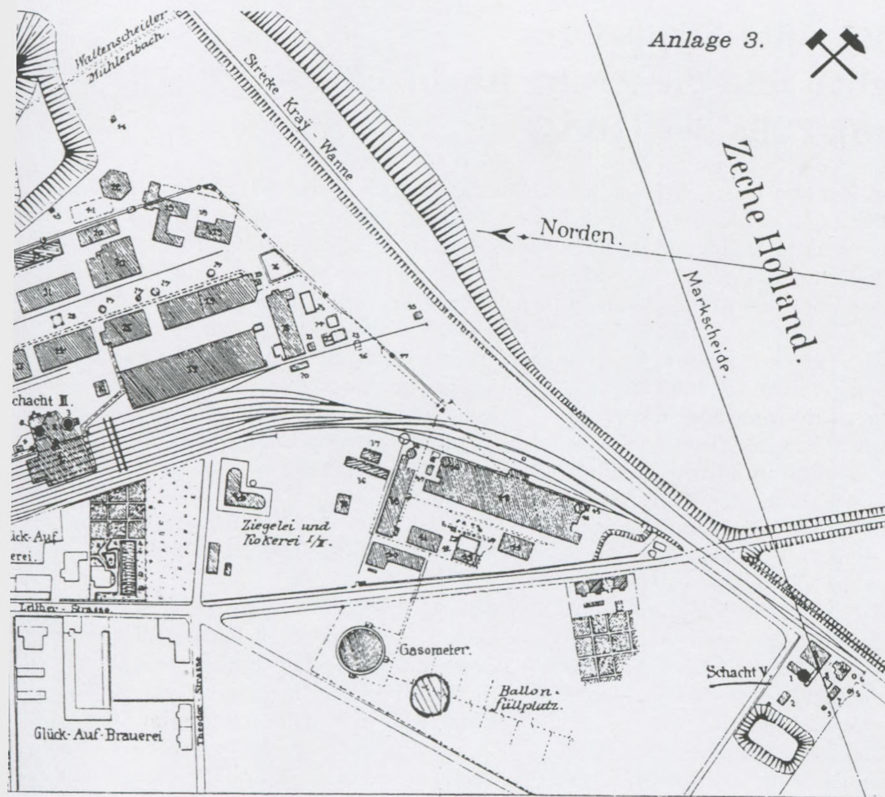
Erklärungen.



Privatwohnungen
Beamtenwohnungen
Eisenbahnen
Brücken
Drahtseilbahn
Rohrleitungen
Mauer
Gärten
Gärtn. Anlagen

Schacht I und II:

1 Schachtturm
2 Schachtturm
3 Fördermaschinen
4 Steigerkaue u. Büro
5 Ventilator
6 Kesselhaus
7 Kaue u. Lampenstube
8 Abort
9 Acetylen-Lampenbude
10 Kamin
11 Pferdestall u. Wagenr.
12 Hauptverwaltung
13 Elektr. Masch.
14 Magazin
15 Schmiede u. Schlosserei
16 Verbandzimmer
17 Markenkontrolle
18 Versand-Büro
19 Laboratorium
20 Waage
21 Brennholzschuppen
22 Schreinerei
23 Kamin
24 Holzschuppen
25 Wäsche
26 Verladung
27 Kreissäge
28 Pferdestall
29 Lagerschuppen
30 Wagenremise
31 Berge-Aufzug
32 Kalkschuppen
33 Auto-Garage
34 Ringofen
35 Maschinenhaus
36 Kühler
37 Kläranlage
38 Teerbehälter
39 Ammoniakfabr. u. Salzlag.
40 Wascher- u. Reinigerhaus
41 Büro
42 Hochbassin
43 Pumpenhaus
44 Ferndruck- u. Messerhaus
45 Waage
46 Kamine
47 Abort
48 Koksöfen
49 Feuerwache



Schacht III:

1 Schachtturm
2 Separation u. Wäsche
3 Klärbassin
4 Abort
5 Kabelhaus
6 Fördermaschine
7 Totenhaus
8 Verbandzimmer
9 Milchausschank
10 Klempnerei
11 Kaue und Lampenstube
12 Steigerkaue u. Büro
13 Fördermaschine
14 Maschinenhalle
15 Kesselhaus
16 Büro
17 Koksöfen
18 Ammoniakfabrik
19 Aufzug
20 Pumpenhaus
21 Waage
22 Benzolfabrik
23 Bassin
24 Bassin
25 Kühler
26 Bassin
27 Kamine
28 Hochbassin
29 Bauhof
30 Maschinenhalle
31 Büros u. Magazin
32 Condensation
33 Schmiede u. Schlosserei
34 Schreinerei
35 Kreissäge
36 Holztrockenraum
37 Abort
38 Berge-Aufzug
39 Kühler
40 Materialien-Schuppen
41 „ -Lager
42 Kühler
43 Aufzug
44 Pumpenhaus
45 Besatznudelpresse
46 Koksaufzug u. Waage
47 Kokskohlenseilbahn
48 Kohlenmagazin

Schacht V:

1 Schachtturm
2 Fördermaschine
3 Ventilator
4 Kesselhaus
5 Kamin
6 Wasserbassin
7 Kompressor
8 Kaue
9 Abort

Schacht VI:

1 Schachtturm
2 Fördermaschine
3 Fördermaschine
4 Büro u. Waschkaue
5 Schmiede u. Schreinerei
6 Ventilatoren
7 Lokomotivschuppen

Geschichte eines Stand-Orts: Der Bergbau und die Zeche Rhein-Elbe – die Stamm-Zelle der GBAG

Der Ring der Zechen. Wo sich heute der Industrie-Wald von Rhein-Elbe mit der Land Art von Herman Prigann ausbreitet, lag einst ein gewaltiger Industrie-Komplex. Der größte Teil war der Gewinnung von Kohle gewidmet. Ein kleiner Teil der Formung von Eisen.

Um Rheinelbe lag ein einzigartiger Ring von Zechen. Alma (nicht erhalten) lag unmittelbar an der Köln-Mindener Eisenbahn. Nordwestlich von Rheinelbe stand die Zeche Dahlbusch. Südwestlich: Bonifacius. Südlich: Holland. Südöstlich: Hannover. Östlich: Königsgrube. Nordöstlich Pluto. Nördlich Hibernia und weiter nördlich Consolidation.

»Raum-Fahrt in die Erde« – sagte der Künstler Alfred Schmidt, der 25 Jahre unter Tage zeichnete, zu einem der spannendsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit: Die Industrie-Epoche holt sich die Kohle aus dem Verborgenen – von tief unten.

Rund um Rhein-Elbe liegen im Uhrzeiger-Sinn: im Norden der Wissenschaftspark Rheinelbe. Ein Arbeiter-Viertel östlich der Munscheidstraße. Die Siedlung Flöz Dickebank. Die Gesamtschule. Der Ückendorfer Stadtpark. Der Wattenscheider Bach. Eine Eisenbahn. Die Stadgrenze Gelsenkirchen-Bochum. Das Nachkriegs-Viertel Humboldtstraße. Die Künstler-Kolonie Halfmanshof. Der Mechtenberg. Und der Rheinelbe Park.

Wald – umgewandelt in Kohle

Unter dem Ruhrgebiet liegt ein untergegangener unterirdischer Wald: die Kohle – was für eine Vorstellung.

An den Hängen des tief eingeschnittenen Tals der Ruhr kommen die obersten Kohlen-Schichten (Flöze) ans Licht.

Nach Norden fallen die Flöze ab, an der Lippe liegen sie 1000 m tief, im südlichen Münsterland 1.500 m. Dann laufen sie unter der Nordsee weiter – in England kommen sie wieder nach oben.

Wenn wir ein Stück Kohle in die Hand nehmen, haben wir darin eine Weg-Strecke der Erd-Geschichte verkörpert – in einer für uns unvorstellbar langen zeitlichen Dimension – lediglich grob abschätzbar.

Kohle ist lange Zeit die wichtigste Energie der Industrie-Epoche. Einst gibt es im Gebiet mehr als 320 Zechen.[1]

Museen erschließen diese Welt

Eine Reihe von Museen erschließen diese Welt. Sie entstanden als Kultur des frühen Bergbaues. Heimatmuseum (1911) in Witten (Ruhrstraße 69): Mineralogie, Geologie, Paläontologie. In Witten-Heven ist im Kleinen Steinbruch bei Kesper an der Insel Heven am oberen Rand ein Kohlen-Flöz sichtbar. Das 1928 von der Stadt Bochum und der Berggewerkschafts-Kasse gegründete Bergbaumuseum Bochum ist das größte der Welt.[2]

Im Geologischen Garten (1971) in Bochum-Wiemelhausen (Am Dornbusch) gibt es einen denkmalgeschützten Zechen-Steinbruch, in dem Kohle zutage tritt. Hier wird sichtbar, daß das Ruhrgebiet am einstigen Meeres-Ufer lag.[3] Die Geologische Wand in Essen-Heisingen (Wuppertaler Straße, nordwestlich der Kampmannbrücke), ist ein Natur-Denkmal, das mit einem Weg und Tafeln erschlossen wird. Dort gibt es zwei Stollen-Mundlöcher. Bergbau und Heimatmuseum Paulushof (1984) in Essen-Heisingen (Stemmering 20): Geologie (geologische Wand an der Kampmanns-Brücke), Mineralien, Kohlen-Sorten und bergbau-geschichtlicher Sammlung zur Zeche Hundsnocken (später Zeche Carl Funke).

Der geologische Wanderweg am Nord-Ufer des Baldeneysees von Essen-Heisingen nach Essen-Werden (insgesamt zehn Kilometer lang) führt zu Stollen-Mundlöchern des frühen Bergbaues und zu Stein-Brüchen, mit Text-Bild-Tafeln.

Museum der Stadt Gladbeck in Haus Wittringen (Burgstraße 64): Darstellung des Geopotentials bis hin zur Berge-Halde. Emscher-Tal-Museum in Herne, im Haus Strünkede (Karl Brandt-Weg 5): Geologie, Flora und Fauna. Naturkunde-Museum (1910) Dortmund in Dortmund (Münsterstraße 271), Neubau 1976/1980.

Die Dramaturgie der Landschaft

Sichtbarkeit. Von einem Bergwerk ist über der Erde nur der geringste Teil sichtbar. Aber von weither erblicken wir die Förder-Türme.

Ein Mehrfaches liegt unter der Erde – meist eine ausgebreitete Stadt: Großbergwerke dehnen sich viele Kilometer weit aus. Unter der Erd-Oberfläche läuft ein Labyrinth von Straßen – ein unterirdisches Netz: horizontale und vertikale – in manchen Zechen über 50 km lang. Die horizontalen Wege liegen in Schichten (›Sohlen‹) untereinander.

Zweimal Vernunft. Die Menschen gaben diesem Labyrinth von Gängen eine Gestalt, die der Vernunft der Industrialisierung folgte: So eben, zugänglich und kraftsparend wie möglich.

Hingegen folgte die Natur, die die Kohlen-Lagen bildete, einer völlig anderen Vernunft: den erdgeschichtlichen Bewegungs-Vorgängen.

Die Schnitt-Stellen dieser beiden Logiken sind dramatisch.

Das Erdbeben, das Menschen verursachen. Wo unter der Erde Gänge gegraben und Kohle aus der Erde geholt wurden, gab es über der Erde Auswirkungen: Die Erd-Oberfläche sank – eine Art Erd-Beben, aber sehr langsam.

Das Unterste – zuoberst. Die Zechen warfen das Gestein, das mit der Kohle von tief unten herauf kam und oben von ihr getrennt wurde, zu künstlichen Bergen auf: Die Halden, die in der Landschaft des Ruhr-/Emscher-Gebietes eine große Rolle spielen, sind das Unterste – aber jetzt ragt es zuoberst auf. Das ist ein Paradox, über das wir uns nicht genug wundern können.

Nun bildet es die Berge dieser Gegend – sie zeigen ihre unterirdische Geschichte oberirdisch.

Die Verantwortung. Ohne ihre Schuld verfielen diese Industrien.

Um menschlich damit umgehen zu können, sind gigantische Maßnahmen notwendig: zur vernünftigen Umwandlung ihrer Gebiete.

Die Internationale Bau-Ausstellung Emscher Park, kurz IBA genannt, war zehn Jahre lang von 1989 bis 1999 die umfangreichste Maßnahme zur Struktur-Entwicklung, die es jemals in der Welt gab. Und vor allem die intelligenteste.

Parallel dazu und in Verbindung mit ihr entwickelte sich der Umbau des Wasser-Systems: vor allem des industrialisierten Flusses Emscher durch die Emschergenossenschaft.

Nach der IBA entstand im Jahr 2000 das ›Projekt Ruhr‹ mit Sitz in Essen.

Die fragile Existenz der Pyramiden

Die wichtigste Bergbau-Landschaft der Welt hat stets große Schwierigkeit: in diesem »Tal der Könige« sind die »Pyramiden« nicht für die Ewigkeit angelegt, sondern sie zerfallen rasch.

Technologische Entwicklungen rissen das Bestehende um.

Der Wandel gehörte stets zur Struktur.

Mit der Verbesserung der Technologie des Förderns verschwanden die Betriebe, die nicht mithalten konnten. Schon Ende des 18. Jahrhunderts sollen z.B. von den 27 Zechen auf Mülheimer Gebiet nur noch acht in Betrieb gewesen sein.

Wandel ist Krise – und die Krisen verursachten umfangreiche Kahlschläge.

Eine Dissertation von Carl Koschwitz von 1930 zeigt als eindrucksvolles Quellen-Werk die Fülle der abgerissenen Bauten des 19. Jahrhunderts: Es gibt sie nur noch in Bildern.

Eine ähnlich rasche Entwicklung machte die zweite industrielle Säule des Gebietes durch: Das Eisen.

Die Industrie-Denkmäler

Schutz. Die Großtaten dieser Landschaft, wie unterschiedlich sie auch immer beurteilt wurden, verdienen es, im Gedächtnis zu bleiben.

Das Gedächtnis verlangt nicht nur nach Büchern, sondern auch nach sinnlich erfahrbaren Szenerien.

Die griechische und römische Antike, das Mittelalter und weitere Epochen sind uns Gottseidank mit einiger Anschaulichkeit überliefert.

Im Ruhrgebiet begann der Prozeß des Nachdenkens und Schützens erst 1966. Er hatte viele Erfolge – manche großartige und einzigartige. Allerdings auch viele Mißerfolge: Mühen stolperten über Zynismen und Ignoranz, Kleingläubigkeit und Engstirnigkeit.

Was erhalten blieb, ist nur ein sehr kleiner Teil der aufregenden Geschichte dieser Landschaft – aber der Versuch ist gelungen, einiges Wichtiges als DenkMal (!) unter Schutz zu stellen.

Die Bergbau-Denkmäler sind die wichtigsten des Gebietes zwischen Ruhr und Emscher. Sie besitzen für die Welt-Geschichte der Industrialisierung eine große Bedeutung.

Stätten des frühen Bergbaus. Sie sind einigermaßen gut erhalten und mit einem Lehr-Pfad erschlossen: im Muttental an der Ruhr bei Witten. Mit zwei Stunden Weg und 32 Stationen (u.a. Bethaus; Muttentalstraße 35) entstand ein baugeschichtliches Wander-Gebiet.[4] – errichtet und unterhalten vom Förderverein Bergbauhistorischer Stätten Ruhrrevier.

Die Orchideen. Die IBA Emscher Park setzte als kulturelle Orchideen vor allem auf die Kette der Bau-Denkmäler im Emscher-Gebiet, die sich noch retten ließen.[5]

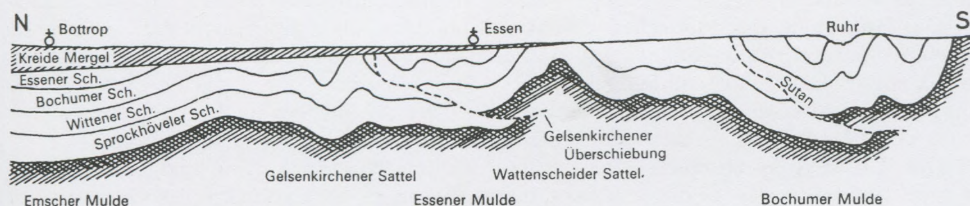
Rhein-Elbe gibt auf den ersten Blick nicht so viel her, besitzt aber eine Anzahl von Qualitäten, die es ebenfalls erstrangig machen.

Bilder als Gedächtnis für das Leben. In Gelsenkirchen macht der Künster Alfred Schmidt gegenüber der Zeche Consol in einer U-Bahn-Haltestelle auf 100 m langen Wänden den Bergbau sichtbar (1990/1993): Er zeigt, wie es ganz konkret unter den Füßen der Leute aussah: Das dramatische Leben der Bergleute »vor Kohle«.

Die Entwicklung des Bergbaues

Der Mythos. Ein einfacher Mensch entdeckt das Elementare – eine Denk-Figur, die es in vielen Kulturen gibt. Eine Sage des 13. Jahrhunderts führt den Mythos der Entdeckung der Kohle vor: Im Tal der Ruhr zündet ein frierender Schweine-Hirt in einer Erd-Mulde ein Feuer an und entdeckt am nächsten Tag, daß der Boden noch glüht. Die Glut des Feuers hat sich in die Erde gefressen – an der Stelle, wo ein Kohlen-Flöz zu Tage kommt.

Der erste Kohlen-Gräber, der uns auf einer Urkunde (1296) mit Namen überliefert ist, heißt Konrad aus Schüren (Conradus de Schuren). Seit dem 13. Jahrhundert, vielleicht noch eher, wird im Tal der Ruhr nach Kohle gegraben (Witten, Hattingen).



Geologisches Profil vom Süden nach Norden. Mit Falten und Störungen.

Viele uralte Geschichten erzählen, daß Zwerge tief aus der Erde Schätze ans Tages-Licht bringen. Sie verkörpern den Mythos des Bergmanns, u.a. in der Gestalt des »Gruben-Männchens«.

Aber: Jahrhundertelang hat Kohle den Ruf eines minderwertigen Ersatzes für Brenn-Holz. Erst als im 18. Jahrhundert das Holz immer knapper wird, wächst das Ansehen der Kohle.

Früher Abbau. Am Abhang des Ruhr-Tales tritt das produktive Karbon ans Tages-Licht. Bauern nutzen ihren Acker, sie ›duddeln‹ nach dieser eigentümlichen Erde, die sie an Schmiede verkaufen. Viele treiben Raub-Bau. Häufig ärgern sich die Bürgermeistereien und verbieten die »Kohlen-Löcher«. Wasser bricht ein. Oft werden die waagrechten kurzen Stollen oder die vertikalen kleinen Schächte rasch wieder aufgegeben.

1792 haben die 154 Kleinzechen im Oberbergamt Dortmund mit insgesamt 1.357 Mann im Durchschnitt neun Mann Belegschaft.

Verfügung und Regulative. Die Bergwerke waren seit jeher Quellen des Wohlstandes. Daher zogen nördlich der Alpen die fränkischen Könige die Bergwerke an sich und ließen sie durch Landvögte und Beamte bewirtschaften. Sie belehnten Vasallen (älteste Nachricht: der Abt von Corvey erhält 833 ein Salz-Bergwerk). Später erhielten Landes-Fürsten vom Kaiser das Hoheits-Recht des Bergregal durch Schenkung – gegen Abtretung des zehnten Teils vom Gewonnenen.

Goethe diskutiert dies im ›Faust II‹ (1806/1831) literarisch: Zur Sanierung der leeren Staats-Kasse empfiehlt Mephisto dem Kaiser, Gutscheine für die unterirdischen Schätze auszustellen – gegen bar. Was dabei herauskommen soll, glaubt so leicht niemand – es ist ein hochspekulatives Unternehmen.

Als der sogenannte Raub-Bau zunimmt entsteht ein Regelungs-Bedarf, vor allem, um dem König Einnahmen zu sichern. 1737 erläßt König Friedrich Wilhelm I. eine Bergordnung. 1766 wird das Direktionsprinzip eingeführt: Das staatliche preußische Bergamt übernimmt die Zechen-Leitungen.

Entscheidende rechtliche Grundlage für eine kaum mehr gehemmte Unternehmens-Entwicklung werden die Reformen des Berg-Rechtes zwischen 1850 und 1865. Dies ist die Voraussetzung, daß die Zeche Rhein-Elbe entstehen kann.

Das Freizügigkeits-Gesetz erlaubt die freie Wahl des Arbeits-Platzes und damit umfangreiche Anwerbung von Arbeitern – allerdings auch frei ausgehandelte Arbeits-Verträge, die viel Raum für Ausbeutung boten. 1865 zieht sich der Staat weitgehend zurück, senkt die Bergwerks-Abgabe auf zwei Prozent und kontrolliert nur noch die Sicherheit. Die Größe der Gruben-Felder ist nicht mehr beschränkt. Die Bergwerke, bis dahin unter staatlicher Regie betrieben, werden zwischen 1851 und 1865 in privatwirtschaftliche Unternehmen umgewandelt.

Die Branche ist ganz uneinheitlich: das einzelne Unternehmen ist reich an Risiken und kann je nach örtlicher Schwierigkeit und konjunktureller Welle ungeheure Gewinne bringen oder einen Absturz. Rhein-Elbe ist dafür ein Beispiel.

Dramatische Szenen spielen sich am Übergang vom Stollen- zum Tiefbau ab. Pioniere versuchen, die wasserreichen Erd-Schichten über dem Deck-Gebirge (harter Mergel aus Kalk und Ton) zu durchbohren. Dabei entstehen immense Probleme allem durch einbrechende Wasser-Fluten – man kann sich dies dramatisch vorstellen.

Auch die Teufe von Rhein-Elbe ersäuft zunächst im Wasser.

Diese Wasser-Massen können durch Pumpen von Hand oder von Pferden nicht mehr bewältigt werden, sondern rufen nach dem Einsatz einer anderen Energie. Aber Wasser- und Windkraft können nicht dorthin befördert werden. So ist die Voraussetzung zur Erschließung der tiefliegenden Kohle die funktionsfähige Dampf-Maschine, die wiederum ihre Energie aus der Kohle erhält.[6]

Die Dampfmaschine ermöglicht die Entwicklung eines gewaltigen Pumpen-Systems. Aber dies kostet viel Geld. Nur große Kapital-Eigner können ein solches Projekt finanzieren.

Betriebs-Größen. Die Tiefbau-Zechen, die nach der Pionier-Dekade der 1840er Jahre dann in den 1850er Jahren entstehen, fördern in einem unvergleichlich größeren Maßstab als jemals zuvor. Nun entsteht eine neue Größen-Ordnung der Industrialisierung: Großbetriebe, die bis zu 4.000 bis 5.000 Menschen organisieren.

Der zweite Schacht. Zur Erhöhung der Förderung und zur Sicherheit wird seit 1850 fast überall neben dem ersten Schacht ein weiterer abgeteuft (seit 1881 Pflicht). Das letzte erhaltene Beispiel einer Doppelschacht-Anlage mit einem Maschinen-Haus in der Mitte ist die in südöstlich von Rhein-Elbe liegende Zeche Holland I/II (1857) in Ückendorf.

Der Ire Mulvany: die erste fördernde Zeche in Gelsenkirchen

Wechsel-Wirkung der Spekulationen. In den 1840er Jahren wächst die Erwartung auf ein gigantisches Geschäft mit der Kohle. Dafür wird ein Transport-Mittel gebaut: die Köln-Mindener Eisenbahn. Als spekulatives Unternehmen errichtet, heizt sie ihrerseits die Spekulation mit der Kohle weiter an.

Viele Menschen suchen nach dem Glück – unter der Erde.

Der Bauer Ludwig von Oven, dessen Hof in Gelsenkirchen an der heutigen Hauptstraße 13 liegt, läßt auf der Dorf-Wiese in die Tiefe bohren, um Kohle zu finden.

Er findet sie.

1847 erhält er das Recht, südlich vom heutigen Hauptbahnhof, nahe dem späteren Rhein-Elbe, auf zwei weiteren Feldern zu graben. Er nennt diese unterirdischen großen Grundstücke nach seinem und seiner Frau Vornamen: Ludwigsglück und Christianenglück.

Aber er hat kein Glück.

Es gibt zwar Kohle, aber ihm fehlt das notwendige Kapital – und der Bauer besitzt zu wenig technische Kenntnisse.

Die internationale Verquickung. Es genügt nicht mehr die Tüchtigkeit eines einzelnen Menschen, sondern hinzu kommen müssen: technisches Wissen, Kapital, weitere Menschen und Organisations-Fähigkeit. Solche Leute werden in der Pionier-Phase im Mutter-Land der Industrialisierung gesucht und abgeworben: in England.

Daher verkauft der Landwirt Ludwig von Oven sein Recht – an einen der kundigsten Männer seiner Epoche: an William Thomas Mulvany.

Dessen Kapital-Geber ist der irische Kaufmann Michael Coor van der Maeren, der in Belgien lebt.

Der Ire William Thomas Mulvany (1806–1885) studierte Medizin, brach aus Geld-Not ab, wurde Land-Vermesser, dann Kommissar der englischen Regierung für öffentliche Arbeiten in Irland. Bei einem Regierungs-Wechsel trat er zurück. 1853 kam er nach Westfalen. Seit 1855 wohnte er in Düsseldorf. Dort läßt er sich später begraben.

Er beschafft Geld, kauft Gruben-Felder auf, holt – ein schwieriges Unterfangen – weitere Fach-Leute, darunter den englischen »Meister-Abteufer« William Coulson (1880 Ehren-Bürger von Gelsenkirchen).[7]

Mulvany gründet die erste fördernde Zeche in Gelsenkirchen: ›Hibernia‹ d.h. Irland. Die irischen und englischen Berg-Leute teufen Schächte ab. 1858 fördern sie die erste Kohle.

1873 faßt Mulvany die Gelsenkirchener Zechen Hibernia und Shamrock in einer Bergwerks-Gesellschaft zusammen. Firmen-Sitz ist Berlin, später Düsseldorf. Mulvany ist bis 1885 Aufsichtsrats-Vorsitzender.

Die Wurzel der großen GBAG: Zeche Rhein-Elbe

Die Gründer. Die 1850er Jahre sind überall im Ruhrgebiet die erste große Gründer-Zeit.

1854 erhalten der Kaufmann Gerhard Smits und Hermann Sohn in Mülheim mit 14 »Konsorten« das Recht, Kohlen-Felder abzubauen. Smits benennt sie nach sich selbst: mit Gerhard.

Diese ersten Kapital-Geber kommen aus dem Mittel-Stand: Es sind Kaufleute, Schul-

Lehrer, Land-Adel, Handlungs-Gehilfen, Gärtner, Betriebs-Inspektoren. Eine spekulative Neigung hat sie gepackt. Ähnlich beteiligen sich viele Menschen an anderen neuen Unternehmungen.

Dafür entstehen nun Organisationen, die Geld sammeln und als Kredite gegen Zinsen ausleihen: Banken. In den 1860er Jahren entwickelt sich das Bankwesen. Damit läßt sich ein bürgerlicher Kapitalismus in großem Stil organisieren.

Den deutschen Besitzern fehlt häufig Kapital – daher verkaufen sie Unternehmen oder Anteile an kapitalstärkere Ausländer. Und so herrschen im noch unerschlossenen Ruhrgebiet Franzosen, Belgier, Engländer und Holländer. Sie bringen sowohl Finanz-Mittel wie technische Kenntnisse mit.

Die Staffette der Besitzer. Noch im Jahr der Gründung (1854) verkaufen die vielen Besitzer von Rhein-Elbe die Firma: an das belgische Unternehmen Obert & Browne.

Und dieses verkauft Rhein-Elbe sofort weiter: an die Firma Detillieux & Cie in Bergeborbeck (Essen).

Dritte Station: Auch Detillieux kann das Werk nicht allein nach vorn bringen – daher fusioniert die Firma sofort (1855) mit der Phoenix-Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetriebe – dort wird Detillieux Generaldirektor.

Phönix beginnt mit dem Abteufen von Rhein-Elbe. Aber schon in geringer Tiefe entsteht nach wenigen Metern ein gewaltiges Problem: von den Seiten des senkrechten Schachtes strömt unerwartet gewaltiges Wasser. Es wird sehr sehr teuer, dieses Wasser zu beherrschen. So stoppt Phönix die Unternehmung – sie kam nur 25 Meter unter den Boden.

Die vierte Station: Kurz danach (1857) scheidet Detillieux bei Phönix aus – übernimmt aber die eingebrachten Bergwerke. Die neue Gesellschaft nennt sich nun Gelsenkirchener Bergwerksverein Detillieux, Freres & Cie, Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Die Zeit ist außerordentlich wechselhaft. Die Firma gerät in eine internationale Finanz-Krise.

Der Erfolg und das nächste Problem. Detillieux setzt das Abteufen fort. Die größten Schwierigkeiten müssen von den Schacht-Hauern überwunden werden, bis 1863 der erste Schacht auf 165 Meter Tiefe gebracht ist. Dort erschließt er das erste Flöz: es ist vorzüglich: 1,25 Meter stark. Nächstes Probleme: Die Zeit ist ungünstig für die Kohlen-Preise.

Bergwerk Alma. In der Nähe von Rhein-Elbe liegt das Gruben-Feld Alma. 1857 wird es dem Freiherrn Louis von Elverfeldt verliehen – einem der wenigen Adligen, die sich in der Industrie engagieren. Aber dieser gibt es aus den bekannten Gründen rasch weiter: an Detillieux.

Dieser teuft es ab – und 1870 erreicht der Schacht 139 m unter der Erde das Steinkohlen-Gebirge. 1871 wird der Schacht noch tiefer getrieben – auf 270 Meter. Dort entsteht ein dritter waagrechter Stollen, die dritte Sohle.

Zweiter Gründer-Boom. 1870 führt der Sieg über Frankreich dazu, daß die preußische Führung das deutsche Reich errichten kann. Um die vielen Länder zusammenzuhalten, lernt Preußen von Frankreich: es heizt den Nationalismus an. Und es läßt seine militaristischen Muskeln spielen. Das Rheinland bleibt in Distanz: aus historischer Tradition des Anti-Militarismus und der Offenheit zu seinen Nachbar-Ländern.

1871 erpreßt das Reich von Frankreich ungeheure Reparations-Gelder. Sie führen zu einem Gründer-Boom. Aus dem eher liberalen Rheinland kommen die Bankiers.

Vereinigte Rheinelbe und Alma. 1872 werden die Gruben-Felder von Rheinelbe und Alma zusammengelegt: 1877 heißt die Zeche Vereinigte Rheinelbe & Alma. Schacht 1 erhält ein eisernes Förder-Gerüst. 1879 sind drei Förder-Schächte im Betrieb. In dieser Zeit ist es die größte Zeche im Ruhr-Revier, dann wieder 1882 bis 1887.

1882 wird eine Brikett-Fabrik in Betrieb genommen – für ein Jahrzehnt: 1892 wird sie stillgelegt.

1897 startet Alma eine Kokerei (1919 stillgelegt), 1907 Rheinelbe (1919 stillgelegt). 1928 entsteht die Großkokerei Alma (1963 stillgelegt).



Zeche Rhein-Elbe I / II: Werksbahn. Foto von Norden um 1912

Zeche Rhein-Elbe: Verwaltungs-Gebäude an der Leithestraße (zerstört). Foto um 1912.

Zeche Rhein-Elbe: Vom Schacht (oben rechts) wurden die Loren geholt und nach dem Ausleeren zurück gebracht. (Radierung: Hans Otto Poppelreuter, um 1912).

Zeche Rhein-Elbe I / II – unvorstellbar, daß es einmal total anders aussehen wird – nach einem halben Jahrhundert.

Die Gelsenkirchener Bergbau AG (1873)

»Die Stamm-Zelle der größten Bergbau-Gesellschaft GBAG Rheinelbe ist der Kern der GBAG, die Stammzeche Vereinigte Rheinelbe und Alma« (Emil Kirdorf 1904).

Die Netz-Konstellation. Dieses Unternehmen ist keine einfache Firma, sondern eine Konstellation.

Die dynamische Kraft ist der rastlos unternehmerische Friedrich Grillo. Er will sämtliche Gesellschaften im Ruhrgebiet, die mit ausländischem Kapital arbeiten, erwerben und zu einer Gesellschaft zusammenfassen.

Darin steckt eine Art Allmachts-Wahn.

Es ist ein sehr schwieriges Unterfangen, zumal das Kapital aus mehreren Ländern stammt. Hibernia und Shamrock von Mulvany arbeiten mit irischem Kapital, Rheinelbe und Alma von Detillieux mit belgischem Kapital und dem Kölner Bankhaus Oppenheim, Dahlbusch mit belgischem Kapital. Dahlbusch lehnt ab. Auch das Geschäft mit Mulvany kommt nicht zustande. Aber durch Vermittlung des Berliner Bankiers Jacob Landau geht Detillieux auf die Anfrage von Friedrich Grillo ein.

Der Berliner Bankier Adolph Hansemann wird angeworben: Er übernimmt im Konsortium die Führung und wird Aussichtsrats-Vorsitzender. Grillo ist Stellvertretet. Am 3. Januar 1873 wird die Aktien-Gesellschaft gegründet.

Viele Kapitalien fließen in diesem Netz zusammen. Von hier aus werden mit Gewinnen bedient: Berliner Handelsbank, Disconto-Gesellschaft, Schaafhausenscher Bankverein, Norddeutsche Bank, Grillo-Gruppe, Essener Credit-Anstalt, Gruppe Detillieux.

In diesem Netz steckt auch die Vereinigte Rheinelbe und Alma.

Leitung. Technischer Direktor wird der Betriebs-Ingenieur A. Demmlor, von Geburt Franzose. Er war bei Detillieux tätig. Für den wirtschaftlichen Teil schlägt Friedrich Grillo Adolph von Hansemann den jungen Kaufmännischen Direktor der Zeche Holland vor: Emil Kirdorf.

Motiv der Gründung: »zum Zwecke der Erwerbung der Steinkohlenzechen Rheinelbe und Alma aus den Händen der Belgisch-Französischen Kommandit-Gesellschaft auf Aktien Charles Detilleux & Co.« Damals mit 980 Arbeitern. Sie fördern jeden Arbeits-Tag 900 Tonnen Kohlen.

Gruben-Felder. Unter dem Boden der Landschaft mit den Bauern-Dörfern Ückendorf, Gelsenkirchen, Bulmke, Hüllen und Röhlinghausen liegen zwei große Gruben-Felder – in einer Ausdehnung von 761 Hektar.

Jedes Feld ist fast doppelt so groß wie die Nachbar-Felder (mit 400, 207, 276 bzw. 310 Hektar).

Der Reichtum an Kohle. Erster Jahres-Bericht: »Neben der Feldesgröße sind es vor allem die günstigen Flözlagerungsverhältnisse, welche den beiden Zechen einen außerordentlichen Werth verleihen. Die Felder von Rheinelbe und Alma befinden sich in der Mitte der Gelsenkirchener Mulde, besitzen also in erster Linie sämtliche ausgezeichnete Gaskohlenflöße dieses gesegneten Reviers, in nächster Folge aber alle im Oberbergamtsbezirke bekannten, auf der Nachbarzeche Bonifacius in vorzüglicher Beschaffenheit angefahrenen Fettkohlenflöße. Von den tiefer liegenden, mit den jetzigen Hülfsmitteln der Technik nur schwer zu erreichenden mageren Kohlenflößen sehen wir hierbei gänzlich ab, da der Kohlenreichthum der beiden Zechen gerade in den oberen, leichter erreichbaren und werthvollen Flözen als ein unerschöpflicher bezeichnet werden kann.«[8]

Auf Rheinelbe werden Gaskohlen abgebaut, auf Alma Gas- und Fettkohle. Hinzu kommen die vorzüglichen Flöze der Fett-Kohle. In größerer Tiefe liegen Mager-Kohlen.

Die meisten Flöze sind einen Meter hoch. Das Flöz Laura erreicht sogar 3,25 m. Viktorie: 2,40 m. Gustav: 2 m. Mathias 2,50 m. Herrenbank: 2 m. Dickebank: 2 m. So viele Flöze bester Art haben nur wenige Zechen. Vor allem liegen sie regelmäßig und ohne große Störungen.

Von Anfang an werden große Mengen Kohle ins Ausland geliefert, vor allem nach Paris.

Die Krise. Die Ausplünderung des besiegten Frankreich hat für die Sieger böse Folgen.

»Die Milliarden der Kriegsentschädigung, welche in allzurascher Weise zur Rückzahlung von Staatsschulden Verwendung fanden, schufen für den ohnehin regen Unternehmungsgeist einen vermehrten Anreiz.« Fieberhaft wird die Produktion gesteigert. Aber: die starke Nachfrage dauert nicht an.

Durch die unverdaubaren Geld-Mengen, die ins Reich geholt werden, gerät Deutschland Ende 1873 in eine heftige und lange Wirtschafts-Krise. Sie wird verstärkt durch die Freihandels-Theorie in der Zoll-Politik. Dies bringt die deutsche Industrie in Bedrängnis. Im »Gründungs- und Börsenschwindel« zeigen sich Unerfahrenheit und Unsolidität. Das liberale Laissez-faire rächt sich: die Konjunktur bricht zusammen. Die Börsen-Kurse sacken auf die Hälfte. Es entsteht ein anhaltendes Mißtrauen. Die Stimmung tendiert auf Verdammung.

Das gesamte Kapital im rheinisch-westfälischen Bergbau, auf rund 3.000 Millionen Mark geschätzt, wurde zuvor mit 18,2 Prozent verzinst. Jetzt fällt der Zins-Satz auf weniger als ein Viertel – auf 4,5 Prozent. Der Ertrag geht um 28 Prozent zurück.

In der Krisen-Zeit bricht der schärfste Wettbewerb zwischen den Zechen aus. Im Existenz-Kampf sacken die Preise. Die Zechen haben nur noch knappste Betriebs-Mittel. Hinzu kommen Probleme mit Transport-Tarifen. Ebenfalls immens ist die Krise der Eisen-Industrie.

Überall werden die ohnehin geringen Arbeits-Löhne herabgesetzt. Dadurch entstehen soziale Kämpfe.

Aufstieg. Schon zehn Jahre später (1883) ist die GBAG die größte unter den rund 200 Ruhr-Gesellschaften Sie hat 4 Prozent der Gesamt-Produktion und 3,5 Prozent der Gesamt-Arbeiterschaft.

Nach langem Hin und Her kauft die GBAG 1882 die Dortmunder Zeche Vereinigte Stein und Hardenberg. Aus dem Konkurs der Preußischen Bergwerks- und Hütten AG erwirbt Friedrich Grillo 1877 die Zeche Erin in Castrop-Rauxel, die in den 1850er Jahren von Mulvany angelegt wurde. In den Jahren 1887 bis 1897 erwirbt die GBAG die Gelsenkirchener Zeche Monopol.

Der Aufschwung. Bismarck muß umsteuern.[9] Die Lage bessert sich erst erst nach 14 Jahren – 1887.

Aber genau in dieser Zeit neuer Euphorie wird der rastlose Friedrich Grillo wahnsinnig, kommt in eine Heilanstalt für Geisteskranke in Grafenberg (heute Düsseldorf) und stirbt dort 1888 mit 63 Jahren.

Aus seinem Nachlaß vergrößert sich die GBAG: Sie besitzt dann zwölf Schacht-Anlagen.

Unter Emil Kirdorf wird die GBAG die größte Bergbau-Firma des Ruhrgebietes. Kirdorf und Hansemann gliedern ein: 1897 Westhausen. 1899 Bonifacius. 1904 die Gewerkschaft Ver. Hamburg und Franziska bei Witten mit 6 Schächten. 1604 Prinz Schönaich. In diesem Jahr fördern 19 Schacht-Anlagen.

1902 haben alle GBAG-Zechen eine Belegschaft von 21.111 Mann und weitere 996 an den Koks-Öfen und Nebengewinnungs-Anlagen. Es gibt 24 Förder-Schächte und 13 Wetterschächte. Der GBAG gehören 16.804 Hektar Gruben-Felder. Täglich fördern diese Zechen 20.595 Tonnen Stein-Kohl.[10] Durchschnittliche Jahres-Dividende: 8, 7 Prozent.

Im Kohlen-Syndikat stellt die GBAG 10 Prozent dar.

1903 stirbt Adolph von Hansemann, der im Bergbau der wichtigste Repräsentant des Bankwesens war. Er führte auch den Eisenbahn-Bau an. Und die deutsche Kolonial-Politik. Er war der Mann, auf den Kirdorf sich unbedingt verlassen konnte.

Die Rolle der GBAG in Städten und Gemeinden. »Die Betriebsstätten der Gesellschaft verteilen sich … auf drei Städte – Gelsenkirchen, Kamen, Witten – und 17 ländliche Gemeinden in den Kreisen Gelsenkirchen, Dortmund, Hamm, Bochum, Hörde und Essen. In der weit überwiegenden Mehrzahl aller dieser Städte und Gemeinden ist der Bergbaubetrieb der Gesellschaft der einzige oder doch der bedeutendste Großgewerbebetrieb und

demgemäß von ausschlaggebender Bedeutung nicht nur für die Zahl, sondern auch für die steuerliche Heranziehung der Einwohner zu den Bedürfnissen der Stadt und Gemeinde, sowie damit für das Bestehen und Gedeihen der Gemeinden überhaupt.«

1904 zahlt die Gesellschaft an Staat und Gemeinden eine Summe von »1,70% des Aktienkapitals, oder rund 8% des Bruttogewinns, 17% des an die Aktionäre verteilten Reingewinns.«

»In sämtlichen Gemeinden … richtet die Gesellschaft, abgesehen von der dauernden Unterstützung der Krankenhäuser und anderer weltlicher und kirchlicher Wohltätigkeitsanstalten, ihr Augenmerk namentlich auf die Einrichtung und Unterhaltung von Kleinkinderbewahranstalten und Gemeinde-Krankenschwestern.«[11]

Der Manager des Aufstiegs von Konzern und Stadt: Emil Kirdorf

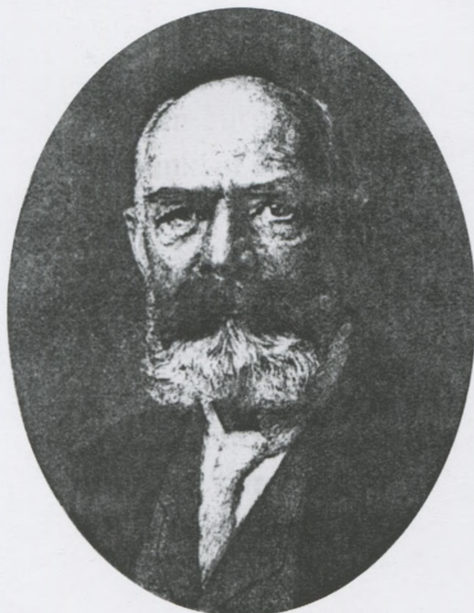
Emil Kirdorf (1847–1938) wird in Mettmann als jüngster der drei Söhne des Weberei-Besitzers Martin Kirdorf geboren[12] – in einer Zeit des Freiheits-Drangs der bürgerlichen Revolution. Im selben Jahr sterben der Vater und der älteste Bruder an der Typhus-Epidemie. Die Firma wird nach Düsseldorf verlegt. Emil Kirdorf besucht eine Privatschule, dann die Realschule. 1863/1864 Lehrgang an der städtischen Weber-Schule in Mülheim/Rhein. 1864 kaufmännische Ausbildung im eigenen Betrieb. Ein Jahr bei einem Exporteur in Hamburg. Dann bei Verwandten im Geschäft in Krefeld. Das elterliche Geschäft bricht durch die Umstellung von der Handweberei auf die mechanische Weberei zusammen, der geschäftsführende »Oheim« erschießt sich.

1871 gibt Adolf Kirdorf ein Angebot an seinen Bruder Emil Kirdorf weiter, kaufmännischer Leiter der Bergbaugesellschaft Holland in Wattenscheid zu werden. Emil Kirdorf hatte bis dahin keine Zeche gesehen. Im Job ist er unsicher, er leidet unter einem unangenehmen und mißtrauischen Chef, Reibungen, harte Arbeit, um sich durchzusetzen.

Entscheidend: 1872 bietet Friedrich Grillo Emil Kirdorf eine Stelle als Direktor in der neu zu bildenden Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. mit den Zechen Rheinelbe und Alma in Ückendorf an.

Es ist eine Zeit des Gründens, Schürfens und Bohrens. Grillo ist der wichtigste Unternehmer und Beweger. Der Mann der Transaktionen. Er zieht das deutsche Kapital in den Bergbau.

1873 bricht die Wirtschaft zusammen. Ungeheure Verluste der Gewerkschaften und Effekten-Besitzer. Die Papiere fallen ins Bodenlose, z.B. Phönix von 400 (1872) auf 20 (1877).



Emil Kirdorf, Geh. Kommerzienrat, Dr.-Ing. E.h.

Kirdorf konstatiert, daß die verantwortlichen Führer versagt haben. Er wird sich niemals durch äußeren Schein täuschen lassen und stets mißtrauisch bleiben.

Rheinelbe und Alma gehören zu den besten Zechen des Reviers. Zusammen haben Rheinelbe und Alma 761 Hektar Grubenfeld. Zum Vergleich: Hibernia 208 ha. Dahlbusch 400 ha. Bonifacius 499 ha. Holland 311 ha. Cen-

trum 299 ha. Hannover 416 ha. Königsgrube 313 ha.

Kirdorf setzt auf langfristige Abschlüsse mit den Pariser Gas-Werken und Berlin sowie mehreren Eisenbahn-Gesellschaften.

1873 haben seine Zechen 980 Mann Belegschaft. Der Verwaltungs-Apparat ist sehr einfach. Kirdorf führt zum Teil selbst die Buchhaltung und die Korrespondenz. Ein Prokurist arbeitet als Korrespondent, Registrator und Buchhalter – neben einem Kassierer und einem Versand-Gehilfen. Mehrere Jahre lang. Früh löst er sich von der christlichen Kirche.



Emil Kirdorf, Geh. Kommerzienrat, Dr.-Ing. E.h.

Ein heftiger Kampf tobt, als die Betriebs-Führer Emil Kirdorf nicht mehr anerkennen wollen.

Aber der Aufsichtsrats-Vorsitzende Hansemann setzt Kirdorf durch.

Kirdorf hat ein hartes, saures Leben. Und in einem schwierigen Prozeß, gestört von den Eigenwilligkeiten der anderen Führungen, schmiedet er ein Kartell der Zechen.

Das Dreiklassen-Wahlrecht zwingt die Mächtigen zur Teilhabe am öffentlichen Leben. Kirdorf kommt in die Gemeindevertretung von Ückendorf, später in den Stadtrat in Gelsenkirchen, dann in den Provinziallandtag, den Provinzialausschuß und in den Provinzialrat. 1879/1893 ist er Handelsrichter in Essen.

Mit der aufkommenden sozialen Bewegung kommt Kirdorf nicht zurecht. Er klagt: »Seit den 1980er Jahren geht eine unaufhörliche Hetze gegen den ›Kapitalismus‹ durch das Revier, deren Schürer die ›ultramontanen‹ und sozialistischen Arbeiterberufsvereine sind.«[13]

Kirdorf hält seine Welt-Ansicht derart für unanfechtbar, daß er auch nicht damit zurecht kommt, daß in der Gesellschaft Kompromisse geschlossen werden. Daher legt er 1904 ärgerlich, frustriert und resigniert eine Reihe von Ämtern nieder. Er lehnt ab, sich an den Feierlichkeiten für den Kaiser zu beteiligen. Mehrfach weigert er sich, den Kaiser zu treffen. 1911 schlägt er das Angebot auf erblichen Adel aus. 1905 hat er sogar den Plan, aus zu wandern.

Der zweifellos außerordentlich tüchtige Emil Kirdorf sieht sich ebenso als Arbeiter wie die Bergarbeiter. 1905 schreibt er: »Ein bezahlter Arbeiter, wie ich es bin, ist verpflichtet, seine Aufgabe zu erfüllen und die Interessen der Gesellschaft zu wahren.«

Ständig wiederkehrende Stichworte, auch in seiner Umgebung: Pflicht. Verantwortung. Kampf. Ehre.

Kirdorf betreibt eine vorsichtige Rücklagen-Politik. 1913 ist Emil Kirdorf 40 Jahre im Vorstand der GBAG. 1915 hat die GBAG 53.059 Arbeiter, 2.435 Angestellte.

Kirdorf kritisiert die Diplomatie, die Schwäche der Regierung.

Er ist ein tragischer Fall. Im Grunde hat er ja in vielem Recht, aber er radikalisiert seine Position extrem zum Nationalismus. In vielem ist er sehr realistisch: im Welt-Krieg keine Annexionen – seine Trieb-Kraft ist die Angst, die offensichtlich ständig von Anfang an in ihm steckt und in den wilden Krisen-Jahren der Industrialisierung verstärkt wurde. Angst vor dem Absturz der Industrie, Angst vor dem Absturz des Reiches.

Kirdorf ist kein Freund der Kriegsführung. Aber dann kritisiert er fehlenden Siegeswillen.

Er hat eine naive Vaterlands-Liebe. Aber 1919 hat er »jeglichen Glauben an das Deutschtum verloren«. Er glaubt nicht »an eine Gesundung und den Wiederaufbau des Reiches«. »Das deutsche Volk muß die Strafe dafür ertragen, daß es die Herrschaft eines unfähigen, unwürdigen Monarchen jahrelang duldete, ja vielfach bejubelte …«[14]

Das war durchaus prophetisch.

Das Kohlensyndikat – geleitet von Emil Kirdorf

Kartell-Bildung. Die Kohle steckt immerzu in der Krise. Um 1850 erlebt sie rasches Wachstum, in zehn Jahren wird die Förderung verdreifacht. Nach 1857 wird durch Überproduktion viel schwarzes Gold wieder zu Erde: Die Förderung sinkt um 50 Prozent. Denn es ist zuviel Kohle auf dem Markt, die Nachfrage ist nur halb so groß, die Preise sinken in den Keller.

Unentwegt versuchen die Unternehmer, sich den Schwankungen des Marktes zu entziehen. Das Mittel: Sie bilden Kartelle.

1893 gelingt es ihnen, das Rheinisch-Westfälisches Kohlensyndikat zusammenzubringen. Dieses Kartell spricht Preise ab und programmiert den Absatz. Es stabilisiert den Bergbau.

Das Kohlensyndikat ist eine wesentliche Komponente der Durchkartellisierung der deutschen Wirtschaft.

Emil Kirdorf leitet es. Die GBAG ist die Leit-Zeche. Sitz des Kartells ist Essen. Gelegentlich wird Kirdorf, der ein leidenschaftlicher Anhänger Bismarcks ist, als »Bismarck des Ruhrgebietes« bezeichnet.

Kirdorf reitet täglich von seinem Haus in Ückendorf nach Essen. Einmal bricht er 1893 zusammen.

Die Gewinne führen zu einem gezielten Wachstum des Bergbaues. Durch diese Finanz-Mittel kann er sich modernisieren – parallel zur Eisen-Industrie und zum steilen Aufstieg der Elektro-Industrie.

Die Modernisierung drückt sich nach außen hin aus: durch ihr Gehäuse und ihre Zeichen-Gebung. Am besten ist die sichtbar in der GBAG-Zeche Zollern 2/4 (1899 von Paul Knobbe) in Dortmund-Bövinghausen – von Kridorf als Muster-Zeche präsentiert.

Konjunktur-Wellen. 1892 arbeiten im Syndikat zehn größere Betriebs-Einheiten zusammen.

Die Jahre von 1895 bis 1900 sind ein langsamer Aufstieg.

Im folgenden Konjunktur-Einbruch verlangen die Verbraucher niedrigere Preise, aber das Syndikat hält an den Preisen fest und entgeht so der Schleuder-Konkurrenz von früher – es reduziert 10 bis 20 Prozent der Förderung.

Zechenverband. 1908 ist Kirdorf Mitgründer des Zechenverbandes: Er will eine Schutz-Organisation der Arbeitgeber gegen die Arbeiter-Bewegung sein.

Die Allianz von Kohle und Eisen

Der wichtigste Kunde des Bergbau ist die Eisen- und Stahl-Industrie. Daher haben Bergbau und Hütten-Werke eine enge Verflechtung.

Das Kohlen-Syndikat unterstützt die Eisen-Industrie. Sie überholt 1903 die englische Roheisen-Erzeugung.

Stahlwerks-Verband. 1904 führt der schlechte Geschäfts-Gang der Eisen-Industrie dazu, daß sich der Stahlwerksverband gründet. Die Initiative kommt von Adolf Kirdorf, dem Generaldirektor des Aachener Hüttenvereins, – einem Bruder von Emil Kirdorf.

Die GBAG: Kohle und Stahl. Nun entsteht ein Verschmelzungs-Prozeß von Kohle und Eisen. 1904 wird die GBAG ein gemischtes Werk: Die Brüder Adolf und Emil Kirdorf verständigen sich auf ein Zusammengehen.[15]

Der Aachener Hütten-Aktienverein, 1864 gegründet, seit dieser Zeit geführt von Emil Kirdorfs Bruder Adolf Kirdorf, hatte sich eine Erz-Basis in Lothringen und Luxemburg verschafft – ihm fehlten nur noch Kohle und Koks.

Der Prozeß: Die großen Eisen-Werke versuchen, sich die Energie kontinuierlich, vor

allem durch rationelle Preise, zu sichern. Dafür erwerben sie Gruben-Felder und fertige Zechen.

Und so kann Adolf Kirdorf 1904 ein Schreck-Gespenst an die Wand malen: Die reinen Kohlen-Zechen bleiben auf der Strecke, weil sich alle Eisen-Hütten eigene Zechen zulegen.

Eine Interessen-Gemeinschaft wird gebildet: auch mit dem Schalker Gruben- und Hütten-Verein. Denn 1904 ist der Schalker Verein, in dem seit Grillos Tod 1888 August Thyssen die Mehrheit hat, mit sechs Hochöfen eine der rentabelsten Hütten.

1907 fusionieren alle drei Betriebe: zur stärksten Kohle-Eisen-Verbindung in Deutschland. 1904 haben sämtliche Werke eine Belegschaft von 24.069 Menschen.

Der Aachener Verein besitzt neun Hochöfen in Esch und Deutsch-Oth sowie die Stahl- und Walzwerks-Anlagen in Rothe Erde (Aachen).

Beide Brüder führen den Betrieb, jeder seine Branche. Ein legendäres Zweier-Gespann.

Der Moderator. 1908 wird die Hütten-Zechen-Frage neu geregelt. Es gibt große Spannungen zwischen reinen Zechen und Hütten-Zechen. Es gelingt Emil Kirdorf, dies auszubalancieren, weil die Konjunktur 1905 bis 1907 und 1910 bis 1913 günstig ist.

Kohle-Chemie. Das Augenmerk richtet sich auch auf die Gewinnung der Neben-erzeugnisse: Ammoniak, Teer, Benzol. Verwertung des Gases. Daraus werden immense Gewinne gezogen.

Die öffentliche Diskussion

Kritik. Kirdorfs Arbeit findet wenig Anerkennung. Sie wird von vielen Seiten heftig kritisiert. Die öffentliche Meinung greift den Bergbau hart an.

Heiß diskutiert werden im Bergarbeiter-Streik von 1905 sowohl die Arbeiter-Frage wie die Kartell-Frage. Zu den Gegnern gehören sowohl die Sozialdemokratie wie die katholische Zentrums-Partei.

Die Regierung verteidigt die Bergbau-Gesellschaften nicht. Emil Kirdorf lamentiert: daß sie sich sogar auf die Seite der Gegner stelle. Auch die Frankfurter Zeitung nimmt keinen Stand-Punkt ein, der ihm freundlich ist.

Sozial-Politik. Gegenüber den Streik-Führern bleibt Emil Kirdorf hart. Er glaubt, er habe alles getan, um ordentliche Verhältnisse zu schaffen. Kirdorf sieht nur Gegner: sämtliche politischen Parteien.

1905 schreibt er zur Frankfurter Zeitung: »Wir dünken uns menschlich nicht mehr als unsere Arbeiter und sehen durchaus nicht auf sie herab. Mit jedem einzelnen wollen wir gern verhandeln und auf gleichem Fuß. Wollten wir Arbeiterausschüsse zugestehen, so schüfen wir den Sozialdemokraten in unseren eigenen Betrieben Agitationsherde. Kein Gewerbe steht so unter Aufsicht wie der Bergbau. Wenn wirkliche Mißstände vorhanden sind, so kann die Regierung das leicht feststellen ... Die Sozialdemokraten und die christlich-sozialen gewerkschaftlichen Fanatiker haben zuviel gehetzt.«[16]

In einer Rede vor dem Verein für Sozialpolitik drückt Kirdorf sein umfangreiches Mißtrauen aus. Er sagt Sätze, wie sie heute nahezu identisch in Talk-Runden gesagt werden. »Glauben Sie denn, wenn das Kapital scheu wird und sich zurückzieht, ... daß dann die Industrie als sozialistischer Betrieb weiter blühen und gedeihen kann?«[17]

Mangelnder Diskurs. Es ist tragisch, daß ein Manager, der eine Leidenschaft für die industrielle Tätigkeit hat und durchaus eine gewisse Distanz zum reinen Geld-Erwerb, keine Gesprächs-Fähigkeit entwickelt, sich in einen differenzierenden Diskurs einzulassen. Ebenso wie viele Unternehmer und Manager hat er eine sehr enge, allerdings darin hohe Intelligenz – aber er ist kein Intellektueller, der gelassen zu analysieren und zu urteilen versteht.

Er sucht Verständnis für sein praktisches Handeln, findet es tatsächlich in vielem nicht, bemüht sich aber auch nicht, andere Aspekte ernst zu nehmen und mitzuberücksichtigen.

Kirdorf: »Aber die verantwortlichen Leiter der Großunternehmungen haben so riesige

praktische Aufgaben, daß sie keine Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen haben. Es ist die schärfste Anstrengung erforderlich, um auf der Höhe der internationalen Wettbewerbsfähigkeit zu bleiben, und wir sind – das ist unsere ideale [!] Arbeit – bisher wettbewerbsfähig geblieben. Daneben werden wir fortwährend von unserer friedlichen Arbeit abgedrängt und beständig zum Kämpfen gezwungen.«[18]

Darin äußert sich naiv und zugleich schneidend scharf die Einseitigkeit des Unternehmers (er steht hier für eine lange Tradition – bis heute), die nur das eigene Interessen verstehen will.

Sie erklärt antiintellektuell das Nachdenken und jedwede Opposition zu Feinden.

Durch dieses reduktive Denken entsteht eine gesellschaftliche Katastrophe: Der Staat ist eine Balance und darf nicht das Eigentum von Mächtigen sein.

Man muß allerdings feststellen, daß keine Seite diskursfähig ist – bis heute. Von ein paar Ausnahmen abgesehen. Im wesentlichen bleibt es daher bei einem Macht-Kampf quer durch die Gesellschaft.

Das Jubiläum. 1913 feiert ein verbitterter, aber durchhaltender Emil Kirdorf das vierzigjährige Jubiläum im Vorstand der GBAG. Sie ist einer der gewaltigsten Betriebe in der Großindustrie geworden – mit 53.059 Arbeitern und 2.435 Beamten.

»Es ist der Zustand einer organisierten Volkswirtschaft erreicht … Auch der soziale Kampf wird in neuen Formen geführt. Die Gruppen stehen sich organisiert gegenüber« (F. A. Freund).[19]

Ehren-Bürger. Die Stadt Gelsenkirchen verleiht dem Geheimen Kommerzienrat Dr. Ing Emil Kirdorf in Mülheim-Speldorf an seinem 70. Geburts-Tag, am 8. April 1917, die Würde eines Ehren-Bürgers. Das war keine Servilität, sondern eine sehr freundliche Geste an einen für die Entwicklung der Stadt Gelsenkirchen bedeutsamen Mann. Sie erhielt dadurch weiteres Gewicht daß diese Würde bis dahin erst einmal vergeben worden war, am 23. Februar 1883 an August Overweg, dem ersten Landrat des neugegründeten Landkreises Gelsenkirchen, als er zum ersten Landeshauptmann von Westfalen ernannt wurde.

Krieg und weitere Katastrophen

Mit dem verlorenen Krieg 1918 bricht für die GBAG die Säule Eisen weg: Verloren ist die Erz-Basis in Lothringen. Verloren sind die lothringischen und luxemburgischen Hütten-Werke. 1919 geht die westliche Werks-Gruppe, die Adolf Kirdorf, der Bruder von Emil Kirdorf, aufgebaut hatte, an ein französisch-belgisch-luxemburgisches Konsortium unter Führung von Burbach über. Die Kohle-Basis ist fast unversehrt.

Der befreundete Hugo Stinnes richtet den deprimierten Emil Kirdorf auf.

1919 tritt Kirdorf in die Deutschnationale Volkspartei (DNVP) ein.

Die Alliierten fordern Reparationen: 24 Millionen Tonnen Kohle.

Auf Betreiben von Hugo Stinnes (1870–1954) und Emil Kirdorf wird 1920 eine Dach-Gesellschaft gegründet: Die Rheinelbe-Union G.m.b.H. Sie faßt zusammen: Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Aktien-Gesellschaft, in der Stinnes maßgeblich beteiligt ist, und die GBAG – im Verhältnis 1:1. Dann kauft diese Gesellschaft auch die Aktien-Mehrheit des Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation und bezieht ihn.

Kohle-Eisen-Elektrizität. Hugo Stinnes vergrößert den Komplex Kohle und Eisen um eine weitere Position: Er sieht den Zusammenhang mit der Elektrizität.

Daher betreibt er eine Erweiterung: mit einem Vertrag mit der Siemens & Halske-Aktien-Gesellschaft in Berlin und der Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft vormals Schuckert & Co Nürnberg. Die Rheinelbe-Union ändert ihren Namen in Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union G.m.b.H. Düsseldorf.

Ruhr-Besetzung. Im November 1922 erklärt die Regierung Wirth, daß Deutschland nicht in der Lage ist, die verlangten Reparations-Zahlungen zu leisten. Am 11. Januar 1923

marschiert französisches und belgisches Militär ins Ruhrgebiet ein. Am Tag zuvor flüchtet das Kohlen-Syndikat mit seinen Akten nach Norddeutschland, nach Hamburg.

Einige Monate lang leistet ein großer Teil der Bevölkerung aktiven und passiven Widerstand. Die Gelsenkirchener Zechen fördern nur noch ein Elftel – zum Selbstverbrauch. Die Erzeugung von Roh-Eisen hört auf. Zugleich entwertet sich das Geld.

Schließlich bremsen New York und London die französische Regierung.

Überraschend stirbt Hugo Stinnes 1924.

Im selben Jahr legt Kirdorf den Vorsitz im Kohlensyndikat nieder.

Die Vereinigten Stahlwerke AG

US-Kapital und die Rationalisierung. Im Sommer 1925 bricht die Wirtschaft zusammen. Die Werke suchen den US-Kapital-Markt auf und müssen zu hohen Zins-Sätzen Geld aufnehmen. Die Geld-Geber drängen auf die sogenannte Rationalisierung: Nur noch hochrentable Produktionen dürfen erhalten bleiben.

Die GBAG muß ihre Arbeiterschaft von 44.830 auf 36.276 verringern.

Die deutsche Industrie wird gezwungen, sich dem Welt-Markt stellen. Der Tendenz nach – wie heute im Neoliberalismus.

Vereinigte Stahlwerke AG. 1926 werden als eine Dach-Gesellschaft für Stahl und Kohle die Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft gegründet – mit 21 selbständigen Betriebs-Gesellschaften und rund 200.000 Mitarbeitern. Zu den Gründern gehört August Thyssen.

Die Vereinigten Stahlwerken umfassen die Unternehmen von Thyssen, der Phoenix, Rheinstahl und Rheinelbe-Union. Sie vereinigen 50 Prozent der deutschen Roheisen-, Stahl- und Walzeisen-Herstellung und im Bereich der Kohle 22 Prozent der Kohlen-Syndikats-Förderung.

Den Vorstands-Vorsitz hat Albert Vögler. Der Verwaltungs-Sitz ist nun in Düsseldorf.[20]

Sie sind »das führende Montanunternehmen Europas, das auf seinem Arbeitsgebiet in der Welt nur noch von der United States Steel Corporation, dem großen amerikanischen Eisenkonzern, übertroffen wird.«[21]

Es gelingt Emil Kirdorf nicht, der GBAG in den Vereinigten Stahlwerken gegenüber Thyssen, Phönix und den Rheinischen Stahlwerken den Platz zu sichern, den er möchte. Daher scheidet er 1929, inzwischen 79 Jahre alt, als Generadirektor der GBAG aus.

1937 sind sämtliche Zechen der Vereinigten Stahlwerke vereinigt in der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. »Diese Betriebsgesellschaft führt in ihrer Firmenbezeichnung die Tradition der früheren Gründergesellschaft gleichen Namens weiter, die von Emil Kirdorf, dem Schöpfer des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats, über fünf Jahrzehnte geleitet wurde.«[22] Die GBAG steht an der Spitze der deutschen Bergbau-Unternehmen. Sie besitzt Gruben-Felder von 133 km^2. Auf ihnen arbeiten 27 Schacht-Anlagen mit 127 Schächten.

Das Ende der Förderung in Rheinelbe. Betriebe werden zusammen gelegt: auf sämtlichen Schachtanlagen die Förderung eingestellt, zunächst 1925 auf Rheinelbe 3, dann 1928 auf Rheinelbe 1/2 und schließlich 1931 auf Alma. Das unterirdische Feld wird aufgeteilt: auf die Nachbar-Zechen Holland und Pluto. Ein Teil der Rheinelbe-Alma-Schächte dient nun als Außenschächte für besondere Betriebsaufgaben. Hierfür wird eine kleine Belegschaft gehalten. Das Kraftwerk Rheinelbe bleibt.[23] Rhein-Elbe 2 dient nur noch als Wetter-Schacht.

Nach 54 Jahren gibt Emil Kirdorf seine Tätigkeit auf. Er tritt in den Aufsichtsrat der Vereinigte Stahlwerke ein.

1928 letzte Förderung auf Rheinelbe.

Dann entsteht hier eine große Müll-Kippe.

Heute wächst auf der Industrie-Brache eine faszinierende Erlebnis-Landschaft heran: ein Wald-Park.

Umwelt-Künstler Herman Prigann, der sich seit den 1980er Jahren mit Industrie-Brachen als »vergessenen Landschaften« beschäftigt, fertigt aus Abbruch-Material Stein-Schichtungen, Stelen und Türme.

Sie sollen Erinnerungen an die industrielle Vergangenheit des Ortes wach halten.

Künstler unter Tage: Alfred Schmidt

Alfred Schmidt (1930–1998) könnte im Buch der Rekorde stehen: als der Mensch, der tief in der Erde, tausend Meter unter der Oberfläche, Bilder zeichnet. Aber ein solcher Rekord interessiert ihn nicht im Mindesten. Ihn beschäftigt überhaupt nicht, was an seiner Arbeit spektakulär ist. Im Gegenteil, er ist dorthin ausgewichen, weil ihm das Spektakuläre immer verdächtiger wurde. Einst war er nämlich ein hochdekorierter Designer. Für Verpackungen erhielt er eine Art Weltmeister-Medaille.

Nein, unter Tage zeichnet er die Strebe mit ihrem labyrinthischen Leitungswerk, weil ihn die Menschen darin interessieren. Er hält sie für zu Unrecht übersehen und vergessen.

Das erinnert an den frühen van Gogh, der in einer Zeit, in der Bauern und Arbeiter nichts zählten, in die Bauernhäuser und in die Bergwerksgebiete ging – nicht aus politischen Gründen, sondern aus menschlichen. Daraus mochte dann Politik folgen, aber das Wichtigste war der Blick in die menschliche Seele – und die Nachrichten aus dieser Seelen-Landschaft für die Menschen, die ganz woanders leben.

Alfred Schmidt hat nicht an van Gogh gedacht, als er zum erstenmal in ein Ruhr-Bergwerk einfuhr, um tief unter Tage zu zeichnen. Er dachte auch nicht an Leonardo da Vinci, mit dessen Zeichenweise er viel Ähnlichkeit hat. Denn er hat dieselbe Neugier für die Details: für die Texturen der Materialien, für die Stimmungen, die sie ausdrücken, für Genauigkeit, für die Menschen, die sich innerhalb dieses Netzwerkes bewegen.

Der Einundsechzigjährige arbeitet nun am größten Werk seines Lebens. In einer Zeit, in der der Untergang des Bergbaues droht, entsteht vor den Toren einer großen Zeche in Gelsenkirchen (Consol) eine U-Bahn-Station, in der die Passanten einen Blick in die Erde tun können, wie es ihn in dieser Weise niemals zuvor gab: über hundert Meter lang schauen sie an den Wänden, wie die Schichten der Erde aussehen und wie Menschen dort unten damit umgingen und umgehen.

Alle Bilder für diese große Kunst-Ausstellung sind ›unter Tage‹ gezeichnet: Im Beisein der Leute, bei der Arbeit in den Streben. Neben dem Zeichner verrichten sie ihre Arbeit. Für die Leute ist das nichts Neues, denn er ist dort unten seit vielen Jahren bekannt ›als ein bunter Hund.‹

Auf das Thema kam er in den frühen 1960er Jahren – aus Opposition gegen die Tatsache, daß die Menschen mit der modernen Kunst nichts anfangen können. Damals wurden viele Zechen geschlossen. Die Leute standen unter Druck. »Ich sagte mir, das ist eine Möglichkeit, zu sehen, ob die Menschen reagieren.«

Durch Zufall lernte er ein Vorstandsmitglied der Zeche Auguste Viktoria kennen. Zuerst schiebt er seinen Plan, unter Tage zu zeichnen, ein ums andere Mal hinaus – zehn Jahre lang. Bis 1972. »Da ging ich nach unten. Ich mußte zunächst drei Monate lang eine Art Lehrzeit machen, sonst, so meinte die Zechen-Leitung, könne ich mich dort unten in der Komplexität und Schwierigkeit des Lebens unter Tage nicht auskennen. Offensichtlich war ich gelehrig. Nach vierzehn Tagen hörte ich: ›Den können wir unten herumlaufen lassen‹.«

Seither war Alfred Schmidt fasziniert – nun schon seit 20 Jahren, eine ganze Generation lang. Er versteht die Vorurteile nicht mehr, die in und außerhalb des Ruhrgebietes zirkulieren. »Oft werden Bergleute als die letzten Deppen angesehen, aber tatsächlich ist der Bergbau hochentwickelt – ich zähle ihn zu den Kultur-Leistungen der Menschheit. Wie lange wurde daran gelernt! Auch mit welchen Opfern! Ich behaupte: die größere Leistung haben nicht die Astronauten, sondern die Geonauten – die Menschen, die das Erdinnere erkundeten und es im Laufe

von Jahrhunderten erschlossen. In Kenntnis dieser Leistung und der geringen Achtung und im Bewußtsein, daß man so wenig weiß, möchte ich Bilder machen, die das ans Tageslicht bringen. Ich denke darüber nach: wie kann ich das deutlich machen.«.

Die Stadtbahn Rhein Ruhr führt – entlang der nach Norden abfallenden Steinkohlenflöze und damit entlang der Bergbaugeschichte des Reviers vom Bochumer Süden über Wattenscheid in den Gelsenkirchener Süden, dann unter dem Hauptbahnhof und dem berühmten Musiktheater von Werner Ruhnau hindurch, kommt zur Hauptanlage der Zeche Consol 3/4/9, wo nun das Unter-Tage-Kunstwerk entsteht, und läuft weiter nach Buer und Königswiese.

Alfred Schmidt machte den Verkehrsplanern den Vorschlag, die Station an der Marschallstraße zu gestalten. Seine Überzeugungsarbeit, die er »Missionsarbeit« nennt, führte dazu, daß sie jetzt ›Bergwerk Consol (Consolidation)‹ heißt.

»Der Bahnhof ist für mich ein Medium, die Sache der Bergleute zu zeigen. Das Gelände an der Erdoberfläche ist hier ziemlich flach. Aber tausend Meter unter der Erdoberfläche ist das Gebirge so aufgefaltet, daß wir es mit den Alpen vergleichen können. Es steht fast senkrecht. Können Sie sich vorstellen, daß darin von lebenden Menschen die Kohle abgebaut wird? Wer oben herumläuft oder auf die U-Bahn wartet, weiß nicht, daß das da unten so dramatisch ist. Das will ich in der U-Bahn-Station zeigen.«

Auf den 100 m langen Seitenwänden der U-Bahn-Station wird der Schnitt durch den Gebirgshorizont dargestellt, wo im Augenblick noch Kohle abgebaut wird. Das immense Bild gibt einen Einblick in das Ereignis, das sich genau lotrecht unter dem Bahnhof abspielt. »Kohle ist noch genug da – die Förderung ist eine Frage der Kohlepolitik.«

Die Wände in der U-Bahn-Station sind vier Meter hoch. Auf sie kommt zunächst das Profil, das in 1.020 bis in 1.100 Metern Tiefe abläuft. Um auf vier Metern Höhe Platz zu finden verkleinere ich diese 80 Meter Höhe im Maßstab 1 zu 20.

In diesem Gebirge sind Kohlenflöze eingelagert, die zur Zeit abgebaut werden. Der Künstler zeigt darin nun alle Arbeitsvorgänge: Im Hobelstreb das Hobeln mit seiner Gewinnung, die in jedem Gang zwischen 6 und 8 cm Kohle abschält. Dann macht er im Schrämwalzenstreb das Schrämen sichtbar, wo mit Zähnen eine 60 bis 80 cm Schicht von der Seite kommend abgerissen und zerkleinert wird. Eine dritte Technik setzt in den steil gelagerten Flözen die Schürfmaschine ein. Mit 30 bis 40 Meißeln an einer Kette bestreicht sie im Hin- und Herfahren die ganze Kohlenfront. Zwischen diesen Maschinen sehen wir, was die Leute tun – den gesamten Betrieb.

Der Künstler zeigt die Herrichtung eines ›Strebes‹. Der ›Streb-Raum‹ erhält den endgültigen Ausbau: das sind heute meist Schilde aus Stahl.

Dann erkennen wir weitere charakteristische Szenen für den Bergbau: einen ›Streckenvortrieb‹, mit dem die neuen Strecken für den Kohlen-Abbau ›aufgefahren‹ werden. ›Im Steilen‹ wird der Aufbau noch mit Holz aufgebaut. Dann beobachten wir eine ›Abbaustrecke‹.

In diesen Bildern werden alle Pole des heutigen Bergbaues vorgeführt: die Gewalt der Erd-Kräfte – die außerordentlich hoch entwickelte Technizität mit dem sogenannten Energiezug und den Steuer-Elementen -die Lebendigkeit der Menschen.

Wir scheinen uns mitten in der Szenerie des charakteristischen An- und Ausfahrens am ›Füllort‹ zu befinden: hier durchdringt, von oben steil in die Erde geführt, der ›Schacht‹ die horizontale ›Sohle‹. Der Förder-Korb, der an den Seilen des Zechenturmes hängt, hält an: zum Schichtwechsel steigen die Bergleute mit den noch weiße Gesichtern zur ›Anfahrt‹ unten aus und die Leute mit den schwarzgewordenen Gesichter zur ›Ausfahrt‹ nach oben ein.

Die Kokerei

Veredelung der Kohle. Der vorindustrielle langanhaltende Versorgungs-Engpaß mit der Ressource Holz-Kohle als Brennstoff führt zur Suche nach anderen Energien bei der Eisen-Herstellung. Diese Suche stößt auf die Kohle.

Allerdings ist sie im Rohzustand wegen ihres Schwefel-Gehaltes für Hochöfen unbrauchbar. Daher wird sie verkokt: zunächst in Koks-Meilern (wie Holz-Kohle), dann in Ofen-Meilern, in Flamm-Öfen, nach 1920 modernisiert als sechs Meter hohe Batterien (Stillofen), nach 1960 in großvolumiger Kammer-Bauweise.

In der Kokerei gibt es viele ganz schmale, aber sehr hohe Kammern. In sie füllt ein Wagen von oben Stein-Kohle hinein. Die Kammern haben keine Luft d.h. keinen Sauerstoff. Die Kohlen werden auf hohe Temperaturen erhitzt – 20 Stunden lang. In diesem Prozeß gart die Kohle. Dabei entsteht Koks.

Er hat einen höheren Gehalt an Kohlenstoff als Kohle. Und er ist reiner und fester.

Daher ist Koks ein besserer Brenn-Stoff als Kohle.

Vor allem wird er im Hochofen gebraucht.

Bei der Verkokung entsteht ein Gas-Gemisch. Aus ihm gewinnt eine angegliederte Chemische Fabrik die sogenannten Neben-Produkte – genauer: Wert-Stoffe der Kohle. Dies sind vor allem Ammoniumsulfat, Schwefelsäure, Roh-Benzol und Teer.[24]

Sie sind lange Zeit wichtige Roh-Stoffe der chemischen Industrie. Das Geschäft mit der Kohle wird vor allem durch die Weiterverwertung in der Chemie gemacht.

Das Gas wird in das Netz der Ferngas-Leitungen eingespeist. Es läßt sich besonders gut verkaufen.

In Gelsenkirchen gab es einst mehrere Kokereien.

Alle wurden abgerissen.

Der Streithof von Emil Kirdorf

Ideologischer Protest. 1905 zieht Kirdorf sich zurück – auf sein Landhaus bei Mülheim. Im Süden der Stadt (Broich) kauft sich Emil Kirdorf im Wald 210 Morgen Land und läßt sich ein Haus bauen.[25]

Kirdorf formuliert nach dem Bergarbeiter-Streik 1905 die Wahl dieses zurückgezogenen Wohnsitzes als einen ideologischen Protest: gegen »sozialdemokratische und ultramontane Verhetzung« sowie gegen die »unverständliche Haltung der Regierung … [und] die gänzlich verblendete öffentliche Meinung.« In Konflikt mit allen nennt er den Wohnsitz ›Streithof‹.

Kirdorf ist Reiter – er streift durch die Wälder. In seinem Haus sammelt er Bilder der ›Düsseldorfer Maler-Schule‹.

Bürgerliche Ablehnung des Adels. In der Gestaltung bezieht er sich ausdrücklich auf die bäuerliche Tradition, nennt aber den Bau (nach 1905 wohl von Wilhelm Zaiser/Düsseldorf) ein »Gehöft« – im Gegensatz zu adelsorientiertem Verhalten. 1911 lehnt Kirdorf den Adels-Titel ab.

Regelmäßige Gäste im Streithof: um 1930 erscheinen Adolf Hitler und Joseph Goebbels. (Heute: Therapeutisches Krankenhaus des Roten Kreuzes für Alkoholiker.)

Nach dem Krieg: der umstrittene Emil Kirdorf

Emil Kirdorf sprich zum erstenmal 1927 mit Adolf Hitler. Sein Ziel: Hitler soll das Privateigentum respektieren – das verspricht Hitler. Kirdorf läßt sich von ihm einwickeln – und öffnet Hitler dann die Türen zu mächtigen Industriellen.

Als Hitler dem Verlangen Kirdorfs nach Trennung von seinem linken Flügel mit Gregor Strasser nicht nachkommt, wendet Kirdorf seine Sympathie der Deutsch-Nationalen Volkspartei zu, die von Alfred Hugenberg (1909/1918 Vorsitzender im Direktorium von Krupp) geführt wird.

Göring arbeitet hart daran, Kirdorf für die NSDAP zurück zu gewinnen.

In Hitlers entscheidender Phase 1932 finanziert ein großer Teil der Großindustriellen die NS-Partei. Viele sind keine fanatischen An-

hänger, aber sie machen interessenorientiert mit, manche laufen auch nur mit, es gibt kaum Widerstand. Die Wirtschaft verspricht sich von Hitler Ruhe. Hitlers Rüstung verschafft ihr Aufträge.

Nach dem Krieg wird ein Teil der »Wirtschafts-Führer« in Nürnberg vor Gericht gestellt. Fast alle kommen rasch wieder frei – auf amerikanische Intervention, die wirtschaftliche Tätigkeit nicht so genau nimmt.

1938 stirbt Emil Kirdorf mit 91 Jahren. Zur riesigen Beerdigung[26] kommen Adolf Hitler und Gauleiter Meier.

Nach 1945 spricht der Stadtrat Emil Kirdorf die Ehrenbürger-Würde ab. Er bestraft ihn für seine Nähe zu Hitler.

Darüber kann man heute vorurteilsfreier nachdenken. Die Ehrenbürger-Würde erhielt er noch in der Wilhelminischen Zeit. Die Nähe zu Hitler geschah erst lange nach der Verleihung, in Kirdorfs Spät-Zeit. Und sie kann für den Historiker nicht verdunkeln, welche Verdienste Kirdorf zuvor für die Entwicklung seiner Stadt hatte.

Die Stadt behandelte das Erbe sehr schlecht – als sei auf Rheinelbe niemals etwas geschehen. Sie setzte sich dort auch nie mit der wichtigen Industrie-Kultur dieses Bereichs auseinander, die – ähnlich wie andere – ambivalent ist.

Unterentwickelte Sozial-Kultur. Der Fall ist ein Beispiel für die Unsicherheit vieler Industrie-Städte. Sie haben kaum Repräsentations-Kultur, lehnen sie auch ab, – andererseits lassen sie sich äußerst unsicher machen von den Trägern der dominanten Repräsentations-Kultur.

So haben sie wenig Energie und Sinn für eigenes. Sie verstehen es auch nicht.

Ein erbärmliches Beispiel für den Umgang mit der eigenen sozialen Kultur ist das Hans Sachs-Haus (1922): Das erste Volks-Rathaus – 500 Jahre nach dem Mittelalter von einer sozial orientierten Stadt-Regierung in Auftrag gegeben, entworfen vom Architekten des demokratischen Aufbruchs, Alfred Fischer.

Eine Stern-Stunde waren die Jahre um 1960 – aber das wurde nicht vertieft und endete rasch. Auch was in der IBA-Zeit entstand, wurde nicht zu einem Bild der Stadt geformt. Keine der Parteien hat die Fähigkeit dazu entwickelt, auch nach einem Regierungs-Wechsel änderte sich nichts.

Kohlen-Krise und Ruhrkohle AG

1955 wird zum ersten Mal in der Geschichte der deutschen Wirtschaft mehr Energie eingeführt als ausgeführt: Import-Kohle und Heiz-Öl.

Bei rückläufiger Tendenz beschäftigt 1959 der Bergbau in Gelsenkirchen immer noch 31 Prozent aller Arbeitnehmer. 1964 gibt es in Gelsenkirchen noch siebenfördernde Schacht-Anlagen mit 27.691 Bergleuten. 1966 werden Dahlbusch und Graf Bismarck stillgelegt. Dazu gibt es einen dramatischen Film: »Der Untergang der Graf Bismarck« (1967 von Wilhelm Bittorf).[27] Die Zahl der Bergarbeiter in Gelsenkirchen sinkt von 26.634 auf 18.002.

Die GBAG schränkt 1967 ihre Förder-Kapazität um 20 Prozent ein. Sie legt die Kokerei Nordstern still. Weitere 3.182 Bergarbeiter verlieren ihren Arbeits-Platz. Die Zahl der beschäftigten Ausländer vermindert sich um 50 Prozent.

1968 tritt die GBAG der Einheitsgesellschaft Ruhrkohlen-Bergwerke AG (RAG) bei. Sie wird durch das ›Gesetz zur Anpassung und Neuordnung der Unternehmens-Struktur im Bergbau und zur sozialen Sicherung der Bergleute‹ geschaffen. 26 Bergwerks-Gesellschaften gehen in der neuen Gesellschaft auf, mit rund 180.000 Mitarbeitern und mit rund 94 Prozent der Kohle-Förderung der Region.

In der RAG gibt es immer bessere Maschinen und immer weniger Gefahr. Unter Tage entsteht ein weiter Verbund mit anderen Bergwerken.

1925 wurde Rheinelbe 3 stillgelegt, 1928 Rheinelbe 1/2 und 1931 Alma. Ein Teil der Schächte diente Betriebsaufgaben. Der größte Teil des komplexen Industrie-Bereichs fällt der Abriß-Birne der Bagger zum Opfer.

Was erinnert heute an das einst größte Bergbau-Unternehmen Europas, die GBAG, in Gelsenkirchen? An Rhein-Elbe als ihre Wurzel.

Rhein-Elbe I / II: Werkstatt-Gebäude (um 1905; erhalten)

**Rhein-Elbe I / II: In der Mitte das Maschinen-Haus für die Fördertürme.
Rechts: Trafo-Haus, später Sitz der IBA (1989/1999) und der Ruhr-Triennale.**

Wissenschafts-Park Rhein-Elbe (1990 von Uwe Kießler)

Wissenschafts-Park. Im Hintergrund: ehemaliges Verwaltungs-Gebäude des Gußstahl-Werkes (1917/1920; von Theodor Waßer).

Rhein-Elbe und rund herum

Stadtplanerische Orientierung. Südlich vom heutigen Hauptbahnhof markiert die Kirche in der Neustadt ungefähr den Standort des ersten Bahnhofs der Köln-Mindener Eisenbahn. Sie entstand 1844.

Wir laufen nach Süden. Nach wenigen Schritten kommen wir zu einem Grünzug, der weit nach Süden – bis nach Wattenscheid reicht. Was uns dort heute als ein schöner Park entgegenkommt, war einst weit dicht mit Fabrik-Anlagen bebaut.

Was für ein Wandel des Terrains! Hier finden wir real und symbolisch die eine Landschaft, die zweimal ihre Struktur wandelte. Jahrhundertelang sah sie aus wie heute noch Bereiche des Münsterlandes. In der Industrie-Epoche wurde sie total in eine Industrie-Landschaft umgewandelt. Und seit den 1990er Jahren erlebt sie den Wandel zu einer dritten Landschaft: auf der Brache der Industrie-Anlagen.

Die Arbeiter-Häuser an der Leithe-Straße. An der unteren Leithe-Straße stehen große dreigeschossige Arbeiterhäuser für die Arbeiter der Gußstahlfabrik und der Zeche. Dann folgen prächtige Häuser für Führungs-Leute der Industrie.

Das Gußstahl-Werk. Der Bergbau war das Zug-Pferd der Industrialisierung. Ein Beispiel dafür ist das Gußstahl-Werk, das zwischen der Neustadt und dem Rhein-Elbe-Gelände entstand.

In der Gemeinde Ückendorf (heute Gelsenkirchen) geht aus einer Nagel-Schmiede 1861 die Eisengießerei Gebrüder Strassburger hervor. Sie liefert für den Bergbau.

Nahe der Bahn gründen 1874 Wilhelm Munscheid und Hermann Strassburger das Gußstahl-Werk Munscheid & Co. Die Guß-Teile werden in einem zweiten Zweig zusammen gebaut: in der Maschinen-Fabrik.

Nach einigen Jahren werden die beiden Werke zusammen gelegt.

Wie sehr das 19. Jahrhundert eine wilde Pionier-Phase der neuen Industrialisierung ist, zeigen die Veränderungen vieler Firmen. Dies liegt vor allem daran, daß die Gründer selten genügend Kapital besitzen – daher müssen sie sich mit weiteren Kapital-Gebern zusammen schließen. Dafür wurde eine neue Form des Eigentums entwickelt: die Aktien-Gesellschaft. Sie ermöglichte die Bündelung vieler großer und kleiner Kapitalien.

1889 ändert das Gußstahlwerkes Munscheid & Co. seinen Firmen-Status: jetzt nennt es sich Aktiengesellschaft der Gelsenkirchener Gußstahl- und Eisenwerke.

Die technologischen Entwicklungen legten Fusionen nahe: zum Austausch von Produkten. Dadurch, daß sie nicht über den Markt gehen müssen, verbilligen sie sich oft erheblich. Bis heute wird weitgehend übersehen, daß diese Form des Zusammenschlusses gegen den Markt geschieht.

In der großen Rationalisierungs-Welle nach 1925 entstehen in großem Umfang Firmen-Konzentrationen. Das Gußstahlwerk wird in die Vereinigten Stahlwerke eingebracht.

Nach dem Zweiten Welt-Krieg wird 1947 das Gußstahlwerk Gelsenkirchen neu gegründet und der Obergesellschaft Rheinisch-Westfälische Stahlwerke AG zugeordnet. Später kommt es zur Thyssen AG. 1984 wird es stillgelegt.

Aussehen. Ein Bild aus der Vogel-Perspektive finden wir auf der Empore des Foyers vom Wissenschaftspark.

An der Bochumer Straße gab es eine Schau-Seite. Eine Werks-Halle zeigte sich in den Formen der preußischen Gotik (im Zweiten Weltkrieg zerstört). Rechts neben ihr steht das erhaltene Verwaltungs-Gebäude (1917/1920 von Theodor Waßer) – in den Formen des barocken Absolutismus.

Die Bagger räumen das Gelände in einem weiten Straßen-Geviert vollständig ab. Nur das

Verwaltungs-Gebäude blieb erhalten. Man mag darüber nachdenken: ein gigantisches Werk lebt nur eine ziemlich kurze Spanne Zeit – sagen wir rund ein Jahrhundert. Dann verschwindet es vom Erd-Boden – fast ohne irgendeine Spur zu hinterlassen.

Das IBA Projekt: Wissenschafts-Park Rhein-Elbe. Die IBA Emscher Park formt das Gelände noch einmal um. Das Projekt betreiben im Rahmen der IBA gemeinsam die Landesentwicklungsgesellschaft (LEG) und die Stadt.

Auf der Brache entstand ein Park. In das Verwaltungs-Gebäude des Gußstahl-Werkes zog nach der Restaurierung das Arbeits-Gericht ein.

Auf dem Gelände der östlichen Werks-Hallen baute der Münchner Architekt Uwe Kießler 1990 den Wissenschafts-Park Rhein-Elbe. Ein derart großes Gebäude ganz schlicht zu formen, ist nicht leicht. Es hat menschliche Dimension: nur drei Geschosse. Vor den neu geschaffenen Park mit einem großen Teich steht an der West-Seite ein 300 m langes Gebäude: eine Arkade aus Stahl und Glas. Sie führt – auch als ein öffentlicher Weg – durch den ausgedehnten Gebäude-Komplex. Von der Halle gehen wie Finger neun einzelne Trakte ab. In der Glas-Arkade ist eine Seite mit Emporen und Treppen gestaltete.

Wichtigstes Thema für Wissenschaft und Technik: intelligente Möglichkeiten der Energie-Versorgung. Ziel: Technologie-Transfer von der Forschung zur industriellen Entwicklung. Schwerpunkt: innovative Energie-Umwandlung, Energie-Speicherung und Energie-Logistik. Hier werden Forschungs-Institute angesiedelt, die an der Weiterentwicklung von Sonnen-Energie in Strom arbeiten.

Neueste Erkenntnisse aus der Elementarphysik werden in moderne Energie-Speichersysteme umgesetzt. Darüberhinaus siedeln sich Unternehmen an, die Umwelttechnik und solartechnische Produkte, z. B. Module, Kraftwerks-Komponenten, Fassaden-Elemente herstellen. Aber auch Software-Häuser, Qualifizierungs-Unternehmen und Planungs-Ingenieure.

Als das Gebäude fertig gestellt ist, besitzt es auf seinen weiten Dächern das größte Kraft-Werk der Photovoltaik. Es holt sich die Energie der Sonne – und macht sie handhabbar.

Im Wissenschafts-Park ist das Institut für Arbeit und Technik untergebracht. Diese Einrichtung des Landes Nordrhein-Westfalen widmet sich der Abschätzung von Folgen der Technik.

Südöstlich steht ein Kinder-Garten für die Kinder der Beschäftigten.

Wie sah Rheinelbe aus? Das Gelände der Gußstahl-Fabrik nahm ein weites Straßen-Geviert ein (Bochumer-, Rheinelbe-, Virchow-, Munscheidstraße). Die Virchowstraße führt nach Osten zur Siedlung Ottilienaue bzw. Flöz Dickebank . Im Süden begann die Fläche der Zeche Rhein-Elbe.

Rechts steht eine Tafel. Sie zeigt auf einer Postkarte der 1920er Jahre das Gelände der Schächte I und II der Zeche Rhein-Elbe. Der oberirdische Bereich mit Zeche und Kokerei ist rund 50 Hektar groß. Unvorstellbar: Tief unten in der Erde dehnt sich das Gelände der Zeche vielfach so weit aus: mit einem Labyrinth an Tunneln.

Neben der historischen Post-Karte erkennen wir auf einer Luftaufnahme von 1997, wie stark das Gelände umgewandelt wurde.

Pläne, Zeichnungen und Fotos geben uns die Möglichkeit, die verschwundene Zeche in Grundzügen zu rekonstruieren.

1855 wurde der erste Schacht abgeteuft. Nach vier Jahren Arbeit begann 1861 die Förderung. 1883 wird Rhein-Elbe mit der benachbarten Zeche Alma zusammengeschlossen – zur Gelsenkirchener Bergwerks AG. Aus ihr gehen später die Vereinigten Stahlwerke hervor.

Die Zeche Rhein- Elbe fördert bis 1928. Dann wird die Fläche aufgelassen, abgerissen und entwickelt sich – ohne starke Eingriffe des Menschen – nahezu selbständig. Einige wenige Gebäude bleiben erhalten.

In der frühen Phase (1873) steht im Zentrum der umfangreichen Anlage ein Malakow-Turm, wie er in wenigen Beispielen im Ruhrgebiet erhalten ist:[1] ein hoher steinerner Förder-Turm, wohl mit fünf Geschossen und

einem flachen Zelt-Dach.[2] Er sieht aus wie Bergfried einer mittelalterlichen Burg.

Um 1890 wird der steinerne Turm ersetzt: mit einem Gerüst neuen Typs – einem Gerüst aus Stahl.

Erheblich höher sind die Schornsteine. Weil sie überall in der Region erscheinen, fallen sie nicht besonders auf.

Ein weiterer markanter Turm ist der Wasser-Turm. Auch er hat eine spannende Form: ein transparentes Gerüst. Darin liegt hoch oben eine Halbkugel: der Wasser-Behälter.

Die Eisenbahn spielt eine besonders große Rolle für die Zechen: als Zechen-Bahn. Sie beherrscht die Topografie. Diese umfangreiche Transport-Anlage nimmt die Mitte des Geländes ein: mit vielen parallelen Schienen und einer Fülle von Güter-Wagen.[3] Es gab einen ausgebreiteten Lager-Platz für das Holz, das untertage zur Absicherung der Gänge gebraucht wurde.

Auffällig in allen Bildern: Die Fülle an weiteren Gebäuden. Die meisten von ihnen sind Werk-Stätten. Denn der Betrieb ist technisch komplex und oft sehr kompliziert.[4]

Erhaltene Gebäude. Von Rhein-Elbe blieb einiges erhalten: Das größte Gebäude ist das riesige Maschinen-Haus. Von ihm aus wurde die Seil-Scheibe des Förder-Turmes bedient – mit einem Seil, da erstaunlich weit über das Gelände ausgriff, denn das Maschinen-Haus stand in einiger Entfernung zum Förder-Turm. Nach der Stillegung der Zeche (1928) wurde das Gebäude um 1930 umgebaut: zum Kasino. Die IBA etablierte darin in den 1990er Jahren die Fortbildungs-Akademie des Ministeriums für Städtebau und Wohnen.

Erhalten blieb die Telefon-Zentrale – als Gäste-Haus der IBA. Das Trafo-Haus wurde Sitz der IBA Emscher Park, dann seit 2001 der Sitz der Triennale.

Weiter südlich stehen im neuen Gewerbegebiet ›An der alten Schmiede‹ auf dem Gelände der abgerissenen Kokerei einige Werkstätten und ein Gasometer in Form eines riesigen Ballons. Die Hallen werden heute von Handwerks-Betrieben genutzt: als »Gewerbehof an der alten Schmiede«.

Hinzu kommen die weit ausgedehnten Halden. In diesem Industrie-Wald liegen das Umspannwerk und das Schalthaus der Kokerei (seit 1996 Forst-Station).

Die Hauptverwaltung[5] stand an der Leithe-Straße.[6] Sie war ein langer Renaissance-Bau mit drei Geschossen. Seitlich stufte er sich ab auf zwei Geschosse.

Gegen Ende der Abriß-Ära wurde dieses industriegeschichtlich wichtige Gebäude 1972/1973 dem Erdboden gleich gemacht (heute Park-Gelände).

Die Villa Kirdorf (Virchowstraße 133; gegenüber vom Marienhospital), an einer Sackgasse westlich der Leithestraße, war das Wohnhaus des legendären Managers auf Rhein-elbe.[7] Mit wenigen Schritte erreichte er seine Arbeits-Stätte. Das mittelgroße Gebäude hatte eine klassizistische italienische Gestalt: kubisch, ein ziemlich flaches Dach, ein leicht vorspringender Mittelbereich, Renaissance-Fenster, seitlich eine Loggia.

Der Umgang mit der Villa war ebenso ein Skandal. Nach 1945 kaufte ein Bau-Unternehmer das Haus. Er bekam die Genehmigung zum Abriß des obersten Geschosses sowie zum Umbau zum Bungalow und Abschlagen allen Schmucks. Heute sieht man dort nur noch ein schmiedeeisernes Gitter aus der Zeit Kirdorfs.

Davor steht das Haus Virchowstraße 131. Hinter der Mauer, hier mit Gitter, gibt es eine kleinere Villa (kurz vor 1900) in Neurenaissance, zwei Geschosse, mit vier Fenstern. Zwei Geschosse.

Skulpturen-Wald von Herman Prigann. Heute ist der wichtigste Bereich der ausgedehnte Industrie-Wald. Darin entstanden die Skulpturen von Herman Prigann: Kunst-Zeichen. Es sind skulpturale Orte, die Abbruch-Materialien neu verwenden – ein Symbol für den Wandel der Struktur dieses Bereichs.

IBA-Sitz. Zehn Jahre lang, von 1989 bis 1999 war Gelsenkirchen mit dem Sitz der IBA Emscher Park die heimliche Hauptstadt des Ruhrgebiets – aber sie merkte es nicht.

An der Nord-Seite des Trafo-Hauses hatte der Dirigent der IBA, Karl Ganser, sein Büro. Im Gebäude arbeiteten 36 Beschäftigten.

Nebenan stand das Gäste-Haus. Darin hatte Karl Ganser seine Zweit-Wohnung.

Heute ist das Trafo-Gebäude (1990 von Heinrich Böll/Hans Krabel umgebaut) die Zentrale des großen Theater-Festivals im Ruhrgebiet – der Triennale.

Wohn-Bereiche. Nordöstlich der Berge-Halde liegen größere zusammenhängende Wohn-Siedlungen.

Schul-Zentrum. Östlich der Berge-Halde: ein Schul-Zentrum. Dazu gehört die Gesamtschule Ückendorf (Bochumer Straße 172).

Boden-Besitz der GBAG. Ähnlich wie andere Bergwerks-Gesellschaften sammelte die GBAG auch oberirdische sehr viel Grund-Besitz an. Die Gründe nennt der Jubiläums-Bericht 1898«: ... endlich vergrößerte sie [die GBAG] ihren Grundbesitz theils behufs Erweiterung der Zechengrundstücke, theils zur Beseitigung von Bergschädenansprüchen, die ohne dieses Hülfsmittel zu einer Quelle immer wiederkehrender und wachsender Belästigung werden können. Letzterer Grund war maßgeben für den Erwerb einer Anzahl von Höfen, die wie Hof: »Schulte im Hofe«, »Hövelmanns Hof«, »Hof van Ackeren« zur Zeit an mehrere Pächter verpachtet sind.«

1927 besitzt die GBAG neben ihren Gruben-Feldern untertage Grund-Eigentum in einem Umfang von 1.559 Hektar, das sind 6.108 Morgen. Darauf stehen Betriebs-Anlagen sowie Beamten- und Arbeiter-Häuser. Ein erheblicher Teil wird landwirtschaftlich genutzt: »als Dienstland oder durch Verpachtung.«[8]

Siedlung Flöz Dickebank. Die GBAG legt in der einst unabhängigen Gemeinde Ückendorf ein Arbeiter-Dorf an: zwischen den Zechen Rheinelbe und Alma entstand eine der frühen Siedlungen im Ruhrgebiet – die Kolonie Ottilienaue (1868, Ottilienaustraße; meist Flöz Dickebank genannt). Sie entstand sechs Jahre nach der Gründung der GBAG-Zeche Alma (1862). Später dient sie beiden Zechen.

In einem Straßen-Raster (Flöz Sonnenschein, Flöz Dickebank, Virchow-, Ottilienau-, Ulmenstraße) finden wir ein kleines Zentrum: einen Platz, der einst ein Markt war. Hinter den Häusern laufen Wohn-Wege, die uns in üppige Gärten blicken lassen.

Erster Jahres-Bericht der GBAG 1873: »Die Vermehrung unserer Arbeiterwohnungen, insbesondere durch die Anlage der Colonie Ottilienaue, nimmt hierunter eine hervorragende Stelle ein. Ihr verdanken wir größtenteil die Vermehrung unserer Belegschaft durch seßhafte Arbeiter und die dadurch erzielte erhebliche Mehrförderung.«[9]

1898 gibt es in Ueckendorf zwei »Arbeiter-Kolonien«: Ottilienaue und Almastraße.[10]

Die Steiger sind getrennt von der Arbeiter-Siedlung untergebracht – im Bereich Rudolf-/Stephanstraße.

Die Führungs-Schicht der Zeche, die sich Beamte nennen darf, hatte zum größten Teil das Privileg einer freien Dienst-Wohnung. Für sie richtete die GBAG eigene Beamten-Kasinos ein: zum Essen und für die Freizeit. Es gab sie auf Rhein-Elbe, Westhausen und Grimberg.

1898 leben zwölf Prozent der GBAG-Belegschaft in 667 Arbeiter-Häusern – mit 3.096 Familien. Geschlossene Kolonien liegen bei den Schacht-Anlagen Rheinelbe, Alma, Minister Stein und Fürst Hardenberg, Erin, Hansa, Zollern 2, Germania, Grillo, Grimberg, Westhausen und Bonifacius.

Der Kampf um die Erhaltung. 1972 beantragt die RWWAG den Abriß der Siedlung Flöz Dickebank. Sie will vier- bis zwölfgeschossige Häuser bauen.

Die Bewohnerin Traudl Tomshöfer charakterisiert den Vorgang: »Da sollten die jetzigen Bewohner wie Hasen zusammengescheucht und wie Kaninchen aufeinandergestapelt werden.« Eine Bürgerinitiative entsteht[11] – neben rund 50 weiteren Initiativen, die für ihre Siedlungen kämpfen. Flöz Dickebank wird neben Eisenheim in Oberhausen, Rheinpreußen in Duisburg-Homberg und Mausegatt in Mülheim zum Symbol einer Widerstands-Bewegung. Sie wird hier angeführt von Traudl und Hans-Georg Tomshöfer, Werner Heidl, Heini Wettig und Walter Brenk.

Flöz Dickebank steht in der jahrelangen Auseinandersetzung auch für ein bedeutendes und folgenreiches Ereignis: 1976 initiiert

der Gelsenkirchener Oberstadtdirektor Prof. Heinz Meya im Hans-Sachs-Haus den wichtigen ›Kongreß zur Erhaltung von Arbeiter-Siedlungen‹.[12] Zum ersten Mal entsteht eine Sprache, die Kommunikation herstellte: zwischen der Arbeitsgemeinschaft der Bürgerinitiativen, Experten, Revier-Kommunen und Land. Die Schirmherrschaft des Europa-Rates (Wolf Elbert) sorgt für zusätzliche Aufmerksamkeit. Hier wird auch zum erstenmal die Forderung erhoben: Die Landes-Regierung benötigt ein Städtebau-Ministerium. Nach seinem Wahl-Sieg 1980 richtete Johannes Rau es ein. Flöz Dickebank steht weiterhin für ein Engagement von Bereichen der evangelischen Kirche: Der Industrie-Pfarrer Kurt Struppek stellte Unterstützung und Räume zur Verfügung.

Im Herbst 1976 kommt das erste Geld für die Erhaltung von Kolonien. »Auch der zunächst mit formaljuristischen Vorwänden heftig widerstrebende Düsseldorfer Innenminister Burkhard Hirsch (FDP) mußte schließlich ein Landes-Förderungsprogramm für ›Wohnbereiche mit besonderer Sozialstruktur (Arbeitersiedlungen)‹ hinnehmen« (Hartwig Suhrbier).

Im Waschhaus, das durch Eigeninitiative zum ›Heini Wettig-Haus‹ (Ottilienaustraße) umgebaut wurde, entsteht ein Volkshaus: Hier treffen sich Bewohner zur Unterhaltung, zum Skat, zu Feiern und zu Versammlungen.

Mechtenberg. Westlich von Rhein-Elbe liegt der Mechtenberg: der einzige natürliche Hügel dieser Gegend. Der Mechtenberg-Park.[13] der in drei Regierungsbezirken (Düsseldorf, Münster und Arnsberg) liegt, wird von den Bürgervereinen in Rotthausen (Gelsenkirchen) und Kray (Essen) mit erheblichem Einsatz gefördert. Angebunden ist er mit einer Brücke von Frei Otto.

»Hallo, hier ist Rudi und Sarah, hier war meine Maloche und jetzt ist alles platt.«

(aus dem Gäste-Buch von Rhein-Elbe)

Walter Brenk, Schlosser auf der Zeche, erzählt

Fast ein Jahrhundert lang, 92 Jahre, lebte Walter Brenk in einem Haus in der Siedlung Flöz Dickebank (Ottilienaustraße 5). In den 1970er Jahren war er einer der Häuptlinge der Bürgerinitiative, die die Siedlung gegen Abriß und Spekulation rettete. Der furchtlose Mann wurde eine ruhrgebietsweit bekannte Person – vor allem in großen Volks-Versammlungen als ein mitreißender Redner.[1]

Das lange Interview, das Roland Günter 1994 mit dem damals 86-jährigen typischen »Ruhri« aufnahm, ist eine besonders wertvolle sozialgeschichtliche Quelle. Es zeigt rund um Rhein-Elbe Atmosphären, Stimmungen, Weisen des Lebens, des Umgangs und des Denkens.

Das Eltern-Haus in der Siedlung. 1908 wurde ich hier [in Ückendorf, einen Kilometer östlich von Rhein-Elbe, in der Siedlung Flöz Dickebank] geboren. Mein Vater war Bergmann. Ich war das 7. Kind – das letzte. Die Brüder waren alle viel älter. Meine älteste Schwester war 23 Jahre älter und hatte bei meiner Geburt selbst schon Kinder.

Ich sollte gar nicht mehr kommen, mit mir hatten die Eltern gar nicht gerechnet.

Später sagte der Vater: Das ist der Brot-Verdiener. Wenn die anderen alle aus dem Haus sind, muß er für uns [Alte] das Brot verdienen. So ist das auch gekommen.

Die Nachbarn haben die Kinder versorgt und alles. Meine Mutter rief mich, als kleiner Junge: Walter, komm rein, es ist Zeit zum Schlafengehen. Dann sagte oft die Frau Schwer, die selber 9 Kinder hatte: Der Walter liegt schon beim Otto im Bett.

Am anderen Tag lagen bei uns im Bett fremde Kinder.

Wir lagen quer im Bett.

Wie oft hab ich bei Schwers geschlafen – ich bin da groß geworden! Die Jungens waren alle genau wie meine Geschwister.

Wenn ich nach Hause gehen wollte, hieß es: Ach, setz dich hin! – Dann kam der Teller und der Topf auf den Tisch – dann haben wir gegessen.

Mit einer von Schwers Töchtern war ich in der Schule, mit der Irma. Der jüngste war der Otto – zwei Jahre jünger als ich.

Ich meine: die Not schweißt die Menschen zusammen.

Sie wurden ausgebombt.

Jetzt sind alle ausgestorben.

Fortschritt. Wir hatten schon die Wasserklos. Sie galten damals als ein großer Fortschritt.

Fortschritt – wir hatten früher erstmal Petroleum-Lampen. Dann kam das Gas. In der Toilette hing ein Gas-Messer – du mußtest eine Münze reinwerfen, dann konntest du für so und soviel Stunden baden. Dann mußte man wieder neues Geld reinwerfen. Vom Gaswerk kam monatlich ein Mann und hat das Geld rausgenommen.

Die Umgebung. Früher gab es hier rund um die Siedlung keine Häuser. Wir konnten ins Getreide gucken – von hier bis Aschenbruch. Als ich noch nach Günnigfeld zum Turnen ging, lief ich durch das Getreide-Feld. Das ist im Laufe von so einer kurzen Zeit alles zugebaut worden.

Die Schule. Im Ersten Welt-Krieg ging ich hier zur Rhein-Elbe-Schule. Da waren halb Katholiken, halb Protestanten. In den Schulen gab es nur die großen Kanonen-Öfen drin. Gefroren hat keiner. Von der letzten Bank hatten zwei Jungens Kohlen-Dienst, dann stocherten sie.

Wenn wir den Lehrer ärgern wollten, nahmen wir altes Brot und hielten es an den glühenden Ofen – das hat gestunken! Dann kriegten wir Schläge.

1913 fingen sie an, eine neue Schule zu bauen. Die Mauern waren hoch aus der Erde raus, da brach der Weltkrieg aus, – alles stehen

und liegen lassen! – alle ab! Als der Krieg zu Ende, 1918, fingen sie sofort an, die Schule aufzubauen. Beim Umzug mußte jeder einen ausgestopften Sperber oder Bussard oder eine Land-Karten tragen. Die Schule war modern: da war eine Heizung drin.

Ich war mit unserer Volks-Schule sehr zufrieden. Wir haben gute Lehrer gehabt, die haben sich Mühe gegeben. Heute weiß ich nicht, wie das ist. Bei uns war es sehr streng, es gab sogar Schläge.

Die Lehrer waren ja ganz arme Schweine, die konnten ja vor Hunger kaum in den Schlaf kommen.

Überhaupt die Beamten. Eisenbahnbeamte, Postbeamte, Lehrer, – die haben doch kein Geld bekommen. Die Kumpels gingen in den Pütt malochen, die haben Geld verdient. Mein Vater hat immer gesagt: Der Eisenbahner kriegt kein Geld, der bekommt nur die blanken Knöpfe auf seine Uniform, damit bezahlen sie ihn. Aber wer eine Uniform hatte, lief auch sonntags damit herum.

Unser Lehrer hat gesagt: Quadratwurzel und Kubikwurzel ziehen brauche ich euch gar nicht lernen. Aber ich lern euch das. Das haben wir gelernt.

Liebe. Wir gingen mit 16, 17 oder 18 Jahren mit Mädchen spazieren – bis nach Steele zum Frei- und Strandband. Abends lieferten wir sie wieder zu Hause ab. Da passierte nichts. Wenn etwas passierte, waren das Ausnahmen. Das gilt für alle meine ganzen Freunde. Engel waren wir auch nicht – wir hatten unser Alter.

Ich habe mit 29 Jahren geheiratet. Ich war kein Engel. Nee, ist doch klar!

Eine Mutter hat sich mal wegen der Helene aufgeregt: Ihre Tochter war mit dem Hans nebenan im Stadtgarten über den Zaun geklettert. Da sagte die Tochter zur Mutter: Nun hör auf, Du hast Dich auch nicht sofort jedem um den Hals gehängt. Du hast auch erst mal geguckt, was da los war.

Es gibt hier den Ückendorfer Stadtgarten. Er wurde um die Jahrhundertwende angelegt. Rundherum machten sie, wie das früher in Kaisers Zeiten so war, einen ganz hohen, zwei Meter hohen, spitzen Eisen-Zaun. Die zwei Tore wurden abends abgeschlossen. Es gab ein großes Schild: Wie Du dich zu benehmen hast, – abends um 9.00 Uhr oder 10.00 Uhr ist Schluß. Wenn es abends läutete, riefen die Mädchen: Die Glocke läutet. Und wir Jungens sagten immer: Du bleibst hier. Das hab ich auch selbst gemacht, das haben die Jungs 1900 gemacht und wir, als wir so 16 oder 17 Jahre alt waren. Dann nahmen wir die Mädchen mit und verkrochen uns in die äußerste Ecke, wo eine Bank ganz im Gebüsch stand. Dann haben wir mit den Mädchen rumgemacht. Aber wenn wir nach Hause mußten, dann mußten wir über den Zaun klettern – dann haben die Weiber sich die Röcke ausgezogen, sonst wäre manche mit dem Rock hängen geblieben.

Anders erzogen. Wenn wir früher in den Garten gingen, rissen die Möhre raus aus der Erde, putzten sie im Gras ab und fraßen sie auf. Das hat richtig geknirscht. Auch den sauren Rhabarber aßen wir auf.

Wir waren anders erzogen. Die Leute von heute sind alle verweichlicht. Mein Junge wäscht sich 35 mal die Hände.

Oder: auf dem Scheiß-Haus hinten auf dem Hof, da hat der Vater die Zeitungen genommen, mit der Schere geschnitten oder kaputtgerissen und einen Nagel in die Wand gehauen: da mußten wir uns den Arsch mit abputzen. Wer macht das heute noch? Heute müssen sie alles fein haben.

Das Vieh mußte nach der Uhr gefüttert werden.

Wir hatten keinen Urlaub. Die Kinder kamen nicht ein einziges Mal raus.

Wenn ich jetzt noch meine Eltern hätte, dann hätte ich sie später mit in den Urlaub genommen. Aber sie sind gestorben, als ich 20 Jahre alt war.

Totgearbeitet. Ja, mein Vater starb mit 70 Jahren und die Mutter mit 67. Die Eltern hatten sich totgearbeitet, krumm und schief gearbeitet. Erst zu Hause, dann auf der Zeche, dann im Garten und schließlich noch auf dem Land. Jeder hatte da draußen das Land gehabt.

Überleben. Das war ja ein Überlebens-Kampf: die Kinder satt kriegen.

Wenn sie 14 Jahre alt waren, dann mußten die Weiber aus dem Haus raus. Die eine hatte Näherin gelernt, eine andere Köchin. Sie mußten sofort raus, damit es Platz gibt. Die Wohnungen waren doch zu klein. Und die Jungens mußten sofort auf den Pütt.

Die vielen Kinder. Die Bergleute hatten alle viele Blagen. Die Neusers nebenan hatten 14 Blagen.

Als ich das mal sagte, treffe ich am anderen Tag den Heini, der ein Jahr jünger ist als ich. Der sagte: Du hast mich vergessen, ich war doch der 15.. Dann haben sie immer gesagt: Heinrich XV.

Die Frauen wußten nicht, wie man Kinder verhütet. Wir hatten in der Familie sieben Stück, die anderen alle viel mehr.

Jetzt haben die Leute viel weniger. Jetzt sind sie raffiniert: Sie haben die Pillen, Kondome und weiß der Teufel was nicht alles. Das gab es damals überhaupt nicht – um Gottes Willen. Da haben wir immer gezittert, die Mädchen auch. Manche haben sich aufgehängt.

Ich denke an die Erwerbslosen-Zeit mit 6 Millionen Erwerbslosen. Wir, die wir Eltern hatten, sind bei den Eltern untergekrochen. Aber wer keine Eltern mehr hatte …

Wenn wir uns in der Wirtschaft einen getrunken hatten, ich hatte ja Geld, war nicht erwerbslos, da habe ich so manchen durchgezogen. Das haben sie mir auch nicht vergessen, das gaben sie mir alle wieder. Wenn einer kein Geld hatte, hieß es: Komm mit rein! – ich zahl. Wir sind nicht eher nach Hause gegangen, als bis das Portemonnaie leer war.

Wenn wir in der Stadt waren, da war ein Ückendorfer Kellner, hier ein Bergmann hat gekellnert, schreib mal an, wenn Lohntag ist, dann bezahl ich das. Wenn der Bierdeckel rund war, dann haben wir den mitgenommen und er auch, er hat das vorgestreckt.

Wir gingen nach Hause zum Schlafen. Aber der Ostfriese, der zu uns kam, – wo der schlief! Oben auf dem Dach-Boden hatte er eine Pritsche, – da konntest du den Himmel sehen.

Verzweiflung. Die Selbstmordrate war so hoch damals. Viele nahmen sich den Strick – einfach um weg zu sein. Ich weiß das von meiner Schwester: drei Kinder und keine Arbeit. Mann und Frau haben sich gezankt und gestritten. Er konnte keine Arbeit finden. Da haben so manche durchgedreht.

Ich hab meine Schwester unterstützt, als ich damals auf Montage war.

Die Arbeit auf Rhein-Elbe

Alle meine Brüder arbeiteten auf dem Büro in Rhein-Elbe. Mein Bruder war Fritz Schichtmeister. Der andere Bruder in der Hauptverwaltung. Aber die Schreiber verdienten früher kein Geld, daher ging er in die Grube. Mein Vater war nicht einverstanden und warnte: Ich hab von der Grube mein Kreuz kaputt. Aber der Bruder ließ keine Ruhe, kündigte auf dem Büro und ging in die Grube. Dort arbeitete er 8 Stunden, hatte nachmittags frei und und verdiente Geld.

Die Zeche. Wo heute das IBA-Gebäude steht, lagen die Schächte I und II. Das waren die ersten Schächte. Links nebenan gab es eine große Straße. Der Schacht III lief von vorne bis hinten hin nach Wattenscheid. Da stand ein Maschinen-Haus neben dem anderen. Da konntest du laufen – angefangen von vorn bis hinten zum Ende – ohne naß zu werden. Das war der moderne Schacht.

Schacht I und II waren das erste Werk vom Kirdorf.

Die Verwaltung war klein. Die haben sie nachher größer gebaut, immer mehr vergrößert.

Als ich aus der Schule kam, 14 Jahre alt, ging ich in die Schlosser-Lehre auf Schacht III. Ja, da bin ich 1922 da angefangen. Dann habe ich da gearbeitet und meine Lehre zu Ende gemacht.

Wander-Jahre. Dann bin ich mal ein Jahr außerhalb gewesen. Ich dachte, verdammt nochmal, probier es mal, dir Wind um die Nase wehen zu lassen – und so habe ich ich zwei Jahre auf Montage bei zwei Firmen gearbeitet.

Ich war, ohne zu strunzen, ein fleißiger Kerl. Das haben sie oft gesagt auf der Arbeit – immer: Walter du bist ein fleißiger Kerl. Aber ich sagte: Hören Sie auf!

Die Glückauf-Brauerei

Ja, ja, da lag neben der Zeche die Glückauf-Brauerei [1887 gegründet, 1895 Aktiengesellschaft].[2] Sie kriegte von uns Wasser – der Schacht lag 20 m weiter. Da gab es eine Pumpe – bis auf 170 m Sohle: Da gab es Mergelwasser, das war klares Wasser.

Der Trick: Berg-Schaden. Die Brauerei war sehr schlau: Wenn die Maschinen nicht liefen, dann sagte sie »Bergschaden«. Dann gingen wir mit vier oder fünf Maurern hin. Erst mal rissen wir die Maschinen ab, die Maurer machten die Fundamente wieder neu und wir setzten die Maschinen drauf.

Wir von der Zeche gehörten schon zum Inventar der Brauerei: Ich hatte manchmal in meiner Jacke Gutscheine für 70 Flaschen Bier. Die hab ich gar nicht getrunken. Wenn ich bei uns in der Zeche in die Werkstatt kam, sagten die Leute: Walter bring Bier mit! – Ich hab jedesmal was mitgebracht.

Bier holen. Wenn ich zur Brauerei hin wollte, mußte ich eigentlich durch die Feuerwache gehen, eigentlich an der Verwaltung vorbei und dann da rein. Aber ich lief immer direkt von der Zeche aus über eine Wiese von Schacht III und 50 Meter weiter – da stand die Brauerei.

Die Leute dort waren alle alte Ückendorfer – alle in meinem Alter. Die standen am Fenster und guckten, die Werkstatt lag direkt an der Brauerei: Der Walter kommt!

Vom Fenster aus stellten sie eine Aluminium-Leiter raus, dann kam ich, immer zur Pause, mein Butterbrot in der Tasche, runtergesprungen, am Tisch hingesetzt, dann saßen wir alle da.

Sonntags-Reparatur. Der Maschinen-Messer hatte seine Bude da, seine Werkstatt, der kam dazu. Und wenn was los war, sagte er: Walter, Sonntag sperr ich den Dampf ab, ich hab da was zu tun, wenn Du da was machen willst da oben an deiner Leitung, kannst du auch was machen. – Ja, ich sage, ist gut. – Dann habe ich alles nachgeguckt: die Leitungen und so und hab mir alles aufgeschrieben, was zu tun ist.

Dann sagte ich unserem Alten: Sonntag muß ich zur Brauerei so und so. – Unser Alter war ein feiner Mann, Lange hieß er, unser Betriebsführer, er hatte einen Spitzbart, ein Pfundskerl. Dann kam er Sonntagsmorgens gucken, wenn wir am Arbeiten waren. Das erste mal sagte er zum Braumeister, als der da rumlief: Haben die Leute denn schon Bier gehabt? – Aber Herr Lange!

Die Brauer, auch die Brau-Ingenieure, waren alles Bayern – sie sprachen bayerisch.

Das Genie. Greiner war ein ganz großes Genie, der hat überall, auch in seinem Büro überall, Diplome hängen: von den Maschinen, die er erfunden hatte. Aber er war jeden Tag besoffen.

Besorgen. Wenn ich da erstmal in der Werkstatt war, dann hat der eine gesagt: Walter, kannst Du mir nicht dies oder das besorgen?

Ja, wie die das mit nach Bayern gekriegt haben, ich weiß nicht.

Der eine wollte große Fenster haben – und wir haben dann alte Busfenster ausgebrochen, die stellten wir zum Schrott hin, – wie der sie weggekriegt hat, das weiß ich bis heute nicht.

Wohnungen. Die Bayern wohnten neben der Brauerei bei der Wirtschaft – sie steht noch da. Die vielen Bayern hatten hier ihr Brot, ihr Geld, sie haben gut verdient.

Wir hatten einen Dreher, der war ganz mager und wollte kein Bier trinken. Wenn ich mein Butterbrot nahm und die Flasche Bier aufmachte, sagte ich manchmal: Derjenige, der das Bier erfunden hat, dem müssen sie ein Denkmal setzen, das muß noch größer sein als das Völkerschlacht-Denkmal. Da lachte er.

Ach was, um Gottes Willen ich bin kein Alkoholiker.

Der Patriotismus des Bieres. Nur einmal haben sie mich schief angeguckt, wie wir hier am Mämpfen waren mit unserer Bürgerinitiative. Da hat der Klaus Helle über uns seinen Film [›Flöz Dickebank‹] gemacht und die Leute von der Brauerei sahen ihn: Im Film stand bei mir in der Küche eine Flasche Bier auf dem Tisch – von der Dortmunder Union Brauerei. Daraufhin sagten sie: Du verdammten Hund, jetzt gibt es hier nichts mehr zu saufen. Machst Reklame für die Dortmunder.

Jubiläums-Sitten. Der Maschinen-Steiger Samulack, der hat einen Sohn gehabt, den ließ er studieren und der machte seinen Doktor. Samulack.

Eines Tages hatte ich um 9 Uhr die Leute in der Werkstatt und sagte: Keiner von euch wäscht sich zum Frühstück die Knochen. – Wieso denn nicht? – Du gehst auf die Stein-Halde und reißt da von dem wilden Flieder einen Strauß ab. – Der andere nahm ein 100er Rohr, da haben wir die Blumen reingestopft.

Ich sagte: So, jetzt gehen wir alle zum Büro, der Samulack hat heute 50 Jahre Jubiläum. – Da saßen der Direktor von der Hauptverwaltung und der Maschinendirektor und weiß der Teufel, wer da alle saß bei ihm. Die ganze Bande.

Wir kommen wir da rein, das war der Tag des Herrn. Ich bin hingegangen, mit den dreckigen Pfoten, ich sag: Herr Samulack, im Namen meiner Kollegen möchte ich Ihnen herzlichst gratulieren zu ihrem 50-Jährigen.

Da fing er an zu heulen.

Da kam unser technischer Zeichner Bartsch, mit dem ich gearbeitet hatte, – der hatte schon gemerkt, was los war, der machte die Tür los. Da standen Tische und Bänke, die hatte er hingestellt – für uns. Wir setzten uns da hin.

Dann war ich so besoffen – ich bin ins Maschinen-Haus gelaufen, wo wir uns immer unten umzogen, da gab es eine lange Treppe mit 100 Stufen. 40 oder 50 Stufen eine Eichentreppe. Die bin ich jeden Tag 50 mal rauf und runter gelaufen. Aber jetzt war ich so besoffen – ich bin da runter gefallen. Ich war am Arsch grün und blau – das haben sie dem Samulack erzählt.

Dann hat er mich gefragt: Walter, war mein Jubiläum schön? – Ja prima. – Er kam ja immer gucken: Habt ihr auch was zu trinken? Aber, du bist doch die ganze Treppe runtergefallen. – Ich sag: Wer erzählt das denn? – Red nicht, ich weiß alles. – Ich sag, Sie haben uns doch immer einen eingeschüttet. – Ja, sagt er.

Die Brauerei hat zugemacht. Sie war ein Nebenbetrieb.

Oft fragte der Maschinenmeister: Walter, ich brauche ein 2-Zoll 70er oder 80er Stahlguß-Ventil, hast Du was da? – Ich brauchte der Werkstatt am Telefon nur sagen: Hört mal, die Brauerei braucht ein 2-Zoll-Ventil, dann stoben die alle auseinander und in Zeit von nichts hatte ich das da liegen.

So, du gehst rüber und bringst das Ventil hin! – Dem Braumeister wurde aber gesagt: Bier muß mitkommen. – Nimm einen Sack mit!

Hilfe gegen Hilfe. Wir hatten Reparatur, aber im Zweiten Welt-Krieg durfte kein Stück Kupferblech verarbeitet werden, – da stand Todes-Strafe drauf.

An einem großen Anlasser und einmal an einem Kompressor gab es ein gußeisernes Rohr – das knackte immer weg bei Übertemperatur. Da sagten wir: Am besten ist Kupfer-Rohr. – Ja, aber Kupferrohr kriegen wir nicht. – Woher ein Kupfer-Rohr nehmen? – Da lief ich zur Brauerei. – So, sag ich, jetzt will ich auch was von euch haben. Das Stück Kupfer-Rohr. – Komm mit ins Lager! – Da lagen alle Längen. – Was willst du haben? – Ich suchte mir ein Stück raus, lief zurück zur Werkstatt, da guckten sie alle. – Wo haben Sie das her, Herr Brenk? – Ich sag: Woher? Ich helf anderen Menschen, dann helfen die mir auch. – Dann bauten wir das Kupferrohr ein.

Ich arbeitete mein ganzes Leben in der Werkstatt von Rhein-Elbe.

Kneipen und Markt-Platz

Die Kneipen. Vor dem Werks-Tor gab es Kneipen – die Wirtschaft Hobel und da unten Stallberg.

Morgens um 5, 6 Uhr ging das los: als wenn Millionen Soldaten vorbeigingen. Die Bergleute hatten alle Gruben-Nägel unter den Schuhen, wenn sie zur Arbeit gingen. Sie kamen aus der Siedlung – hier die Straße rauf. Sie hatten das Hals-Tuch um den Hals und die Kaffee-Pulle auf dem Buckel.

Da hatte früh morgens die olle Hobel schon ein paar hundert Pinnchen eingeschüttet. Auch wenn die Leute von der Nacht-Schicht kamen. Oder von der Mittags-Schicht.

Dann kamen sie rein: einen Schnaps und einen halben Liter Bier. Danach hauten die

meisten ab. Das ging alles »auf Buch«, – das hat die Olle angeschrieben. Sie war ehrlich, ja, ja. Ja, es gab eine Ehrlichkeit, das betone ich heute noch. Auch in einer Zeit, wo wir 6 Millionen Erwerbslose hatten.

Der Markt-Platz und die Arbeitslosen. Wir standen auf dem Markt-Platz – mit 30 Jungens. Die Leute hatten alle viele Kinder. Da standen wir mit 30 bis 40 Jugens da – auf dem Marktplatz – morgens. Einige waren bei der Stadt, sie mußten fegen. Was sollten die denn sonst machen!

Ich war nie erwerbslos. Aber ich stand manchmal, wenn ich ein paar Tage Urlaub hatte, oder samstags oder sonntags bei den Jungens.

Wenn einer eine Zigarette ansteckte, sagte der andere: Ich fahr mit. – Dann hat der eine einen Zug gemacht, dann hat der andere einen Zug gemacht. – Dann ging die Zigarette herum, bis der letzte sich fast die Lippen verbrannte.

Die Anziehungs-Kraft der Wirtschaften. Früher waren die Wirtschaften brechend voll. Da ging es den Menschen um Unterhaltung. Heute geht ja keiner mehr in die Wirtschaft.

Ich hab mal die Stauder-Brauerei besichtigt und den Braumeister gefragt: Was stoßt Ihr mehr aus – Faß-Bier oder Flaschen-Bier? Er antwortete: 30 Prozent Faß-Bier und 70 Prozent Flaschen-Bier. Die Leute holen sich ihr Bier nach Hause. Die Flimmerkiste hat alles kaputt gemacht. Alles.

Früher liefen wir in die Kinos. Wenn wir rauskamen, gingen wir noch in die Kneipe. Aber diese Fernseher! – die halten alle Menschen zu Hause! Die ganzen Wirtschaften gehen kaputt. Die alten Kneipen! Sie sind alle zu. Es hatte keiner mehr was zu tun.

Trinken ist immer was Geselliges. Jawoll.

Ja, heute saufen Menschen Schnaps, billigen Schnaps, und machen sich ihre Leber kaputt. Das haben wir nicht gemacht. Wir hielten uns ans Bier.

Wir wußten auch, wann Schluß ist. Jawoll.

Zank und Streit. Es gab einen, der stänkerte – immer. Dann sagten die Leute: Hau ab und stänkere nicht rum. – Dann ging er zum nächsten stänkern. – Und dann haben sie ihm ein paar vor die Fresse gehauen.

Aber der hatte auch Kollegen, er hat sie gerufen. Dann waren Kolonnen zusammen.

Es gibt immer so Menschen, die sind genau wie die Hunde auf der Straße. Ein Hund kann den anderen nicht sehen. Dann beißen sie sich. Es gibt so Menschen, da kann einer den anderen nicht leiden.

Ausflüge. Wir waren im Glück-Auf-Keller, standen alle an der Theke, haben uns einen getrunken. – Wo gehen wir heute hin? – Heute nach Stoppenberg, da ist Kirmes. – Dann sind wir dahin gegangen – zu Fuß.

Von hier bis nach Witten sind wir gelaufen. Von hier bis nach Linden. Bis nach Henrichenburg zum Schiff. Alles zu Fuß. Den ganzen Tag waren wir unterwegs.

Nebenan wohnte die Familie Schnepel. Sie war eine geborene Serafin. Der Olle hatte einen Bart. Der Junge tat mir immer leid. Der mußte unterwegs nach Henrichenburg zu Fuß Geige spielen – der arme Kerl.

Nach dem [Ersten Welt-]Krieg entstanden überall Wander-Vereine. Wenn wir Kinder große Ferien hatten, sind wir von hier aus losgezogen – zu Fuß: an der Zeche Rhein-Elbe vorbei, am Glück-Auf-Keller vorbei, an der Kokerei vorbei, an Schulte-Kemna vorbei, nach Steele, dort am Wasser-Turm vorbei, über den Ruhr-Höhenweg bis nach Heisingen – zu Fuß. Den ganzen Tag rumgetobt und rumgesprungen und abends wieder nach Hause. Auf dem Rück-Marsch lagen wir am Wasser-Turm und warteten: Der Mandolinen-Club kam und spielte – wir alle hinter der Musik her, bis wir nach Hause kamen.

Musik. Musiziert hat hier fast jeder. Viele hatten ein Bandonion.

Die Feiern der Polen. Es gab polnische Vereine. Die Pollacken hatten alle hübsche Weiber. Da sind wir immer hingegangen, bloß konnten wir nichts verstehen, wenn sie am Erzählen waren. Wir haben uns da nur die Weiber rausgeholt. Wir haben gefeiert! Die Musikkapelle hörte gar nicht auf zu spielen. Dann an der Theke ein paar gesoffen. Dann weitergetanzt. Die Pollacken konnten am tollsten feiern.

Ja, und bei der Fronleichnams-Prozession waren sie auch. Ja, die Polen sind religiös.

Man konnte so ein polnisches Mädchen heiraten. Ja, die sprachen doch perfekt Deutsch. Sie waren hier geboren und gingen hier in die Schule.

Das war eins, Deutsche und Polen, da hat kein Mensch nach gefragt.

Na, ja, mein Bruder war auf der Schicht-Meisterei. Wenn da so ein neuer Kartoffel-Zug ankam, mit dem kamen die Leute von Ostpreußen, hatte mein Bruder immer mal am Schalter einen Mann vor sich, der gar nichts verstehen konnte. Dann sagten die anderen: Fritz, mach den Schalter runter, laß ihn reinkommen! Abends erzählte Fritz immer Dönekes – er lachte, wenn die Deutsch sprechen wollten und das immer so verdreht haben. Aber so einem hat keiner was getan.

Da ist ein Kartoffelzug angekommen: Es gab Leute, die hatten eine Gans an der Leine. Und all ihre Habe steckte in einem blau-weißen Bett-Bezug.

Kostgänger. Wenn die jungen Kerls kamen, sagten wir: Da kommen die Kostgänger. Dann kamen sie in die Kost. Und wenn sie fleißige Kerle waren, dann haben sie sich auch mit den deutschen Mädchen verheiratet.

Stabil waren sie alle: Sie konnte im Pütt malochen, – da waren sie gut angesehen.

Die Hahnewinkel hatten ein Mädchen, die Stina, und einen Kostgänger. Der Kostgänger schlief im Bau nebenan, er hatte da ein Zimmer, oben unter dem Dach. Der hat mit der Stina immer verkehrt, der hat da in dem Bett gelegen und der hat die gebumst und da hat das Bett immer so gequietscht.

Da sah der Kostgänger sich um, wollte er ein paar Bretter suchen und sieht die Kappesschabe da stehen. Dann legte er sie in sein Bett und das Bettzeug drauf – es war nichts mehr zu hören.

Die Kostgängerei hat manche Kinder gemacht. Die Alten hatten schon so viele Blagen, da hat der Kostgänger noch eines dabei getan.

Erotik. Die jungen Zuwanderer hatten Leidenschaft. Ja, erst mal kamen die als junge Kerls hierhin. Die standen gut im Fleisch. Die Mädchen auch. Au Mann!

Die Kinos. Oh, hier war ein Kino, das nannten die Leute ›Glaskasten‹. Darin liefen Filme von morgens bis abends.

Mitten auf der Bahnhofstraße gab es in einer schmalen Gasse einer Glas-Passage ein Kino, zwei oder drei Treppen hoch. Unten verkaufte ein Taubstummer für ein paar Pfennige einen Sack Erd-Nüsse oder Klümpchen.

In dem Kino war alles möglich. Wir schauten Wild-West, ein Mann saß am Klavier. Der hat alle Filme gespielt, wenn wir einschlafen wollten. Da wurde geraucht, Zigarren, Zigaretten, vor lauter Qualm hat man nichts gesehen. Auf einmal schrieen sie: Kripo kommt, Pfeife auskloppen.

Das Rauchen war verboten, dann rissen sie die Fenster und die Schlagladen los. Der Polizei-Beamte hat den Qualm natürlich gerochen.

In dieses Kino war jeder Ückendorfer. In den anderen Kinos gab es schon gepolsterte Stühle, aber hier saß man noch auf Klapp-Stühlen.

Den Glaskasten mußte jeder gesehen haben.

Mein Vater hat immer erzählt, daß es auch bei Brauckmann im Saal Kino gab. Man nannte es Kinematograph. Da sind der olle Hennig und andere hingegangen. Wenn es dunkel war, wollten sie sich auf die Klapp-Stühle. Aber das ging nicht – und so standen sie wieder auf. Dann schrieen die Leute hinten: Hinsetzen. Bis die endlich dahintergekommen sind, daß das Klapp-Stühle waren! Einer lief nach Hause und schimpfte: Leck mich … mit dem Kinematograph, da kann man ja noch nicht mal sitzen.

Die Filme waren so Heimat-Schnulzen.

Es gab in jedem großen Gasthaus einen Saal. Nach dem Ersten Welt-Krieg wurden diese Säle umgebaut: zu Kinos. Da hatte Ückendorf sechs oder sieben Kinos.

Die Weiber zogen da scharenweise hin. Eine Nachbarin und die Frau von meinem Freund – die zogen immer los, die drei Weiber.

Im Krieg gab es ja nichts, nur ein paar Filme und die Wehrmacht.

In den 1920er Jahren waren die Kinos brechend voll. Da mußtest du hin, wenn ein schönes Stück gespielt wurde. Das war ein Stumm-

film. Unten spielte eine Kapelle. Ich sah mal einen Film »Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren.« Das gab es einen rothaarigen Sänger, der trat immer in den Kinos auf. Die Weiber fingen dann an zu heulen.

Es war mäuschenstill: Beim Stumm-Film mußte man ja lesen. Da mußtest du dich konzentrieren.

Politik: Konflikte, Konflikte ...

Die Konfessionen. Die Religion hat früher mehr eine Rolle gespielt als heute. Die evangelische und die katholische Religion. Aber mein Vater hat immer zu uns gesagt: Kinder, es gibt von beiden Seiten genug, evangelische und katholische. Um allen Streit zu vermeiden, sucht euch euresgleichen aus. Bei uns ging das bei allen auf. Evangelisch.

Mein Sohn aber hat eine Frau geheiratet, die katholisch ist.

Ich gehe auch noch jeden Sonntag zur Kirche. Und ich gehe in den Arbeiterverein. Als ich mal aus dem Krankenhaus kam und und das erste Mal wieder zur Kirche ging, da liefen alle zusammen: Walter, bist Du wieder da?

Die evangelischen Kirche war offener als die katholische Kirche. Als Kinder hat man sich nicht so darum gekümmert, aber wenn man älter wird ... Die Beichte und was die Katholiken sich da so alles erlauben, die Priester dürfen nicht heiraten, das ist doch heute nicht mehr drin. Die Leute laufen doch von der Fahne. Das haben wir damals schon gesagt. Das kann doch nicht gut sein! Ein Kerl, der ein Priester wird, ein Kerl wie ein Baum, – soll keine Frau haben? Das kann man sich gar nicht vorstellen. Wo will er denn Dampf ablassen?

Das Militär. In den 1920er Jahren, als ich so 20 Jahre alt war, hatten wir hier einen Pastor, der steckte die ganze Jugend zur Reichswehr. Der hatte wohl einen Bekannten, der General war, – weiß der Deufel. Die ganze Jugend war weg: Alle beim 100.000-Mann-Heer.

Wegen der Arbeitslosigkeit war das für junge Leute ein Job. Ich hab ja gesagt, mit 40 Mann standen die als Erwerbslose auf der Straße. Der Pastor glaubte, er besorgt Jungens fürs Militär, damit die von der Straße wegkommen.

Ich habe mich freiwillig gemeldet – bei der Marine. Ich hatte schon alles fertig und konnte dort anfangen. Aber dann komme ich nach meinem Schwager hin, nach Düsseldorf. Er hatte bei der Marine gedient. Ich sage ihm: Guck mal! – und zeige die Papiere. Da hat er alles gepackt und kaputtgerissen. Die Matrosen hatten die Revolution gemacht.

Politik. Mein Vater war deutsch-national eingestellt – bis auf die Knochen.

Er kam von Königsberg – und das steckte bei ihm drin. Zwei Brüder waren in Königsberg bei der Polizei. Der Vater ist wegen der Arbeit abgehauen, mit seinem Schwager, – hierhin. Das Deutsch-Nationale brachten sie mit. Darauf waren sie stolz. Sie sahen sich nicht als Deutsche, sondern sagten immer: Wir sind Preußen. Oh, die hatten keine schwarz-rot-goldenen Fahnen, sondern schwarz-weiße: als echte Preußen, echte Hohenzollern. Oh Mann, Kerl!

Eines Tages, als ich meine Lehre machte, sagten Gesellen: Walter, wo gehst Du denn heute abend hin? – Wo soll ich schon hingehen! – Komm doch mal mit in die sozialistische Jugend! – Dann haben die mich mitgeschleppt.

Wenn mein Vater das gewußt hätte, der hätte mich verhauen.

Er hatte in jeder Ecke Bilder hängen: Männer mit langen Bärten – der olle Bismarck und der Kaiser. Mein Vater war in so einer Uniform dargestellt: mit Schnüren und einem Toten-Kopf dran.

Die Bilder habe ich nach dem Zweiten Welt-Krieg alle kaputtgehauen. Ich hing sie bei uns in der Laube auf – und dann machten wir daraus Ziel-Scheiben und hauten alle die Bärte kaputt. Ich war froh, daß die ollen Kappesköppe weg waren.

Die Polen. Meine Mutter hat gesagt: Polnisch sprechen habe ich erst hier im Ruhrgebiet gelernt. Obwohl sie aus Ostpreußen kam.

Mein Vater kam als Junggeselle hierhin. Er hatte erst eine Stelle bei der Wirtschaft Jönsong, da wohnte er auch – über der Wirtschaft. Dann mietet er sich eine Wohnung und ließ meine Mutter nachkommen.

Als mein Vater von der Mittags-Schicht kam, sagte sie: Du, Gustav, ich verstehe kein Wort von dem, was die Menschen sprechen, – die sprechen alle katholisch. – Was? sagt mein Vater, katholisch? – das sind Pollacken. – Was ist denn das: Pollacken?

Hier hörte meine Mutter das erste Mal polnisch, – obwohl sie aus Ostpreußen kam.

Deutsch-Nationale. 1915 – das ist meine Sippe, guck mal: hier in der Siedlung aufgenommen, guck mal: wie sie da alle stehen. Die waren deutsch-national. Was hab ich mich mit denen in der Wolle gehabt! Daß wir uns nicht bald gehauen haben, das war alles! Die waren richtig militaristisch, – die beiden da, – die da mit den Uniformen stehen. Das waren zwei Schwäger, zwei Brüder, die haben zwei Geschwister von mir geheiratet. Die hätten auch jeden erschlagen der … Sie sangen: Siegreich wollen wir Frankreich schlagen. – Was hab ich immer darüber gelacht!

Aber zu meiner Jugend-Zeit waren die meisten Leute links. Kommunisten und Sozialdemokraten. Da gab es die Ur-SPD.

Wir hatten 38 Parteien, – da haben sie sich alle kaputtgemacht. Die Deutsch-Nationalen – ich hab das erlebt – bekämpften sich gegenseitig. Das war eine Aufmarschiererei! Da kamen die Kommunisten. Und die Wehrwölfe und Wickinger. Es gab es noch keine Nazis, aber die Wehrwölfe und Wickinger und die Deutsch-Nationalen – und wie sie sich alle nannten. Und immer kam es zu Kloppereien und Schlägerein.

Ich war 1928 in Bochum, da reiste der Hindenburg nach Bochum und sprach im Stadtpark. Ein Freund von mir wohnte ein paar Häuser von uns entfernt, sein Vater war ein Führer der sozialistischen Jugend, er hatte die Uniform an und sagte: Walter komm mit nach Bochum! Wir liefen zu Fuß nach Bochum. Da zogen diese Wehrwölfe und die Totenköpfe mit den Fahnen auf der Straße. Wir kesselten sie ein. Dann haben sie Schläge gekriegt!

Politik infiltriert die Arbeit. Als die Erwerbslosigkeit kam, ließen sich viele Menschen für einen Teller Suppe in die SA aufnehmen – da wurde es immer mieser. Mein Schwager hatte fünf Jahre keine Arbeit – und drei Kinder. Er hätte keine Arbeit gekriegt – er mußte sich beim Stahlhelm aufnehmen lassen und kam auf die Zeche Bonifatius. Jeder, der beim Stahlhelm war, kriegte Arbeit, – sonst keiner.

Mein Schwager spielte Flöte und Trommel. Er ließ die Stahlhelm-Leute alle antreten – ein paar mal in der Woche.

Ich hab mir alles, wie man mir sagte, selbst versaut. Einer von denen meinte auf der Arbeit immer, daß die Firma mich anstellen wollte, – als Angestellter. – Ich hab mir gedacht: Was hab ich davon! Ich verdiene mein Geld auch so.

Da gab es einen ›Deutschen Tag‹ hier bei Brauckmann in der Wirtschaft. Ich komme, als 17- oder 18-jähriger Junge, da vorbei. Da sagte der Alfred Dessel: Guck mal, Walter, da ist was los! Komm wir gehen mal rein. Da war der Gardeverein Musik am Spielen. Dann standen sie alle auf: »Deutschland, Deutschland über alles.« Wir beide blieben sitzen. Am anderen Morgen wurde ich sofort zum Betriebs-Führer gerufen: Melden! Die ganze Führung war deutsch-national. Der Betriebs-Führer – hat der uns angeschrieen: Seit wann wird beim Deutschland-Lied nicht aufgestanden? Ich sagte: Wir haben uns einen getrunken. Der Betriebs-Führer: Das heißt doch nichts! Es ist laut gesungen worden und die Musik hat noch mitgespielt. Ich sagte: wir haben nichts gehört. Er: Noch einmal, dann fliegst du raus!

Die Kollegen auf der Arbeit kannten meine Gesinnung. Sie sagten manchmal: Walter, bei Dir sitzt son Kreuz hinter, wir wissen, daß Du ein roter Bruder bist. Ja hör mal, da mußt du vorsichtig sein. Obwohl ich ein fleißiger und guter Arbeiter war.

Kurz vor 1933. Wir kommen nachts aus der Kneipe raus – alles junge Kerls, alle hatten einen gesoffen. Hier auf dem Markt-Platz war immer der Treffpunkt. Nachts wurden ein paar Lieder gesungen, bis wir die Leute wachgemacht hatten und dann ging man nach Hause. Da kommt auf einmal einer: so eine hohe Mütze, so eine dicke Binde, Hakenkreuz und Stiefel. Ich sag: Wie siehst Du denn aus, – wie ein Clown. Wo kommst Du her, Kerl, was hast Du da für einen Frack an. Er antwortete: Pack meine Uniform

nicht an. Ich hol die Hand aus, wollte ihm eine vor die Schnauze hauen, – da hat mein Kollege mich festgehalten.

Wenn ich das gemacht hätte, was meinst du, wo ich gelandet wäre.

Die Übernahme vor der Übernahme. Die Polizei hatte hier nichts mehr zu sagen: Die SA hatte die Polizei verdrängt. Und die Firmenleitung und alles was oben war, steckte unter einer Decke.

Der Hoffmann, ein anständiger Bürger wurde im SA-Lokal zusammengeschlagen. Dann nahmen sie ihn mit auf die Wache.

Im Revier gab es die anständigen Schutzleute – wir nannten sie die Blauen. Sie sagten: Wir haben hier nichts mehr zu sagen. Die anständigen Bürger wurden von der SA halb tot geschlagen. Die SA hatte den Staat übernommen.

Wende-Hälse. Über die Eisenbahner hab ich mich immer gewundert. Früher waren die erst links, liefen in der ersten Reihe, dann kamen die Nazis: da sind die Eisenbahner aufmarschiert – zum Ersten Mai hatten sie dann ihre Haken-Kreuze. Manche wechselten ihr Partei-Buch wie ihr Hemd.

Generaldirektor Emil Kirdorf

Das Haus von dem Kirdorf war nebenan. Der Kirdorf kam von der anderen Straße durch einen separaten Eingang rein. Der olle Schulte, der Portier, der hier wohnte, der hatte so ein Dingen mit einem Bindfaden und einem Schloß, das konnte er losziehen, dann kam der olle Kirdorf rein in die Hauptverwaltung.

Emil Kirdorf. Ich hab ihn selbst noch gesehen – hier auf dem Zechenplatz. Da wurden immer die großen Ballons aufgelassen. Die Gaskokerei hatte dicke Leitungen hingelegt und am Tag wurden so sieben oder acht Ballons hochgelassen. Meist sonntags. Luft-Sport und Reklame für alles mögliche. Im Maschinenhaus, das war 100 m lang, sah ich das. Davor lag ein Sport-Platz. Ein Kollege sagte: Walter, da kommt unser allerhöchster Chef, um den Ballon einweihen – ein kleiner Mann kam da angelaufen. Ein Ballon wurde auf den Namen Kirdorf getauft.

Nachher hörte man, daß Kirdorf dem Adolf Hitler die Millionen oder Milliarden in den Arsch gestopft hat.

Kirdorf hat auch daran verdient. Die großen Industriellen sind ja alle steinreich geworden.

Die Beerdigung von Kirdorf. Der Hitler ist zur Beerdigung von Kirdorf (1938) gekommen – das war er ihm ja schuldig. Er kam, weil der Kirdorf sich dem Hitler ganz besonders verschrieben hatte.

Ich hab zu meiner Frau gesagt: Wenn der Hitler kommt, geh Du nicht mit dem Jungen raus! Das ist zu gefährlich.

Sie fragte: Warum?

Ich sagte: Du gehst da nicht hin gucken!

Der Hitler ist nicht die normale Straße runtergefahren: Der ist hinten durch den schwarzen Weg gekommen – mit seinem schwarzen Mantel. Hintenrum, im Ruhrgebiet haben sich schon die Geister bewegt.

Hitler hatte Angst vor einem Attentat.

Der Zechen-Platz war ja riesengroß, so groß wie Alt-Ückendorf. Die haben den ganzen Zechen-Platz mit Bäumen umgeben – aus dem Sauerland die ganzen Bäume abgehackt und gepflanzt.

Die Gestapo besetzte den Platz mit tausend Hunden – und – und – und. Ganze Züge von Nazis kamen hier an. Die Salon-Wagen hatten sie vom Hauptbahnhof aus auf dem Gleis reingefahren.

In der Festhalle wurde ein großer Sessel aufgestellt – so ein dicken: da saß der Führer drin.

Dann ein lebensgroßes Bild vom Hitler und vom Kirdorf.

Als das alles vorbei war, als alles abgebrochen wurde, die Bäume und Sträucher und alles, da stellten sie den Sessel und die Bilder ins Kabellager oben auf den Boden.

Die Hitler-Satire. Immer wenn ich da oben hinkam, wegen der Rohr-Lager und anderer Sachen, setzte ich mich in den dicken Sessel: wo der Hitler drin gesessen hatte.

Ich sagte: Stell Dich hin und sag »Heil Hitler«. Wir hatten daran unseren Spaß, aber es

war ein gefährliches Spiel. Du mußtest deine Zunge hüten.

Man wußte, daß ich rot war.

Die Katastrophe des Krieges

Der Krieg bricht aus – und einer wird vergessen. Eines Morgens sollte ich um 6 Uhr zur Arbeit kommen, da läuft mir schon der erste entgegen, die Klamotten unter dem Arm – mein vorgesetzer Steiger.

Ich sag: Mensch, wo willst Du denn hin?

Sagt der: Ich hab einen Stellungs-Befehl, muß mich in Münster-Handorf stellen.

Komm ich zur Arbeit, ist keiner der Kollegen mehr da. Sie haben alle eingezogen – und mich hatten sie vergessen.

Jetzt ließ mich mein Betriebs-Führer rufen: Walter komm mal mit zum Büro. Setz Dich mal hin. Du mußt mir in die Hand versprechen zu arbeiten.

Ich sag: Was? Ich – und nicht arbeiten? Ich gehe doch schon ohne Leiter die Wände rauf.

Ich war so ein verrückter Hund. Meine Kollegen schimpften mich manchmal aus.

Nein, sagte er: Ich weiß, daß Du arbeitest. Walter.

Er sagte: Du kennst doch die Gold-Fasanen. Und kannst dir vorstellen, was los ist, wenn hier nichts läuft.

Wir haben Tausende von Menschen in Zeche Bonifatius, Zeche Alma, Zeche Holland – sie hängen alle bei uns dran. Wenn das nicht läuft, schießen sie uns kaputt, – die sind zu allem fähig: Die sagen, wir machen Sabotage.

Das hat der mir gesagt. So ein Vertrauen hat er zu mir gehabt. Er sagte: ich reklamier' Dich jetzt, daß du hier nicht weg kannst.

Dann nahm er sich sofort das Auto und fuhr zum Wehrbezirkskommando.

Widerständigkeit. Die mit den dicken Kreuzhacken-Binden und die Ortsgruppen-Leiter kannten mich.

Wenn einer Heil Hitler sagte, antwortete ich – »Guten Abend!« Da war es schon aus.

Oder wenn sie kamen, um Spenden und Stoff zu sammeln, sagte ich: Kein Geld.

Ich herrschte meine Frau an: Wehe, du gibst Stoffe von unserem Jungen, – dann kriegst Du kein Geld und kannst den Kitt von den Fenstern fressen. Keinen Pfennig kriegst Du.

Sie wird manchmal was gegeben haben, wovon ich nichts von wußte.

Man hatte an meine Haus-Tür außen ein großer Zettel angeklebt: Willst Du ein Deutscher sein, so soll Dein Gruß »Heil Hitler« sein.

Es folgten weitere Zettel.

Eines abends kam der Ortsgruppen-Leiter bei Hobel in die Wirtschaft rein, ich trank da mein Glas Bier: Herr Brenk, haben Sie den Kindern gesagt, sie sollen die Zettel abreißen?

Ich sagte: Erstens können die Kinder nicht lesen. Zweitens: wenn Sie gescheit sind, dann drücken Sie den Anklebern eine Leiter in die Hand und geben ihnen die Höhe an. Denn Kinder haben noch keinen Verstand.

Da guckte er mich an!

Ein anderes Mal, als ich abends in die Kneipe kam, wurde ich gefragt: Waren Sie schon zu Hause, Herr Brenk?

– Nö, ich gehe gleich.

– Dann gehen Sie mal nach Hause, Sie haben einen Bescheid gekriegt: Sonntag-Morgens Panzer-Faust schmeißen.

Ich kam ich nach Hause: richtig – Sonntag-Morgen Panzer-Faust schmeißen, antreten. Pflicht! Unten drunter stand: Der Schein ist dem Betriebsführer vorzulegen.

Ich gab meinem Chef den Brief: Er trat darauf.

Arbeiten! sagte er. Und so mußte ich jeden Sonntag malochen, Tag und Nacht, kein Weihnachten, kein Ostern, kein Pfingsten, kein Karfreitag, nichts. Es waren doch keine deutschen Arbeiter da, – nur ein paar Russen.

Das Elend der Zwangs-Arbeiter. Wenn ich abends eine große Reparatur hatte und in das Maschinen-Haus kam, Samstag-Abends, ging das los: Die Maschinen liefen noch.

Dann ging der Chef ins Russen-Lager – dahinten.

Die Leute hatten schon den ganzen Tag in der Grube Kohlen gehackt. Vor Elend und von der Brennessel-Suppe liefen die Russen

nur noch so vor sich hin, – ich hätte weinen können, ehrlich.

Da haute der Chef sich mit dem Knüppel so zwanzig Mann raus: Sie mußten bei mir oben arbeiten, Rohre durchstoßen und vieles mehr.

Was ich da gesehen hab! Einer hatte keinen Verstand mehr. Ich hab geweint, ich sagte: Mensch! Kerl!

Wir hatten noch ein paar Deutsche. Einer hat dem Russen die Haare geschnitten, ein anderer gab ihm eine blaue Jacke, der Dritte ein Handtuch, der Vierte ein Stück Seife.

Einen Samstag später kam der arme Mann wieder – zerlumpt. Die anderen hatten ihm alles weggenommen.

Dann fragte ich meine Frau: Was ist denn noch im Schrank?

- Alte Zwiebeln und Kartoffeln. Und altes Brot.

Wir hatten selbst nichts zu fressen.

Dann hab ich das unten auf die Richt-Platte hingeschmissen. Da sind die Ausgehunderten drüber hergefallen.

Ich wurde dauernd zum Panzerfaust-Schmeißen gerufen.

Ausgebombt. Dann kam das Allerschlimmste. Eines Tages war meine Bude bombardiert.

Ich sagte zu meinem Betriebsführer: Herr Lange, meine Wohnung ist bombardiert.

Ja, Walter, erst macht der Dreier seine Wohnung fertig – und dann Du. Wenn der fertig ist, dann nimmst Du ein paar Bohlen mit, da ist dann ein Anstreicher bei und Du machst dann Deine Bude fertig.

Der Brenk muß einen Schein haben, damit der seine Wohnung fertigmachen kann.

Ich sagte: Alles für den Endsieg, freiwillig. Ich brauche keinen Schein.

Da kannst du dir denken, wie der am Kochen war. Er hätte mich am liebsten kaputtgeschossen.

Letzte Kriegs-Tage. Dann kam etwas, das mich erschreckte. Ich hatte noch nie Angst gehabt, aber da hatte ich Angst.

Mein Frau war evakuiert, weg, die Bude war kaputt, das Wasser lief die Wände runter. Meine Couch stand in der Küche, oben eine Kabel-Lampe eingehängt, unten im Keller angeklempt, – wie ein Indianer hab ich gehaust.

Nachts kloppen Leute an die Jalousien. Ich war das gewohnt: Das hieß arbeiten. Feuerwehr oder so.

Ich mache die Tür auf: Da stehen drei Mann in Uniformen mit Gewehren.

Wie ein Blitz ging mir durch den Kopf: Was hast Du jetzt gemacht?

Ich fragte: Was ist los?

– Du mußt sofort mitkommen: wir liegen in allerhöchster Alarmbereitschaft, wir rücken heute Nacht aus zum Volks-Sturm.

Ach, habe ich gedacht, mit euch werde ich schon fertig. Ich sagte: Jetzt mal ganz ruhig!

Ich machte erst mal meine Klamotten fertig. Dann ging ich mit zur Zeche Holland – in die Turnhalle. Da lag eine Haufen Gewehre in der Ecke. Wenn Bomben-Angriff kam, mußten die Leute mit den Gewehren in den Stollen laufen. Ich hab kein Gewehr mitgenommen.

Ich sagte, hoffentlich habt ihr Glück, daß ihr mich hier lange festhaltet.

– Ja, hier kommt keiner weg. Wir rücken aus.

Die Leute saßen da wie die Spatzen auf der Latte.

Auf einmal treffe ich den Otto Klein vom Turn-Verein und Meister auf Ruhrstahl. Ich sage: Otto, was machst du hier?

Er sagte: Walter, hier ist es tofte. Komm Karten kloppen, ich bin schon die ganze Woche hier. Malochen? – ist doch sowieso alles im Arsch.

Otto Klein war auch ein roter Bruder.

– Die schießen Dich ja zwei Minuten vor dem Ende kaputt.

Ich sagte: Hör mal, wo schlaft ihr eigentlich?

Wir schlafen auf Stroh.

Ich sagte: Ich habe ganz in der Nähe zu Hause noch mein Bett, – ich geh nach Hause. Wann ist Antreten?

– Morgens um sieben Uhr.

– Gehst Du mit?

– Mensch, Walter, riskier' nicht zu viel: die Biester sind zu allem fähig.

– Ich sagte: Gehst Du mit oder nicht? Ich gehe nach Hause.

Er ging mit. Er wohnte direkt neben mir.

Morgens um 6.30 Uhr klopfte ich.

Montag war Zahl-Tag. So sagte ich: Ich möchte mal für ein paar Stunden frei haben oder für einen Nachmittag.

– Wofür?

Ja, sagte ich, heute ist Lohn- und Zahltag. Ich muß auch noch etwas regeln.

– Aber höchstens zwei Stunden, dann müssen Sie wieder hier sein.

– Ja, sagte ich, ist gut.

Ich kam auf den Zechen-Platz – wer kam mir entgegen?

– Walter, hast du Urlaub, hast du einen Krankenschein?

Ich sagte: Nein.

– Was machst du denn?

– Herr Lange, ich bin beim Volkssturm.

Dann nahm er seinen Hut genommen und warf ihn auf die Erde.

– Das ist der Dank, daß ich dich reklamiert habe, jetzt läßt du mich im Stich.

Ich sagte: Herr Lange, die haben mich nachts mit Gewehren von meiner Couch geholt.

– Ist das wahr? Dann bleibst du sofort hier.

Ich sagte: Das tue ich nicht. Ich habe Ihnen noch nie widersprochen, aber so dumm bin ich nicht, zwei Minuten vor Toresschluß mich von denen kaputtschießen zu lassen. Das mache ich nicht. Ich gehe da wieder hin.

Dann hat Lange die Trommel gerührt.

Samstag, ich hatte schon so etwas geahnt, da kommt abends ein Mann: Brenk, tut uns leid, Sie müssen sofort wieder ihre Arbeit aufnehmen.

Ich sagte: Jetzt doch nicht, ihr habt doch gesagt, ihr wollt mich hier festhalten. Ich bleibe gerne hier, dann haltet mich doch wenigstens bis Montag.

– Nein, nein.

Es fehlte nur noch, daß sie mich da rausgetragen hätten.

Frauen-Arbeit. Meiner Frau haben sie immer Schreiben geschickt: Sie soll arbeiten – für die Kriegs-Industrie, für die Luft-Waffe und was nicht alles.

Den ersten Droh-Brief steckte ich in den Ofen, den nächsten ebenfalls in den Ofen.

Dann gingen die NS-Genossen durch: Im Haus gab es ein Nazi-Weib – sie ist nun arbeiten gegangen.

Ich komme nach Haus, Bomben fallen, ich sag: Wo ist denn mein Junge?

– Frau Knebelkamp hat ihn mitgenommen – in den Stollen.

– Und meine Frau?

– Die mußte arbeiten.

Eine mutige Forderung. Was ich mir dann erlaubt habe, das darf man keinem erzählen. Ich lief zur Kreisleitung gegangen – das war noch nicht der höchste. Dort sagte ich: Ich bin in einem kriegswichtigen Betrieb – darüber können sie sich erkundigen. Ich bin Tag und Nacht am Arbeiten. Ich muß zu Hause mein Essen haben und dafür muß meine Frau sorgen. Außerdem habe ich ein Kind zu Hause.

– Das Kind kann man in den Kinder-Garten geben.

Ich sagte: Ich wohne in der Leithe, da ist kein Kinder-Garten.

Ja, sagte der Mann: Sie müssen dann zum Markt gehen.

Ich bin hin gegangen, der Nächste hat nicht ja und nicht nein gesagt.

Da lief ich frech in die Klosterstraße. Dort saßen zwanzig Weiber und ein ein junger Kerl. Als ich reinkam, guckte er mich an: Was wollen Sie?

Ich sagte: Was wollen Sie? Ich will meine Frau hier rausholen.

Der hat gestottert.

Kultur

Die Künstler-Siedlung Halfmannshof. Kunst? – Die Bergleute hatten fast nichts. Wenn sie das Wort Kunst hörten, dann sagten sie: Das sind die Verrückten.

Es gab den Halfmannshof und seine Künstler. Sie haben den ganzen alten Bauernhof umgebaut – zur Künstler-Siedlung. Ich lieh denen immer die Ketten-Züge geliehen, wenn

die Steinmetze große Stein-Blöcke umkippen mußten.

Wenn die Künstler gefeiert haben, hieß es: Die Doofen sind da wieder am Feiern.

Wenn sie gefeiert hatten, kamen unsere Elektriker, montierten die Girlanden und Schlangen ab und brachten alles zum Pütt.

Die Künstler bekamen wohl von oben, von der Direktion, Unterstützung.

Nach dem Krieg kam ein Friedemann, weiß der Deufel, was für ein Künstler: Der machte für den Adolf Hitler den großen Kron-Leuchter, der wog bald eine Tonne.

Der Friedemann machte wohl für die ganzen Kasernen die Schwerter und die Kron-Leuchter – und was der alles für den Hitler und vor allem für den Göring entworfen hat.

Dann kam der Johannessen und sagte: Walter, da ist ein Herr, (das kam alles von oben), dem wollen wir hier einen Platz anweisen. Wo können wir den in der Werkstatt unterbringen?

Ich sagte: Im alten Lokomotiv-Schuppen stehen noch zwei alte Schmiedeloks drin, da gibt es auch noch ein Büro.

– Ja, dann laß uns mal da hingehen.

– Wir lassen das aufräumen.

Ja, sagte der Johannessen, das ist wunderbar.

Er brachte einen jungen Mann mit, einen Kunst-Schmied. Dann suchte er noch einen Schmied – ich habe ihm den Eppelmann besorgt. Der war bei uns, bei der Rohrleitungs-Firma. Er lernte Schmied.

Ich sagte zu ihm: Sprich mal mit dem, vielleicht kannst Du da mehr Geld verdienen. Dann haben die beiden in der Werkstatt gearbeitet, bis die Halfmannssiedlung fertig war. Sie zogen um, dort hatte sie eine Schmiede – es gibt sie noch heute, die Kunstschmiede.

Die Leute waren geteilter Meinung. Die einen sagten: Mein Gott nochmal, so ein Kronleuchter! Der wiegt ja Tonnen! Kunst war das schon. Das waren Könner und Künstler – und was sie im Herzen waren, da kannst Du ja nicht reingucken. Geld stinkt nicht, wenn sie damit Geld verdienten, dann sagten sie: Leck mich …

Architektur. So ganz dumm waren wir nicht. Wir hatten in Gelsenkirchen einen Bahnhof. Wenn wir alle bei Wind und Wetter los zogen, wo trafen wir uns? – im Bahnhof. Der Bahnhof war schön und warm. Da waren Geschäfte drin. Ein Treffpunkt. Gebaut als eine Pracht.

Unser Rathaus – aus ganz Deutschland kamen Leute zum Fotografieren. Es war im Jugend-Stil erbaut – mit Türmchen. Das haben die Kultur-Banausen – diese Drecksäcke! – alles abgerissen. Beguck Dir doch den neuen Bahnhof.

Das Rathaus haben sie auch abgerissen. Jetzt wollten sie die Post abreißen. Da gab es aber Stunk, da sind wir auf die Barrikaden gegangen. Dann haben sie den Bau mit Sand-Strahl gereinigt. So sauber konnte auch der Bahnhof sein.

Die Leute hängen an so etwas. Das ist interessant. Damit ist man groß geworden. Wir haben bald geweint, als sie den Bahnhof abrissen.

Die Zigarren-Kisten kann jeder machen. Den Beton dahinknallen, mit Brettern zunageln und reingießen, wie sieht das denn aus?

Die Hl. Kreuz-Kirche steht über 50 Jahre. Da lag früher Pollacken-Feld, so sagten die Leute. Darauf gab es Zirkus, Kirmes und Schreber-Gärten. Vorne standen alte krüppelige Häuser für Korb-Flechter und den Milch-Bauern und eine alte Selters-Bude. Dort haben sie die Kirche gebaut. Viele sagten: So ein Prunk! Das ist doch nichts Modernes!

Die Evangelischen waren immer bescheidener. Ja, das kannst du an unseren Kirchen sehen. Sie haben noch die kleinen Bänke, da kannst du dich hinsetzen. Das gefällt mir hundertmal besser als die modernen Dinger.

Wie gut ging es …?

1927 geschahen die umfangreichen Zechen-Stillegungen: In diesem Jahr machten sie 57 Zechen. Dann ging das los. Wir haben einen Stundenlohn von 70 Pfennig gehabt.

Das was das erbärmlichste: Als die Nazis kamen und als sie dran waren. Da ging alles in die Rüstung. Sicher, man konnte etwas kaufen, aber viel war es nicht.

Keiner war mehr erwerbslos. Alle mußten Panzer und Kanonen machen. Hitler hat nur die Kriegs-Maschinerie angedreht. Er hat alle von der Straße weggeholt. Er hatte ja versprochen: Arbeit und Brot.

Nach dem Zweiten Welt-Krieg in den 1950er Jahren haben wir gut verdient, da war der Aufschwung. Da waren die Wirtschaften voll, da war Leben und Treiben, alles.

Nach dem Krieg haben sie alle gedacht, jetzt kommt die SPD, jetzt geht es uns besser. Ich muß sagen, wir hatten nach dem Krieg ein paar gute Jahre. Die Währung kam 1948, da ging es aufwärts, man konnte zu Essen kaufen und alles. Es war ein gutes Leben.

Zu der Zeit hätte ja auch jeder andere regieren können, nicht nur der Adenauer. Am Ende des Krieges hatte keiner mehr einen Streichholz, keinen Löffel, kein gar nichts. Da haben die Deutschen aus den Stahl-Helmen Koch-Pötte gemacht.

Aus Gewehren stellten sie Messer und Gabel her. In Zeit von nichts ließen sie Maschinen laufen. Die Fabrik Küppersbusch baute die Herde, dann kamen die Kühl-Schränke und Fernseher. Jetzt hat jeder alles. Jetzt hat jeder schon den zweiten oder dritten Fernseher.

Geht es allen gut? – Ja, gut kann man auch nicht sagen. Die Leute werden ja auch geprellt. Es gibt manche Menschen, zum Beispiel ein Kollege mit drei Kindern nebenan – der muß sich nach der Decke strecken. Es ist doch alles teuer.

»Ich als Gelsenkirchnerin wusste gar nicht, dass man Gelsenkirchen so künstlerisch gestalten kann. Es würde meinem Mann als altem ›Hugoraner‹ gut gefallen.«

(aus dem Gäste-Buch von Rhein-Elbe)

Der Wald hat eine lange spannende Geschichte

Es irrt, wer denkt,
der Wald sei immer gleich.

Das grüne Geschichts-Buch

Das Gefüge. Wir können die Veränderung der Erde an der Geschichte des Waldes ablesen.

Denn: Bäume und Pflanzen haben ebenso eine Geschichte wie die Menschen. Sie zu erforschen, ist ähnlich spannend. Wissenschaftler mehrerer Bereiche befassen sich mit ihr. Sie haben Methoden in einem breiten Spektrum entwickelt. Insgesamt sind sie alle in ihrer Mentalität detektivisch: Sie suchen Spuren und lesen sie – das ist oft äußerst schwierig.

Auch unter Wissenschaftlern herrscht zum Teil cartesianisches Denken: Viele versuchen, Geschichte in Zahlen und in Zahlen-Folgen auszudrücken. Bis zu einem bestimmten Punkt ist dies gewiß erkenntnisfördernd. Wer aber glaubt, es sei die ganze Erkenntnis, geht in eine folgenreiche Falle.

Die schlimmste Folge dieser Falle: Wir erhalten wenig Anschauung.

Es ist natürlich nicht einfach, Bilder aus Zeiten zu gewinnen, die uns nur Spuren hinterließen. Man kann sie falsch deuten. Aber die Angst vor Fehldeutungen hat viele Wissenschaftler bewogen, nur das zu sagen, was sicher erscheint – und für sicher wird nur gehalten, was in Maß und Zahl ausgedrückt werden kann. Das ist ein gewaltiger Irrtum.

Der Wald ist ein grünes Geschichts-Buch.

Was ist Zeit? Am Beispiel des Waldes können wir unsere Zeitgeist-Vorstellung von Zeit gründlich in Frage stellen. Der Zeit-Geist denkt beim Stichwort ›Geschichte‹ an kurze Zeit-Räume, wenige Jahre, an die Schnelligkeit eines Tages, einer Woche, eines Monats, an Tages-Zeitung und Fernsehen. Darin scheint sich alles zu überstürzen – und auf Knopf-Druck zeppen wir uns mit ungeduldigem bis nervösem Zucken über die Erde und scheinbar auch noch durch die Menschheit.

Aber dies führt zu völlig falschen Vorstellungen, was wirklich Zeiten sind. Man kann nicht über Geschichte nachdenken, wenn man nicht über Zeiten und Räume philosophiert – ja meditiert.

Die ersten Bäume

Das erste Leben. Vor hunderten von Millionen Jahren (eine unvorstellbare Zeit-Spanne) entstand Leben auf der Erde. Wir wissen nichts davon, warum und wie es entstand.

Der Philosoph Martin Heidegger (1889–1976) dachte nach über die Frage, ob denn alles ableitbar ist – eines aus dem anderen. Er formulierte eine Theorie: den ›Satz vom Grund‹. Darin resümierte er: Vieles ist so, wie es ist – nicht weiter ableitbar. ›Die Rose ist eine Rose ist eine Rose.«[1]

Das bedeutet natürlich nicht, daß er Fragen nach der Kausalität verbieten möchte (sie sind nie verbietbar), sondern daß er sie relativiert: Es gibt auch anderes Denken als die Kausalität.

Das heißt: Man kann die Geschichte an ihren Erscheinungs-Weisen als Erkenntnis genießen – dies ist die phänomenologische Methode. Man muß nicht einzig damit zufrieden sein, wenn man eine Kausalität findet.

Der alte Sokrates sagt: »Der Anfang der Philosophie ist das Staunen.« Tonino Guerra, Dichter und Drehbuch-Autor berühmter Filmer, sagt über sich: »Ich bin ein Bewunderer.« Was da ist, kann man nicht genug bewundern!

Kleine Pflanzen. Vor ungefähr 400 bis 350 Millionen Jahren, in den Epochen Silur und Devon, entwickelten sich auf dem Land die ersten Pflanzen. Sie waren klein – nur bis zu 50 cm hoch.

Größere Pflanzen. Ganz lange Zeit später entstanden an feuchten Standorten größere Pflanzen: die Vorläufer von Bärlapp, Schachtelhalm und Farn.

Was bringt Pflanzen dazu, stark in die Höhe zu wachsen?

Es gibt eine Vermutung: An Stellen der Erde wird das Pflanzen-Kleid dicht und dichter – und ein Wettlauf beginnt: um das Licht der Sonne.

Nachweisen können wir dies später am Verhalten mancher Bäume im Wald.

Die Lebe-Wesen, die dies sehr sehr lange Zeit tun, programmieren es genetisch ein – dann gehört es zu ihrer Art bzw. zu ihrem Charakter.

Erste und kleine Bäume. Wir können die Geschichte des Anfangs der Bäume detektivisch erschließen: aus Versteinerungen.

Vor 400 Millionen Jahren entstanden an Ufern von Flüssen die ersten Pflanzen. Diese sahen wie Bäume aus, obwohl. sie sind nur 30 bis 100 Zentimeter groß waren. Der Stamm ist keine zwei Zentimeter dick. Sie haben keine Nadeln und keine Blätter, auch keine Knospen. Sie pflanzen sich mit Sporen fort – wie Farne.

Große Bäume. In den nächsten 50 Millionen Jahren (immer noch eine unvorstellbare Zeit) entwickeln sich diese Zwerg-Bäume zu Riesen: bis zu zwölf Meter hoch. Ihre Stämme haben über der Erde einen Meter Durchmesser.

Diese Bäume breiten sich aus. Sie werden Wälder. Und als Wald überziehen sie weite Flächen der Erde.

So hat auch der Wald seine Geschichte: Er ist nicht einfach da, sondern im Laufe sehr langer Zeiten entstanden.

Wie das aussah, können wir wiederum detektivisch rekonstruieren: in den Lager-Stätten für Kohle. Man hat sie untersucht – als Archäologie des Waldes. Denn Kohle ist Wald, den es einmal gab. Wenn wir ein Stück Kohle vor uns haben, können wir den Ur-Wald in die Hand nehmen: eine ganz lange Zeit später und in aberwitzig zusammengepreßter Form.

Wälder – aus denen Kohle entsteht

Der Kohle-Wald. Kohle ist ein erdgeschichtlich spätes Produkt: Sie entstand erst im letzten Zehntel der Zeit, in der Leben existiert.

Das Zeit-Alter, in dem diese Kohle entstand, nennen wir heute wird Karbon. Es umfaßt die Zeit-Spanne von 350 bis 280 Millionen Jahren – unvorstellbar weit entfernt.

In diesen rund 70 Millionen Jahren wuchsen in Bereichen mit viel Nässe, in sumpfigen Niederungen, die großartigsten Wälder, die es jemals gab: die sogenannten Steinkohlen-Wälder. Die Bäume darin sahen ganz anders aus als unsere Bäume.

Da wachsen riesige Siegelbäume (*sigillaria*). Schuppenbäume (*lepidodendron*). Mannshohe Farne. Große Schachtelhalme (*calamitates*). Dazwischen wuchern wild: Moose. Flechten. Bärlapp.

Die Schuppen- und Siegelbäume werden bis zu fünf Metern dick und wachsen bis zu 40 Metern in die Höhe. Sie leben von einer ganz dicken Rinde – nur ein Prozent des Querschnitts ist festes Holz.

Diese Bäume sterben später aus – es gibt sie nicht mehr.

Tiere. Der Urwald ist feucht, heiß, dampfend – hat die Atmosphäre eines heutigen Treib-Hauses: ein Brut-Kasten. Darin entwickeln sich die ersten einfachen Land-Tiere: riesige Libellen. Es gibt erste Wirbel-Tiere, die mit Lungen atmen. Durch den warmen Sumpf robben sich urtümliche Reptilien – wie Krokodile. Durch das wuchernde Moos huschen Schaben und Asseln. Zwischen den Bäumen tummeln sich kleine Tiere: Spinnen. Wanzen. Insekten. Vögel.

Auch von diesen Tieren blieben viele Spuren erhalten: als Fossilien.

Der Untergang. Irgendwann, nach sehr langer Zeit, überflutet das Meer diesen Wald. Es schwemmt gewaltige Mengen an Sand an. Seine schweren Massen pressen die umgestürzten Bäume mit ihrer gewaltigen Bio-Masse zusammen. Ganz lange Zeit. So entsteht Kohle – später ans Licht geholt, nennen die Leute diese eigentümliche Materie das ›schwarze Gold‹.

Kohle ist versteinerte Geschichte: Ur-Wald und Zeit.

Alles verändert sich – und wiederholt sich.

Wasser – große Teile Europas sind vom Meer bedeckt. Darin drücken sich aus dem Erd-Inneren ganz langsam Gebirge empor. Sie wachsen zu Hochgebirgen. Dann schabt der Regen, das rinnende Wasser, sie wieder ab – so bildet sich das weit ausgebreitete deutsche Mittelgebirge.

Am Rand der Tief-Ebene berührten sich im Laufe der Erd-Geschichte viele Male das Wasser und das Gebirge: an diesem Ufer breitete sich jedes Mal ein meist sumpfiges und flaches Rand-Meer aus.

Das Klima ist feucht und heiß – wie in einem Treib-Haus.

Am Ufer wachsen üppige Wälder – sie sind allgewaltig.

Der Wald wächst. Stirbt. Die Bäume vermodern. Der Wald wächst erneut. Es bilden sich Moore.

Jahrtausende vergehen.

Ständig bewegt sich der Boden. Auch heute. Wir merken es nicht, weil dies in Jahrtausenden geschieht – also unmerklich langsam. Der Boden sinkt ab. Das Meer kommt und überflutet ihn. Vom Gebirge fließen gewaltige Flüsse. Meer und Flüsse schichten am Ufer Sand und Geröll über alles, was da ist.

Das Gewicht preßt die Moore mit ihren Bäumen zusammen. Der ungeheure Druck dieser Gesteins-Massen, der die Luft-Zufuhr absperrt, verhindert die übliche Verwesung durch Bakterien. So verwandeln sich die überdeckten Bäume und Pflanzen zu einer Schicht des eigentümlichen Stoffes Kohle. Ein Flöz ist entstanden.

Oben drüber wiederholt sich dieser Prozeß. Mehr als 100 mal: über 100 Flöze entstehen.

Sie sind ebenso Schichten wie die Gesteins-Schichten. Im Wechsel liegen Gestein und Kohle – und wieder Kohle und erneut Gestein übereinander. An der Lippe sind die Überlagerungen schon 1.000 m dick.

Die Erd-Kruste kennt keine Ruhe. Ihre Rinde hebt sich – und dabei kann sie sich falten. Dann werden Schichten an einer Stelle gehoben, laufen hoch und können sich im äußersten Fall auch mal vertikal stellen. Manchmal wir eine Schicht über die andere geschoben. Dieses Geschachtel hebt und senkt sich. Die Flöze machen alle diese Bewegungen mit.

Nach unvorstellbar vielen Jahren kriechen – für ganz kurze Zeit, einen Wimpern-Schlag der Geschichte – darin Bergleute herum – in all dem, was die Jahrtausende mit der Oberfläche der Erde gemacht haben.

Im Süden des Ruhrgebietes schneidet sich der Fluß tief ins Gestein. Dadurch kommen an seinen Tal-Abhängen einige Flöze an die Oberfläche – später werden Bauern sie mit den Händen greifen, herauskratzen und damit die ersten Stücke Kohle in der Hand haben..

Aus Bäumen entsteht Kohle. Wenn Bäume und Pflanzen an der Luft absterben, verwesen sie. Bakterien verwandeln sie zu Kohlendioxid, zu Wasser und zu mineralischer Asche.

Wenn sie im Sumpf – am Rand des Meeres oder auf dem Festland in großen Sumpf-Seen – ins Wasser sinken, verwesen sie nicht. Dann kann Kohle entstehen.

Je mehr oben auf sie gepackt wird, desto größer ist der Druck und desto härter wird dann die Kohle. Daher finden unsere Bergwerke die besten Kohle-Sorten in großer Tiefe.

Anders ausgedrückt: Wenn pflanzliche Stoffe lange Zeit unter Luft-Abschluß und großem Druck von Gesteinen gelagert sind, entstehen je nach Zeit-Dauer verschiedene Arten von Brenn-Stoffen. Der Stoff, der am längsten lagerte, ist die Stein-Kohle. Dann folgt die Braun-Kohle und schließlich der Torf.

Die umfangreichste Verkohlung geschah in der älteren erdgeschichtlichen Zeit des Karbon – darin bildete sich die Stein-Kohle.

Braunkohlen-Wälder und Braun-Kohle. Sehr viel später als die Kohlen-Wälder, vor 60 bis 20 Millionen Jahren (immer noch eine unvorstellbare Zeit), im Zeit-Alter des Quartär, gibt es andere Bäume als in der Karbon-Zeit: Mammut-Bäume, Sumpf-Zypressen, Palmen, Gummi-Bäume und große Farne. Und Bäume, die wir noch heute in unseren Wäldern finden: Eichen, Buchen, Ahorne, Ulmen, Platanen –

einst sozusagen die Bäume der Zukunft. Aus ihnen entsteht im selben Prozeß wie die Stein-Kohle, aber in weniger Zeit, die Braun-Kohle.

Ziemlich jung ist der Torf.

Resumee. Im Kern geht es um ›materialisierte Sonne‹.

Licht der Sonne wurde durch Photosynthese in chemische Energie umgewandelt und in der Bio-Masse der Bäume gespeichert – und daraus entstand dann die Kohle. Kohle ist also gespeicherte Sonnen-Energie.

Die Erde ist überreich an Sonnen-Energie. Nur der hundert Millionste Teil der abgestrahlten Sonnen-Energie ist zu Stein geworden: zu Kohle »fossilisiert«.

Das Spektrum der Bäume entwickelt sich

Seit 60 Millionen Jahren, der Epoche des frühen Tertiär, sind Laub-Bäume voll entwickelt. Zu ihnen gehören die Weiden, Buchen und Erlen. Und der größte Teil unserer Pflanzen.

30 Millionen Jahre lang, in den Epochen des Paleozän, des Eozän und des Oligozän, bleibt in Mitteleuropa das Klima am unteren Rand des Tropischen. Es hat eine mittlere Jahres-Temperatur zwischen 20 und 24 Grad.

In dieser Zeit leben bei uns viele Baum-Arten, die es heute nur noch in Bereichen von Südeuropa, Nordamerika, Vorderasien und Ostasien gibt. Auch zahlreiche subtropische Laub-Bäume.

Kalt-Zeiten und Warm-Zeiten: die Bäume verschwinden

Die Temperatur nimmt ab. In der Epoche des Jungtertiär (Miozän und Pliozän) sinkt in dem gewaltigen Zeit-Raum von 25 Millionen Jahren ganz langsam in Mitteleuropa die durchschnittliche Jahres-Temperatur auf 14 bis 11 °C. Und sie schwankt zunehmend: Es gibt kältere und heißere Zeiten. Nun gehen an Rhein und Ruhr allmählich die tropischen Gehölze ein.

Aber: der Wald-Boden, der sich in dieser Zeit bildet, mit meist rötlichem bis gelblichem Ton (Laterit), ist oft bis heute erhalten.

Was beim Spaziergang harmlos vor uns auf der Erde liegt, hat es in sich – es birgt die gewaltigste Zeit-Dauer.

Kalt- und Warm-Zeiten. Die Epoche des Diluvium ist eine Zeit-Spanne von »nur« zwei Millionen Jahren.

In diesen zwei Millionen Jahren schwankt das Klima langsam – aber insgesamt gewaltig. In kalten Zeiten sinken die mittleren Jahres-Temperaturen auf 12 bis 8 °C.

Forscher nehmen an, daß es fünfmal warme Zeiten und sechsmal kalte Zeiten gibt.

Die Gletscher. In den Kalt-Zeiten gehen die meisten Bäume und Pflanzen ein. Wo aus dem Norden die Gletscher mit ihrem gewaltigen Eis nach Süden über das Kleid der Erde, über Bäume und Pflanzen wachsen, wird jegliches Leben begraben.

Der Eis-Panzer hat in Westfalen 500 Meter Höhe. Der Mächtigkeit des Eises entsprechen die Ablagerungen an Schotter, der mitgeführt wird. In Norddeutschland sind es im Durchschnitt 58 Meter.[2]

Die Tundra. Wo die Gletscher nicht hinreichen, das Land aber große Kälte erlebt, entsteht eine Vegetation, wie wir sie heute in Teilen von Grönland und in den inneren Alpen finden. Eine Art Tundra. Wahrscheinlich ganz ohne Bäume. Vielleicht gibt es an geschützten Stellen ein paar Birken.

Rückzugs-Gebiete. Die Gletscher breiten sich aus und vernichten den Wald.

Es gibt nur wenige sogenannte Rückzugs-Gebiete. Was heißt Rück-Zug? Die Samen der Bäume finden in dieser Richtung noch eher Möglichkeiten, die Art überleben zu lassen – man kann dies als eine Weise der Flucht ansehen.

Die Richtung heißt: der Süden Europas (Jugoslawien), Vorderasien (Südanatolien) und Nordafrika.

Aber diese Bereiche sind nicht für alle »fliehenden« Baum-Arten geeignet. So verschwinden ganze Gattungen. Dadurch verkleinert sich das Spektrum erheblich.

In solchen warmen Ländern bleiben jedoch bis heute weit mehr Baum-Arten erhalten.

Ausdehnung des Waldes. Jedesmal, wenn es nach einer solchen Kalt-Zeit oder Eis-Zeit wieder warm wird, breitet sich der Wald aus.

Er wächst in einem unendlich langsamen Prozeß – aus seinen Rückzugs-Gebieten nach Norden.

Dabei läßt der Wind die Samen weite Gebiete überfliegen. Irgendwo lassen sie sich nieder. Wenn ihnen die Erde dort eine Chance gibt, gehen die Samen auf: Dann wachsen Bäume.

Jedoch sind die hohen Gebirgs-Züge der Alpen, der Karpaten und der Pyrenäen starke Barrieren.

Wo der neue Wald wächst, hat er ein geringeres Spektrum an Baum-Arten. Weit verbreitet ist die Eibe, selten die Buche.

Schrumpfen und Ausdehnen, Eingehen und Expandieren sind ein sehr sehr langsamer, Prozeß – kaum als Zeit vorstellbar.

Die Zeiten des Eises, das kommt und geht

Vor 120.000 Jahren beginnen die Eis-Zeiten über Mitteleuropa herein zu brechen – ausgehend von Skandinavien und von den Alpen.

Eis-Zeit heißt der lange Abschnitt der Erd-Geschichte, in dem durch massive Klima-Veränderung die Temperaturen immer weiter absinken und die Gletscher weit ausgreifend wachsen. Heute sind auf der Erde nur 15 Millionen Quadrat-Kilometer mit Eis bedeckt – in der Eis-Zeit aber fast viermal soviel Fläche: 55 Millionen Quadrat-Kilometer.

In Europa reicht das Eis von Skandinavien bis an das deutsche Mittelgebirge. Der Wald wird zerstört. Eine Tundra breitet sich aus: Dies ist eine Vegetation, die vor allem aus Moor und Heide besteht – ähnlich wie wir sie heute in der Arktis in der Nähe des Nord-Pols finden.

Die Tundra ist der Lebens-Raum für Tiere, die sich gegen starke Kälte panzern können. Das sind Mammuts, Nashörner, Höhlen-Bären und weitere.

Die Eis-Zeiten vernichten das meiste Leben: Pflanzen, Bäume, Insekten, Vögel.

Wie lang hält die Epoche dieser Abfolge von Eis-Zeiten an? 110.000 Jahre.

Unvorstellbar. Wir zählen unsere historisch halbwegs faßbare Zeit: rund 3.000 Jahre.

Nachdenken: Die letzte Eis-Zeit ist von uns nicht allzu weit entfernt: vor 10.000 Jahren.

In der letzten Eis-Zeit dringt der Frost aus der Arktis immer weiter von Norden nach Süden vor. Schließlich bedeckt er große Teile der nördlichen Halbkugel: mit Massen von Eis.

Verschont bleibt nur ein schmaler Streifen Land, wo von Norden und von Süden die Gletscher nicht mehr hinkommen: im Rhein-Main-Gebiet und in Hessen. Aber weil es dort sehr kalt ist, gibt es keine Wälder – nur eine Tundra-Landschaft mit niedrigen Pflanzen, wie heute im höchsten Norden Europas.

Die Vögel sind fähig zu fliegen: Sie flüchten nach Süden.

Nach der letzten Eis-Zeit: die Bäume kehren zurück

Vor 10.000 Jahren, nach der letzten Eis-Zeit, entwickeln sich in Mitteleuropa die Wälder so, wie sie uns heute begegnen.

Der Prozeß: Die Gletscher schmelzen langsam ab – wir sagen: Sie ziehen sich in den Norden nach Skandinavien zurück. Sie lassen riesige und ausgedehnte Massen an Geröll liegen (Endmoränen). Oft bildet dieser Schutt flache Hügel – zum Beispiel nördlich der Emscher in der Hardt und im Münsterland.

So ist das Land wüst und leer.

Scharfe Winde ziehen darüber.

Sie transportieren fliegende Samen.

Manche setzen sich fest. Sie sind genügsam, zäh, im Grunde Wunder der Lebens-Fähigkeit der Natur – wir nennen sie Pionier-Pflanzen.

In der Nähe der Meere wachsen Birken, in den Gebirgen Kiefern.

Wenn wir durch solche Wälder gehen, schaut uns die Epoche der unmittelbaren Nach-Eis-Zeit an.

Weitere Baum-Arten wandern – aus dem Süden Europas, wo es keine Eis-Zeit gab, – nach Mitteleuropa. Meist nehmen sie den einzigen Weg, den die Barriere der Schweizer Alpen und der französischen Cevennen für dieses gewaltige Unternehmen freigibt: Sie wandern das Tal der Rhone hoch und durch die burgundische Pforte ins Elsaß und verbreiten sich über Mitteleuropa.

Das geht unendlich langsam – jedes Jahr ein paar Meter, unregelmäßig, mal mehr, mal weniger.

Es dauert Jahrtausende, von rund 12.000 bis rund 3.000 v. Chr., bis bei einer ähnlichen Temperatur wie heute, allerdings trockener und kontinentaler, sich in den baumlosen Tundren Lichtbaum-Arten wie Birke, Weide, Kiefer, Haselnuß und schließlich Eichen und Ulmen und ausbreiten.

Vor rund 9.000 ist das Klima wieder ziemlich warm – wärmer als heute. Von 8.000 bis 5.000 liegen die mittleren Jahres-Temperaturen um 2,5 bis 4 °C höher.

In dieser Zeit und seither breiten sich in Mitteleuropa die Eichen stark aus – sie bilden nun die wichtigste Baum-Art.

Mit den Eichen sind weitere Bäume vergesellschaftet: Ulmen und die damals zuerst auftretenden Arten der Linden, Eschen und Ahorne.

Die Zahl der Kiefern schrumpft. An ihrer Stelle breitet sich oft die Fichte aus.

Als es um 5.000 erheblich feuchter wird, verbreiten sich die Buche und die Hainbuche, im deutschen Süden auch die Tanne. Wo es naß ist, beginnt die Schwarzerle zu herrschen.

Menschen greifen ein

Im Rahmen der Geschichte der Erde erscheinen Menschen erst sehr spät. Die ältesten Spuren von bisher bekannten Menschen sind fünf Millionen Jahre alt.

Der Übergang einiger Gesellschaften von der Jäger- und Sammler-Gesellschaft zu Ackerbau und Viehzucht (neolithische Revolution) geschieht in einem immer noch ganz langen Zeit-Raum – von etwa 6.000 bis 4.000 vor Christus (Jungsteinzeit).

Bis dies in Mittel-Europa zur überwiegenden Struktur wird, dauert es noch sehr sehr lange – rund 3.000 Jahre.

Um 5.000 vor Christus beginnen zum erstenmal Menschen in die Natur einzugreifen. Wo sie günstige Bereiche finden, legen sie Äcker an, halten Tiere, die sich zu ihnen gesellen und dann Haus-Tiere werden, und beginnen, Wald zu roden.

Um 3.500 wird das Klima kühler und feuchter, etwa wie das heutige. Dies begünstigt die Verbreitung der Buchen, sie übertreffen nun an Bedeutung die Eichen.

Die Buchen verdrängen langsam andere Bäume wie Linden und Eschen.

Die Kiefer behauptet sich nur in sandigen Bereichen.

Stück für Stück erobern sich Menschen mehr Siedlungs-Gebiet, vor allem indem sie Wald vernichten. Aber noch sieht es so aus, als gäbe es eine Unendlichkeit an Wald – und weil »der Horizont in der Nähe der Schultern liegt« (Tonino Guerra), das Denken sehr konkretistisch am Unmittelbaren klebt, erscheint es nicht als Problem, Teile der Unendlichkeit zu beseitigen.

Hätte der Mensch nicht eingegriffen, gäbe es jetzt in Mitteleuropa nahezu überall Wald. Tacitus schreibt; Im Herzen Europas liegen Urwälder.

Dieser Wald sähe anders aus als unser Wald. In den Tief-Ebenen, im Hügel-Land und an den unteren Hängen der Mittelgebirge würde der Laub-Wald vorherrschen. Dazwischen gäbe es gelegentlich Kiefern, ab und zu eine Eibe. Aber keine Fichte. Fichten würden nur in hohen Bereichen den Saum des Waldes bilden.

Im Laub-Wald würden die Buchen herrschen. Andere Bäume gäbe es nur dort, wo die Erde für Buchen zu trocken oder zu feucht wäre: In den Auen der Flüsse, auf Ton und Sand. Dort wüchsen Eichen, Erlen oder Birken.

Frühe Nutzung. In der Zeit der Kelten und Germanen ist der Wald lichter Buchen-Eichen-Mischwald.[3] Er wird in großem Um-

fang genutzt: für das Vieh bietet er und für Menschen Lebens-Mittel.

Provinzialrömische Antike. Zwischen der linksrheinischen römischen Bevölkerung in den Provinzen und den rechtsrheinischen germanischen Völkern findet reger Handel statt. Die Römer bringen aus dem Mittelmeer-Gebiet mit und geben weiter: Nutz-Gehölze wie Walnuß, Birnbaum, Süß- und Sauerkirsche, Zwetschge, Pflaume, Wein-Rebe, Kornelkirsche und Buchsbaum. In den Bereichen römischer Zivilisation gibt es einen hohen Konsum an Holz.

Völker-Wanderungen. Seit der Jungsteinzeit gibt es Acker-Bau, aber er ist unerheblich, weil der Boden sich nach einigen Jahren erschöpft. Dann sind die Völker gezwungen, weiter zu ziehen. Erde kann man nicht mitnehmen – man muß sie suchen. Aber das Vieh kann man mit sich führen.

Die Völker wandern als Ganzes – im Stammes-Verband. Für uns ist eine solche gemeinsame Wanderung vieler Menschen kaum vorstellbar. Sie haben unglaubliche Schwierigkeiten, sich die Mittel zum Leben zu verschaffen. Der Hunger begleitet sie. Er macht sie aggressiv – sie plündern und rauben. Oft erschlagen sie mitleidlos, was sich ihnen quer stellt.

Vor allem der Wald bietet ihnen Überleben: Tiere, Pflanzen, Früchte, Brenn-Holz und vieles mehr.

Die Langobarden. Im frühen Mittelalter bringen die Langobarden, die aus Nord-Europa um 568 nach Italien in die Toskana ziehen, ihre Lebens-Weisen mit.

Die Langobarden sind Soldaten, die ein grobes und gewalttätiges Leben führen: Halbnomaden. Sie gründen »Wald-Dörfer« – mit Schweinen, die in den Wäldern herumlaufen, Schafen und Pferden, sie jagen und schlagen Holz.

Gemeinsamer Besitz. Sie enteignen die alten Grund-Besitzer und kehren dann die Form des antiken Grund-Besitzes radikal um: ein Teil des Landes gehört kollektiv allen Dorf-Bewohnern – die Allmende. Der andere Teil wird einzelnen zur Verfügung gestellt – innerhalb einer gewissen Abhängigkeit und auch aufhebbar, als Lehen.

So entsteht das Lehns-Wesen – eine folgenreiche Form eines abhängigen Besitzens.

Wir haben eine Weise des kollektiven Besitzes oft noch heute: In Dörfern gehört der Wald des Dorfes den ›Genossen‹. Ihr Recht besteht darin, daß sie mit bestimmten Regeln, oft durch Los, eine bestimmte Menge Holz schlagen dürfen.

Denk-Strukturen und ihre Balance. Die Denk-Struktur des gemeinsamen Besitzes und der gemeinsamen Verantwortung ist uralt und auch heute eine Dimension des öffentlichen Lebens.

Gegen sie entwickelte sich eine Struktur der Individualisierung. Das hatte und hat mehrere Gründe: Wenn jemand etwas gut macht, kann es praktisch sein, ihm dafür die Verfügung und Entscheidung zu überlassen. Wenn sich dies jedoch zu einer Macht entwickelt, die anderen schadet, wird es ein Problem: die Gefräßigkeit und die Übergriffe des Individualismus zu bändigen.

Aus den beiden Dimensionen entstanden weitreichende politische Bewegungen: Kommunismus und Liberalismus bzw. Neoliberalismus.

Das wirkliche Problem wird bis heute meist kaum gesehen: Wie können diese beiden Dimensionen so ausbalanciert werden, daß Länder und die Welt vernünftige Verhältnisse haben? Im Großen wie im Kleinen, im Handel wie im Wald, in den sozialkulturellen Problemen, vor allem in den Umwelt-Fragen, geht es immer um dasselbe – um die Tatsache, daß nicht nur einzelne Individuen Rechte haben, sondern auch Gemeinschaften.

Ein Entweder-Oder ist heute keine Lösung mehr. Alle müssen die Balance lernen.

So ist ein uraltes Problem ein Problem der Gegenwart und wird stets eines der Zukunft sein.

Eingewanderte Bäume

Können Bäume reisen? Mit dem Baum verbindet sich unsere Vorstellung von völliger Unbeweglichkeit oder Bodenständigkeit.

Irrtum.

Ähnlich wie reisende Menschen gibt es reisende Bäume. Das klingt unwahrscheinlich – aber es ist eine Realität, mit vielen Facetten.

Da hat zunächst die Natur eine Reise-Fähigkeit: Mancherlei Samen umhüllt sich mit einem flügelartigen Gebilde oder mit watteartigen Flug-Körpern – und läßt sich dann vom Wind wegtragen – manchmal weit entfernt. Dort landet er, nistet sich ein, keimt und wächst zu einem hohen Baum.

Weide Pappel fliegen mit kleinen feinen Bäuschen. Birken haben ganz kleine Samen – da genügen ganz kleine Flügel, um kilometer weit fliegen zu können. Die Ahorn-Bäume besitzen schwere Samen und entwickelten dafür größere Flügel. Dabei dreht sich die »Flug-Maschine« spektakulär – noch spannender die Linde: in Spiralen.

Das sind rasante Geschichten.

Rom führte bereits Bäume ein – von weit her: aus dem Kaukasus die Eß-Kastanie (*castanea sativa*). Auch der immergrüne Buchsbaum (*buxus sempervirens*) wurde eingeführt. Römische Villen wurden von Buchsbaum-Hecken umgeben.

Weitere Bäume, die von Rom eingeführt wurden und dann ins Rheinland kamen: die Zwetschge (*prunus domestica*), die Kornelkirsche (*cornus mas*) und der Walnuß-Baum (*juglans regia*). Der Walnuß-Baum ist dem Jupiter gewidmet. Der Name: die Drüsen (Hoden) des Jupiter. Die Nüsse wurden seit jeher rituell als Symbol der Fruchtbarkeit benutzt.

Mitgenommenes Saat-Gut und Pflanzen. Nach dem Wind sind Menschen die zweiten Transporteure.

Seit es im römischen Welt-Reich relativ günstige Reise-Möglichkeiten gibt, vor allem durch einen weit ausgebreiteten Austausch von Luxus-Gütern, sind manche Menschen unterwegs, die auch neugierig reisen.

Sie bewundern in anderen Ländern Bäume. Manche Leute verstehen mehr von Bäumen als wir – daher kommen sie auf den verwegen erscheinenden, aber durchaus realistischen Gedanken, in ihrem Reise-Gepäck, wenn sie mit Wägen fahren, meist etwas Saat-Gut, manchmal auch einige junge Pflanzen mitzunehmen – in einem Gefäß mit ein wenig Erde.

So pflanzen reiche römische Guts-Herren nördlich der Alpen und reichgewordene Militärs in ihren Gärten Exotisches: Bäume und Pflanzen, die aus dem Mittelmeer-Bereich mitgebracht sind. Von ihnen selbst oder von Bediensteten oder von Handels-Leuten oder als Geschenke.

Agrar-Technologie von Klöstern. Auf ähnliche Weise kommt auch im Mittelalter einiges an mittelmeerischer Vegetation über die Alpen. Die unternehmendsten Männer sind vor allem Mönche. Denn die Orden spannen mit ihren Klöstern ein weitreichendes Netz – von Menschen, die Praxis und Bildung haben sowie oft auch den Anspruch auf Kultivierung stellen.

Besonders entfaltet und systematisch arbeiten die Mönche des Zisterzienser-Ordens. Sie verbreiten Praxis und Wissen.

Menschen werden seßhaft

Das Reich verfällt. So dringt erneut der Wald vor: mit Eichen, Buchen und Hainbuchen. An den Gewässern entstehen Erlen-Wälder.

Um 800 werden Aachen und das Rheinland die zentrale Region des Karolinger-Reiches. Der König legt Großgüter als Domänen an, vor allem zur Versorgung seines Militärs.

Aber immer noch ziehen viele Völker umher.

Agrar-Technologie. 21 Angehörige des Klosters Citeau, das als Unternehmung 1098 von Robert, Abt der Cluniazenser-Abtei Molesme und Alberich angelegt und unter Steven Harding 1108 selbständig wird (1119 Charta Charitatis), gründen den Orden der Zisterzienser.[4]

Er widmet sich vor allem den Fragen der Land-Kultivierung mit Acker-Bau, Vieh-Zucht, Fisch-Zucht und Pflege des Waldes.

Dem Zisterzienser-Orden, der in kurzer Zeit ein Netz von Klöstern ausbreitet, verdankt das nördliche Europa die Entwicklung einer folgenreichen Agrar-Technologie: Die

Mönche und mehr noch die Brüder machen den Boden so beständig nutzbar, daß die Völker nicht mehr ständig ihre Siedlungen verlagern, sondern seßhaft werden können.

Dies ist eine der umfangreichsten praktischen Friedens-Bewegungen der Welt-Geschichte: denn sie löst produktiv den größten Konflikt in Mitteleuropa, vor allem in den nichtromanisierten Bereichen östlich des Rheins – die Unruhe durch wandernde Völker. Welche strukturelle Bedeutung die Zisterzienser besitzen drückt sich auch aus in ihrer Verbreitung in Europa: im 15. Jahrhundert haben sie ein Netz von über 700 Klöstern.

Fundamental wichtig ist die Drei-Felder-Wirtschaft. Ihr Sinn besteht darin, durch unterschiedlichen Anbau dem Boden Zeit zu geben, sich zu erholen und sich wieder mit Mineral-Stoffen anzufüllen, um für den Ackerbau erneut ertragreich machen. In einem dreijährigen Wechsel werden Winter-Getreide, dann Sommer-Getreide angebaut und im dritten Jahr das Feld als Brache sich selbst überlassen. (Später pflanzt man an Stelle der Brache Hack-Früchte oder Futter-Pflanzen an.) Die Verwendung von Winter-Getreide intensiviert den Ackerbau.

Hinzu kommt ein zweiter folgenreicher Fortschritt – er ermöglicht eine Produktivität über den Eigen-Bedarf (Subsistenz) hinaus. Sie kann auf den städtischen Märkten abgesetzt werden. Dafür verbreitet der Orden im hohen Mittelalter entwickelte Agrar-Technologien.

Grund-Herrschaften zwingen die Bauern, in größerem Umfang Getreide anzupflanzen. Sie entwickeln und stellen dann für die Bauern eine effizientere Technologie des Verarbeitens von Getreide zur Verfügung: Mühlen, die von der Kraft des Wassers, bewegt werden.

In ihrer damals hohen Technologie ist im Keim die Struktur der späteren Industrialisierung angelegt.

Zu gleicher Zeit wird mehr Fläche an Acker und Weide begehrt. Das hat große Folgen für den Wald: Es wird umfangreich. Alles greift ineinander.

Auch weiterhin liefert der Wald allerlei Nutzen: Holz, Harz, Asche, Bast, Honig, Eicheln für die Schweine, mancherlei für das Vieh.

Land-Wirtschaft und Städtewesen. Dieser Aufschwung der Land-Wirtschaft ist die entscheidende Treib-Kraft für das Städtewesen. Die landwirtschaftliche Produktion wächst – in konjunkturellen Wellen. Die Bauern setzen ihre Mehrproduktion ab – so entwickeln sich die Märkte und damit die Markt-Orte.

Dort stellen Handwerker die neuen Agrar-Geräte her. Sie verdienen an den Bauern.

Weil dieser Austausch an Fülle und Komplexität zunimmt, entwickelt sich eine entscheidende Erleichterung: Er wird flexibel – durch das Geld. So verbreitet sich die Geld-Wirtschaft, die nach der römischen Antike weitgehend untergegangen war.

Der Transport zwischen Land und Stadt wird erleichtert durch Verbesserungen wie vor allem durch die Verbreitung des Rades und des Wagens.

Steigende Investitions-Fähigkeit setzt die Bauern in die Lage, sich Zug-Tiere anzuschaffen, meist Ochsen.

Diese Tiere verbessern auch die Arbeit mit dem Boden: Weil jetzt mehr als die Kraft des Menschen zur Verfügung steht, kann er tiefer und besser umgepflügt werden.

Roden – die einschneidendste Veränderung der Landschaft

Der unerschöpfliche Wald. Im frühen Mittelalter ist Europa nördlich der Alpen von Wald überzogen. Dieser Wald erscheint lange Zeit den Menschen unerschöpflich zu sein.

Roden von Wald. Menschen schaffen sich Siedlungen, Wiesen und Felder sowie Wege, indem sie Wald roden. Klöster, Städte und Dörfer unternehmen umfangreiche Rodungen.

Dies ist eine mühsame Arbeit: Die Menschen roden mit Stein-Beilen.

Nach dem Roden liefert ihnen der Humus aus toter organischer Substanz von gefällten Bäumen den ersten Dünger für den neu entstehenden Acker.

Schwierigkeiten. Nicht jeder Wald-Boden ist für den Acker-Bau geeignet. Der Wald erobert sich rasch manchen Boden zurück.

Das Ausmaß des Rodens. Caesar (um 50 v. Chr.): »Niemand ist in diesem Teil Germaniens, der sagen könnte, bis ans Ende jenes Waldes gekommen zu sein, selbst wenn er sechzig Tagreisen weit vorgedrungen ist ...«

Die Mönche und Brüder der Klöster sind im 12. Jahrhundert an den Rodungen stark beteiligt, z.B. Altenberg (Bergisches Land) und Himmerod (Eifel).

Bis zum 13. Jahrhundert vernichten Menschen in Deutschland rund 80 Prozent der ursprünglichen Wald-Fläche. In der Hochphase ihres Rodens im 13. Jahrhundert vermindern sie den Wald noch einmal – nun auf einen Bruchteil seiner ursprünglichen Fläche.

Durch Roden verändern Menschen in Jahrtausenden die Landschaft am einschneidendsten.

Oft bezeichnen sie ihre Rodungen mit Flur und Orts-Namen. Ein Beispiel: Sterkrade (heute Oberhausen). »Allein in Baden-Württemberg gibt es 80 Gemeinden, deren Namen sich von Wald, Bäumen und Holz herleiten, wobei die vielen Teilortsnamen und Flurnamen noch gar nicht gezählt sind. Namen wie Aichelberg, Buchenbach, Bühlertann, Erlenmoos, Holgerlingen, Nußloch, Schönwald, Tannhausen oder Waldkirch vermitteln einen sehr plastischen Eindruck davon, wo die Ortsgründung einmal stattgefunden hat.«[5]

Schranken. Mit dem Roden zerstören Menschen Bereiche des Waldes. Dies ist so lange unbedenklich, wie es nicht im Übermaß geschieht.

Aber die Gesellschaften tun sich schwer, dem unmittelbaren Nutzen, für den es viele Begründungen gibt, vernünftige Schranken aufzuerlegen.

Erst als der Wald weitreichend ausgebeutet ist und dadurch Lebens-Grundlagen in Frage gestellt sind, entsteht ein eigentlich naheliegender Gedanken: ihn zu schützen. Und noch viel später: ihn zu pflegen.

Den ersten Schutz bekommt der Wald lediglich durch eine Manie einer kleinen Gesellschaft: Fürsten und ihr adliges Gefolge wollen Bereiche von Wald zur Jagd nutzen – und daher ihn für sich reservieren.

Im 16. Jahrhundert haben Menschen einen so großen Land-Hunger, daß 1556 in Sachsen die Regierung ein Rodungs-Verbot ausspricht. Dies geschieht aber einzig deshalb, weil der Hochadel seine Jagd-Gründe sichern will.

Der Wald geht und kommt. Zwischen 1450 und 1500 werden in der Umgebung von Städten vier Fünftel der Orte und Höfe aufgegeben (Wüstungen). Der Wald wächst wieder. Ebenso im Dreißigjährigen Krieg: Zwischen 1618 und 1648 sterben sechs Millionen Menschen. 40 Prozent davon sind ländliche Bevölkerung. Viele Gegenden werden von Menschen entleert. Busch und Wald breiten sich aus. Die Zahl des Wildes steigt enorm, vor allem der Wölfe. Im Winter 1649 schießt Herzog Friedrich von Celle eigenhändig 168 Wölfe.

Nach diesem Welt-Krieg gewinnen Menschen Flächen, die einst besiedelt und dann zu Wald wurden, wieder zurück.

Noch im 19. Jahrhundert wird an vielen Stellen gerodet.

Formen der Wälder

Nach der langen Rodungs-Epoche bestehen in unterschiedlichen Gebieten unterschiedliche Formen des Waldes.

Bauern-Wäldchen. Zum Beispiel sind es im Münsterland kleine Bauern-Wälder – deutlich sichtbar bis heute. Unweit von ihrem Gehöft hat die Bauern-Familie meist ein kleines Wald-Stück. Es gehört zu ihrer Eigenversorgung (Subsistenz-Wirtschaft). Sie hat im Prinzip nur so viel Wald, wie sie für ihre Wirtschaft benötigt. Für sie hat der Wald hat auch die Funktion einer Sparkasse: Wenn etwas zu investieren ist, verkauft sie dafür Holz – für Reparaturen, neue Stelle, ein Acker-Pferd oder für einen Schwiegersohn.

Au-Wald. In den Niederungen der Flüsse und vor allem neben den Strömen gibt es die Auen-Wälder. In der feuchten Tal-Ebene wachsen im Hochwasser-Bereich auf dem angeschwemmten Lehm-Boden: Eichen, Erlen, Weiden, Pappeln und Eschen – mit viel Unterholz und wucherndem Kraut.

Eine dritte Art des Waldes ist der Forst. Dazu später mehr.

Regeln der Bewirtschaftung und Organisation

Wald als Entgelt. Die fränkischen Könige behalten eine riesige Reserve an Wald. Aus diesem Bestand ziehen sie Gewinne und belohnen Dienste durch Verschenken.

Früh erhalten Kirchen umfangreiche Wälder.

Zur Aufsicht werden Förster (*forestarii*) eingesetzt. Sie überwachen das Nutzen des Holzes.

Männer und Frauen lesen im Wald Holz. Mehr als der Nutzen aus dem Holz dient der Wald als eine Fleisch-Kammer – denn darin lebt das Wild. Hinzu kommt: Der Wald ist für die Bauern eine Vieh-Weide, vor allem für Schweine. Ein Quadrat-Kilometer Laubwald ernährt rund 300 Schweine.

Der Wald scheint unerschöpflich. Aber schon früh wird er übernutzt. Kühe und anderes Vieh fressen Zweige und Laub – bis zur »Fraß-Linie«.

Früh wird auch die Nutzung des Waldes ein Geschäfts: Adlige Wald-Besitzer kassieren von den Bauern Geld für die Erlaubnis, in den Wäldern ihr Vieh zu weiden.

Wald für Jedermann. Der Wald gehört zwar einem Grund-Herrn, aber er gilt im Hinblick auf seine Nutzung aufgrund einer vorfeudalen Tradition noch lange Zeit als allgemeines Eigentum. Er ist eine Art Frei-Raum, der von der Feudal-Herrschaft noch nicht völlig durchdrungen ist.[6]

Im Mittelalter darf sich fast überall jedermann im Wald Brenn-Holz holen. Dies besteht nicht aus den ausgewachsenen Bäumen, sondern aus dem Unterholz.

Regulative. Das Problem, daß viele Menschen den Wald nutzen wollen, erfordert Regeln – und wenn es mehr Menschen angeht, muß dies organisiert werden.

Die Bauern eines Dorfes verstehen sich als Genossen des Waldes, d.h. als Mark-Genossen. Sie bilden eine Mark-Genossenschaft. Sie geben sich selbst die Regeln, d.h. sie setzen Recht – von unten formuliert, durch Vereinbarung gefestigt und meist von oben anerkannt.

Die Dorf-Genossen erhalten jeder einen Anteil am gesamten Wald. Er wird meist ausgelost. Damit wird verhindert, daß jemand immer dieselbe Fläche erhält.

Beim Abmessen der Anteile markiert jeder seinen Bereich mit Pfählen. Darin ist seine Haus-Marke eingeschnitzt.

Innerhalb eines Feudal-Systems gibt es also auch eine Rechts-Struktur, die von unten etabliert wird: der genossenschaftliche Umgang mit dem Wald.

Wer den Wald nutzt, muß auch etwas dafür tun. Den Rechten entsprechen Pflichten: Bäume pflanzen, Wege instand halten, dürres Holz herausholen, für den Förster zahlen, dem Grund-Herrn als Abgabe Holz liefern. Dies sind teilweise Regeln, die aus der Sache stammen und selbst gesetzt wurden, teilweise feudale Fron-Dienste.

Für Streit-Fälle gibt es ein Holz-Gericht (Holthinge, Taidinge), das schlichtet. Sein Vorsitzender ist der Holz-Graf. Er wird oft vom Grund- oder Landes-Herrn ernannt.

Im späten Mittelalter entstehen und verschärfen sich Konflikte mit den Grund-Herren, daher werden die Regeln nun häufig schriftlich aufgezeichnet.

Als die Schicht der Klein- und Unterbauern wächst, versuchen viele Mark-Genossen, sie von der Wald-Nutzung fern zu halten, d.h. sich zu privilegieren – sich als eine alte Macht-Kaste zu etablieren.

Das Leitbild dafür bilden die Städte, in denen die Patrizier sich gegen die Zünfte und gegen das arme Volk abzuschotten versuchen. Also immer wieder derselbe Prozeß: Wer Macht hat, versucht, sie zu festigen – indem er andere grundsätzlich ausschließt.

Eigen-Nutzung und Geld-Wirtschaft. Geregelt werden muß: Wer darf Holz schlagen? – und wie viel? Meist ist nur die Nutzung für die Familie erlaubt. Niemand darf Holz verkaufen.

Dies ist ein System, das nur daran denkt, selbst vernünftig über die Runden zu kommen. Es denkt nicht in Gewinn – ist also nicht auf eine expandierende Geld-Wirtschaft ausgerichtet.

Eine Veränderung dieses jahrhundertealten und menschlich gut funktionierenden Denkens kommt durch den liberalen Ökonomismus, der – beginnend im späten 18. Jahrhundert – zunehmend die ganze Welt in Geld umrechnet und zu verwerten versucht.

Zur Festigkeit der Regulative für den Eigen-Bedarf trägt auch die Neigung des Grund-Besitzers bei, sich ein Monopol über den Handel mit Holz zu sichern.

Aber auch hier tritt die Geld-Wirtschaft nur sehr langsam und in Grenzen in das Gefüge des Grund-Eigentums ein.

Der Gebrauch des Waldes. Zu regeln ist auch, welche Schweine den Wald nutzen dürfen.

In den Eichen-Wäldern ist bis zum 18. Jahrhundert für die Bauern die Mast von Haus-Schweinen rentabler als das Holz, auch bei steigenden Preisen für Eichen-Holz.

Der November ist die wichtigste Zeit für das Sammeln der Eicheln. Die Schweine-Hirten lesen sie vom Boden auf. Umstritten ist, ob sie auch auf die Bäume steigen und die Eicheln mit Stöcken herunterschlagen dürfen. Denn das schadet den Bäumen.

Haus-Schweine lassen sich rasch aufziehen und verkaufen – beim Holz dauert die Aufzucht sehr lange. Um 1600 bringt im Solling an der Weser die Schweine-Mast zwanzigmal soviel Geld ein wie die gesamte Nutzung des Holzes.[7]

Allerdings ist die Vieh-Haltung arbeits-intensiver als die Holz-Wirtschaft. »Für den Ertrag durch die Kühe und Schweine müssen der Bauer und seine Familie viermal soviel arbeiten wie für den Ertrag, den Bäume bringen.«[8]

Um die Schweine-Mast entstehen oft große Konflikte, ja sogar Kriege – sie werden »Schweine-Kriege« genannt.

Wald-Ordnungen. Im 13. Jahrhundert entstehen in den Ostalpen die ersten Berg-Ordnungen, die auch Wald-Ordnungen enthalten.

In Norddeutschland werden Holthinge (Holz-Thinge) gebildet – als Gerichte, die überwachen sollen, daß die genossenschaftlichen Wälder geordnet genutzt werden.

Reine Wald-Bauern. Im Schwarzwald gibt es jahrhundertelang Bauern, die sich nahezu ausschließlich der Wald-Wirtschaft widmen. Sie betreiben sie seit jeher sorgsam forstwirtschaftlich, weil der Wald eine ständige Erwerbs-Quelle auch für die folgenden Generationen sein muß.

Der Wald unter Macht-Ansprüchen: Absolutismus

Verhaltens-Weisen, Rechte, Macht und vieles mehr verändern sich im Laufe der Geschichte. Im Absolutismus wird schließlich »der Wald lückenlos zum Gegenstand von Machtansprüchen« (Joachim Radkau/Ingrid Schäfer).[9]

Recht und Macht. Aus altgermanischem Stammes-Denken ist die Welt des Mittelalters ziemlich weitgehend verrechtlicht – nach einem Prinzip der verläßlichen Gegenseitigkeit. Die Rechte sind zwar sehr unterschiedlich – von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf –, aber ihre Festigkeit ist im allgemeinen gut gesichert.

Im 16. Jahrhundert wächst die Macht der Obrigkeiten, in der Regel durch Ausbreitung ihrer Territorien. Ihre machtpolitische Begehrlichkeit wird immer stärker.

In dieser Zeit breitet sich erneut antike Rechts-Methodik aus – das »römische Recht«. Diese Wiederaufnahme antiken Rechts geschieht instrumentalisiert als Herrschafts-Interesse: Sie strebt eine Vereinheitlichung des Rechtswesens an, damit die Obrigkeit es zentralistisch dirigieren kann. Das »römische Recht« ist ein bequemer, plausibel und gut klingender Vorwand – tatsächlich geht es um das Prinzip: Der Stärkere entscheidet nach seinem Willen – gesteuert von seinen Interessen. Der Schwächere kann sich kaum oder überhaupt nicht wehren – seine Rechte werden an sehr vielen Stellen eingezogen oder geschmälert.

Da die Abgaben aus der Landwirtschaft stabiler gesichert sind, ist der Wald ein Bereich, in dem der Grund-Herr seine Einnahme steigern kann.

In einem frühen Stadium werden zunächst die Rechte der Bauern durch einseitige Interpretationen geschwächt.

Der Grund-Herr versucht, den einträglicher werdenden Handel mit Holz bei steigenden Preisen immer mehr in seinem Interesse auszunutzen.

Aufhebung der Teilhabe. Die Mächtigen und ihre Juristen, die eine Ausbildung an einer Universität haben, versuchen, mit der Einführung des Römischen Rechts, die alten Volks-Rechte, die aus spezifischen Wurzeln stammen, auszuhebeln. Weiterhin versuchen sie, die Teilhabe an Rechten einzuschränken oder aufzuheben.

So erklären sie: Wir haben vom König das Forst-Regal erhalten – das beinhaltet die volle Nutzung der Wälder.

Das Verfahren der Juristen ist immer dasselbe: Gesetze nicht aus ihren Ursprüngen und Verhältnissen zu interpretieren, sondern auf ein Macht-Interesse zu reduzieren, das möglichst keine Teilhabe von Dritten mehr gestattet. Außerdem haben sie die Tendenz, sie auf eine banale Einfachheit zu trimmen, die nur einem einzigen den Nutzen garantiert – und Kooperationen ausschließt oder in Unterordnungen umwandelt.

Konflikte. Bauern beschuldigen die Grund-Herren, sie hätten sich »die Hölzer alle allein angeeignet« – so lautet einer der zwölf Artikel der aufständigen Bauern im Bauern-Krieg von 1525.

In Thüringen machen die Aufständigen eine Fahne, auf der sie zeigen, was ihnen die Guts-Herren genommen haben: Fisch d.h. Fischerei, Vogel d.h. Vogel-Jagd und Holz.

Der Streit zwischen Bauern und Grund-Herren geht zu zwei Dritteln um die Rechte am Holz des Waldes.

Die Bauern verlieren zwar den Aufstand, weil sie sich schlecht zu organisieren verstehen, aber die Grund-Herren müssen nun beim Beschneiden der Rechte vorsichtiger mit ihnen umgehen – aus Furcht vor einem neuen Aufstand, den sie durchaus verlieren könnten.

Mit Erfolg kämpfen in Tirol besser organisierte Bauern in einem starken, gut disziplinierten Verband – 500 Jahre lang. 1847 werden ihre Rechte anerkannt – aber nun in einer anderen Form: als Eigentum.

Die Fürsten eignen sich in einer langen Auseinandersetzung die Forst-Rechte an. Dabei geht es mit viel Lug und Trug zu – propagandistisch eingesetzt. Immerzu beschuldigen sie die Bauern, daß sie den Wald verwüsten oder verkommen ließen – das geschieht zwar gelegentlich, aber meist entspricht der Vorwurf keineswegs den Tatsachen.

Verlust der bäuerlichen Selbst-Verwaltung. Nach dem furchtbaren generationenlangen Krieg 1618/1648 ist die Kraft des Bürgertums erloschen. Die Städte vegetieren vor sich hin. Die Gewinner des Krieges sind die Fürsten. Zu den Verlierern gehört auch der Adel und schließlich die Bauern. Die Fürsten eignen sich Rechte an, ziehen viele Rechte ein und wandeln andere um.

Die Bauern verlieren weitgehend die Selbst-Verwaltung in Form der Genossenschaft, in der die Verfügung über den Gemeinde-Wald organisiert und alle Anteilseigner waren. Nun setzt die landesfürstliche Obrigkeit die Bauern lediglich zu »Berechtigten« herab. Zuvor waren sie gemeinschaftlich rechtlich gefestigte Besitzer des Waldes (nicht Eigentümer) – jetzt dürfen sie ihn nur nach Gutdünken und Laune des Fürsten benutzen.

Bauern-Aufstände. 1792 machen im Limburg-Dürkheimer Wald Bauern einen gewaltsamen Bauern-Aufstand gegen die Einschränkungen des Bezuges von Brenn-Holz und Bau-Holz. Sechs Bauern sterben.

Es gibt viele weitere Aufstände.

Der Wald wird verbraucht

Griechenland. Kein Tourist in Kleinasien kann sich heute vorstellen, daß das weite Land um 2.000 v. Chr. von Eichen-Wäldern bedeckt war – heute gibt es kein einziges Wald-Stück

mehr. Die Marine Athens brauchte so viel Holz, daß die Wälder Attikas verschwanden. Platon beklagte diesen Verlust. Weitere Wälder fraß die Landwirtschaft fraß.

Die Kausal-Kette. Wo das Gebirge entwaldet wurde, drohte stets die Gefahr, daß das Regen-Wasser die Erd-Oberfläche abspülte und nur das blanke meist unfruchtbare Gestein übrig blieb. Dann konnten die Berge auch das Regen-Wasser nicht mehr eine Zeit lang festhalten. Reißend nahm es die Erde als Schlamm mit. Auf diese Weise wurden z.B. die Lagunen an der Adria zugespült – sie verlandeten.

In römischer Zeit hatte die weit entwickelte Zivilisation rund um das Mittelmeer ihre Wälder hemmungslos vernutzt und dadurch verwüstet. So ist ein großer Teil der Landschaften, denen wir heute begegnen, zwar ästhetisch spannend, tatsächlich aber der Ausdruck von Raub und Katastrophen.

Italien. Im 11. und 12. Jahrhundert wurde die italienische Halbinsel in erheblichem Umfang entwaldet.

Der Aufstieg Venedigs zur Großmacht mit einer umfangreichen Flotte war vor allem im 15. Jahrhundert eine Katastrophe für den Wald an der Adria – zwischen der Lagune und den Alpen. Er wurde für den Schiff-Bau geopfert.

Die größte Werft der Welt, das Arsenal in Venedig, stellte aus Lärchen, Fichten, Tannen, Walnuß-Bäumen, Buchen und Ulmen viele Teile für den Schiffs-Bau her: Planken, Masten, Steuer, Ruder, Anker-Winden u.a.

Am deutlichsten ist die Katastrophe der Ausplünderung des Waldes zu sehen: im Karst an der kroatischen Küste.

Zu spät kam die Mühe der Regierung Venedigs, angesichts der schwindenden nutzbaren Ressourcen den Wald vor diesem Raub-Abbau zu schützen.

England. Bereits im 11. Jahrhundert war England weitgehend entwaldet. In der Zeit der Tudors (1485–1603) schritt dieser Prozeß ungeordnet weiter.

Deutschland. Um 1300 hat die Stadt Nürnberg für ihre Eisen-Gewerbe den Reichswald rund um Nürnberg verwüstet. König Heinrich VII. schreibt einen erbosten Brief: Die Bürger sollen dafür sorgen, daß wieder Wald wächst. 1368 experimentiert der Kaufmann und Bergwerks-Besitzer Peter Stromeir mit Samen von Tannen, Fichten und Kiefern – er schafft es, sich eine Baum-Schule anzulegen und liefert den Förstern Gebrauchs-Anweisungen.

1536 beklagt der württembergische Landes-Herr die schleichende Zerstörung der Wälder.

Spanien. Jahrhundertelang wurden der Schaf-Zucht, die hoch privilegiert ist, weite Wälder geopfert.

Umwelt-Krise. Das 14. Jahrhundert ist das »Jahrhundert einer gesamteuropäischen Umweltkrise«. Der Zeit-Geist ist hemmungslos. Wer die vielen Kriege in dieser Epoche studiert, sollte sich vor Augen halten, daß die Mentalität des kriegerischen Umgangs miteinander nicht an den Grenzen der Schlacht-Felder halt macht, sondern eine allgemeine hemmungslose Gefräßigkeit ist, die nichts und niemanden ausläßt – sich also auch in der Ausplünderung der Ressourcen austobt.

In den Dienst der grausamen Mächtigen stellen sich viele Intellektuelle – von ihnen bezahlt. Sie hängen vor die Untaten eine intelligent erscheinende sophistische Theorie: Wald wird als Feind des Fortschritts angesehen. Und als Zuflucht für zu Recht oder oft auch zu Unrecht Geächtete, die man verfolgen sollte .

Entwaldung in aller Welt. Sichtbar wird: Das Geschehen, wir heute in vielen Bereichen der Erde kritisieren, hat eine lange Tradition.

Alarmierend ist das Ausmaß der Entwaldung in den tropischen und subtropischen Regen-Wäldern. Dort werden zur Zeit jedes Jahr rund 17 Millionen Hektar abgeholzt.

Gründe: Export von Tropen-Holz in alle Welt. Plantagen-Besitzer wollen seit 1980 ihr Terrain ausdehnen. Kleinbauern suchen Land. Der Welt-Verbrauch an Papier[10] hat sich seit 1950 verfünffacht und verdoppelt sich erneut bis 2010.

Der Kahlschlag hat ein globales Ausmaß: Von den ursprünglichen Wald-Flächen der gesamten Erd-Kugel besteht nur noch ein Fünftel.

Erneutes Vordringen des Waldes. Es gibt aber auch Zeiten, in denen sich der Wald wieder ausbreitet.

1348 kommt die große Pest – und bringt einen großen Teil der Bevölkerung um. Viele Dörfer verschwinden (»Wüstungen«). Viele Äcker und Wiesen bleiben ungenutzt – dort breitet sich der Wald aus.

Im großen Welt-Krieg 1618/1648 stirbt weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung. Sehr viel Land bleibt liegen – dort entsteht erneut Wald.

Die katastrophale Landwirtschaft-Politik von Brüssel zwingt ganze Heere von kleinen Bauern, ihre Höfe aufzugeben. Oft werden umfangreiche Flächen stillgelegt – dann wächst der Wald.

In unseren Tagen entstehen weite Brachen von aufgegebenen Industrien. Die greift sie sich zurück – in Form von »Industrie-Natur« und »Industrie-Wald«. Rhein-Elbe ist dafür ein reales und symbolträchtiges Beispiel.

Die Jagd schafft sich den frühen Forst

Die Jagd gehört zu den ältesten Weisen, wie Menschen sich Mittel zum Leben aneignen. Wie Tiere töten sie Tiere – und essen sie auf.

Die Jagd hat eine Magie. Das können wir vielleicht nachempfinden, wenn wir heute im Fußball an den Tor-»Jäger« denken, der in der Unsicherheit, ob er das Tor macht oder nicht, oft an Magie denkt.

Von der Magie der Jagd zeugen zahlreichen Jagd-Bilder in Felsen-Höhlen: Sie beschwören mit einem Jagd-Zauber Gottheiten und Tiere.

Diese Bilder zeigen, daß die Jagd sehr mühsam war – man brauchte viel Glück und Geschick.

Jagd-Wald des Königs. Im frühen Mittelalter (7.–10. Jahrhundert) gibt es zwei Arten von Wald-Besitz: der königliche Wald und der gemeinschaftlich genutze Wald.

Eine besondere Art des Waldes ist der Forst. Er entsteht in einer Krise des Waldes, der von Menschen hemmungslos ausgeplündert wird. Der Forst soll ein geschütztes Terrain für einen besonderen Zweck sein: zunächst für die Jagd des Königs.

Der ungenutzte Urwald gilt im Mittelalter als wüste Ödnis: als »Un-land«. Im Sanskrit heißt dieses Ödnis »Dschungel«. Dieses Ödland gehört dem König. Das Forst-Recht (*ius forestis*) entwickelt das königliche Recht am öden, wilden Land (*ius eremi*) weiter. Der Begriff *forestis* oder *forestum* bedeutet Bezirk besonderes Rechts.

Seit dem frühen Mittelalter regiert der König zum großen Teil auf Reisen – und beansprucht daher den Wald nicht allein im Umfeld seiner Haupt-Residenz, sondern auch seiner vielen Pfalzen sowie an anderen Orten. Daher gibt es überall Forste.

Weil der König selbst nicht überall jagt und es noch viele andere Interessen am Wald gibt, setzt sich das ›Königs-Recht‹ am Wald nur teilweise durch – und die Fürsten nehmen es dem König im Laufe der Zeit ab.

Königs-Wald wird Fürsten-Wald. Mit dem Rückgang der kaiserlichen Macht in der kaiserlosen Zeit des Interregnum (1254–1273) werden kaiserlich-königliche Hoheits-Rechte (Regalien), darunter das Berg-Recht und das Jagd-Recht eine Beute der Landes-Herren. Die meisten Forsten gehen vom König an die Fürsten über – und dann oft noch weiter nach unten.

Bei Köln gibt es den Königsforst. Er gehörte zu einem Reichs-Gut. Schon im 10. Jahrhundert kommt er in die Hand der Kölner Erzbischöfe. Weitere Beispiele der Aneignung: der Klever und Geldrische Reichswald.

Es entsteht landesherrlicher Wald, adliger Wald, kirchlicher Wald und vereinzelt Wald von Bauern. Hinzu kommen Organisations-Formen von Gemeinheits- und Marken-Wald. Auch Städte können in Besitz von Wald kommen (z.B. Brilon, Menden, Lemgo, Steinheim, Dortmund). Auf verschiedenen Wegen.

Im 16. Jahrhundert setzen die Landes-Fürsten ihren Anspruch auf das Jagd-Recht weitestgehend und brutal durch.

Ein Rest dieser Dimension ist heute erhalten in der unschuldigen Vorstellung vom »Staats-Wald«.

Merowinger und Franken. Das Wort *foresta* erscheint zuerst in der Zeit der Mero-

winger, dann in Gesetzen der Langobarden und in den Verordnungen (Kapitularien) der Franken-Könige, die die germanischen Volks-Rechte aufzeichnen. Wahrscheinlich kommt es von *foris* = draußen. Forestare heißt daher: fernhalten und ausschließen.

Forst ist eine juristische Bezeichnung für ein Terrain, in dem der König durch Erlaß den meisten Menschen den Zugang sperrt.[11] Der Forst darf nicht bebaut, genutzt und verletzt werden. Denn: Er ist sein privilegierte Jagd-Gebiet.

Die Könige richten nach Belieben Forste ein. Wer die Forst-Gesetze übertritt, wird seit jeher streng bestraft (»Wilddiebe«).

Charaktere der Jagd. Das Jagen ist eine archaische Tätigkeit – und ein königliches Ritual. Darin steckt ein Bündel an Motiven – ihre leben weiter: die Mentalität des Beute-Triebes einer jahrtausendelangen urtümlichen Jäger-Gesellschaft, der Wett-Kampf der Jäger, eine Wildheit als Gegenpol zur Hof-Ettikette, das Überlegenheits-Gefühl beim Besiegen von Tieren, die anschließende bacchantische Feier, die Großzügigkeit, die adligen Vasallen teilhaben zu lassen.[12]

Zur Geschichte der Jagd

Erst als Menschen seßhaft wurden und sich durch Ackerbau und Vieh ernähren konnten, verlor die Jagd ihre Notwendigkeit. Dann bleibt sie – jahrtausendelang eingefleischt und verinnerlicht – bis in unsere Tage bestehen – meist ein Luxus. Auch ihre Magie.

Im Altertum gibt es eine Fülle von Skulpturen und Bildern, die die Bedeutung der Jagd vor Augen stellen.

Ihre Lebens-Notwendigkeit bei den Germanen und den Kelten schafft ihr naturgemäß ein hohes Ansehen. Von den Kelten stammen fast alle Ur-Stämme der Hunde-Rassen, die heute noch im Zusammenhang mit der Jagd bestehen.

Im 16. Jahrhundert setzen die Landes-Fürsten das Monopol auf Jagd-Recht weitestgehend durch.

Herrschaft hängt lange Zeit und häufig stark mit der Jagd zusammen: Der Herrscher ist der tüchtige Anführer der Jäger – und soll auch der erfolgreichste Jäger sein. Im 17./18. Jahrhundert funktioniert dies allerdings nicht nach Leistung, sondern die Jagd wird so angelegt, daß es dem Fürsten leicht gemacht wird, den größten Hirsch zu schießen.

Die magische Seite der Jagd verkörpert sich in den Heiligen, die dafür angerufen werden: Eustachius und später Hubertus.

Es entwickelten sich unterschiedliche Formen: die hohe Jagd des Adels und die niedere Jagd.

An den Höfen bildete sich ein Komplex von Verhaltens-Weisen und Ritualen der Jagd: mit strengen Bräuchen und einer eigenen Sprach-Weise (Jäger-Sprache, Jäger-Latein). An den meisten deutschen Höfen entstanden Jäger-Höfe.

Literarisch thematisiert wird das Thema Jagd im Nibelungenlied und in Gottfrieds »Tristan und Isolde«.

Unter dem Ruf nach Gleichheit in der Französischen Revolution und besonders nach 1848 versuchen alle Stände, das Recht auf die Jagd zu erobern.[13]

Ausplünderung und Schutz. In Europa wird der Wald jahrhundertelang außerordentlich ausgeplündert. Sehr früh werden bestimmte Arten wilder Tiere nahezu ausgerottet. Schon um 1000 in England.[14]

Aber der König schützt Bereiche des Waldes und der Tiere. Dafür läßt er eine Art Reservat einrichten: die Forste.

In England erläßt im 11. Jahrhundert der normannische König Wilhelm der Eroberer ein Forst-Recht.

Treib-Kraft ist weniger der Schutz des Waldes, wie in unserer Zeit der Schutz der Natur, sondern seine Besessenheit von der Jagd-Leidenschaft: Dafür will er den Wald in einem bestimmten Zustand erhalten.

Treib-Jagd. Um ein einzelnen Tier zu Tode zu hetzen werden oft bis zu 100 Pferde und 300 Hunde aufgeboten.

Tagelang kreisen Förster ein Tier ein. Der Hirsch flieht. Die Hunde-Meuten sind an Sta-

tionen des Flucht-Weges stationiert. Manche Hirsche halten bis zu neun Stunden durch. Schließlich verbeißt sich die Hunde-Meute und ein Piquer schneidet von hinten dem Hirsch die Sehnen der Hinterbeine durch. Dann kann der Jagd-Herr dem Hirsch den Todes-Stoß geben.[15]

Schneisen im Wald. Für die Jagd werden im Absolutismus lange Schneisen in den Wald geschlagen – oft treffen sie sich in Stern-Form an einem runden Platz. Dies ist ein sichtbarer Ausdruck der Tatsache, daß der Fürst sich den Wald nun vollkommen angeeignet hat. Berühmt sind die Schneisen im kurfürstlichen Wald des Kottenforst zwischen den beiden Schlössern Brühl und Poppelsdorf in Bonn.

Solche Schneisen sind auch der Ausdruck der behäbigen Bequemlichkeit einer Hof-Gesellschaft, für die die Jagd zwar nach wie vor eine Leidenschaft wie heute der Fußball ist – aber »bitt´schön, möglichst angenehm!«

Zugleich zeigt sich in den Schneisen, daß der absolutistische Herrscher sich die Natur egozentrisch unterordnet – sie orientieren sich meist auf seine Jagd-Residenz, d.h. auf ihn. Solche Landschafts-Gliederungen durch die Jagd gibt es im Kottenforst zwischen Köln und Bonn, in Benrath bei Düsseldorf, im Bagno der Grafen Bentheim-Steinfurt und in den Parks in Kleve.

Später werden die Schneisen häufig auch als raffinierte Blick-Achsen gestaltet. Damit geht der Park in Wörlitz virtuos um.[16]

Jagd-Schlösser. Wie wichtig die Jagd für die Herrschenden ist, zeigt die Tatsache, daß sie sich Jagd-Schlösser bauen lassen – mit einem Aufwand und einer Ausstattung, die den Residenzen oft wenig nachstehen. Für den Kölner Kurfürsten Clemens August baut Johann Heinrich Roth um 1753/1761 im Kottenforst bei Röttgen das Jagd-Schloß Herzogsfreude in Röttgen – am Schnittpunkt von sieben Jagd-Schneisen (1730er Jahre). Darin kommt die große Jagd-Gesellschaft in über 100 Räumen unter. Der Nachfolger, kein passionierter Jäger, läßt 1761 die Inneneinrichtung versteigern bzw. auf andere Schlösser verteilen. In der französischen Besetzung wird 1804 das Gebäude zum Abbruch verkauft.

Jagd-Recht. 1789 hebt die Pariser Nationalversammlung alle Feudal-Rechte auf. Aber das Jagd-Recht gibt sie nicht allen Bürgern, sondern nur den Besitzenden.

Tiere. In zu großer Zahl schadet das Wild dem Wald. Es frißt, vor allem in Zeiten des Hungers, auch die jungen kleinen nachwachsenden Bäume kahl. Dabei wirkt auch Weide-Vieh von Bauern mit.

Die Jagd dezimiert die Anzahl der Tiere.

Wenn das Revier einzelner Tiere durch zu viele weitere bedrängt und daher ihre Nahrung knapp wird, gehen manche auf die Äcker und suchen dort Nahrung. Es sind besonders Wild-Schweine und Hirsche.

Dies wird als »Verwüstung« oder »Wildschaden« beurteilt.

Damit die Fürsten viel Wild zum Jagen haben, dezimieren sie es nicht – und die Bauern haben das Nachsehen. »Sie bekamen es zu spüren, daß sie weniger wert waren als die Tiere« (Joachim Radkau/Ingrid Schäfer).[17]

Manche Gebiete, die sonst gerodet wären, bleiben Wald, weil darin gejagt wird.

Seit jeher ist die Jagd heftig umstritten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbreitet sich energische Kritik – teils als an den luxurierenden Jagd-Gesellschaften, teils aus Protest gegen die Wild-Schäden, teils aus wirtschaftlichem Purismus.

Die herrschaftliche Rentkammer zahlt Prämien für das Erlegen wilder Tiere. In Brandenburg-Preußen werden 1700 rund 4.300 Wölfe, 229 Luchse und 147 Bären erlegt. Um 1780 gibt es in Mitteleuropa fast keine Luchse und Bären mehr.

Ermuntert von den Bauern in Frankreich ziehen in Sachsen die Bauern und Häusler aus, um das Wild auszurotten.

Das größte Wild-Sterben geschieht 1848, als die Jagd-Beschränkungen aufgehoben werden, – und die hungrigen Bauern machen das Land fast leer von Wild.

1850 erläßt Preußen sein erstes Wildpolizeigesetz. Nur wer über 75 Hektar Wald besitzt, darf jagen.

Der Wald als Wild-Park

Die absolutistischen Herrscher sehen den Wald zuerst als Jagd-Bereich und dann als Wild-Park an. In diesem Wald veranstalten sie ein Gesellschafts-Spiel: die Jagd – mit vielen Personen ihres Umkreises. Daher halten sie sich sehr viel Wild.

Es gibt auch eine Anzahl von eingehegten Wild-Parks, die eigens für die Fleisch-Versorgung des Hofes eingerichtet wurden (z.B. Raesfeld/Westfalen).

Fleisch von gejagten Tieren. Die tägliche Speisen-Folge am Hofe Moritz Casimirs II. auf Schloß Rheda am Samstag, den 21.10.1797.

Herrschaftliche Tafel: Maronen-Suppe. Rindfleisch. Kartoffeln und Rüben. Kalbfleisch mit Sellerie. Hammelbraten.

Nebentafel: Suppe. Rindfleisch. Gemüse. Braten. Laquaien und Gesinde: Wurst. Gemüse. Butter.

Sonntag, 22.10.1797: Herrschaftliche Tafel: Legierte Suppe. Rindfleisch. Sauerkraut. Pastete. Fische. Kalbsbraten.

Nebentafel: Suppe. Rindfleisch. Gemüse. Braten. Für Lakaien und Gesinde: Suppe. Rindfleisch. Gemüse.

An der herrschaftlichen Tafel sind mittags fünf Gänge vorgesehen, abends werden vier Gänge serviert: Suppe, Gemüse, warmer oder kalter Braten, Salat nach Jahreszeit. Als Getränk wird Bier, als Beilage Sauer-, Weiß- oder Grau-Brot gereicht.

Die Speise-Folge am herrschaftlichen Tisch wiederholt sich wöchentlich, die am Nebentisch und beim Gesinde bleibt über das Jahre dieselbe.

Am herrschaftlichen Tisch speisen mittags 14 Personen, abends zehn. An der Nebentafel sitzen sieben und am Gesinde-Tisch versuchen rund 26 Personen satt zu werden.[18]

Ambivalenz des Waldes

Versteck. Die geschützten Wälder in England und anderswo haben eine Ambivalenz: Darin verbergen sich in den Jahrzehnten nach der Eroberung Englands gleichzeitig die widerständigen einheimischen sächsischen Adligen, die in großer Zahl geächtet wurden, – und führen von hier aus einen Guerilla-Krieg.

Legendäre Gestalten entstehen, u.a. Robin Hood. *Robin* stammt von Robe als Gewand und *hood* ist die Haube – gemeint ist der mutige Mann, der sich verkleidet hat.

Robin Hood ist im 14. und 15. Jahrhundert der Held vieler englischer Volks-Balladen. Er war der Anführer einer Schar von getreuen Gesellen im Sherwood Forest bei Nottingham. Dort raubt er reiche weltliche und geistliche Herren aus und verteilt deren Überfluß an die Armen. Diese dichterische Figur verkörpert anschaulich die Wut der unterdrückten Angelsachsen auf Adel und Klerus, der aus der normannischen Eroberer-Schicht stammt.

Zuflucht für Tiere. Der Forst ist auch Zuflucht für wilde Tiere, die überall ohne Erbarmen gejagt werden. Man jagt sie auch im Forst, aber nicht in dem Ausmaß wie anderswo – sie genießen also im Forst mehr Schutz.

Bauern flüchten vor dem Krieg. In Europa leben in Jahrhunderten die Soldaten jeglicher Herrschaft vom Plündern, Rauben und Totschlagen. In der Regel gibt es keine Organisation des Nachschubs an Lebens-Mitteln. Daher schwärmen die Soldaten aus, dringen in die Bauern-Häuser ein, schlagen tot, wen sie darin finden und nehmen mit, was ihnen nützlich erscheint.

Sobald sich in Windes-Eile herumspricht, daß Soldaten nahen, flüchten die Bauern-Familien in den Wald – zusammen mit ihrem Vieh. Erst wenn die Soldaten weiter gezogen sind, kehren sie zurück.

Besonders im Dreißigjährigen Krieg von 1618 bis 1648 sind die Wälder Zuflucht für die gepeinigte Bevölkerung.

Tiere

Die Ausrottung vieler Tiere. In Europa werden im 14., 15. und 16. Jahrhundert weitgehend die Tiere ausgerottet, die sich nicht zähmen, das

heißt nicht als Nutz-Tiere verwenden lassen. Oder wenn sie mit den Jagd-Absichten konkurrierten – das heißt: selbst zu viel Jäger waren. Oder wenn sie den Bauern zu viel Vieh rissen.

Seit kurzer Zeit gibt es wieder Wölfe, zum Beispiel in der Lausitz und im Jagd-Revier Schorfheide von Erich Honecker. Diese Tiere kommen aus polnischen Gebieten – und wandern entlang uralter Wolfs-Pfade. Wieso erkennen sie jahrhundertelang aufgegebene Pfade? – das weiß niemand.

Acker-Bau und Vieh-Wirtschaft. Viele Jahrhunderte lang betreiben die Bauern überwiegend Acker-Bau. Sie haben wenig Vieh. Daher gibt es nur wenige Wiesen.

Erst im 19. Jahrhundert steigt die Nachfrage nach tierischen Produkten: Milch, Käse, Fleisch. Daher breitet sich die Vieh-Haltung und damit der Bereich der Wiesen aus.

Fleisch als Prestige-Produkt. Im 20. Jahrhundert nimmt die Vieh-Wirtschaft um die stark wachsenden Industrie-Bereiche stark zu.

Es entsteht ein Kampf um das Fleisch, das als Inbegriff des Reichtums im Gebiet der Lebens-Mittel gilt: als jahrhundertelanges Privileg der Fürsten und des Adels. Erst eignen sich Bürger das Fleisch an, in den 1950er Jahren auch gutverdienende Arbeiter.

Probleme der Masse. Die geforderte Masse des Fleisches kann nur in sehr geringem Maße durch Jagd aus dem Wald geholt werden. Auch die Weide-Wirtschaft liefert nicht das geforderte Ausmaß.

Durch chemische Dünge-Mittel und zusätzliche chemische Vieh-Nahrung wird es möglich, Vieh nicht mehr auf der Weide, sondern allein im Stall aufzuziehen – ein bedenklicher Vorgang, der jedoch unbedenklich hingenommen wird.

Eine weitere Stufe der Produktions-Steigerung: Vieh wird immer mehr natur- und artfern aufgezogen – in Mästereien und Lege-Batterien. Kritiker bezeichnen dies seit den 1970er Jahren als »KZ-Haltung«.

In Restaurants, die als vornehm gelten möchten, entsteht seit den 1980er Jahren eine oft ausgedehnte Karte, die Wild-Fleisch aus dem Wald anbietet. Ohne daß dies ins Bewußtsein der Konsumenten tritt, zeigt sich darin unterbewußt die Sozial-Geschichte von Wald und Wild.

Gegen-Bewegungen. Seit den 1970er Jahren wächst kontinuierlich eine Gegen-Bewegung: die Vegetarier. Sie verzichten aus unterschiedlichen Gründen ganz oder teilweise auf das Fleisch. Vor allem wollen sie den Mechanismus der Masse, die die Lebens-Qualitäten von Tier und Mensch reduziert, treffen.

Diese Bewegung erzielt viele Erfolge. Der Fleisch-Umsatz sinkt phasen- und bereichsweise erheblich – und trifft damit eine überbordend expansive und meist skrupellose »Fleisch-Wirtschaft« (Aufzucht, Transporte, Chemikalien), die Menschen vergiftet, empfindlich. Absatz-Schwierigkeiten werden deutlich, wenn die Branche wieder für Fleisch werben muß. Mißbrauch fliegt auf – hat kurze Beine.

Zugleich wächst der Anteil einer Vieh-Haltung, die den Tieren ein gutes Leben zubilligt.

Die planende Wald-Wirtschaft schafft Typen des Waldes

Am Ende des Mittelalters, um 1500, gibt es in Mitteleuropa weniger Wald als heute – kaum zu glauben. Aber in Zeiten geringer und unsicherer Ernten auf den Äckern und Wiesen greifen Menschen rigoros nach dem Wald.

Hinzu kommt, daß sich in rund 300 Jahren die Bevölkerungs-Zahl verfünffacht hat.

Vom Wald bleibt nur übrig, was sich für eine intensive Nutzung durch Land-Wirtschaft nicht eignet – meist armer Boden. Und die Flächen, die der Herrscher, ein König, Herzog, Bischof oder Abt, für sich beansprucht – als Terrain für seine Jagd-Leidenschaft.

So entstand der Flecken-Teppich an Wald, den wir heute – am besten aus der Luft – quer durch Mitteleuropa sehen.

Planvolle Wald-Wirtschaft. In der Not muß reguliert werden. Es entstehen »Ordnungen«. Die Grund-Herren schaffen sie. Darin werden Rechte festgelegt und zugleich begrenzt. Und nun entwickelt sich auch Planung.



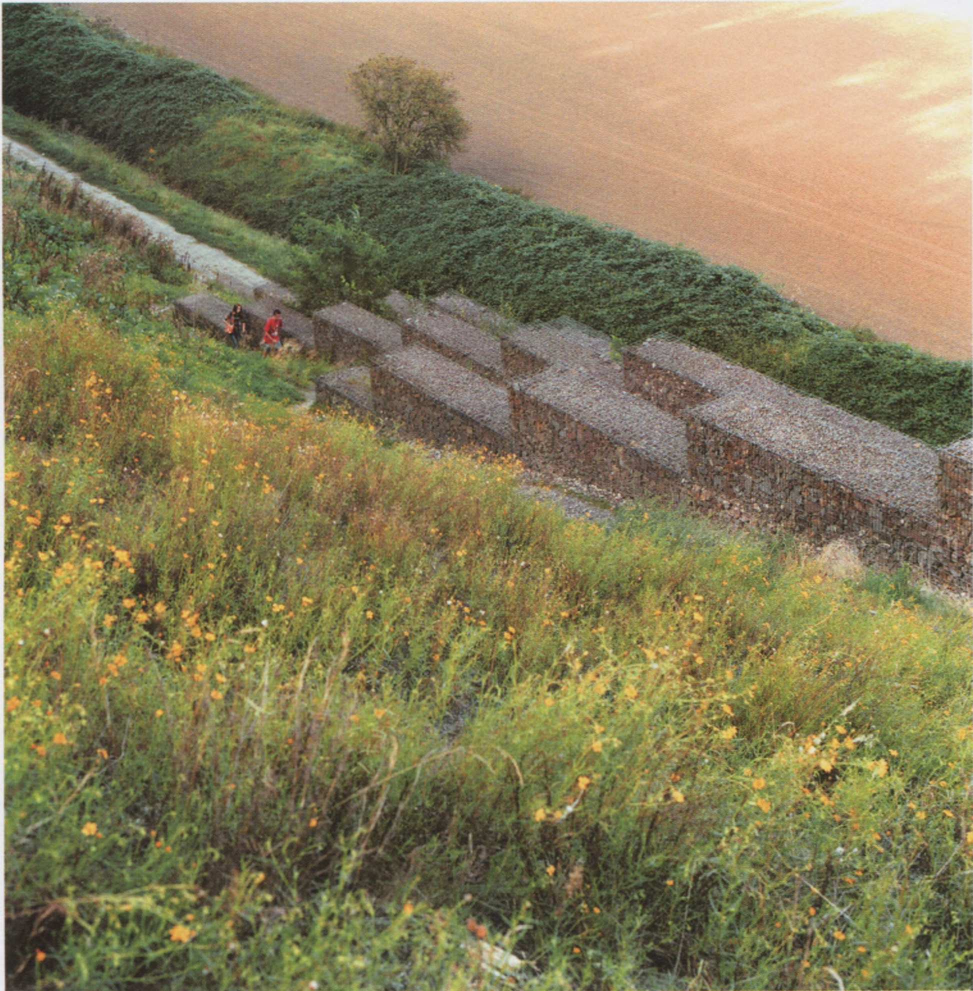























FORST
Bob







































Im 16. Jahrhundert gibt es einen ersten großen Schub an Ordnungen für den Wald. Regierungen bemühen sich, umfangreiche Gebiete zu kontrollieren.

Erst spät entwickelt sich eine Pflege: eine planvolle Wald-Wirtschaft. Sie geht mit dem Wald in drei Weisen um.

Nieder-Wald heißen die Laub-Wälder, die die Menschen nach 20, 30 oder 40 Jahren schlagen können.

Für den Niederwald sind nur Bäume geeignet, die sich gut regenerieren: Aus den nach dem Fällen stehengebliebenen Teilen des Baumes, aus den alten Wurzeln, schlagen Triebe aus und damit neue Stämme. Dies sind Laub-Bäume wie Erlen, Eschen, Eichen, Hainbuchen, Weiden, Pappeln, weniger die Rotbuchen und überhaupt nicht die Nadel-Hölzer. Daher ist die Erneuerung des Niederwaldes einfach.

Der Nieder-Wald liefert vor allem Brenn-Holz. Aus seinem Holz machen Köhler die begehrte Holz-Kohle.[19] Die Rinde von jungen Eichen holen sich die Gerber – als Lohe, um die Felle geschlachteter Tiere haltbar und nutzbar zu machen.

Einige Zeit nach dem Fällen lassen die Bauern ihr Vieh auf dem rasch wachsenden Gras weiden. Unter den jungen Eichen, die Frucht tragen, mästen sie die Schweine: mit ihren Eicheln.

So dient der Nieder-Wald vielen Zwecken.

In der sumpfigen Emscher-Zone: »In die Niederwälder wurde auch das Hornvieh zu Laub und Gras getrieben. Die Gemeinheiten im Emscherbruch [in Gelsenkirchen] – die Heßler Mark und die drei Sundern in der Braubauerschaft, die Horster, die Berger und die Resser Mark – durchtobten zahlreiche Treck- und Wildpferde. Mit dem Essener Marschallamt und den angrenzenden Rittersitzen war das Recht auf die Wildbahn und auf den Durchstrich verbunden. Die Dienstleute und die Pferdestricker durften das ganze zusammenhängende Markengebiet an der Emscher durchstreichen und Herden zusammenjagen, um Pferde mit Strick und Nasenklemme oder Pram einzufangen und zu bändigen. Pram und Lasso sind in vielen Wappen der Ritter und Ministerialen wiederzufinden.«[20]

Hochwald. In zweiten Typ von Wald, dem Hochwald, lassen die Menschen die Bäume sehr lange wachsen, damit sie hoch und stark werden. Daraus ziehen sie Holz zum Bauen und für mancherlei Produkte.

Auch dieser Wald dient vielen Zwecken.

Mittelwald ist eine Kombination von Niederwald und Hochwald. Basis ist der Niederwald. Darin dürfen einige Bäume hoch wachsen. Erst wenn er vier oder fünf Male geschlagen ist, ist es erlaubt die hohen Bäume zu fällen.

In allen drei Typen des Waldes wird die Eiche vor der Buche bevorzugt – wegen der hohen Qualität ihres Holzes.

Diese Unterscheidung in Typen verändert sich rund 400 Jahre nicht.

Die Hauberg-Wirtschaft

Um eine Tonne Eisen zu gewinnen, ist Holz-Kohle aus 50 Kubikmetern Holz notwendig. Angesichts dieses gigantischen Holz-Verbrauchs muß der Holz-Einschlag reglementiert werden.

Ein frühes Beispiel für eine geplante und nachhaltige Wald-Wirtschaft bietet die Hauberg-Wirtschaft im Siegerland.

Landes-Gesetz. Die Zünfte in Siegen betreiben, daß 1562 der Landes-Herr, der Graf von Nassau-Dillenburg, in der siegerländischen Holz-Ordnung die Hauberg-Wirtschaft als Landesgesetz deklariert.

Interessen-Verflechtung. »Die Haubergwirtschaft des Siegerlandes kombinierte Waldinteressen der Bauern und der Eisenindustrie, dazu des Ledergewerbes. Sie ist das bekannteste Beispiel für eine frühe Form von nachhaltiger Waldwirtschaft auf genossenschaftlicher Grundlage.

Noch um 1800 wird sie von dem preußischen Bergrat Eversmann als vorzügliche Waldordnung gepriesen, »an der [beim Vergleichen] alle umliegenden Länder ihre Schande [in schlechter Bewirtschaftung] sehen«.

Sie war eine frühe Form des Niederwald-Betriebes, die sich bis ins 20. Jahrhundert hielt. Berühmt wurde sie vor allem in neuerer Zeit, als der Niederwald und die genossenschaftliche Bewirtschaftung des Waldes anderswo weithin verschwunden waren.

Die Siegerländer Hauberge waren Berg-Wälder, die vor allem aus Eichen und Birken, auch aus Erlen, Hainbuchen und Haseln bestanden. Besonders wichtig war die Eiche als Lieferant von Holz-Kohle und Gerber-Lohe. Aber auch die Birke gab gute Holz-Kohle.

Fäll-Rhythmus. In einem Turnus von höchstens 20 Jahren wurde der Wald abgehauen. Der Nachwuchs geschah durch Stock-Ausschlag, auch durch Besamung von einzelnen stehengelassenen Bäumen.

Die Hauberge waren im Besitz von Genossenschaften, die den Schlag-Betrieb regelten. Je nach der Umtriebs-Zeit waren sie in 16, 18 oder 20 Schläge, d.h. Bereiche, eingeteilt, die in bestimmten Abständen gefällt wurden. Im Vergleich zu vielen anderen Niederwäldern war das eine sehr hohe Umtriebs-Zeit, d.h. die Bäume hatten eine relativ lange Lebens-Zeit.

Im Frühjahr beginnt die Arbeit in dem Bereich (Schlag), der jetzt geschlagen werden muß. Sie heißt »Räumen«: Alle Stämme und Sträucher, ausgenommen die Eichen, gefällt. Von den Eichen werden zuerst nur die Äste abhauen – als Brenn-Holz.

Wenn im Mai »der Saft stieg«, schälen die Männer die Eichen-Rinde ab. Sie wird als Lohe an die Gerber verkauft, weil sie eine Menge Gerb-Stoff enthält, das zum Gerben von Leder gebraucht wird. Dann schlagen die Männer mit der Axt die nackten Stämme: Sie werden den Köhlern gebracht, die daraus Holz-Kohle machen.

Im Hochsommer hacken die Wald-Arbeiter mit der schweren Hauberg-Hacke das Gelände, den »Rasen«, um und brennen ihn ab. Die Asche diente als Dünger.

Im Herbst wird zwischen die stehen gebliebenen Wurzel-Stöcke Roggen eingesät. Sie pflügen ihn unter mit einem eigens dafür konstruierten Pflug. Denn die jungen Ausschläge über den Baum-Wurzeln sollen nicht beschädigt werden. Im nächsten Jahr wird der Roggen mit der Sichel geschnitten werden: die kleinenneuen Bäume sollen nicht gefährdet werden. Sie werden auch vor dem Vieh geschützt, »bis das junge Holz dem Vieh aus dem Maule gewachsen« war, d.h. daß es so hoch entwickelt ist, daß die hungrigen Mäuler der Tiere die Blätter nicht mehr erreichen.

Im ersten Jahr dürfen die Schweine in diesen Bereich getrieben werden, die Schafe erst im vierten Jahr und die Kühe im fünften. Die Ziegen, die den Wald schädigen, dürfen ihn nicht betreten.

»Die Hütten- und Hammermeister setzten … eine Unterordnung der Haubergwirtschaft unter die Bedürfnisse der Eisenindustrie durch. Das ging auf Kosten der Landwirtschaft: Zur Förderung des Holzwuchses wurde die Viehweide in den Haubergen eingeschränkt …

Die Haubergwirtschaft ermöglichte ein Gleichgewicht zwischen Industrie und Wald.

Die soziale Grundlage war das Bauerntum, das von der Landwirtschaft allein nicht leben konnte und auf das Holzgeschäft angewiesen war, und ein zunftmäßig organisiertes Eisengewerbe, das im eigenen Interesse eine Begrenzung der Eisenproduktion betrieb.«

Lebens-Form. »Nur wenige Jahre nach der Ordnung von 1562 wurde das Siegerland zum Waffenlieferanten für den niederländischen Freiheitskampf; trotz aller Beschränkungen expandierte die Eisenproduktion. Immer war die Versuchung groß, mehr Holz in den Wäldern zu schlagen, als eine nachhaltige Waldwirtschaft erlaubte. Aber die Haubergordnung war zur Lebensform, zur »zweiten Natur« der Bauern geworden; eher importierte man Holz aus den umliegenden Gebieten, als daß man die Umtriebszeiten senkte und das kunstvoll eingespielte System in Unordnung brachte.«[21]

Was aus dem Holz des Waldes gemacht wird

Holz-Kohle. Die Köhler arbeiten vor allem im Niederwald. Bei der Verkohlung verliert das Holz zwei Drittel seiner Substanz. Dadurch

wird beim verbleibenden Rest der Kohlenstoff-Gehalt, der vorher rund 50 Prozent betrug, auf 80 Prozent erhöht.

Der Köhler schichtet das Holz und bedeckt es am Ende mit einer Erd-Schicht, damit keine Luft nach innen kommt. Er sorgt dafür, daß der Meiler gleichmäßig durchkohlt wird, ohne in Flammen zu geraten. Von Zeit zu Zeit stößt er Löcher in die Deckschicht, um den inneren Vorgang zu beobachten und notfalls zu regulieren.

Zeitweilig muß der Köhler den Meiler Tag und Nacht beobachten. Wenn der Dampf aus den Löchern blau wird, ist dies ein Indiz dafür, daß es innen brennt. Das bedeutet: Verlust.

Durch diese Tätigkeit leiden die Köhler unter Mangel an Schlaf. Die Köhlerei ist für die Mitwelt ein unheimliches Gewerbe.

Diese einsam im Wald lebenden Männer gelten als Eigenbrötler und, weil sie oft ihre eigenen und unkonventionellen Gedanken haben, manchmal auch als Aufrührer.

In Italien nannte sich um 1820/1830 ein geheimes Netz von Menschen des frühen Risorgimento Carbonari, d.h. Köhler.

Die Meiler-Köhlerei hat große Bedeutung für die Nutzung des Waldes. Sie wird besonders stark überall im Umkreis der Erz-Verhüttung betrieben.

Die Wald-Gewerbe werden oft diskriminiert, weil sie schwer zu kontrollieren und zu besteuern sind.

Oft sind sie neben bäuerlicher Tätigkeit sogenannte Neben-Gewerbe.

Pottasche. Um 1 kg Pottasche[22] zu gewinnen, braucht man die enorme Menge von rund 1.000 kg Holz. Das Holz wird verbrannt, die Asche mit Wasser ausgelaugt, die Lauge unter erneutem Holz-Aufwand verdampft. Die Leute nehmen die Pottasche zur Herstellung von Seifen, von Gläsern und zum Backen. Dann wird sie in der frühen Chemie eingesetzt.

Teer. In eine kegelförmige Grube wird Holz eingelegt, meist Wurzel-Holz von Nadel-Bäumen. Dann wird sie mit Rasen überdeckt, zusammengestampft und angezündet. Sie schwelt ohne Flammen – wie ein Kohlen-Meiler. Dabei wird Teer ausgeschwitzt – und läuft unten durch eine Röhre in ein Transport-Faß.

Wärme. Lange Zeit ist der Wald der größte Lieferant für Energie. Im 19. Jahrhundert werden neun Zehntel des Holzes als Brenn-Stoff benutzt. Das ganze Jahr über zum Kochen, im Winter auch zum Wärmen.

»Überall wurde bis weit ins 19. Jahrhundert Brennholz gebraucht: vielfach in gewaltigen, geradezu beängstigend wirkenden Mengen.

Dabei war die Brennholzwirtschaft immer einer der unübersichtlichsten Bereiche der Wirtschaftsgeschichte. Verteilungssysteme unterschiedlicher Art standen nebeneinender, vom kostenlosen Holzbezug im Walde auf der Grundlage alter Rechte bis zu einem kostspieligen Holzbezug auf dem freien Markt.

In oft verwirrender Weise gab es nahe beieinander Mangel und Überfluß an Holz.«[23]

Häuser. Holz zeichnet sich als Bau-Stoff gegenüber dem Stein dadurch aus, daß es eine hohe Zug-Festigkeit hat, aber eine geringere Druck-Festigkeit. Es verhält sich unterschiedlich – je nachdem ob es längs oder quer zur Richtung der Fasern beansprucht wird.

Bis zum 10. Jahrhundert werden sämtliche Häuser aus Holz errichtet.

Der urtümlichste Typ des Hauses ist das Block-Haus.

Allein für das Ständer-Werk eines schmalen Fachwerk-Hauses werden rund 750 m Vollstamm-Holz benötigt. Trotzdem: Fach-Werk ist von vornherein eine Weise, die gegenüber dem Block-Haus Holz spart.

Für 1.000 Häuser einer Mittelstadt von 5.000 Einwohnern werden 750 km Balken verbraucht.

Holz-Häuser halten oft nicht lange. Im mittelalterlichen Danzig sind sie nach 20 bis 25 Jahre so defekt, weil sich das frische, nicht getrocknete Holz, das lange Zeit benutzt wird, verzieht – sie müssen neu gebaut werden. Abgelagertes Holz hält erheblich länger.

Die Länge der Stämme bestimmt die Ausdehnung der Räume. Es gibt im Mittelalter selten Säle von über 8 m Breite.

Neben den Balken werden aus Holz hergestellt: Schal-Bretter. Schindeln für Wände

und Dächer. Fuß-Böden. Stiegen. Türen. Fenster-Läden. Raum-Ausstattungen. Wand-Vertäfelungen. Möbel.

Dörfer sind von Zäunen aus Holz-Stangen umgeben, die Flecht-Werk verbindet. Nach dem Prinzip des Stopfens.

Transport-Geräte. Die ersten Wege sind aus Holz: Zweige im Sumpf-Land.

Produktionen aus Holz: Wägen. Schlitten. Karren. Schub-Karren.

Auch die ersten Schienen in frühen Bergwerken wurden aus Holz gemacht. Ebenso die Karren, die auf ihnen laufen.

Schiffs-Bau. Lange Zeit bestimmt die Länge der Bäume die Länge des Schiffes. Holz für Schiffe muß besonders gut sein.

Seit dem 13. Jahrhundert ist der Schiffs-Typ der Kogge verbreitet. Für die Masten werden besonders lange Bäume benötigt, bevorzugt aus Tannen-Holz.

Nur Schiffe mit vollen Masten können mit vollen Segeln fahren, nicht Schiffe, deren Masten zusammengesetzt und mit Eisen-Ringen zusammengehalten werden.

Die Auswahl der Bäume erfordert hohe Professionalität, denn Fehler haben umfangreiche Folgen. Holz kann brechen, sich verziehen oder faulen.

Um 1700 gelingt es in niederländischen Werften billigere Nadel-Hölzer einzusetzen.

Die größten Kosten sind der Transport des Holzes: Er ist meist teurer als das Holz selbst. Im 17./18. Jahrhundert wird viel Holz aus dem Baltikum geholt.

Die Technik des Schiffs-Baues hat im 15. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Grundlegende Veränderungen kommen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: als Schiffe aus Eisen gebaut werden können.

Brücken sind seit römischer Zeit bis ins 19. Jahrhundert weitgehend gewaltige Konstruktionen aus Holz-Balken.

Wehr-Anlagen. Jedes geschlossene Dorf hat einst Umzäunungen: Es ist rund herum ein Holz-Zaun.

Damit schützen sich die Bewohner vor plötzlichen Überfällen. Außerdem kann das Vieh nicht weg laufen.

Viele kleine Freiheiten und Städte umgeben sich als Schutz mit einem Erd-Wall, in dem in dichter Folge Holz-Balken stehen (Palisaden).

Herren-Sitze, Burgen und viele Städte umgeben sich mit einer Mauer aus Stein. Ihre Krone hat einen Umgang, der ein Dach aus Holz besitzt.

Waffen und Kriegs-Gerät. Viele Waffen bestehen zum Teil oder auch ganz aus Holz. Dazu gehören riesige Kriegs-Maschinen: Fahrbare Türme und Ramm-Böcke sowie Katapulte.

Kirchen. Auch Kirchen aus Stein benötigten zusätzlich Unmengen an Holz. Zum Beispiel wurden für den Bau der Münchner Frauen-Kirche zwischen 1468 und 1488 rund 20.000 Stämme eingesetzt – vor allem für die Dach-Stühle und für die Zwischen-Geschosse der Türme. Hinzu kommt das Holz für die riesigen Bau-Gerüste. Einen ähnlichen Verbrauch haben öffentliche Bauten wie Rathäuser und Speicher.

Geräte. Neben der Keramik und später dem Eisen bestehen die meisten Geräte für Haushalt und Werkstatt aus Holz: Becher. Geschirre. Kannen. Mulden. Gefäße. Fässer. Werk-Zeuge.

Schmiede. Zum Ausschmieden eines Zentners Eisen werden 15 Zentner Holz-Kohle benötigt.

Berg-Bau. Der Bergbau braucht extrem viel Holz: Alle unterirdischen Stollen müssen durch dichte Gerüste aus Holz abgestützt werden – gegen den Druck des Gesteins. Und dies nicht nur an der Decke, sondern auch an den Seiten. Hinzu kommen Leitern, Kübel, hölzerne Schienen und Wägen.

Ohne Holz hätte es keinen Untertage-Ausbau gegeben.

Zum Sprengen des Gesteins wird Erz-Bergbau Feuer mit Holz gemacht (Feuer-Abbau).

Metall-Herstellung. Wenn Erze geschmolzen werden, entsteht Eisen oder Kupfer. Um eine Tonne Kupfer-Erz zu schmelzen, werden bis zu sieben Tonnen Holz-Kohle gebraucht. Dafür sind rund 90 Raum-Meter Holz notwendig.

Mühlen bestehen lange Zeit völlig aus Holz, seit dem 16. Jahrhundert erhalten sie

Mauern aus Stein – rund um ein komplexes Gefüge an Balken, die zum Teil eine bewegliche Konstruktion sind.

Hebezeug. Aus Holz werden Haspel für Brunnen und Kräne für Häfen gebaut.

Bildhauerei. Neben allerlei Stein-Arten ist Holz das wichtigste Material für die Bildhauer. Sie fertigen daraus Skulpturen, Reliefs, Altäre mit Gesprengen, Kanzeln und Holz-Bänke.

Mit Holz wird der Guß von Statuen bewerkstelligt. »Mit einem unregelmäßigen Brennstoff wie Holz war es … schwierig, eine große Menge Erz zur selben Zeit auf die gleiche Schmelztemperatur zu bringen« (Joachim Radkau/Ingrid Schäfer).[24]

Aber nicht jedes Holz ist dafür geeignet. Benvenuto Cellini scheitert um 1550 zunächst am Pinien-Holz, dann aber hat er Erfolg mit Holz von jungen Eichen, das lange abgelagert wurde. Daran kann man erkennen: Holz ist nicht Holz – oft kommt es auf feine Unterschiede an.

Holz kann relativ leicht bearbeitet werden. Daher entstehen aus Holz Druck-Stöcke für Holz-Schnitte und den frühen Druck. Aus Holz werden sämtliche Musik-Instrument gefertigt. Die unterschiedlichen Eigenschaften von Hölzern nutzen der Bildung von unterschiedlichen Klängen.

Glas-Hütten. Glas-Hütten sind das typischste Wald-Gewerbe – sie stehen mitten im Wald. Dort werden sie meist im Winter und im Frühjahr betrieben. Als Material benötigen sie u.a. viel Holz-Kohle und Pottasche.

Die Glas-Bläser arbeiten sechs Monate durch. Mit 40 Jahren hören sie auf, sonst würde die schädliche Arbeit ihre Gesundheit vollends zerrütten.

Seifen-Sieder, einst in großen Städten ein umfangreiches Gewerbe, benötigen Pottasche. Und zum Sieden viel Feuer-Holz.

Großkonsumenten von Holz sind neben den genannten Gewerben: Schmiede, Brauer, Bäcker, Töpfer (das älteste »Feuer-Gewerbe«), Glas-Macher, Färber, Kalk-Brenner, Ziegel-Brenner (mit besonders hohem Verbrauch).

Gerber. Die Handwerker, die aus Tier-Häuten Leder herstellen, benötigen große Mengen an Rinde von Eichen. Denn sie enthält Gerbsäure.

Für Bauern ist dies lange Zeit die wichtigste Einnahme-Quelle. Sie schlitzen die Rinde der 10 bis 15 Jahre alten Eichen vom Fuß bis über die Höhe des Kopfes auf, lösen sie vom Stamm und ziehen sie als möglichst langes Stück ab. Dann schneiden sie den Stamm in Knie-Höhe halb ein und biegen ihn um: So ziehen sie vom oberen Teil des Stammes die Rinde ab. Am Fuß des Stammes wachsen aus der Wurzel neue Triebe. Nach 10 bis 15 Jahren ernten die Bauern erneut Rinde.

Die Rinde wird getrocknet und dann auf den Markt gebracht. Das Holz des Stammes wird ebenfalls getrocknet und nach Hause transportiert: dann dient es als Brenn-Holz.

Salinen verbrauchen ungeheuer viel Holz: zum Sieden des Salzes. Es ist begehrt: zum Würzen und um Lebens-Mittel dauerhaft zu machen. Salziges Wasser aus Brunnen wird so lange gekocht, bis das Wasser verdampft ist – ein langer Brenn-Vorgang.

Viele Handwerke brauchen Pottasche für die Glasbläserei, Ruß als Färbe-Mittel und Terpene.

Nahrung. Die Schweine-Mast nutzt Baum-Früchte, vor allem von der Eiche, und Waldboden-Fauna. Waldboden-Flora und Blatt-Grün sind ein Zusatz und Stall-Einstreu für Pferde, Ziegen, Rinder und Schafe. Für die Bienen ist die blühende Vegetation des Waldes wichtig.

Der Wert des Holzes. 1682 schreibt Wolf Helmhard in einem Werk über die Landwirtschaft: »Hätten wir das Holz nicht, dann hätten wir auch kein Feuer; dann müßten wir alle Speisen roh essen und im Winter erfrieren; wir hätten keine Häuser, hätten auch weder Kalk noch Ziegel, kein Glas, keine Metalle. Wir hätten weder Tische noch Türen, weder Sessel noch andere Hausgeräte.«

Für viele Gewerbe ist als Standort-Qualität notwendig: umfangreich Holz, d.h. Wald in der Nähe zu haben.

Sinkendes Prestige. Im 18. und 19. Jahrhundert sinkt das Prestige des Holzes. Daher wird über viele Fachwerk-Häuser ein Verputz gezogen, der das Holz unsichtbar macht. Aber

das macht Probleme: Dem Zutritt von Luft entzogen, kann das Holz hinter dem Verputz faulen.

Verarbeitung von Holz. Ein Baum, der gefällt ist, wird in mehreren Arbeits-Gängen bearbeitet, damit man daraus etwas Brauchbares herstellen kann.

Die Säge wird als Werk-Zeug lange Zeit nur zum Zerteilen des Holzes eingesetzt, erst dann auch zum Fällen von Bäumen.

Im Mittelalter wird (seit 1320 erwähnt) das Sägen mechanisiert: Säge-Mühlen entstehen. Ihre Treib-Kraft ist das Wasser – mit Hilfe eines Wasser-Rades wird Energie gewonnen – sie treibt die Säge an.

Oft wird das Holz aber auch weiterhin mit dem Beil bearbeitet.

Der Schiffs-Bau in den Niederlanden setzt im 16. Jahrhundert Hölzer ein, die nicht mehr mit dem Beil bearbeitet sind, sondern gleichmäßig gesägt wurden. Das bringt erhebliche Vorteile für die Festigkeit. Das Schiff kann länger werden. Und es läßt sich besser manövrieren.

Findige Leute entwickeln: 1793 die Kreis-Säge. 1806 eine Schneide-Maschine zum Herstellen von Furnieren. 1807 in England die Band-Säge. Seit 1808 wird in England das erste Säge-Werk mit Dampf-Kraft getrieben.

Ängste und Schäden

Brand. Im Mittelalter gibt es an vielen Orten verheerende Brände – halbe Städte gehen in Flammen und Rauch auf. Daher wird oft der Gebrauch des Holzes zum Bauen durch Verordnungen eingeschränkt.

Eine wichtige Vorschrift: zwischen den Häusern sollen Mauern aus Stein gebaut werden, um das Übergreifen eines Brandes zu verhindern. Auf den Dächern werden häufig Holz-Schindeln als Dach-Bedeckung verboten.

Erst um 1900 macht man die Erfahrung, daß Eisen weitaus feuergefährdeter ist als Holz. Einst als feuerfest propagiert, verlieren T-Träger in der Hitze eines Brandes ihre Trag-Kraft und brechen plötzlich zusammen.

Fundamente. Weil der organische Stoff des Holzes morsch und faul werden kann, wird schon früh das Fundament von Gebäuden in Stein aufgeführt.

In vielen Landschaften wird vorgeschrieben, auch das Erd-Geschoß aus Stein zu bauen, z.B. seit 1495 in Württemberg.

Wenn Holz von der Luft abgeschlossen unter der Erde oder unter Wasser bleibt, kann es nicht verrotten. Daher wird beim Bau von Häusern im Sumpf wie z.B. in Venedig und in Amsterdam, Holz bevorzugt.

Brand-Wirtschaft. Die älteste Form des Acker-Baues erhält sich in vielen Bereichen. Dort zünden Bauern den Wald an, brennen ihn herunter, düngen den Boden mit der Asche – und pflanzen darauf an. Dann wächst der Wald erneut hoch. Gegen diese Brand-Wirtschaft gehen im 16. Jahrhundert die brandenburgisch-preußischen Forst-Ordnungen vor.

Ziegen-Fraß. Wo rentabel Schweine gemästet werden, wird Eichen-Wald gut erhalten. Wo Schafe und Ziegen gehalten werden, ist der Laub-Wald in Gefahr. Aber: Die Ziegen werden »die Rasiermesser des Waldes« genannt. Kein junger Trieb ist vor ihnen sicher. Sie sind genügsam und können gut klettern. Daher viele Verbote. Weil aber die Ziege die Kuh des kleinen Mannes ist, stoßen einschränkende Vorschriften stets auf Widerstand, vor allem wenn die Schicht der kleinen Bauern sehr zahlreich ist.

Entzug von Düngung. Die Bedeutung der Eigendüngung des Bodens durch Bäume ist bis in unsere Tage nicht begriffen. Die Kraft des Bodens wird durch den stetigen Entzug des herabgefallenen Laubes (Laub-Streu) stark verringert.

Geradezu manisch fegen Städter das letzte Blatt aus dem Garten, vom Bürger-Steig und von der Straße.

Für diesen Reinigungs-Kult mit seiner Sauberkeits-Manie gibt es viele Vorwände: Es könnte jemand ausrutschen. Angebliche Forderungen von Haus-Besitzern, Versicherungen, Stadt-Verwaltungen. Auch die Motten in den Kastanien-Blättern müssen herhalten.

Der Wald als Forst

Um 1500 beginnt die Ära der Forst-Gesetze. Bereits im 16. Jahrhundert wird das Wichtigste in den Forst-Ordnungen festgelegt. Im 17. und frühen 18. Jahrhundert wiederholen die Erlasse dies meist nur.

Viele Regierungen haben das Interesse, als eine zentralisierte Staats-Gewalt einheitliche Gesetze aufzustellen und durchzusetzen – gegen die Vielfalt der mittelalterlichen ortsspezifischen Rechte. Dabei gehen sie oft rücksichtslos vor.

Im 16. Jahrhundert machen die Einnahmen aus dem Verkauf von Holz ein Fünftel der Einkünfte des Landes-Herrn aus. Im Haushalt der Landes-Herren ist dieser Umsatz ein wichtiger Posten. Daher dehnen die Landes-Herren die Forst-Ordnungen mehr und mehr auf das gesamte Territorium aus.

Aber viele Wälder sind nicht vermessen. Die Obrigkeiten kennen sie nicht. Oft sind die Grenzen unklar.

Dies schafft eine Fülle von meist sehr langen Konflikten – sowohl mit den Bauern der Markgenossenschaften wie mit mächtigen Adligen. Oft dauert der Widerstand lange an. Viele Forst-Erlasse werden jedoch bereichsweise unten torpediert bzw. unterlaufen.

Durch den Zugriff auf den Wald bauen sich die Landes-Herren – in modernen Termini gesprochen – eine Großfirma auf. Dieses Einkommen setzen sie um: in die teure Status-Konkurrenz durch Luxus[25] oder in die Kriegs-Maschinerie.

Alte Gesetze und Mißbräuche. John Manwood veröffentlicht 1592 in England seine »Abhandlung über die Gesetze des Forstes, worinnen nicht nur die Gesetze dargetan werden, so jetzt in Kraft sind, sondern auch der Ursprung und Beginn der Forste: desgleichen, was Forste sind und wie sie verschieden sind von Jagden, Lustwäldern und Gehegen; mit allen Dingen, so beiden eigen sind.«

Manwood schreibt in der letzten Zeit der Regierung der Königin Elisabeth. Die Forste verfallen aufgrund von vielen Mißbräuchen.

Er ist Wildhüter und Richter – und hält seinen Zeit-Genossen die alten Gesetze vor Augen. Er schreibt vor allem gegen die verbreitete Verhaltens-Weise vieler Menschen, die den Wald ausbeuten.

»Bevor diese Nation von Einwohnern erfüllt war, gab es viele große Wälder voller wilder Tiere aller Art, wie man sie damals in England kannte; und als sich in derselben dann Menschen angesiedelt hatten, wurden die Wälder nach und nach zerstört, besonders in der Nähe der Häuser; und als das Land an Bevölkerung zunahm, da wurden die Wälder und Dickichte täglich zerstört, und damit zogen sich die wilden Tiere in diejenigen Wälder zurück, welche stehengeblieben waren und von ihren Behausungen entfernt lagen.«[26]

Das System des Forstes. John Manwood (1592): »Ein Forst ist ein gewisses Territorium bewaldeten Geländes und fruchtbarer Weiden, welches bevorrechtet ist für wilde Tiere und Vögel des Waldes, der Jagd und des Wildgeheges, daß sie dort ruhen und wohnen unter dem sicheren Schutz des Königs, zu seiner Freude und Lust; und dieser so mit einem Vorrecht ausgestattete Geländebezirk ist mit unverrückbaren Zeichen, Einfriedungen und Grenzen eingefriedet und begrenzt, welche entweder durch verbürgte Tatsachen oder durch Verordnung bekannt sind; und er ist auch mit wilden Tieren des Waidwerks und der Jagd angefüllt und mit herrlichen Schlupfwinkeln von Dickicht zum Schutz der besagten Tiere, daß sie dort wohnen; und zum Schutz und zur Erhaltung dieses besagten Ortes zusammen mit dem Dickicht und dem Wildbret gibt es bestimmte Beamte, Gesetze und Privilegien, die denselben zukommen und die zu diesem Zweck erforderlich sind und die nur einem Forst angemessen sind und keinem anderen Ort.

Und daher besteht ein Forst vornehmlich aus diesen vier Dingen: aus Dickicht und Wildbret; aus bestimmten Gesetzen und entsprechenden Beamten.

Sie sind alle dazu bestimmt, daß derselbe besser geschützt werden möchte als ein Ort der Erholung für Könige und Prinzen.«[27]

Aufklärung: als Reduktion auf die Ökonomie. Ein Widerspruch entsteht. Er wird die nächsten Jahrhunderte beschäfti-

gen – bis in unsere Tagen: Im Zeit-Alter der Vernunft (Aufklärung) wird die Vernunft ungeheuerlich reduziert – und die Reduktion entfaltet sich in einer weitgetriebenen Spezialisierung. Diese kann gewalttätig effizient werden. Damit wird ein erheblicher Teil der Vernunft nicht nur hegemonisiert, sondern erschlagen. Ein Beispiel dafür ist der Umgang mit dem Wald.

Der wirtschaftliche Zwang. Im 17. Jahrhundert wird das Holz für die Kriegs-Schiffe knapp. Hintergrund: Der Schiff-Bau für die Flotte braucht Holz. Dies ist der Impuls für das wichtigste Werk, das zur Aufforstung in England auffordert: ›Sylva‹ (1644).[28] Der Autor, John Evely, plädiert für einen planvollen Umgang mit der Ressource Wald.

In Frankreich schwanken die Preise für Holz im 18. Jahrhundert hin und her.

Im 19. Jahrhundert steigen die Preise für Bauholz stetig.

Die Profanierung des Waldes. Im 18. Jahrhundert schreibt in der Enzyklopädie von Diderot und D'Alembert der Aufseher des Parks in Versailles, der Herr Le Roy: Ein Wald (*foret*) ist ein ausgedehntes Gebiet – im Gegensatz zu kleineren Gebieten (*bois*). Er besteht aus Bäumen allen Alters.

Le Roy unterscheidet: jüngere bis zu 25 Jahren, mittlere zwischen 25 und 50/60 Jahre, ältere von 60 bis 90 und uralte Bäume über 90 Jahre.[29]

Für Le Roy ist der Wald profan geworden: »Unsere Eichen geben keine Orakel mehr, und wir bitten sie nicht mehr um die heilige Mistel; man muß diesen Kult durch die Sorgfalt ersetzen; … man muß … Erfolg von der Wachsamkeit und der Ökonomie erwarten.«[30]

Der merkantilistische Staat. Im 18. Jahrhundert entwickelt die Krone, die sich als Staat bezeichnet, eine weitreichende Förderung der Wirtschaft. Treib-Kraft ist die Anreicherung der Macht in den mörderischen Konkurrenzen der Länder.

Sie werden in zwei Ebenen ausgetragen: Zunächst in der Repräsentation, die sich vor allem im Luxus von Bauten und Hof-Haltung ausdrückt. Dann in der Ebene des Krieges.

Der glanzvolle »Sonnen-König« ruiniert – von Historikern selten bemerkt – sein eigenes Land und andere Länder durch fortwährende Kriege, die in ihrer Grausamkeit des Zerstörens bis dahin einzigartig sind.

Für Repräsentation und Militär brauchen die Herrscher Ressourcen: Sie versuchen sie zu entwickeln. Daher fördern sie das Wirtschaften in ihren Ländern – es soll ihnen mehr Steuern einbringen.

Die Ideologie der Reduktion. Für den Wald benennt der königliche Park-Aufseher Le Roy die obrigkeitliche Ideologie: Der Staat muß weitreichend an die Bedürfnisse aller Menschen denken, d.h. an das öffentliche Interesse.

Kommentar: Das klingt gut, ist aber weit entfernt von seiner Erfüllung – tatsächliche verbrämt es, worum es geht – um das Interesse der Krone.

Le Roy: Die Eigentümer interessiert in der Regel nur die rasche Ausbeutung [zu ihrem eigenen Nutzen].

Dann kommt die typische Argumentation, die uns bis heute beschäftigt. Le Roy: Der Förster muß im Sinne der Aufklärung die Ignoranz überwinden. So wird der Förster zum Ökonomen.

Aufklärung ist hier lediglich die Rationalität einer engen Ideologie. Alle Komplexität wird als Ignoranz bezeichnet. Und schließlich deutet sich an, daß der Gipfel der eigenen Ideologie eine sehr eng gesehene Wirtschaftlichkeit ist. Es gibt noch keinen Gedanken daran, daß diese enge Wirtschaftlichkeit sich später auch im eigenen System als ziemlich unwirtschaftlich erweisen wird.

Der Bluff der Reduktion: Sie gibt sich in ihrer Engführung scheinbar besonders vernünftig.

Die Besonderheit. Im Fall des Waldes gibt es jedoch eine Spezifik, die in anderen Wirtschafts-Zweigen erst sehr viel später entdeckt wird: Wald ist nicht augenblickhaft verwertbar.

So stellt Le Roy fest – und schränkt damit ein: Eine große Rolle spielt die Frage, was nach dem Fällen mit dem Boden und den Bäumen geschieht. Und er deutet an, daß eine auf-

geklärte Forst-Verwaltung ein Regulativ besitzt: die Rechte der Nachwelt. Sie versucht, weit in die Zukunft zu denken.

Nützlichkeit. Der öffentliche Nutzen ordnet den Wald völlig in die Kategorie des Nützlichen. Der Wald ist nicht mehr Lebens-Raum, sondern der meßbare Festmeter Holz.

Darin steckt eine außerordentlich enge Vorstellung des Öffentlichen.

Diese Mentalität wird lange Zeit beherrschend – in den Forst-Verwaltungen in Europa und in den USA.

1669 erläßt in Frankreich der regierende Minister des Königs, Colbert, eine Forstschutz-Verordnung. Sie ist die Grundlage der französischen Forst-Politik bis um 1800. Sie soll vor allem dafür sorgen, daß es genügen Holz zum Bau von Schiffen gibt.

1702 schafft Preußen eine Holz-Ordnung – für die Residenz-Stadt Königsberg. Sie regelt den Verbrauch von Holz für alle Haushalte.

Parallele: Effektivierung der Land-Wirtschaft. In Holland wird entwickelt, wie man aus dem Boden höhere Erträge zieht: mit neuen Methoden des Anbaus und mit Futter-Pflanzen.

Der Vorläufer der Industrialisierung ist die Effektivierung der Land-Wirtschaft. Darin vereinigen sich mehrere Intentionen: auch materielle Interessen des Adels, staatpolitische Ziele (Merkantilismus) und humanitäre Absichten.

Wissenschaft des Forstes

Die Ideologie der Reduktion wird sakrosankt gemacht – auf zweierlei Weise. Zunächst als obrigkeitliches Dekret. Dann wird Wissenschaft bemüht, um sie als objektiv darzustellen – d.h. als einer Weisheit letzter Schluß, der die Anerkennung der Vernunft heischt.

Lange Zeit gibt es keinen Widerspruch – weder gegen die Macht der Obrigkeit noch gegen den engen Begriff von Wissenschaft.

Cartesianisches Denken. Wissenschaft überhaupt wird zunehmend ideologisiert durch eine Denk-Weise, deren Ursprung gern dem französischen Philosophen René Descartes (1596–1650) zugeschrieben wird – als cartesianisches Denken.

Wer die mathematische Methode anwendet, kann die Natur beherrschen – und in Besitz nehmen. Maß und Zahl werden zur wichtigsten und stabilen Grundlage des Wissens erhoben.

In diesem Sinne wird für den Wald Wissenschaft entwickelt: die Forst-Wirtschaft. Die moderne Forst-Wissenschaft reduziert lange Zeit den Wald auf die objektiv erscheinende Ebene: auf den Nutzen als Nutz-Holz. Sie rechnet – in Raum-Meter.

Ingenieur-Denken. Diese Denk-Weise entwickelt sich parallel zum Denken des Ingenieurs und des Kaufmanns in der Industrie-Epoche.

Nüchternheit wird Magie. Nutzen wird das Wort, das anscheinend keinerlei Zauber mehr besitzt, völlig nüchtern ist – und doch wird es zum Zauber-Wort: in seiner unreflektierten Gläubigkeit. Damit erweist es sich als Ideologie.

Überall herrscht in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts das Stichwort Nutzen – freiwillig oder erzwungen wird er der Maßstab, mit dem sich Personen und Sache legitimieren müssen. Darin erreicht die Ausbeutung der Natur einen Höhe-Punkt.

Forst-Verwaltung. »Diese Wissenschaft [vom Forstwesen] wurde in Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geboren. Die neuen Methoden der Forstverwaltung, die auf der Masse und dem Volumen von Holz basierten, traten an die Stelle des alten, flächenbezogenen Forstwesens.

Diese Methoden wurden durch die Begründung der ›Forstmathematik‹ ermöglicht, einer technischen Wissenschaft, mit der Förster das Holzvolumen in einem gegebenen Gelände berechnen, die Wachstumsraten von Wäldern weit in die Zukunft hinein projizieren und Zeitrahmen für den Holzeinschlag nach genauen mathematischen Tabellen festsetzen konnten. Algebra, Geometrie, Stereometrie und Xylometrie verbanden sich miteinander zur Forstwissenschaft eines auf Dauerertrag ausgerichteten Forstwesens …

Die Helden aus der Gründerzeit der neuen Forstmathematik – Namen wie Hartig, Cotta, Beckmann und andere – verwandelten das deutsche Forstwesen in eine wahrhaft strenge Wissenschaft des Messens und Quantifizierens … [Dies] war ein Triumph für das deutsche Forstwesen und verschaffte ihm bis in unser Jahrhundert hinein eine Spitzenstellung vor dem aller anderen Nationen.«[31]

Monokultur-Forste. Das Reduzieren der Wälder auf quantifizierbare Holz-Volumen verändert die Wälder. Alles Zufällige wird auf ein Minimum reduziert.

Das Konzept wird abstrakt: Es entstehen einheitliche Typen mit vorgeschriebener Pflanz-Zeit.

Henry Lowood: »Der deutsche Wald wurde zum Archetyp des Verfahrens, der unordentlichen Natur die sorgsam arrangierten Konstrukte der Wissenschaft überzustülpen.

Man denke nur an den Wald, den Cotta als Exempel seiner neuen Wissenschaft auserwählte: Im Laufe der Jahrzehnte verwandelte sein Plan ein verwildertes Flickwerk in ein ordentliches Schachbrett.

Praktische Ziele hatten einen mathematischen Utilitarismus gefördert, der seinerseits geometrische Perfektion als äußeres Zeichen des gut verwalteten Waldes zu fördern schien; die rationale Anordnung von Bäumen wiederum bot neue Möglichkeiten zur Kontrolle der Natur.«[32]

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts legt die preußische Forst-Verwaltung planmäßig Nadelholz-Wälder an.

Kritik. Schon früh entsteht Kritik – so von Carl Heinrich von Berg, Professor für Forstwirtschaft in Dresden (1850): »Eine absolut gute, für alle Länder gleichmäßig verwendbare Forstbewirtschaftung gibt es nicht, sie muß nicht nur nach der geographischen Lage des Landes wechseln, sondern auch sich eng anschließen den jeweiligen durch die Lebensweise der Bewohner bedingten Bedürfnissen, wenn sie segensreich wirken soll.

Daraus folgt, daß um die Geschichte der Wälder vollständig zu würdigen und daraus richtige Schlüsse für die Gegenwart ziehen zu können, man die Sitten und Lebensgewohnheiten, die politischen Institutionen, den Kulturstand und die wirtschaftlichen Verhältnisse des betreffenden Volkes kennen muß.«[33]

Akademisierung der Forst-Wirtschaft. 1811 wird in Sachsen die Forstakademie Tharandt gegründet. 1811/1837 ist G. L. Hartig Chef der preußischen Forst-Verwaltung: Er modernisiert das Forst-Beamtentum.

1825 erscheint die kritische Schrift von Moreau de Ionnès: Memoire sur le déboisement de forets – Über die ökologischen Folgen der Entwaldung.

1829 wird die Forsthochschule in Nancy eröffnet.

Um 1840 werden Überschwemmungs-Katastrophen in der Schweiz und in Südfrankreich als Folgen der Entwaldung interpretiert.

Wald-Arbeit und Wald-Verwaltung

Arbeit im Forst. Lange Zeit werden Bäume mit der langen Axt gefällt.

1752 ordnet die Kaiserin Maria Theresia an: daß die Bäume »nicht mehr nach alten, verderblichen Gewohnheiten mit der Hacken [Axt], sondern mit der Sag [Säge] nahe an der Wurzel« gefällt werden sollten – um Abfall an Holz zu sparen.

Aber die Holz-Knechte im Forst weigern sich lange, die Säge zu benutzen. Sie verachten die Säge als »Schinderblech«.

Der Widerstand stammt aus der unterschiedlichen Beanspruchung des Körpers: Die Axt ist der Körper-Motorik eher angepaßt – beim Sägen muß man sich hinknien.[34] Die Rationalisierung in der Sache geht zu Lasten der Menschen. Die Säge ist sechsmal so teuer wie die Axt, zur Arbeit werden zwei Personen benötigt. Es ist schwierig, sie zu schärfen und reparieren.

Der Förster. Die Organisation des Forstes entwickelte sich aus der landesherrlichen Nutzung als Jagd-Wald. Der Vorfahre des Försters war der Jäger – als Jagd-Aufseher. Im 17./18. Jahrhundert bildet sich eine Hierarchie. An der Spitze steht meist der Oberjägermeister.

Die oberen Forst-Verwalter stammen fast ausnahmslos aus dem Adel.

Die Arbeit im Wald wird von Bauern geleistet – von ihnen stammen auch die Arbeits-Begriffe.

Als Wald-Arbeiter abgeschoben werden oft Männer mit asozialen Lebens-Läufen.

In Preußen wird eine Verbindung von Militär und Forst geschaffen: ausscheidende Militärs wechseln zum Forst-Dienst.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsteht neben der Kritik an der Jagd auch heftige Kritik an den Förstern. Ihre niedrigen Einkommen verleiten zur Korruption.

Das Profil und Image des Försters ändert sich als Folge einer Anzahl von Gründungen forstlicher Lehr-Anstalten d.h. mit der Akademisierung. Jetzt wird der Beruf ein konsistentes System: effektive Kontrolle über den Holz-Einschlag.

An die Stelle von Bauern treten Lohn-Arbeiter im Dienst des Forst-Amtes.

Gesteigerter Verbrauch an Holz

Wieder-Aufbau. Nach dem Welt-Krieg 1618/1648 nagt auch der Wiederaufbau in den zerstörten Städten und Landschaften am Bestand des Waldes.

Die Geschichte der Wirtschaft ist eng mit Holz verbunden. In der frühen Industrie wird immer mehr Holz verbraucht. Und: aus Holz wird Industrie.

Groß-Gewerbe. In der Frühindustrie entwickeln sich Gewerbe, die immens viel Holz verschlingen – weit mehr als vernünftig nachwachsen kann.

Dies sind vor allem Salinen, Glas-Hütten, Bergbau, Metall-Verhüttung. Im 18. Jahrhundert sagt ein Hochofen-Meister in Frankreich, ein einziger Hochofen verbrauche mehr Holz als zwei kleine Städte.[35]

Papier aus Holz. In vorindustrieller Zeit wird Papier aus weißen Lumpen (Hadern) hergestellt. Als die Papier-Herstellung um 1840 mechanisiert wird, sucht man ein neues Material. 1843 erfindet der Webermeister und Mechaniker Gottfried Keller den mechanischen Holz-Aufschluß.

Später wird Holz chemisch aufgeschlossen – zur Erzeugung von Zellstoff. Dafür eignet sich am besten Nadel-Holz: Seine langen Fasern ergeben ein festeres Papier.

Umwandlung von Holz. Holz hat unterschiedliche natürliche Eigenschaften. Wenn Holz verarbeitet wird, kann man diese Eigenschaften häufig nicht mehr sehen – zum Beispiel beim Papier. Wo Holz als Material für die Produktion von Zellstoff benutzt wird, kommt man nicht mehr auf den Gedanken, daß es umgewandeltes Holz ist.

Wachstum der Bevölkerung. Im 18. und 19. Jahrhundert wächst die Bevölkerung, und damit die Wirtschaft. Dies verstärkt den Druck auf die Wälder. Riesige Wald-Flächen werden verbraucht. Zum Steuern werden Verordnungen erlassen, die die Wald-Nutzung einschränken.

Gruben-Holz. In den Bergwerken werden zum Abstützen der Schächte besonders die Fichte, Kiefer und Lärche eingesetzt: Wenn sich der Druck des Berges verstärkt, zeigen sie die Gefahr an – durch ein stöhnendes Geräusch. Dadurch warnen sie die Bergleute.

Nadel-Wald. Wegen des hohen Verbrauchs in den Montan-Gebieten breitet sich in der frühen Neuzeit der dafür nutzbare Nadel-Wald aus.

»Der rapide Vormarsch der Nadelbäume auf Kosten des Laubwaldes im 19. und 20. Jahrhundert ist der umstrittenste Vorgang in der neueren Forstgeschichte« (Joachim Radkau/Ingrid Schäfer).[36]

Die Kiefer. Die Kiefer wächst relativ rasch. Das Kiefern-Holz kann – im Sinne eines Holz-Ackers – einfach und schnell produziert werden.

In der Nähe des Ruhrgebietes nördlich der Emscher entstanden Heide-Landschaften dadurch, daß dort lange Zeit der Wald geplündert wurde. Dann wurden Kiefern angepflanzt.

Später wird die Kiefer auf Halden eingesetzt – als Pionier, also in einer künstlich angelegten Vegetation. Die Kiefer ist eine Zwischenfrucht auf dem Weg zur Wand-Entwicklung.

Holz-Export

Flößerei auf Flüssen und Strömen. Wo das Holz knapp wird oder wo es sehr wenig Holz gibt, holen Menschen es oft von weit her, wo es in Fülle vorhanden ist. Der Transport ist jedoch jahrhundertelang nicht einfach und sehr teuer.

Aber die Flößerei reduziert die Transport-Kosten sehr stark – ähnlich wie später die Eisenbahn.

Mit solchen Flößen wird Holz in die Küsten-Regionen gebracht, besonders in die niederländischen Städte und in die Hanse-Städte. Dort dient es vor allem zum Fundamentieren und zum Bauen. Die Häuser ganzer holländischer Städte stehen im Sumpf-Land geradezu auf den Köpfen der Bäume des Schwarzwaldes.

Holz in Massen kann jahrhundertelang nur auf Flüssen in Form des Floßes transportiert werden. Am Ufer der Flüssen binden Flößer Stämme zusammen und lassen es dann wie eine Art Schiff schwimmen: mit der Strömung abwärts. Sie landen das Floß dort ans Ufer an, wo es gebraucht wird. Auf diese Weise transportieren sie eine einzigartige Menge an Holz – halbe Wälder. Es ist sehr archaische Weise des Reisens der Bäume.

Im Schwarzwald wird die Flößerei auf der Murg erstmals um 1400 bezeugt. 1536 erläßt der Landes-Herr eine Floß- und Holz-Ordnung für den Schwarzwald.

Im 16. Jahrhundert wird die Flößerei ausgedehnt. Dafür wurden ungeeignete Wasser-Läufe ausgebaut – als eine Vorform der Kanalisierung von Flüssen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnt eine lange Hoch-Konjunktur des Handels mit Holz. Aus den Niederlanden wird ungeheuer viel Holz angekauft. Holz wird zum Export-Artikel.

Zu Hütten und Salinen, die sehr viel Holz brauchen, werden Baum-Stämme geflößt.

Schiffs-Transport auf dem Meer. Größter Lieferant von besonders hochwertigen Bäumen für den Schiff-Bau ist das Baltikum in der östlichen Ostsee. Aber der Transport mit Schiffen ist teuer – es kostet für englische Werften zwanzigmal soviel wie der Stamm. Damit sich der teure Transport besser rentiert, wird ein Schiffs-Typ entwickelt, der mehr Raum bietet, der Holk.

Die Holz-Not fördert die Suche nach anderen Energien

Die Klage über die Holz-Knappheit ist uralt und begleitet die Geschichte des Waldes und seiner Nutzungen. Im 16. Jahrhundert entsteht eine besonders große Knappheit an Holz. Gelegentlich erhalten Zünfte Produktions-Beschränkungen, weil es nicht genug Holz gibt.

»Am Beispiel einer einzigen Stadt schildert Johann Christian Lehmann 1735 diesen Holzkonsum sehr eindrucksvoll: ›In unserem kleinen Leipzig sind über 30.000 Ofenstätten alleine. Nun rechne man die Koch-Herde, Wasch-, Färbe-, Bleicher und Gerbekessel, Branntweinblasen, Eßig- und Brauhäuser, Seifensieder-, Walcker-, Töpfer und Ziegelöfen. ...‹.«[37]

Seit 1790 warnt eine Welle von Schriften vor der drohenden Holz-Not. Um 1800 ist die »Angst vor Holznot« (Radkau/Schäfer) hoch aufgelaufen – und zugleich gibt es viele technische Überlegungen, mit Holz sparsamer umzugehen.[38]

Der Schweizer Samuel Engel 1760: »Dass das Holz von einer ebenso großen Nothwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit sey, als das liebe Brot selbst, wird wohl niemand in [Frage stellen].«[39]

Im 18. Jahrhundert entsteht eine Fülle an Literatur zum Thema: Sparsamer Umgang mit Holz. Oft wird es verbunden mit den Stichworten Leistungs-Steigerung und Kontrolle der Arbeit.

Mit der Knappheit an Holz steigt sein Preis. Dies läßt viele Menschen nach anderen Stoffen suchen, die Energie erzeugen: nach Torf und nach Stein-Kohle.

Öfen. Der Ofen wurde in Europa im frühen Mittelalter zum Heizen gebräuchlich. »Mit dem Ofen beginnt die Mechanisierung des Heizens. Gegenüber dem offen brennenden Feuer ist der Ofen eine Energiesparmaschine.«[40]

1763 wird in Preußen mit einem Preis-Ausschreiben nach einem Ofen gesucht, der möglichst wenig Holz verbraucht. Die gesamte Entwicklung der Öfen steht unter der Maxime eines Verbrauchs, der sparsamer ist als das Feuer am Kamin. Den Preis gewinnt Johann Paul Baumer – er wird später zum Inbegriff des ›Berliner Kachelofens‹. Die Sparsamkeit im Verbrauch entsteht durch Regulieren der Zufuhr von Luft und dem Abzug das Rauchs.

Propagiert wird der Übergang vom offenen Feuer mit den hängenden Töpfen zu kleinen, geschlossenen, holzsparenden Küchen-Herden.[41]

Das sinnliche Vergnügen am Feuer und am Hantieren wird dadurch stark reduziert.

Im 19. Jahrhundert gibt es einen Trend zu immer mehr Öfen, zu immer mehr beheizten Räumen.[42]

Abgelöst von der Kohle. Entscheidend für die Explosion der Produktiv-Kräfte: daß eine neue Energie erschlossen wird – die Kohle. Sie entlastet den Wald erheblich. Allerdings läuft der Kohle-Verbrauch hoch auf – und damit auch der Umfang der Schad-Stoffe, die durch den Wind überall hin getragen werden – bis zu hohen Gebirgen.

Um 1800 werden 80 Prozent des Holzes zum Heizen benutzt – dann sinkt der Anteil des Holzes als Wärme-Quelle kontinuierlich – auf heute zehn Prozent. Für die wachsenden Industrien wird bis um 1955 im wesentlichen die Kohle wichtig.

Reisende Botaniker lassen Bäume mitreisen

Um 1500 bringen Kolonial-Schiffe Hölzer, die aufgrund ihres Aussehens und ihrer Farbe faszinieren, aus Übersee nach Europa.

Landwirtschaftliche Verbesserung. Im 18. und 19. Jahrhundert nehmen bei ihren Reisen viele Landes-Herren in ihren Delegationen Botaniker mit. Dies folgt Impulsen, die bedeutsam werden: Sie wollen das eigene Territorium landwirtschaftlich produktiv entwickeln.

Die Land-Wirtschaft ist lange Zeit die wichtigste Produktiv-Kraft, erst dann folgt – mit denselben Impulsen – die frühe Industrie.

Ein zweites Motiv heißt Repräsentation: seine Parks und Gärten ausgestalten – in einer ständigen Konkurrenz mit Standes-Genossen.[43]

Wissenschaft – zum Verwerten. Dabei entsteht, vor allem aus dem wirtschaftlichen Impuls, ein wissenschaftliches Studium und Experiment.

Dies ist die Treib-Kraft für die Gründung von Botanischen Gärten, manche angeschlossen an Universitäten. Den bedeutendsten hat die Universität Leiden (Niederlande). Im 19. Jahrhundert wird der Botanische Garten geradezu ein Standard für eine gute Infrastruktur einer Stadt, die sich Bedeutung gibt. In Marburg wird 1811 ein »Wissensgarten« der Universität mit »englischer Gartenkunst« verknüpft.[44]

Reisende Bäume. In diesem Prozeß werden Bäume aus anderen Ländern importiert. Manche wachsen an, manche gehen ein. Insgesamt aber entsteht eine erhebliche Mannigfaltigkeit an Einwanderern – eine Multikultur der Bäume. Denn jeder hat seine Besonderheit und seine eigentümlichen Beziehungen. Und insgesamt mischen sie das Spektrum der Bäume erheblich auf.

Zu den Zugereisten gehört die wunderbar blühende Magnolie. Sie stammt aus dem südöstlichen Nordamerika. Die Tränenkiefer kommt aus den Wäldern des östlichen Himalaya.

Exotische Parks sind der Exotengarten in Köln, die Insel Mainau im Bodensee, der Schloßpark der Wilhelmshöhe in Kassel.

Haus-Gärten. Aber auch in den Gärten der Bevölkerung ziehen allerlei fremdländische Bäume ein. Baumschul-Kataloge bieten die Serbische Fichte an.

Diese Bäume tragen die Informationen ihrer Herkunft in sich. Das bedeutet, daß sie in ihrer neuen Umgebung plötzlich und rasch eingehen können, vor allem in einem außergewöhnlich kalten Winter. Oder daß sie mit den Insekten und Pilzen der neuen Umgebung nicht klar kommen. So scheitert eine Anzahl eingewan-

derter Bäume. Es ist also keineswegs einfach, auch einen jungen Baum zu verpflanzen.

Das Überleben von reisenden Bäumen. In der Forst-Wirtschaft haben nur drei Arten die strengen Anforderungen an die Eingewanderten übestanden: die nordamerikanische Douglasie und Roteiche sowie die Japanische Lärche. Wirkliche forstwirtschaftliche Bedeutung erhielt nur die Douglasie.

Es gab sie in Mitteleuropa vor der Eis-Zeit, dann starb sie in Nordeuropa aus – und wanderte 1829 auf dem Reise-Weg zurück nach Mitteleuropa.

Beipack im Rohstoff-Transport. Viele Pflanzen und Bäume reisen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts mit den Roh-Stoffen, die aus dem weltweit sich ausdehnenden Handel mittransportiert werden – vor allem auf Schiffen.

Die meisten Pflanzen kommen seit jeher mit den Erz-Transporten. Das zeigt am besten der Landschaftspark Duisburg Nord, dessen Kern drei Hochöfen mit vielen Material-Bunkern bilden: diese Industrie-Brache ist ein Eldorado von solchen Pflanzen und Bäumen.

Rationalisierung

Der Kausal-Komplex. Hand in Hand gehen: Die gesteigerte Nachfrage nach Holz aus der Industrie und aus den Städten. Der Impuls, aus Holz viel Geld zu machen. Die Rationalisierung des Anbauens. Es entsteht die Forst-Wirtschaft und dann die Forst-Wissenschaft – zur Rationalisierung.

Die Plantage. In den Umgang mit dem Wald zieht die Vorstellung der Plantage ein.

Die ersten Plantagen sind wahrscheinlich Wein-Güter – etwa im Chianti-Gebiet zwischen Florenz und Siena. Der Gedanke, bloß zur Eigen-Produktion Wein-Stöcke zu pflanzen, wurde aufgegeben – stattdessen entstand eine Monokultur auf einer bzw. vielen Flächen.

Der Gedanken der Plantage wurde im 16. Jahrhundert vor allem im Zusammenhang mit der Wasser-Beherrschung in Holland entwickelt. Die Die Umwandlung von Sumpf-Land führte zu einer Anzahl großer trocken gelegter Flächen – Polder genannt. In diesem meist sehr fruchtbaren Gelände wurden in großen Feldern Pflanzen, wie z.B. Raps, angebaut, die einen hohen Geld-Ertrag in den nahen Städten erzielten.

Von hier aus wurde der Gedanke der Plantage in die Kolonien übertragen – und breitete sich dort aus.

Von dort gelangt er in die Wald-Wirtschaft. Unter dem Wirtschafts-Aspekt der Rationalisierung werden große Flächen mit einer einzigen Baum-Art bepflanzt.

Wirtschafts-Geschichte: Wald und Holz im 18. Jahrhundert

Ressourcen-Schonung. In mehreren Jahrhunderten gibt es immer wieder Tendenzen, mit dem Holz und also mit dem Wald sparsamer umzugehen – im Interesse einer Wirtschaft, die in Schwierigkeiten kommt, wenn es zu wenig Holz gibt.

Dies beginnt in größerem Umfang im wesentlichen im 16. Jahrhundert.

»Zyklische Bewegungen« (Radkau/Schäfer). »Dem ersten Anlauf zur maximalen Nutzung der Waldressourcen folgt im 17. Jahrhundert eine rückläufige Phase, verursacht durch den Bevölkerungsrückgang im Dreißigjährigen Krieg und durch die ›Krise des 17. Jahrhunderts‹ in Handel und Wirtschaft.

Im 18. Jahrhundert wurde dagegen die Holzökonomie durch einen erneuten Wachstumsschub angespannt. Viele ältere Ansätze zur Holzersparnis und zur Sicherung der Holzversorgung fanden erst jetzt ihre Vollendung. Insofern waren das 18. und selbst das frühe 19. Jahrhundert ein Höhepunkt des ›hölzernen Zeitalters‹.

Zugleich verbreitete sich jedoch, von England ausgehend, eine Wachstumsdynamik und Beschleunigung des Wirtschaftstempos, die an den Brennstoff Kohle und an den Werkstoff Eisen gebunden war.

Beides wird oft als *eine* Entwicklung gesehen; die Durchsetzung der Kohle wird aus einer katastrophalen Holzverknappung erklärt.

Aber die Holzverknappung als solche enthielt keinen Wachstumsimpuls. Es gab auch Formen der Rationalisierung und des technischen Fortschritts, die nicht vom Holz zur Kohle führten, sondern die Holzökonomie verbesserten.

Die Geschichte des Waldes steht in engem Zusammenhang mit den großen Umbruchprozessen jener Zeit; diese wiesen jedoch in mehrere Richtungen.«[45]

Expansion des Welt-Handels. Im 18. Jahrhundert expandiert, von England ausgehend, der Welt-Handel sehr stark. Dadurch bilden sich mächtige Märkte heraus.

Sie schaffen enorme Massen an Kapital. Dies sind Grundlagen der nun folgenden ›Industriellen Revolution‹. Zu diesem Handel gehört das Holz.

Bau-Konjunktur. Das Eichen-Holz eignet sich besonders gut als Bau-Holz, weil es einen hohen Anteil an Gerbstoff besitzt.

Eine starke Konjunktur im Bauen, noch heute sichtbar in historischen Altstädten wie z.B. in Amsterdam, führt zu einer Hochkonjunktur für Bau-Holz – für den Einschlag im Wald, den Transport und den Handel. Die Bau-Wirtschaft wird zur stärksten Treib-Kraft der Holz-Wirtschaft.

Amsterdam, die bedeutendste Stadt im 17. und 18. Jahrhundert benötigt für ihre Bauten umfangreich Holz: Die Gebäude werden elf Meter tief und Pfahl neben Pfahl fundiert. Viele dieser langen Stämme kommen aus den Eichen-Wäldern des Spessart.

Schiffs-Bau. Auch der boomende Schiffs-Bau in vielen Werften benötigt immer mehr Holz. Es zu erhalten, ist nicht immer einfach – ein Problem sowohl des Marktes wie oft auch der Politik.

Eisen-Hütten. In ihrer frühen industriellen Phase verbraucht auch die Eisen-Produktion zunehmend Holz – in Form von Holz-Kohle. Auch sie ist ein starker Impuls für die Holz-Wirtschaft.

Als Nachschub-Basen werden vor allem die Ressourcen der Ostsee-Länder genutzt: die Nadel-Wälder in Schweden, Finnland, Baltikum und Rußland.

Verarbeitung von Holz. Holland betreibt im 18. Jahrhundert eine krude Wirtschafts-Politik mit dem Holz: Es fördert die eigene Verarbeitung des Holzes – durch Säge-Werke. An der Zaan, nordwestlich von Amsterdam, steht heute noch eine eindrucksvolle Kette von Säge-Mühlen.

Damit in den Wald-Gebieten keine weiterverarbeitende Industrie entsteht, kauft Holland nur Rundhölzer d.h. unbearbeitete Stämme. Auf geschnittenes Holz legt es einen hohen Zoll.

Diese Art der Politik betreiben noch heute Europa und die USA gegenüber der Dritten Welt. Sie profitieren davon unverhältnismäßig: Denn die Verdienste liegen weniger in der Herstellung von Roh-Stoffen als in der Weiter-Verarbeitung und im Handel sowohl der Roh-Stoffe wie der End-Produkte.

Ambivalenz des Holz-Handels. Holz ist eine heikle Ware. Sie wird zunächst von den heimischen Städten gebraucht, bei denen immer wieder Knappheit bzw. die Sorge von Knappheit erscheint. Mit der Expansion des großräumigen Handels wächst die Versuchung, Holz zu exportieren. Am Holz-Handel läßt sich viel verdienen, vor allem, wenn er in großem Stil betrieben wird. Noch höhere Verdienste winken den Spekulanten, die Holz lagern, bis es in Zeiten von Holz-Knappheiten besonders teuer verkauft werden kann.

Schon früh gibt es große Unternehmer, denn die Flößerei und der Handel mit Hilfe von großen Schiffen in weite Entfernungen kann nur von kapitalstarken Unternehmen organisiert werden.

Diese wiederum haben die Neigung, Konkurrenten zu verdrängen – mit vielerlei Maßnahmen.

Um 1600 kontrolliert Jakob Kast die gesamte Flößerei von Straßburg rheinabwärts. Im Schwarzwald bilden sich durch den Handel mit Bau-Holz nach Holland »Holzkönige«.

Oft sind es Leute, die aus extremem Gewinn-Interesse den Raub-Bau forcieren.

Geschäfte der Landes-Fürsten. Der Gedanke, Wald und Holz als Kapital-Interesse zu verwerten, greift auch auf viele Landes-Herren

über. Sie versuchen, mit dem Staats-Wald viel Geld zu verdienen.

Dazu bauen sie staatliche Holz-Monopole auf. Das populistische Argument, den Menschen Roh-Stoff für die Wärme zu sichern, ist oft nur Vordergrund – tatsächlich zielt das Monopol darauf, der Landes-Kasse zu nutzen. Diese wird aber immer noch am stärksten von Ausgaben für Repräsentation und Militär geprägt.

Auseinandersetzungen. Daher gibt es ständig vielschichtige Auseinandersetzungen über die Verwertung – mit vielen unterschiedlichen Positionen und Argumenten.[46]

Eigen-Nutzung oder Gewinn-Nutzung. Die Gewinn-Interessen am Wald verändern den Umgang mit ihm.

Beim Gemein-Eigentum der Mark-Genossen geht es um die Eigen-Nutzung des Waldes. Dies ist meist ein schonender Umgang mit ihm. Es herrscht das Bewußtsein, daß der Wald vielen Generationen dienen soll. Und die einzelnen Familien brauchen nicht besonders viel Holz. Die Haltung zum Wald ist also von Genügsamkeit geprägt. Das Gemeinwesen hat wenig Lust auf Effizienz-Steigerung des Nutzens.

Die kommerziellen Interessenten und die ebenfalls kommerziellen landesherrlichen Merkantilisten bezeichnen diesen durchaus vernünftigen Umgang als Miß-Wirtschaft. Sie diffamieren die Bauern als »träge« und »faul«. Und sie fordern, »den Wald-Bau zu verbessern« – im Klartext: seine Leistung zu steigern, damit sie sich in Gewinn umsetzen läßt.

Privatisierung des Gemeinwaldes. Der preußische König Friedrich II. ruiniert im Siebenjährigen Krieg (1756/1763) sein Land und ist dann gezwungen, es wieder aufzubauen. Dafür nutzt er auch die Scheinrationalität in der Wald- und Holz-Wirtschaft. 1679 verordnet er von oben herab, daß die jahrhundertealte gemeinschaftliche Verwaltung der Wälder, die »Gemeinwälder«, aufgehoben und aufgeteilt werden. Die Ideologie: Privatinteressen haben mehr Neigung, sie profitabel zu machen.

Das Forstwesen als Betrieb. Auf diesem absolutistischen und zugleich merkantilistischen Hintergrund, den sehr viele Menschen als eine staatliche Ungerechtigkeit höchsten Ausmaßes empfinden, als ein Art Krieg gegen die eigenen Bürger, läßt der König in der Folge-Zeit das Forstwesen entwickeln.

Staatskonform wird dieser Vorgang lange Zeit, oft bis heute, als Reorganisation des Forstwesens bezeichnet.

Georg Ludwig von Hartig verordnet seit 1811 als Chef der preußischen Forst-Verwaltung mit seinen doktrinären ›Generalregeln‹ dem Wald eine Art »militärische Disziplin«.

Die Falle. Weil der Staats-Wald sich am Leitbild liberalen Wirtschaftens orientiert, geht er in eine Falle: Die Forderung entsteht, er solle privatisiert werden.

Der Mangel besteht darin, daß der Staat, sofern er ein allgemeines Interesse vertritt, nicht erkennbar zu formulieren versteht, warum sich ein staatlicher Wald anders verhalten muß als ein privater.

Dies wird erst in unseren Tagen gelingen.

Um 1800 gibt es heftige Diskussionen über den Verkauf von Staats-Wald.

Die Liberalen behaupten, die staatlichen Forst-Beamten seien unfähig und korrupt, die landesherrlichen Güter verlören ihre Bedeutung als Einnahme-Quelle, der Staat solle die Wälder verkaufen, um Schulden des Staates zu senken.

Dagegen stehen Stimmen wie vom Forstwissenschaftler Heinrich Cotta (1763–1844), einem forstlichen Klassiker: »Nur der Staat wirtschaftet für die Ewigkeit.« Der Nationalökonom Roscher: Die »Ewige Persönlichkeit des Staates« entspricht den Wachstums-Zeiten der Bäume und könne damit am besten umgehen.

Wald als letzte Reserve. »Im 18. Jahrhundert und auch später erkennt man immer wieder einen Zusammenhang zwischen Waldbehandlung und Verschuldung bei den fürstlichen Regierungen wie bei den Gemeinden und Privatleuten. Die Wälder galten als ›Sparkasse‹ der Bauern, als ›Schatz‹ der Fürsten: das bedeutete, daß man sie … für besondere Zwangslagen aufsparte, dann aber rücksichtslos abholzte.«[47]

Holz als Kriegs-Beute. »Auch siegreiche Heere pflegten sich im besetzten Land am Wald schadlos zu halten.«[48]

Auch im Versailler Vertrag wird 1919 Deutschland verpflichtet umfangreiche Reparationen in Form von Holz aus dem Wald nach Frankreich zu liefern.

Wechselnde Konflikte.

1. Konflikt. Menschen roden viel zu viel Wald und übernutzen ihn.
2. Konflikt. Die Jagd-Leidenschaft der Fürsten läßt für die Jagd geschonte Wald-Tiere sich so stark vermehren, daß sie mit Wild-Schäden eine Plage werden – für die in Ohnmacht gehaltenen Bauern.
3. Konflikt. Liberalistische Interessen sehen den Wald ausschließlich unter dem Aspekt des Geld-Gewinns.
4. Konflikt. Selbstgenügsames Wirtschaften im Gemeinde-Wald wird von liberalistischen Verwertungs-Interessen angegriffen. Sie setzen sich durch: Die Gemeinde-Wälder werden privatisiert.
5. Konflikt. Die Agrar-Reformer trennen den Zusammenhang von Wald, Weide und Acker und grenzen Land-Wirtschaft und Forst-Wirtschaft scharf gegeneinander ab. Es entsteht eine Feindschaft zwischen den beiden Wirtschafts-Gebieten Landwirtschaft und Wald-Wirtschaft.[49]
6. Konflikt. Liberalistische Ideologie breitet sich so aus, daß sie den Staats-Wald in Frage stellt und ihn privatisiert wissen will.

Wald und Macht. Sichtbar wurde: Der Wald liegt nur scheinbar außerhalb von Macht-Interessen – tatsächlich ist er in Jahrhunderten umkämpft.

Zunächst jagen die Fürsten ihn dem schwach gewordenen König ab.

Später versuchen die Fürsten Schritt für Schritt den seit eh und je aus alter germanischer Stammes-Tradition teilhabenden Bauern ihre Rechte zu schwächen und dann abzunehmen.

Oft klagen die Bauern gegen die Herren: daß sie ihnen die seit altersher gewährten Nutzungen des Waldes vorenthalten.

Manchmal wehren sich die Bauern – mit Äxten und Piken.

Sie kämpfen um das Recht auf »Holz-Lese«.

Dann versuchen liberalistische bürgerliche Wald-Eigentümer, die Bauern aus dem Wald zu vertreiben.

Ein großherziger Graf wird abgesetzt. Grotesk ist eine Auseinandersetzung zwischen dem Grafen von Wied-Neuwied und den Bauern, die sich über das ganze 18. Jahrhundert hinzieht.

»Die Dinge nahmen eine unerwartete Wendung, als 1791 der neu an die Regierung gekommene Fürst Friedrich Karl mit den Bauern einen Vergleich schloß und ihnen großmütig zwei Drittel des Waldes überließ.

Aber gegen diesen Vergleich opponierten die Manufakturbesitzer, die ihren Holzbezug gefährdet sahen; nicht umsonst lag die größte Möbelfabrik (Röntgen) und das größte Blechwalzwerk (Rémy) des damaligen Deutschlands in diesem Ländchen.

Die antibäuerliche Allianz erreichte 1792 beim Reichsgericht die Absetzung des Fürsten wegen Geisteskrankheit.«[50] Dies ist ein bösartiger Fall von Psychiatrisierung, wie er sich später als Strick-Muster im Stalinismus wiederholt. Dem Fürsten müßte man ein Denk-Mal setzen.

Ausschluß der Bauern. Je mehr der Wald in die Hände der Obrigkeit bzw. in das liberale Eigentum gerät, desto weniger liberal werden uralte Traditionen behandelt: Mehr und mehr werden die Bauern und kleinen Leute vom Nutzen des Waldes ausgeschlossen – und auf den Kauf, für den sie wenig Geld haben, verwiesen.

Liberalismus. Der Liberalismus ist nur für sich selbst liberal – er ummantelt dies mit einem propagandistischen Zungen-Schlag, der eine allgemeine Liberalität suggeriert. Tatsächlich handelt es sich darum, daß der Eigentümer von Grund, Geld und Produktions-Mitteln eine geradezu neue absolutistische Verfügung erhält.

Der Liberalismus gibt vor, den Absolutismus der Fürsten und der Staaten zu bekämpfen. Tatsächlich aber setzt er ihn fort – für eine neue Klientel, das sind kapitalkräftige Bürger.

Der klug analysierende Niccolò Macchiavelli (1469–) zieht um 1500 anhand eines bestimmten Falles ein Resümee: Die Florentiner verjagten mit dem Herzog von Athen einen Tyrannen – aber dann spielten Tausende den Tyrannen.[51]

Mit Gesetz wird deklariert: Holz-Diebstahl. Das Gewohnheits-Recht der armen Leute, im Wald Brenn-Holz zu sammeln, wird nach 1820 aufgehoben und das Sammeln von totem Holz als »Verbrechen« deklariert. Es tobt ein ausgebreiteter Konflikt um den Allein-Besitz des Waldes. Es geht um die Auflösung aller früheren Balancen, die durch Teilhaberschaft geleistet wurden.

1821 erläßt Preußen das erste Holzdiebstahl-Gesetz. Was jahrhundertelang normales Leben war, gilt nun als »Diebstahl«. 1825 widersetzen sich massenhaft Bauern – sie holen, was sie brauchen aus dem Wald: Laub-Streu und Brenn-Holz. Der Staat wird dessen nicht Herr – der preußische König muß »gnädig« eine Amnestie für »Forst-Frevel« erlassen. Die Kriminalisierung bleibt bestehen.

Der Herausgeber und Redakteur der Rheinischen Zeitung, der 24-jährige Karl Marx, schreibt 1842 einen langen und sehr kritischen Artikel zu den ›Verhandlungen des 6. Rheinischen Landtags. Dritter Artikel: Debatten über das Holzdiebstahlgesetz‹. Marx untersucht die hier wirkende Ökonomie und den auf-oktroyierten bürgerlichen Begriff des Eigentums.

Diese Kritik kostet Karl Marx den Job in der Zeitung.

Der Konflikt über den Wald trägt erheblich zu den Unruhen im Vormärz und den Ereignissen von 1848 bei. Aber er wird kein Thema der bürgerlichen Revolution. Die »Freiheit des Eigentums« erscheint wichtiger: als völlige Abgrenzung gegen jedwede Mitnutzung, auch gegen das Betreten.

Es bleiben nur noch wenige Reste der alten gemeinsamen Wald-Nutzung.

Über die Forsten wird scharf gewacht.

Annette von Droste-Hülhoff (1797–1848) schreibt 1842 die Erzählung ›Die Judenbuche‹. Darin sind »Holz- und Jagdfrevel« alltäglich. »Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen, und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können niemand angehören.« Es ist die Antwort auf die Frage des Sohnes: »Mutter, lügen die Förster?« Die Förster sind in dieser Zeit zu Repräsentanten herrschaftlicher Macht-Ausübung geworden.

1849 hebt die Nationalversammlung in Frankfurt die adligen Jagd-Privilegien in der Reichsverfassung auf.

In den westfälischen Wäldern tummeln sich Banden von Holz-Dieben – die »Blaukittel«. Sie provozieren verstärkte Kontrollen der Förster.

Renaissance des Waldes

Als die Steinkohle das Holz in weiten Bereichen als Energiequelle abgelöst hat, kann der Wald sich erholen. Im 19. Jahrhundert wächst der Wald wieder – mit der Forst-Wirtschaft.

Die Land-Wirtschaft zieht sich aus dem Wald zurück. Zugrunde liegt eine zunächst einfach erscheinende Neuheit, die aber weitreichende Folgen hat.

Die Bauern stellen um: von der Dreifelder-Wirtschaft auf die Fruchtwechsel-Wirtschaft, die den Ertrag steigert. An die Stelle der Brache tritt der Anbau von Futter-Pflanzen wie Klee und Lupinen. Auf der Brache wird experimentiert: mit neuen nützlichen Pflanzen.

Diese Zunahme an Vieh-Futter ermöglicht, daß das Vieh das ganze Jahr im Stall gehalten werden kann.

Der Mist wird gesammelt und verbessert die Düngung der Felder. Weiden werden nun in Äcker umgewandelt.

Die Bauern können auf das Weiden von Vieh im Wald verzichten.

Folge: die jungen Triebe werden nicht mehr abgefressen, der Wald kann sich ruhiger entwickeln.

In der Mast der Schweine werden die Eicheln des Waldes ersetzt: durch Kartoffeln.

Die Kartoffel wird zum wichtigsten Nahrungs-Mittel. Sie hat einen hohen Gehalt an Kalorien.

Nun reicht ein Drittel des bisherigen Landes, um die Menschen zu ernähren.

Allerdings müssen sie in dieser veränderten Land-Wirtschaft mehr arbeiten. Dies trifft vor allem die Frauen. Daher setzt sich die »Agrarrevolution«, die ein konzises Programm ist, nur langsam durch.

Abgrenzung. Die starke Veränderung der Land-Wirtschaft ermöglicht es, daß in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Wald und Weide genau voneinander abgegrenzt werden. Der Förster kontrolliert die Wirksamkeit dieser Trennung: Er wird zu einer Respekt-Person, ausgestattet mit polizeilicher Gewalt. Dies alles löst die jahrhundertelange sehr enge Verbindung von Land-Wirtschaft und Wald. Dadurch wird der Forst auf die Wirtschaft mit Holz spezialisiert.

Durch die neue Energie Kohle wird der Wald auch vom Zwang befreit, um jeden Preis für die Energie vieler Gewerbe zur Verfügung zu stehen.

Verlust: Die waldwirtschaftlich ertragreiche Loh-Rinde wird Anfang des 19. Jahrhundert von der Chemie auskonkurriert, die synthetische Gerb-Stoffe herstellt.

Verselbständigung der Forst-Wirtschaft. Befreit von vielen Bindungen wird die Forst-Wirtschaft selbständig: ein unabhängiger Wirtschafts-Zweig. Das Verkehrs-Mittel Eisenbahn erschließt ihr ferne Märkte.

Nach der Französischen Revolution werden die Besitz-Verhältnisse vereinfacht. Ebenso die Verwaltung – und zugleich wirksamer gemacht. Es entsteht eine rationale Forst-Wirtschaft. Darin spielt die Philosophie des Wirtschafts-Liberalismus nun die beherrschende Rolle: als Ökonomisierung. Sie richtet sich – parallel zur Industrialisierung – auf Gewinn aus.

Theorien-Streit über den Wald

Forst-Wissenschaft. Nun entsteht auch eine Verwissenschaftlichung der Tätigkeiten. In Akademien und Hochschulen werden Förster ausgebildet.

Bodenertrags-Theorie. Der Wirtschafts-Liberalismus führt zur Bodenertrags-Theorie: Sie fordert die Maximierung der Boden-Rente.

Dazu entwickelt sie für einige Modelle des Waldes mathematische Formeln. Gefragt wird nach der besten Verzinsung des Kapitals, das in den Wald investiert wird.

Heraus kommt, daß dies von Nadel-Bäumen wie Kiefer und Fichte geleistet wird. Denn sie haben die relativ kürzesten Perioden der Produktion – rund 60 bis 90 Jahre. So orientiert sich die Forst-Wirtschaft auf den Nadel-Wald.

1858 erscheint die Streit-Schrift von M. R. Preßler ›Rationeller Waldwirt‹ – darin begründet er eine hart profitorientierte Boden-Reinertrags-Lehre.

Ein Ziel-Konflikt entsteht: Nutz-Holz gegen Landwirtschaft. Nun wird besonders deutlich, welchen Einfluß der Wald auf das Leben der Menschen hat. In vielen Bereichen wehren sich Bauern gegen das Anpflanzen von Fichten, die für sie keinen Zweit-Nutzen haben: Das Vieh kann nicht mehr weiden und es gibt auch kein Streu mehr. Manche Bauern werden handgreiflich. So 1821 im westfälischen Sorpe-Tal. Die Fichte er hält einen schlechten Ruf: als »Preußen-Baum«, der von der fernen Regierung verordnet wurde.

Veränderung der Struktur. Die Forst-Vermessung im 18. Jahrhundert hatte sich noch an den Formationen des Geländes und am Linien-System der Jagd orientiert. Im 19. Jahrhundert werden kleinere Wirtschafts-Einheiten gebildet (Wirtschafts-Karten) – orientiert an den örtlichen Verhältnissen.

Nun kehrt sich das Verhältnis von Laub-Wald und Nadel-Wald um: Bevorzugt werden rasch wachsende Bäume, die man eher verkaufen kann. Dadurch verschwinden der Mittel- und Niederwald – bis auf Reste. Fichte und Kiefer sind hart und robust – sie werden als Monokulturen gepflanzt. Auch den Wald erfaßt das Denken der Industrie-Epoche: Es tendiert zur Mechanisierung.

Fichten-Plantagen. Aus forstlichem Rendite-Denken entstehen »Fichten-Plantagen«.

Von 1850 bis 1970 hat die Fichte ihren Flächen-Anteil von 0 auf 50 Prozent ausgedehnt.

Oft wird sie ohne Rücksicht auf die Standort-Bedingungen angebaut.

Risiken. Aber die Monokulturen erweisen sich als nicht so glatt, wie vorher gesagt, sondern als riskant: Oft sind sie auf ungeeigneten Böden gepflanzt, und daher weit mehr als Laub-Bäume gefährdet – durch Sturm, Schnee, Feuer, Insekten, Pilze. Sie schaden dem Boden – und sind deshalb nicht nachhaltig. Das ist ein Verstoß gegen den Grundsatz der Forst-Wirtschaft. Ein Förster um 1900: »Willst du den Wald vernichten, so pflanze nichts als Fichten.«

Waldreinertrags-Theorie. Die Kritik formuliert eine neue Theorie: die Waldreinertrags-Theorie. Die höchstmögliche Verzinsung sei falsch, das Kapital könne sich zwar mit anderen Anlage-Arten nicht messen, aber es kann *sicherer* angelegt sein – im Wald. Der Geld-Ertrag soll sich an der Dauer messen.

Dies führt dazu, hochwertiges Holz zu erzeugen – alt werdende und dadurch starke Bäume. Die Zeiten für die Fichte verlängern sich auf 120 bis 140 Jahre, bei der Eiche auf 240. Der Wald soll stabilisiert werden: Dies gelingt nicht in Mono-Kulturen, sondern nur im gemischten Wald. Der Mensch soll nur vorsichtig lenkend und steuernd eingreifen.

Streit der Theorien. Die Anhänger der beiden Theorien, der eher wirtschaftlichen und der eher naturnahen, streiten sich ein Jahrhundert lang.

Das Nachhaltigkeits-Prinzip wird zuerst 1713 vom Forstmann und Berghauptmann H. C. von Carlowitz aufgestellt.

Es wird dann vor allem von Georg Ludwig Hartig (1764–1837), Leiter der Preußischen Forstverwaltung, definiert und in die Praxis der Bewirtschaftung des Waldes übertragen und erprobt. Er konzentriert sich auf die Nachhaltigkeit der Erträge.

Die erste nachhaltige Planung der Forstwirtschaft geschieht in einigen Bereichen im 18. Jahrhundert. Sie legte ein Netz über den Wald und nutzte in 100 Jahren nur den 100. Teil pro Jahr von diesem Wald.

Das war eine Altersklassen-Staffelung. Man nutzte immer nur den ältesten Wald. Und so hatte man Jahr für Jahr dünnes Holz, das man einsetzen konnte, um die Salinen zu betreiben. Das war der erste Schlüssel für die nachhaltige Forstwirtschaft.

Maßnahmen. Heinrich Cotta 1828 in seiner ›Anweisung zum Waldbau‹: »Wir haben jetzt eine Forstwirtschaft, weil es uns am Holze fehlt.«

Die Forstwirtschaft wird auch gelenkt vom Gedanken der Rationalisierung, der im Zusammenhang mit der Aufklärung entsteht.

Mit der Ideologie der politischen und wirtschaftlichen Liberalisierung entsteht der Gedanke der Autonomie von Wald-Eigentum und Wald-Wirtschaft. Das Holz wird verstärkt ein »Gewinngut«.

Entlastungen. Dann aber entsteht ein Umkehr-Trend: Fossile Brenn-Stoffe werden erschlossen und verwandt – sie entlasten den Druck auf den Wald.

Durch die chemische Düngung werden die Felder fruchtbarer und die Ernährung sicher gestellt. Die Bauern müssen dazu nicht mehr den Wald benutzen. So kann sich der jahrhundertelange Verbund von Landwirtschaft und Wald auflösen.

In der Industrialisierung verliert das Holz seiner Bedeutung als Energie-Lieferant. Es wird zum Roh-Stoff für eine Industrie, die mit Holz arbeitet, vor allem für die Möbel-Industrie.

Veränderungen. Dies verändert den Wald: An die Stelle der Laub-Bäume, die vor allem nützlich als Brenn-Holz waren, treten Hochwälder aus Nadel-Holz.

Parallel zur »rationellen Landwirtschaft« von Albrecht Thaer fordert 1822 Wilhelm Pfeil den »Holzacker« – das heißt eine größtmögliche Erzeugung von Holz. Dies ist eine Ideologie reiner Finanzwirtschaft.

Wie in den Fabriken werden auch im Wald Betriebs-Pläne aufgestellt. Im Hochwald entsteht der Altersklassen-Wald. Er wird eingeteilt: in 20 Jahre dauernde Zeit-Perioden – und dementsprechende kompakte Flächen. Darin haben die Bäume die gleiche Art und das gleiche Alter. Ziel: eine gleichmäßige Produktion von Holz.

Einwände. Aber zu gleicher Zeit entstehen auch Einwände, denn der Wald ist kein Wirt-

schafts-Gut, das sich rasch produzieren läßt – auch das vergleichsweise schnellere Wachstum der Fichten dauert noch ziemlich lange. So erscheint früh das Stichwort »nachhaltig«.

Otto von Hagen, Leiter der preußischen Forstverwaltung, schreibt 1867: Die Wirthschaft erstrebt die Erlangung eines nachhaltig möglichst hohen Reinertrags aus der Verwerthung der Waldprodukte für die Volkswirthschaft.«

Einschränkend fügt er hinzu: »Die Preußische Staatsforstverwaltung bekennt sich nicht zu den Grundsätzen des nachhaltig höchsten Bodenreinertrags unter Anlehnung an eine Zinseszinsrechnung, sondern sie glaubt, im Gegensatz zur Privatforstwirthschaft, sich der Verpflichtung nicht entheben zu dürfen, bei der Bewirthschaftung der Staatsforsten das Gesammtwohl der Einwohner des Staats ins Auge zu fassen.«

Der erste Schub der Industrialisierung

Die Eisenbahn hat lange Zeit einen hohen Verbrauch an Holz: für Bahn-Schwellen – zuerst aus Eichen, später aus Buchen.

»Holzschwellen … haben heute mit einer Imprägnierung aus Steinkohleteeröl eine Lebensdauer bis zu 40 Jahren. Noch um 1985 lagen auf den 58.000 Streckenkilometern der Deutschen Bundesbahn 40 Millionen holzschwellen, was einen Anteil von 44 % am gesamten Schwellenbestand ausmachte. Für die seither gebauten neuen Schnellbahntrassen wurden Betonschwellen eingesetzt.«[52]

Material. Die Industrialisierung benutzt in ihrer frühen Phase die Energien Holz (Holz-Kohle) und Wasser-Kraft. Die Technik- und Wirtschafts-Geschichte des Holzes haben Joachim Radkau und Ingrid Schäfer dargestellt. Das Holz wird als Material teilweise ersetzt, aber auch teilweise weiter benutzt.

Sperr-Holz – Hartfaser – Span-Platte. 1870 beginnt die serienmäßige Herstellung von Sperr-Holz – und damit eine Erschließung des Material für die Möbel-Industrie, die sich um 1900 mit maschinentechnischen Neuerungen entwickelt. Sperr-Holz verzieht sich weniger als Massiv-Holz. Außerdem kann man Massiv-Holz einsparen: unter Oberfläche läßt sich Holz minderer Qualität benutzen.

Seit 1924 wird die Hartfaser-Platte produziert. Die Span-Platte erscheint 1940. Darin kann Abfall vom Sägen genutzt werden.

Ein hoher Verbrauch an Holz verschwindet, als nach 1862 zunehmend die Schiffs-Konstruktionen aus Holz durch Eisen ersetzt werden.

Holzbearbeitungs-Maschinen. Seit 1890 setzt sich der Elektro-Motor durch: Er ist die Grundlage für die mechanische Holz-Bearbeitung. Um 1920 wird die künstliche Trocknung von Holz erheblich beschleunigt.[53]

Auch die Wald-Arbeit wird rationalisiert: Um 1950 setzt sich die Motor-Säge durch – jetzt ist in der kürzesten Zeit ein Baum gefällt.

Verdrängung des Werkstoffs Holz. Wind- und Wasser-Mühlen haben jahrhunderte lang hochentwickelte technische Konstruktionen – aus Holz. Frühe Maschinen bestehen aus Holz. Das Deutsche Museum in München besitzt eine Anzahl davon.

In einem sehr langen Prozeß wird der Werk-Stoff Holz in vielen Bereichen von anderen Werk-Stoffen verdrängt: von Metallen und seit den 1920er Jahren, vor allem nach 1955 auch von Kunst-Stoffen.

Der Gegensatz. Aber bis heute und gewiß für alle Zeiten hat jedes Gebäude immer noch einen erheblichen Anteil an Holz. Und in vielen Bereichen haben die psychologisch-sinnlichen Qualitäten vom Holz ein »ewiges Leben«.

In den Industrie-Prozessen aber bietet das Eisen neue technisch-prozessuale Möglichkeiten: der Präzision, des Antriebs und der Übertragung von Kraft sowie der Widerstands-Fähigkeit gegenüber Druck, schnelle Rotation und Abnutzung.

Bauen mit Holz. Aber das Holz verschwindet nicht. Um 1800 nehmen sich Ingenieure des Bauens mit Holz an und entwickeln es.

Viele Firmen stellen Holz-Häuser her. Es läßt sich gut vorfertigen und ist, wenn es richtig abgelagert ist, dauerhaft.

Für Holz-Häuser gibt es »Liebhaber«: Sie schätzen das Gefühl der Behaglichkeit. Sie geht aus mehreren Komponenten hervor: Holz ist atmungsaktiv und schafft daher ein gutes Raum-Klima – wohnklimatisch ist es beste Bau-Material. Holz wirkt organisch. Und es ist sympathisch – für die Wahrnehmung der Sinne.

Holz-Bau der Avantgarde. Im 20. Jahrhundert ist es sogar ein Material der Avantgarde: Konrad Wachsmann projektiert damit kühne Bauten.[54]

»Der Ingenieurholzbau erschließt das weite, auch ästhetisch hoch attraktive Feld der großflächigen, weitspannenden Tragwerkkonstruktionen.

Bauten – vor allem im Sport- und Freizeitbereich, die hier seit den 1970er Jahren entstanden sind (z.B. Westfalenhalle Dortmund, Multihalle Mannheim), sind im Grunde gigantische ›Nur-Dach-Häuser‹ mit stützenfreien Spannweiten bis zu 100 Metern. In ihrer Ästhetik verbinden sich Form und Funktion in unübertroffener Weise zu imposanten Bauwerken. Gitterschalen wie die der Multihalle Mannheim von Frei Otto zeigen, welche Möglichkeiten der intelligente Ingenieurbau auch ohne Verleimung bietet.«[55]

Ein Meister des Bauens mit Holz und des Überdauerns der ›hölzernen Kultur‹ ist der Schweizer Peter Zumthor. »›Niemand kann etwas erschaffen ohne alte Erinnerungen‹, sagte Peter Zumthor über seinen Entwurf des Schweizer Pavillons für die Expo 2000, der das Bild des Holzstapels vergegenwärtigt.«[56]

Aus den Wald-Gewerben gehen Industrien hervor

Aus den Wald-Gewerben geht im 19. Jahrhundert chemische Industrie hervor: Aus der Köhlerei entsteht die Kokerei neben den Bergwerken. Angehängt: Pottasche-Brennerei und Teer-Schweelerei.

Sie sind nun kein Handwerk mehr, sondern Industrie – und werden mit einem hohen Aufwand an Kapital und Technologie betrieben.

»Die große Land-Zerstörung«

Allmacht. Aus dem Satz in der Bibel »Macht euch die Erde untertan« zogen Menschen den wahnwitzigen Schluß, hemmungslos nur ihrem eigenen Interesse zu folgen – meist kurzatmig. Schon früh vergessen sie, daß nach ihnen Kinder und Kindes-Kinder kommen und die Ressourcen der Erde nötig haben.

Zerstörung der Vitalität. Eine rein ökonomisch orientierte Plantagen-Wirtschaft gefährdet die Gesundheit der Bäume. Wenn z.B. Fichten krank werden, können sie nicht mehr genug Harz produzieren – und verfügen dann über zu wenig Abwehr-Kräfte gegen gefährliche Angreifer.

»Rest-Fläche.« Nach 1945 breiten sich in Mitteleuropa Industrien, Verkehrs-Wege und Wohn-Bereiche außerordentlich stark aus. Dies geschieht vor allem dort, wo es wenig Einsprache von Menschen gibt. Weite Bereiche der Natur werden zu »Rest-Flächen« erklärt. Man denkt, daß man damit machen kann, was man will. Für die Natur gibt es nur wenige oder gar keine Verteidiger.

Im Ruhrgebiet werden seit 1920 nur fünf Schneisen in süd-nördlicher Richtung halbwegs geschützt – alles andere wird hemmungslos freigegeben. Die gutgemeinte Planung des Siedlungsverbandes ist völlig defensiv: Sie verteidigt nur ein geradezu letztes Minimum.[57]

Aber selbst diese Schneisen werden im Boom des Wirtschafts-Wunders immer mehr von den Rändern her angefressen. Manchmal sind sie nur noch wenige hundert Meter breit.

Wer Einspruch einlegt, wird als »weltfremd« und »romantisch« abgetan. Es gelten nur die Interessen von lange Zeit brutal rücksichtslosen Industrien. Die Leute werden, seit diese Industrien wanken, mit dem gebetsmühlenhaft verbreiteten Stichwort erpreßt: »Arbeitsplatz-Gefährdung«.

So bleiben oft lediglich Bereichen der Natur übrig, die die Industrien für prognostizierte Ausdehnung als Reserve-Fläche vorrätig halten – auf Zeit, kaum bewirtschaftet, oft Wildnis.

Als der Glaube an das Steigern der Produktivität immer mehr zunimmt, wird der Wald

in seiner Wert-Schätzung herab gestuft: zum ungeniert verfügbaren Material.

Früher Protest. 1959 entsteht eine Diskussion über »die große Landzerstörung« in der Werkbund-Tagung in Marl, initiiert von Hans Schmitt-Rost. Sie findet nicht zufällig in Marl statt. Die Stadt Marl setzt in dieser Zeit Marken in der Architektur. Der Werkbund diskutiert und beschließt, als noch kaum jemand vom Umweltschutz spricht, eine in dieser Zeit ungewöhnliche Intervention: eine Anklage gegen die »Große Landzerstörung«. Er weist hin: auf die akute Gefährdung der natürlichen Lebens-Grundlagen Erde, Wasser und Luft – gegen die »Bodengierigkeit« und »antibiologisches Verhalten«, auch durch falsche und überdimensionierte Verkehrs-Erschließungen, gegen die »planlose Ausdehnung von Siedlungs- und Industrie-Flächen in das Land hinein«. Boden-Abbau zieht große Landschafts-Veränderungen nach sich: im Wasser-Haushalt, in der Vegetation, in der Tier-Welt, im Kleinklima, im Relief.

Der Kultur-Soziologe Eugen Rosenstock-Huessey (1888–1973) spricht hält einen Vortrag: »Die Götter des Landes und der Götze Raum«.

Hans Schwippert (1899–1973): »Nun haben wir es in fünfzig Jahren, cum grano salis, zu ganz ordentlichen Trinkgläsern gebracht und treiben es weiter mit ihnen und mit anderem Ähnlichem, mit viel Bemühen. Doch ist uns unterdes zweierlei passiert: Zum ersten haben wir, Hand aufs Herz, derweil verlernt, daraus zu genießen; zum zweiten wurde der Wein inzwischen immer schlechter, ist das Wasser nicht mehr zu trinken, die denaturierte Brühe. Was sollen uns noch die wohlbetreuten Gläser? Sind die Denaturierungen des Fortschritts, die Verwüstungen in den Grundlagen des Lebens, sind die großen Landzerstörungen …, sind auch sie unser Arbeitsteil?

… Grenzen künstlicher Art hindern uns, die Natur als Ganzes zu sehen. Das Land als Lieferant von Fläche, Wasser, Rohstoffen, Menschen – und nebenbei auch noch der Nahrung – wird bedenkenlos beansprucht, von allen und jedem, für alle Zwecke und bei steigenden Preisen.

Hier geschieht, auf das Ganze gesehen, ein Kapitalverzehr, der im bürgerlichen Leben jeden Betriebswirt zum sofortigen Rücktritt veranlassen würde. Die Vorstellung von der Unerschöpflichkeit ist tief eingewurzelt, und es wird eine große Aufgabe und eine ebenso große Mühe sein, diese erst einmal ins Wanken zu bringen.

In einer solchen Lage reicht es nicht aus, nur Wege zu beschreiten, die vorhandene Organisations- und Verwaltungsformen anbieten. Es geht nicht an, sich hier einzufügen, denn die vorhandenen Mittel haben sich als zu schwach erwiesen.

Es besteht die akute Gefahr für das ganze Land nicht durch Feinde von außen, sondern durch eine bisher fast ungehindert ablaufende Entwicklung im Innern, die für den Bestand unserer Bevölkerung und unserer Kultur auf gar nicht so lange Sicht eine Bedrohung bedeutet, deren Abwehr oder besser deren Bewältigung Sache des ganzen Landes sein muß.«[58]

Titel des Werkbund-Manifestes, deren Motor der Landschafts-Planer Walter Rossow ist: »Die Landschaft muß Gesetz werden.[59] Karl Otto fordert: Die Planung muß von einem Landschaftsplan ausgehen.

Karl Ganser bringt dies am weitesten nach vorn – ausgerechnet im Ruhrgebiet, das sich bis dahin am stärksten gegen das Stichwort Landschaft gesperrt hat: Er initiiert in der IBA Emscher Park (1989/1999; bereits die Bezeichnung ist aufschlußreich) den Emscher Landschaftsplan, den dann in einer Herkules-Arbeit Michael Schwarze-Rodrian in der ›Projekt Ruhr‹ weiter bringt.[60] Der Aspekt des Waldes besteht vor allem im weltweit völlig neuartigen Projekt ›Industrie-Wald Ruhrgebiet‹, das ebenfalls in der IBA-Zeit (1989–1999) begonnen wurde.

Wald als Raum für die Freizeit

Lange Zeit gilt der Wald als eine Zone, in der das Betreten nahezu verboten ist.

Um Wald betretbar zu machen – und ihn in die groß und größer werdenden Industrie-

Städte zu bringen, entsteht der Volks-Park-Gedanke. Er ist ein sozial reformiertes Park-Programm. Es wird lange diskutiert und ab 1910 umgesetzt.

Ludwig Lesser 1927: »Als Volkspark kann nur diejenige öffentliche Parkanlage bezeichnet werden, die im Gegensatz zu den meisten öffentlichen Parks nicht nur den gelegentlichen Spaziergängen dient, sondern den größeren Volksmassen und allen Kreisen der Bevölkerung zu jeder Jahreszeit genügend Raum und Gelegenheit bietet zum Aufenthalt im Freien, zum Sichausleben in Spiel und Sport.«[61]

Im Prinzip handelt es sich um Wald. Dazwischen gibt es Haine – mehr oder weniger groß. Nach angelsächsischem Muster wird der Rasen zum Benutzen freigegeben.

Die Volksparks entstehen meist aus Notstands-Arbeiten.

Freizeit im Wald. Das Paradox: Zeitgleich mit der Großen Landzerstörung wird der Wald in den 1950er Jahren von vielen Menschen zunehmend für die Freizeit begehrt, ermöglicht durch Arbeitszeit-Verkürzung und steigende Einkommen.

Die Vorläufer dieser Tendenz haben eine lange Tradition. Seit 1850 entwickelt sich der Natur-Schutz.[62]

Bildende Künstler machen sich unter dem französischen Kaiser Napoleon III. für den ästhetischen Wert der Wald-Landschaft um Fontainebleau stark – es wird das erste Naturschutz-Gebiet der Welt (Lothar Wilhelm).

In Deutschland predigt Ernst Rudorff (1840–1916) seit 1870 den Natur-Schutz in zahlreichen Schriften, auch unter dem Stichwort »Heimatschutz«.

1899 bildet sich der Bund für Vogelschutz (seit 1966 Deutscher Bund für Vogelschutz). Um 1900 entsteht die Wandervogel-Bewegung.[63] Gegen das bedenkenlose Abräumen des Waldes wird 1946 die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald gegründet.

Öffnet die Wälder. In einer Stern-Stunde deutscher Geschichte schrieben 1949 die Väter des Grund-Gesetzes den Satz, daß das Eigentum soziale Pflichten hat. Neoliberale Anschauung von Wirtschaft und Politik leugnet dies – und verhält sich dadurch verfassungsfeindlich.

1968 machen die Jungsozialisten eine heftige Kampagne und Aktionen: ›Öffnet die Wälder!‹ – für jedermann.

Viele Wald-Besitzer und Forst-Leute widersetzen sich.

Die Bewegung geht hin und her. Die Jungsozialisten haben Erfolg: Der Bundestag verabschiedet ein Gesetz, das die Wälder öffnet. Der Rahmen dafür ist die Überlegung: Natur darf nicht privatisiert und dadurch der Gesellschaft entzogen werden – jetzt soll sie wieder für alle da sein.

Dieser Umkehrungs-Prozeß hat seine Probleme – aber er hebt mehr ältere und weitreichendere Probleme auf.

Aber die Kampagne und der Konflikt führen dazu, daß der Wald eine breite Wahrnehmung in der Gesellschaft erhält.

Im Gefolge dessen breiten sich ökologische Untersuchungen, Studien, Überlegungen und Aktionen aus.

Der Arzt Dr. Horst Pomp gründet 1971 die erste Umwelt-Initiative im Ruhrgebiet. Ihre erste Aktion: Sie wendet sich gegen eine brutale Abholzung im Ruhr-Tal in Essen-Überruhr: Sie fällt uralte Bäume, die hohes Ansehen bei den Bewohnern dieser Gegend haben.

1976 entsteht die Landesarbeitsgemeinschaft Naturschutz und Umwelt (LNU) in Nordrhein-Westfalen.

Rückschlag: In den 1960er Jahren entführt der Massen-Tourismus einen großen Teil der Bevölkerung im Urlaub nach Mallorca und anderswohin in der Welt.

Der Massen-Sport entdeckt den Wald: mit Berg-Radfahren mit dem Mountain-Biking – mit geländegängigen Fahrrädern.

Die Medien berichten eher über ferne Wälder als über die einheimischen.

1990 schließen sich der Deutsche Bund für Vogelschutz und Vertreter der Fachgruppe Ornithologie in der Gesellschaft für Natur und Umwelt der ehemaligen DDR sowie weitere Fachgruppen zusammen: zum Naturschutzbund (NABU).

1996 entsteht im Siebengebirge über dem Rhein bei Bonn die Stiftung, Archiv, Forum und Museum zur Geschichte des Naturschutzes in Deutschland – auf der Vorburg von Schloß Drachenburg in Königswinter.

Eigentums-Verhältnisse. Rund 50 Prozent der Wälder in Deutschland sind Eigentum der Länder und der Kommunen.

Dem Bayerischen Staat gehören rund 50 Prozent des Waldes (774.000 Hektar) – damit ist er der größte öffentliche Wald-Besitzer Europas. Die andere Hälfte besitzen 1,2 Millionen private Eigentümer. Davon gehören 95 Prozent in die Kategorie des kleinen Privat-Waldes. Die meisten dieser Eigentümer haben nicht mehr als einen Hektar Wald, in der Größe von etwa zwei Fußball-Feldern, und können nur alle 5 bis 10 Jahre einige Bäume schlagen. Der finanzielle Ertrag ist sehr niedrig.

Eigen-Nutz und Gemein-Nutz. Laut Gesetz soll bewirtschaftet werden: sowohl zum eigenen Nutzen wie für die Belange der Allgemeinheit. Das ist ein Spagat. Damit werden dem privaten Gewinn-Streben demokratisch legitimierte Grenzen gesetzt.

Der Anteil der Forst-Wirtschaft am Bruttoinlands-Produkt ist sehr niedrig: Er beträgt nur rund 0,1 Prozent. Wald ist also wirtschaftlich nur bedeutend für den, der ihn besitzt. Aber umso wichtiger ist er unter einem Komplex von weiteren Aspekten für die gesamte Gesellschaft. So entsteht ein heftiger Konflikt zwischen Eigen-Nutz und Gemeinschafts-Nutzen.

Natur-Parks

2005 gibt es in der BRD 58 Natur-Parks.[64] Sie bedecken knapp. 20 Prozent der Fläche der BRD. NRW hat 14 Naturparks.[65]

Die Genese: Die frühe Heimatschutz-Bewegung um 1900 bezieht sich sowohl auf Denkmäler wie auf Wälder. 1909 wird der Naturschutzpark Lüneburger Heide gegründet. Im gleiche Jahr entsteht der Verein Naturschutzpark e.V. Er will die Natur vor dem Menschen schützen.

Die Lüneburger Heide im Städte-Dreieck Lüneburg – Celle – Uelzen – Soltau ist das Ergebnis einer Katastrophe. Der ursprünglich auf den Sand-Flächen wachsende Mischwald von Birken und Eichen sowie auf den besseren Böden von Eichen und Hainbuchen wurde im späten Mittelalterabgeholzt: für Salinen, Schiffs-Bau und Bau-Holz in den Städten. So entstanden riesige Flächen an Heide. 1909 wird sie als Naturpark deklariert. Dann aber wird das Heidekraut verdrängt – durch die Wiederaufforstung mit Kiefern und Fichten.

Worum geht der weitere Schutz? Nach dem Motto: »wenigstens dies soll noch erhalten bleiben – [es soll] dem zerstörenden Eingriff entzogen werden.«

Im nördlichen Flachland: Dem Ruhrgebiet am nächsten liegt der Natur-Park Hohe Mark. Er wurde 1963 in der Zeit des Rückzugs der Kohlen-Förderung gegründet. Er umfaßt das Gebiet zwischen Oer-Erkenschwick – Haltern – Dülmen – Borken – Wesel – Hünxe (100.920 Hektar). Im wesentlichen besteht er aus Mischwald: Birken, Kiefern, Eichen. Das Tal um Halter ist ebenfalls ein Gebiet einer historischen Katastrophe: der Ausplünderung – für den frühen Abbau der Kohle mit Gruben-Holz. Ein weiter Landstrich besteht aus Heide.

Im südlichen Berg-Land: 1961 wird der Arnsberger Wald (44.760 ha) zum Naturpark erklärt. 1965 kommt südlich der Naturpark Homer (40.000 ha) hinzu).

Die Wende zur Ökologie: naturnahe Wald-Wirtschaft

Viele Überlegungen und Vorschläge sind sehr alt. 1854 begründet C. J. Heyer mit seinem Buch »Waldbau« eine ökologisch orientierte Forst-Wirtschaft. Ökologie heißt die Wissenschaft, von der man Aufschluß erhofft über die komplexen Beziehungen zwischen den Lebewesen und ihren Umwelten.

Das ökologische Verständnis. Seit den 1970er Jahren wird der Wald als ein ökologisches System gesehen, erforscht und verteidigt. Biologische Bedingungen werden untersucht.

Interdependenzen, Arten-Vielfalt der Natur und vieles mehr.

Die ökologische Bewegung operiert naturwissenschaftlich und gesellschaftspolitisch – und zudem in Symbol-Ebenen: Wald wird zur Metapher für die Welt. Es erscheint eine neue Welle des Symbolismus.

Wald-Sterben. Seit 1981 verbreiten sich alarmierende Meldungen über das »Wald-Sterben«. Sie regen durch Veröffentlichung von harten Fakten und Aufschrei das Nachdenken über ökologische Mißstände stark an.

Der »Waldzustandsbericht 2004« ist alarmierend – wie seit Jahrzehnten. Im Schwarzwald haben die Umwelt-Bedingungen (Saurer Regen, Elektro-Smog u.a.) drei Viertel aller Bäume krank gemacht.

Die Katastrophe der Plantagen-Wirtschaft. In der Plantagen-Wirtschaft wird in einem Vorgang der gesamte Wald geschlagen und neu sofort angepflanzt – mit einer einzigen Baum-Art. Die BRD hat über 50 Prozent Fichten-Wald.

Diese Wirtschafts-Weise erweist sich zunehmend als unwirtschaftlich. Denn die Bäume sind in dieser Art von Pflanzung anfälliger gegen Krankheiten: Schädlinge breiten sich darin besonders leicht aus.

Die schwerste Strafe bringen die Orkane im Februar 1990: Stürme mit Geschwindigkeiten bis zu 200 km/Stunde werfen die Fichten um. Es entstehen riesige Schäden.

Förster Michael Börth: »Die Sturm-Ereignisse haben eine tiefgreifende Auswirkung auf die Wald-Situation. Wo große Anteile von Holz-Arten umgeworfen werden, bekommen wir Vermarktungs-Probleme. Denn dieser Rohstoff kommt kurzfristig auf den Markt, kann aber nicht unbefristet gelagert werden. Er überschwemmt den Markt – dadurch fallen die Preise für Holz erheblich. Es entstehen querbeet gigantische wirtschaftliche Verluste.«

Konsequenzen. Naturnaher Wald-Bau setzt auf Misch-Wälder mit heimischen Laubbaum-Arten. Dadurch wird das Nachhaltigkeits-Prinzip auf alle Funktionen des Waldes angewandt.

Forstliches Grundgesetz: Man darf vom Öko-System Wald nur soviel nutzen, daß künftigen Generationen mindestens der gleiche und vielfältige Ertrag und die gleichen Leistungen gewährleistet werden. Dafür notwendig sind langfristige Planungen. Sie dürfen sich nicht vom Schwanken der Konjunkturen ablenken lassen.

1988 wird im Saarland durch Minister-Erlaß für den öffentlichen Wald-Besitz das Konzept der ›naturnahen Wald-Wirtschaft‹ eingeführt. Ziel: Schaffung und Erhaltung gemischter baumartenreicher Wälder mit stardortgerechten Holz-Arten sowie stufiger Baum-Bestände unterschiedlichen Alters, der Einzelstamm-Pflege und -Entnahme, der Natur-Verjüngung sowie der kahlschlagfreien Bewirtschaftung.

Die naturnahe Wald-Wirtschaft versucht, auf chemische Mittel zu verzichten.

Komplexe Aufgaben des Waldes. Die Forst-Wirtschaft ist multifunktional. Denn der Wald ist vieles: Wasser-Speicher. Erosions-Schutz. Ein Potenzial, das Kohlen-Stoff bindet. Also: erlaubte Deponie von Schad-Stoffen der Luft. Dies senkt den CO_2-Gehalt der Erde. Der Wald dient angesichts der Verstädterung als Reservoir für biologische Vielfalt.

Die Forst-Wirtschaft versucht, die Plantagen-Wirtschaft zu modifizieren: Sie pflanzt zwischen die reinen Wälder aus Fichten und Kiefern Laub-Bäume. Dies soll auch mehr Licht in die Wälder bringen: Am Boden kann Grün wachsen. Die Folge: Dann ziehen dort weitere Tier-Arten ein, zum Beispiel Laubsänger und Grasmücken.

Mancher Wald muß lange Zeit durch schützende Verordnungen unantastbar gemacht werden, damit er sich in Ruhe entwickeln kann. Dann wird aus ihm nur so viel Holz herausgeholt, daß er als Ganzes keinen Schaden erleidet.

Der Wert der Langsamkeit. Forst-Wirtschaft denkt in langen Zeit-Räumen.[66] Fichten werden 130 Jahre alt, Buchen 150, Eichen 250. 130-jährige Fichten haben die Gründung des Deutschen Reiches erlebt.

Es wurde versucht, das Wachstum des Waldes der allgemeinen Tendenz zur Beschleunigung

in der Industrie-Epoche zu unterwerfen. Das ist nicht möglich. Es geht nur im Hinblick auf einer beschleunigte Nutzung – aber der Preis dafür ist sehr hoch: schlimme Folgen.

Wer im Wald arbeitet, arbeitet für Enkel und Urenkel. Er erlebt nicht das Ergebnis seiner Arbeit.

Die Langsamkeit der Prozesse im Wald wird psychologisch als ruhender Pol erlebt.

Zeichen der Umkehr. Auch der Wald wurde ausgebeutet: Lange Zeit pflanzte die Forst-Wirtschaft schnellwachsende Hölzer – zur raschen Nutzung dessen, was aus seiner Natur heraus nur langsam nutzbar ist.

Es dauert über ein Jahrhundert, bis Zeichen der Umkehr erscheinen. Ein Beispiel: 1991 beschließt der Stadt-Rat in Essen den Abschied vom »schlagweisen Hochwald« und setzt an dessen Stelle eine naturnahe Wald-Pflege, die sich auf die Selbst-Regulierung des Öko-Systems stützt. Denn Wald ist mehrschichtig und ungleichaltrig aufgebaut und verträgt keine Kahl-Schläge. Die Buchen werden nicht mehr auf 160 Jahre angesetzt, sondern auf 200, die Eichen statt auf 180 Jahre auf 240.

Es steckt eine enorme Dynamik hinter der Langsamkeit des Waldes.

Es gibt eine wunderbare Energie der Selbst-Erneuerung. Ziel: »stabile Mischwälder aus standortgerechten heimischen Laub- und Nadelbäumen.«[67]

Bedingung: Reduzierung von Rehen und Hirschen auf ein Maß, das allen Baum-Arten eine Chance zum Aufwachsen läßt, nicht nur den Fichten. Sie fressen jahrelang viele junge Bäume weg oder schälen sie.

In die Quere kommen ständig machtvoll organisierte Jagd-Funktionäre, trophäensüchtige Politiker und höhere Forst-Beamte, die den Wald zu einer »Freiland-Mastanstalt für weit überhöhte Wildbestände« machen. Das Wald-System wird ständig von massiven Interessen überfordert.

Der Förster arbeitet für Generationen. Meist erlebt er die Früchte seiner Arbeit nicht in seiner Lebens-Spanne.

Ökologie und Kunst. Ein ökologisch-künstlerisches Symbol setzt 1981 Joseph Beuys[68] in Kassel: mit der Aktion ›7.000 Bäume für die Documenta 7‹.

Herman Prigann nennt seine Kunst in ihrer Struktur ökologisch.[69] Das Künstlerische daran ist die Weise, Ökologie in radikalst möglicher Gestalt deutlich zu machen.

Zum Bewußtsein, wie notwendig es ist, ökologisches Denken zu entwickeln, gehört ganz unbedingt der Blick in die Geschichte: Sie ist aufgesammelte Erfahrung. Zu den Quellen, die darin Ökologie zu finden helfen, gehören künstlerische Zeugnisse wie gemalte Bilder.[70]

1992 fand in Helsinki eine Ministerkonferenz zum Schutz der Wälder in Europa statt. Hier wurden sechs Kriterien formuliert, die Maßstab für Nachhaltigkeit sein sollen:

1. Erhaltung und Verbesserung der forstlichen Ressourcen und ihr Beitrag zu globalen Kohlenstoff-Kreisläufen.
2. Erhaltung der Gesundheit und Vitalität von Forst-Ökoystemen.
3. Erhaltung und Förderung der Produktions-Funktionen der Wälder.
4. Erhaltung, Schutz und angemessene Verbesserung der Bio-Diversität im Forst-Ökosystem
5. Erhaltung, Schutz und angemessene Verbesserung der Schutz-Funktionen bei der Wald-Bewirtschaftung (vor allem Boden und Wasser).
6. Erhaltung sonstiger sozio-ökonomischer Funktionen und Bedingungen.

Beispiel:
Die Wald-Geschichte eines Ortes

Werner Feldkamp, Leiter des saarländischen Forstamtes Türkismühle, gibt ein Beispiel, das die Entwicklung des Waldes an einem einzigen Ort zusammengefaßt vor Augen stellt: »Der Ebertswald ist ein Überrest aus der Lehensherrschaft Ebertswald.

Sie wurde von Erzbischof Heinrich von Vinstingen während der Zeit seiner Regierung von 1260–1286 für seine bei Saarburg in Lothringen ansässigen Verwandten errichtet.

Das Lehen umfaßte den Ebertswald mit den Dörfern Sötern, Schwarzenbach, Braunshausen und Otzenhausen mit allen ›Gerichten, Zwingen, Gerechtigkeiten, Gerechtsame und Gericht zu Hermeskeil, Gerichtszwang, alle Obrigkeit, Jagd- und Fischereirechte zu Nonnweiler‹.«

Das Lehen ging durch mehrere Hände. Schließlich verloren die Freiherren von Dürkheim »durch die französische Besetzung die Herrschaft und ihre Einkünfte, doch erhielten sie nach dem Wiener Kongreß den größten Teil des Ebertswaldes als Privatbesitz zurück.

1839/1840 wurde der Ebertswald … katastermäßig vermessen.

Im Jahre 1851 wurde er durch den Advokaten Görlitzer in Birkenfeld im Auftrag des Freiherren Strauß von Dürkheim in drei Losen zum Verkauf angeboten.

Die beiden westlichen Lose westlichen Lose wurden im Auftrag des Oberforstmeisters Christian Alexander von Beulwitz von dessen ältestem Sohn Karl für Rechnung der Firma Karl Gottbill sel. Erben Mariahütte, angekauft; das dritte Los … erwarb der Bankier Fröhlich aus Zweibrücken.«

Die beiden westlichen Lose wurden »1967 von der Landesforstverwaltung erworben.«

17./18. Jahrhundert. »Der Ebertswald war – wie der umliegende gesamte Hochwald – ein reines Laubwaldgebiet. Im Gefolge der für diesen Standort typischen Nutzungsansprüche haben sich in Anlehnung an die standörtliche Situation Buchen- sowie Eichenwälder ausgebildet.

Sie wurden in der Regel als Nieder- bzw. Mittelwälder betrieben.

Während die Buche in erster Linie der Holzkohlennutzung vorbehalten war, versorgten die Eichennieder- bzw. Mittelwälder die Bevölkerung mit dem Notwendigsten (Brennholz, Eichelmast, Laubstreu, Waldweide). Die Gewinnung von Lohrinde ermöglichte, zusätzliche Einnahmen aus dem Verkauf zu erzielen – insbesondere im 19. Jahrhundert.

Um 1800 war die Hälfte des Waldes mit Buchen und die andere Hälfte mit Eichen bzw. Birken und Erlen bestanden.«

19./20. Jahrhundert. »Kurz nach dem Verkauf des Waldes 1851 begann … der Siegeszug der Fichte auch im Ebertswalde.«

1850/1855: »Erste Fichtensaat. Unmittelbar nach dem Kauf wurde mit der Abholzung des Buchenhochwaldes begonnen, um den außerordentlich hohen Holzkohlebedarf der Mariahütte, auf welcher bis 1869 zwei Hochöfen auf Holzkohlenbasis betrieben wurden, zu decken.

»… wo die verjüngte Buche ausblieb, [wurde] als neue Holzart Fichte in Reihensaat eingebracht«.

1855/1870: »Umwandlung Buchenbestände in Fichte. Auf den Kahlschlagflächen für den Holzkohlenbedarf wurden Fichten angebaut …«

1900/1910: »Gezielte Umwandlung in Naßbereiche. Karl von Beulwitz führt die Umwandlung in Fichte dort weiter, wo durch feuchten Standort Erlen und Birken überwiegen …«

1910/1925: »Umwandlung der Eichenniederwälder. Während Ende des 19. Jahrhunderts der Eichenniederwald als rentabler Schälwaldbetrieb geführt wurde, konnte die Lohrinde Anfang des 20. Jahrhunderts wegen der Konkurrenz der chemischen Industrie nicht mehr abgesetzt werden. Der Forstmeister Anton Mohr … wandelte daraufhin planmäßig den Niederwald auf einer Fläche von ca. 60 ha um. Nur einzelne ältere Überhalteichen blieben stehen – eine von diesen wurde dem Forstmeister Mohr gewidmet (»Forstmeister-Mohr-Eiche«).«

1950/1970: »Umwandlung von Buchenhochwäldern in Fichte. Nach dem Krieg stand die Buche noch immer nicht hoch im Kurs und wurde nochmals auf ca. 17 ha. von der Fichte abgelöst.«

1850 bis 1970: »In 120 Jahren von 0 auf 55% Flächenanteil. Die Fichte hat es in nur 120 Jahren geschafft, den Flächenanteil von zu Beginn 0% auf über 50% zu steigern. Dieses war nur möglich, weil diese Baumart in dieser Zeit den an den Wald gestellten Anforderungen am besten gerecht wurde.«

20./21. Jahrhundert. »Waldbau auf standortökologischer Grundlage bewirkt Trendwende. In den vergangenen 100 Jahren wurde die Fichte ohne besondere standörtliche Rücksichtnahme angebaut. Die hohe Wuchsleistung – insbesondere in der Jugendphase – imponierte. Eine Schneebruchkatastrophe 1951 und Sturmschäden schärften jedoch den Blick für die Risiken dieser Baumart … sollten sich Eichen- und Fichtenbestände abwechseln …

Die Umweltkatstrophen der 1980er Jahre führen zu intensivem Nachdenken … Für den Bereich der Land- und Forstwirtschaft ergibt sich die Konsequenz, die Nutzungen stärker an natürlichen Vorgaben zu orientieren (›Ökologisierung der Landnutzungen‹).

… Naturnahe Waldwirtschaft …«[71]

Struktur des Waldes

Dieses Kapitel befaßt sich mit den Elementen und den Hintergründen bzw. Kontexten, die einen Wald ausmachen – sowohl den »normalen« Wald wie den Industrie-Wald.

Bäume

»Der Wald ist also mehr als die Summe seiner Bäume und dennoch ist es der Baum, der die Menschen am meisten fasziniert: Da wundert es nicht, daß einige dieser Methusalem-Gestalten wie sehende, hörende Zeugen der Geschichte empfunden werden …«[1]

Der Baum hat eine eigentümliche Gestalt: Ein Stamm, der sich an beiden Enden zergliedert: oberirdisch in die Krone – unterirdisch in eine gestaltähnliches Wurzel-Werk.

Das Sonnen-Licht und die Blätter. Der Baum entwickelt seine Blätter in einer Weise, daß sie besonders gut und viel Sonnen-Licht aufnehmen können.

Daher versucht jede einzelne Krone eines Baumes wie sie es vermag nach oben d.h. in die Höhe zu kommen.

Wo der Wald an offenes Gelände grenzt, bildet der Baum, um auch hier das Licht zu nutzen, einen grünen Mantel bis zur Erde.

Die Erde und die Wurzeln. Bäume haben Wurzeln: Sie holen sich Nähr-Stoffe aus dem Boden. Wo Bäume nicht tief in den Untergrund kommen entwickelten sie ausgebreitet flache Wurzeln. Wenn Bäume tiefe Wurzeln haben, dehnen sie mit diesem labyrinthischen Geflecht den Untergrund auf – wie einen Schwamm. Damit kann der Boden mehr Wasser aufnehmen und speichern – und der Baum hat intensiver und länger etwas davon. Wurzeln sind oft weite Geflechte. Sie halten Boden fest. Ein Baum zieht jährlich rund 30.000 Liter Wasser. Sie verzögert er den Abfluß des Wassers.

Der Kreis-Lauf. Im Herbst wirft der Laub-Baum seine Blätter ab. Sie verwesen – und bilden in drei Jahren fruchtbaren Humus. Dieser besteht aus abgestorbener organischer Substanz. Beim Abbau eines Buchenblattes sind unzählige Organismen beteiligt. Damit werden die eigenen Blätter Nähr-Stoff für den Baum.

Der Baum hat auch das Problem des weiteren Abfalls gelöst: seine organische Substanz an Holz, Rinde und Wurzeln wird durch natürliche Kräfte zerlegt – in ursprüngliche Stoffe. Damit geraten die Substanzen in den Kreis-Lauf zurück. Im Wald entsteht mehr Humus als auf Acker-Boden.

Die Abbauprodukte sind dunkel gefärbt. Sie sind vor allem pflanzlicher Herkunft. Dazu gehören vor allem Zellulose, Hemi-Zellulose, Pektine, Proteine (Eiweißstoffe) und Lignine (Holzsubstanzen). Da der Humus sehr mineralienreich ist, bildet er eine wertvolle Nährstoffquelle für nachfolgende Pflanzen.

Günstiger Humus entsteht unter dem Mischwald. Für die Humus-Bildung ungünstig ist der Fichten-Wald.

Bio-Masse. Im Baum wird Bio-Masse erzeugt. Sie dient zunächst als »Betriebs-Stoff«. Ein erheblicher Teil von ihr wird umgesetzt in die Form des festen Holzes. Dies unterscheidet den Baum von anderen Pflanzen.

Der Baum erzeugt den kostbaren Stoff: organisches Holz.

Dieser Roh-Stoff wird ständig neu gebildet – durch Photosynthese.

Er ist das einzige Produkt, dessen Erzeugung keine künstliche Energie und keinen Kunst-Dünger braucht.

Stand-Festigkeit. Bäume müssen dem Wind, wenn er aggressiv zum Sturm wird, wehren, d.h. stand halten. Dies gelingt in unterschiedlicher Weise. Bäume mit flachen Wurzeln versuchen, sich unter der Oberfläche so weit wie möglich auszubreiten und damit viel Stand-Fläche zu gewinnen. Bäume mit tiefen Wurzeln sind besser dran: Sie verankern sich

tief in der Erde und haben damit einen besseren Stand gegen Sturm.

Die Widerstandsfähigkeit ist weiterhin davon abhängig, wie elastisch der Stamm eines Baumes ist.

Ähnlich wie Grashalme haben auch Bäume das Prinzip, daß die Statik im Rand-Bereich des Stammes liegt. Daher können Bäume auch bis zu einem gewissen Grad hohl sein – und trotzdem lange standhalten.

Daher sind die herkömmlichen punktuellen Untersuchungs-Methoden fragwürdig.

Förster Michael Börth: »Der Förster kann dem Baum sein Alter ungefähr ansehen. Das Altern der Bäume dauert so lange, daß der Förster es als ganz normalen und lange Zeit unbedenklichen Prozeß betrachtet.

Im Inneren von Bäumen kann ein hohler Raum entstehen – es bleibt nur noch ein Mantel drumherum. Nicht der Kern, sondern der Mantel ist das, was den Baum dann trägt. Das heißt: der uralten Buche oder Eiche ist es jahrzehntelang völlig gleichgültig, ob sie von innen ausfault oder nicht. Das ist aus ihrer Sicht ohnehin tote Holz-Masse, in die der Pilz hinein wächst. Irgendwann zieht der Waldkauz darin seine Jungen auf.«

Größen. Eine freistehende, rund 100 Jahre alte Buche hat 160 m^2 Stand-Fläche, 1.600 m^2 äußere Blatt-Oberfläche und 160.000 m^2 »innere« Blatt-Oberfläche (Zellwände).

Maximale Höhen: Die Natur hat vermehrungsfähige Stoffe. Aber im Gegensatz zu vielen Industrien, die ungehemmt produzieren, bleiben diese Stoffe bei ihrem Wachstum und in ihrer Vermehrung beschränkt.

Tanne: 70 m. Edelkastanie: 70 m.
Feldulme: 70 m. Pappel: 70 m.
Lärche: 70 m. Kiefer: 70 m.
Fichte: 50 m. Rotbuche: 40 m.
Schwarzerle: 30 m. Roteiche: 30 m.
Platane: 30 m. Esche: 30 m.
Nußbaum: 30 m. Birke: 25 m.
Bergahorn: 25 m. Robinie: 25 m.
Feldahorn: 20 m. Weißbuche: 20 m.
Roßkastanie: 20 m.

Alter. Die Giganten der Nadel-Bäume sind die Mammutbäume.

Manche sind Zeit-Genossen von Salomon.

Sie halten den Welt-Rekord: zusammen mit den Drachenbäumen auf der Insel Teneriffa und den Grannenkiefern in Kalifornien.

Bisher bekanntes Höchst-Alter: Affenbrotbaum: 5.000 Jahre. Zypresse: 4.000. Eibe: 2.800. Wacholder: 2.000. Sommerlinde: 1.000. Fichte: 1.000. Platane: 1.000. Edelkastanie: 800. Ölbaum: 800. Tanne: 800. Rotbuche: 800. Lärche: 600. Schwarzkiefer: 600. Winterlinde: 600. Spitzahorn: 600. Kiefer: 500. Bergahorn: 500. Nußbaum: 400. Kirschbaum: 400. Esche: 300. Birnbaum: 300. Weißbuche: 150. Silberweide: 150. Erle 120. Birke: 120.

Expansion. Bäume versuchen überall, sich durchzusetzen. Sie wachsen erneut über Äcker und Wiesen, selbst über Wald-Brände und verseuchten Boden. Rhein-Elbe ist ein exemplarisches Beispiel für einen Wald, der auf industriellem Boden entstand.

Gestalt. Zum freien Gelände bilden die Bäume einen grünen Mantel – bis zum Boden. Dadurch schirmt der Wald sein Inneres ab – gegen Austrocknung.

Lebens-Raum. Der Wald ist ein vielschichtiger Lebens-Raum. Eine große Zahl von Organismen siedeln sich in den Bäumen, auf den Bäumen und unter den Bäumen an. In den Rinden wohnen Tiere – wie in Höhlen. Die alten Bäume sind voller Plätze für Vögel und Insekten.

Samen

Eigentümliche Weisen der Vermehrung. In jedem der unzähligen Samen eines Baumes steckt ein Embryo für einen neuen Baum. Er wird geschützt durch eine Schale – gegen Austrocknen, Verletzung und Infektionen.

Die Samen der Nadel-Bäume und einige Laub-Bäume (Birke, Ahorn, Linde, Ulme) haben sogar Flügel: Sie kann der Wind sie mitnehmen – oft über weite Strecken. Irgendwo lassen sie sich nieder. Zufall? – darüber kann man nachdenken.

Die Laub-Bäume hüllen ihre Samen in Früchte ein. Große Samen werden von Tieren

gefressen – und verbreiten sich dann auf einem etwas eigentümlichen Weg. Oder: Tiere wie die Eichhörnchen oder Eichelhäher sammeln die Früchte – für den Winter. Sie verstecken – und vergessen sie oft. Das ist die Chance, daß ein Baum entsteht.

Auf diese wächst mancher Baum am untypischen Ort – zum Beispiel eine Eiche zwischen Buchen.

Einkrallen und Ausbreiten. Das Nähr-Gewebe, in das der Samen eingebettet ist, sind die ersten Nährstoffe des Samens, wenn er ruht und dann wenn er keimt.

Dann streckt der Samen seine Fühler aus. Als erstes läßt er eine Keim-Wurzel wachsen: um sich in der Erde Wasser zu suchen. Als Zweites streckt sie einen Stengel in die Luft, damit sich daran Blätter bilden. Mit diesen beiden Fühlern kann sich die kleine Pflanze nun selbst ernähren.

So wächst ein Baum.

Das Wachstum der Bäume findet nur an seiner Peripherie, an seinen Rändern, statt: an den Wurzeln und an den Spitzen der Äste. Hier gibt es besondere Zellen. Sie teilen sich und lassen dadurch die Wurzeln und die Triebe länger werden.

Die Nadel-Bäume haben einen einzigen, zentralen Stamm – von unten bis zuoberst. Damit sie wachsen können, ist es entscheidend, daß die oberste Knospe gesund bleibt. Aber das ist nicht so einfach: denn sie ist bevorzugtes Angriffs-Ziel von vielen Insekten. Was geschieht dem armen Baum, wenn ein Schädling dieses wertvollste Element des Baumes zerfressen hat? Dann zeigt sich die Schlauheit der Natur. Ein Seitenzweig springt ein – und übernimmt das Wachstum in die Höhe.

Dieser Mechanismus ist lebenswichtig im Konkurrenz-Kampf der Bäume: Die anderen wachsen weiter – und wer zurückbleibt geht im Schatten unter. Manch ein Stamm zeigt solch ein Schicksal des Baumes.

Laub-Baume. Im Gegensatz zu den Nadel-Bäumen breiten sich die Laub-Bäume ganz oben zu einer Krone aus – wie ein Fächer. Da wächst dann nicht nur eine Knospe, sondern viele.

Die Nadel-Bäume haben eine Silhouette, die im Prinzip immer gleich ist – hingegen erhalten die Laub-Bäume je nach ihrer Lebens-Geschichte eine unterschiedliche Gestalt.

Und sie können, wo die Krone in der Konkurrenz mit Nachbar-Bäumen eingeengt wurde, sich später regenerieren.

Höhe. Das Wachstum kann so lange gehen, bis ein Baum 50 bis 80 m hoch ist. Die Eukalyptus-Bäume in Australien können über 100 m hoch wachsen. Bäume sind die größten Lebe-Wesen auf der Erde.

Wurzeln

In dem Maße wie ein Baum seine Äste mit den Blättern entfaltet, vergrößert er auch das Geflecht seiner Wurzeln. Das Geflecht der Wurzeln breitet sich oft weitaus länger aus als das Geflecht der Blätter.

Typen von Wurzeln bilden sich vor allem in Reaktion auf die Bedingungen des Stand-Ortes.

Es gibt Bäume, die sich den Boden zunächst mit einer einer beherrschenden Wurzel erschließen, die wie ein Pfahl senkrecht und tief in die Er de geht (Pfahlwurzel). So bei der Weißtanne, Kiefer und Eiche. Zu einem späteren Zeit-Punkt entwickelt sich daraus ein Geflecht, das auch zur Seite (Herzwurzel-System) geht – und damit auch die Statik des Baumes unterstützt. Die wichtigste Trieb-Kraft für diese Ausdehnung: Sie vergrößert das Wurzel-System. Denn nur die Spitzen der Wurzeln, die besonders fein ausgebildet sind, nehmen die Nähr-Stoffe auf: in Wasser gelöste Mineralien.

Bei einem anderen Typ entstehen sofort mehrere gleichstarke Wurzeln, die flach unter der Erde laufen (Flachwurzel). Sie sind weniger fest im Boden verankert und können daher leichter vom Sturm umgerissen werden.

Der Stamm

Mit seinem besonderen Wachstum unterscheidet sich der Baum vom Strauch.

Der Strauch wächst direkt über dem Boden auseinander (Diffusion). Dies machen die Sträucher in unterschiedlicher Weise – bildet aber keinen Stamm aus, weil er das nicht muß.

Sträucher haben eine andere Aufgabe der Wald-Entwicklung: Sie nehmen eine Zwischen-Stellung ein: zwischen dem offenen Land und dem Wald. Sie wachsem am Rand der Wälder. Diesen Raum beherrschen sie.

Der Baum. Die Wachstums-Philosophie des Baumes ist ganz anders: Er möchte seine Krone so schnell wie möglich ans Licht der Sonne bringen. Dabei will er schneller sein als seine Nachbarn.

Entwicklungsgeschichtlich ist der Baum ein Gemeinschafts-Geschöpf: Er ist geprägt vom Leben in einer Gesellschaft aus vielen Bäumen.

Die Pflanzen auf dem Wald-Boden haben sich darauf eingestellt, daß sie im Frühjahr nur eine kurze Zeit den offenen Himmel über sich haben – daher müssen sie schneller sein als die Bäume, die ihr Laubdach ausbilden – denn mit dem vollen Laub kommt der Schatten. Zu den Frühlings-Geophyten zählen das weiße Buschwindröschen und das blaue Leberblümchen.

Erst Menschen haben Bäume frei gestellt – und Einzel-Bäume geschaffen, oft echte Individuen. Dadurch wurde viel Schönheit erzeugt – vor allem in Gärten und Parks.

Die Festigkeit. Damit das ausgedehnte System des Baumes Bestand haben kann, verstärkt es sich ständig – dadurch wird der Baum dick und dicker. Ein Eukalyptus-Riese von 100 m Höhe kann es auf einen Umfang des Stammes von zehn Metern bringen.

Jeder Baum wächst auf diese Weise – bis zu seinem Tod.

Blätter

Kraft-Werk und die Photosynthese. Jedes Blatt eines Baumes ist ein kleines Kraft-Werk. Es ist fähig, die Energie der Sonne zu nutzen. Seine Zellen enthalten einen grünen Farbstoff: Er ist das Chlorophyll. Es kann die Sonnen-Strahlen aufnehmen. Dann verwertet es sie chemisch: Mit seiner Hilfe kann ein Blatt aus Wasser und dem Kohlendioxid der Luft einen Stoff erzeugen: Trauben-Zucker. Der Vorgang wird Photosynthese genannt.

In diesem Prozeß entsteht ein zweites Produkt: der Sauerstoff. Ohne Sauerstoff kann kein Lebewesen existieren.

Die grünen Blätter schließen den gesamten Kreis-Lauf des irdischen Lebens an die Sonne an – an den gewaltigen Motor des Himmels.

Die Sonne selbst besitzt ihre Energie aus atomaren Explosionen in ihrem Inneren. Dabei entstehen Photonen: winzigen Licht-Strahlen bzw. Licht-Partikel – sie kommen bei den Blättern an und werden in ihnen verarbeitet.

Wasserleitungs-System. Von den Blättern aus wird die Nähr-Lösung, die Zucker und eine Reihe organischer Stoffe besitzt, zu den Wurzeln befördert.

Von den Wurzeln geht ein Strom in umgekehrter Richtung nach oben in die Blätter: Wasser und mineralische Stoffe.

Nadel-Bäume haben ein System, um das Wasser zu leiten: einfache Röhren. Die Geschwindigkeit: pro Stunde 1,2 bis 1,4 m.

In den Laub-Bäumen ist dieses System komplexer: Sie haben »Pump-Stationen«. Mit ihrer Hilfe wird das Wasser weitaus schneller transportiert: in einer Stunde von 4 bis 44 Meter. Dadurch werden die Baum-Kronen erheblich wirksamer mit Wasser versorgt.

Schwitzen. Blätter geben Wasser an ihre Umwelt ab – in Form von Wasser-Dampf. Dies wird auch als Schwitzen (Transpiration) bezeichnet. In diesem Prozeß wird Wasser aus dem flüssigen Zustand in den gasförmigen überführt.

Dazu benötigt das Blatt Energie: Es holt sie aus der Sonne.

Der Prozeß des Pumpens. Der Baum schwitzt zielgerichtet: Dabei entsteht im Blatt ein Unterdruck – dieser zieht mit seiner saugenden Wirkung Wasser aus dem Baum. Dadurch entsteht eine Bewegung im Baum, die sich bis in die Wurzeln fort setzt. Dies ist ein Prozeß des Pumpens: Er bringt das Wasser von den tiefsten zu den höchsten Stellen.

Das Faszinierende daran ist: Erstens mit welchem einfachen Mittel dies geschieht und zweitens, daß der Baum für diesen Transport keine eigene Energie aufwenden muß.

Klima. Wenn Wasser verdunstet, entsteht Kälte. Die Transpiration der Bäume bringt im Wald im Sommer das angenehme Klima zustande, das wir sofort spüren, wenn wir einige Schritte in den Wald gehen.

Verfärbung der Blätter. Im Herbst drosselt der Baum die Zufuhr an Wasser in die Blätter hinein. Dadurch zerfällt langsam der grüne Farb-Stoff Chlorophyll. Dann kommen die roten und gelben Farb-Stoffe, die es schon im Sommer gab, zum Vorschein.

Nun schillert der Wald in vielen Farben.

Durch den Zerfall des grünen Chlorophylls kommen auch bei den wilden Früchten des Waldes die roten Carotine und die gelben Xanthophylle heraus.

Photosynthese – die Produktion des Lebens

Die chemische Fabrik. Jede grüne Pflanze ist eine phantastische chemische Fabrik.

Im Frühjahr wird in der Wachstums-Phase des Baumes zuerst die Produktions-Zentrale aufgebaut. In den Zellen von Nadeln und von Blättern befinden sich Körper, die Chlorophyll enthalten. Dieses Molekül hat einen Kopf, darin steckt in der Mitte ein Atom aus Magnesium. Hinzu kommt ein Schwanz. Das Chlorophyll kann Licht aufnehmen: kurzwelliges Blau-Licht und langwelliges Rot-Licht.

Mit der Hilfe des Chlorophylls und der Licht-Energie der Sonne, d.h. ihrer kleinsten Partikel, der Photonen, die es einfängt, kann der Baum (ebenso wie jede Pflanze) eine Photosynthese zustande bringen: Er bildet aus anorganischen Stoffen, Kohlendioxyd, Luft und Wasser eine organische Substanz – den Zucker.

Aus dem Zucker entstehen dann weitere Kohlenhydrate wie Stärke als komplexere Art des Zuckers. Weiterhin: Eiweiße, Fette, Vitamine, Enzyme und mehr.

Die aufgebaute organische Substanz konnte unter bestimmten Umständen im Laufe von Millionen Jahren zu Kohle umgewandelt werden.

Das Fundament des Lebens auf der Erde. In der Photosynthese wird Strahlungs-Energie aus dem Kosmos geholt und gespeichert – in organischen Stoffen in Form von chemischer Energie. Ohne sie wäre kein Leben auf der Erde möglich. Von ihr zehrt alles Lebendige auf der Erde: Pflanzen, Tiere und Menschen. An dieser Produktion des Lebendigen sind die Wälder besonders stark beteiligt. Der Vorgang ist bislang nur im Groben erforscht.

Die Energie der Sonne. Ohne die gewaltige Energie der Sonne wäre das Leben auf der Erde nicht möglich.

Die Sonne ist 149,631 Millionen km entfernt. Ein Sonnen-Strahl benötigt etwa acht Minuten und 20 Sekunden, bis er die Erde erreicht.

Das Volumen der Sonne ist so groß wie 1,312 Millionen Erd-Kugeln.

Die Sonne ist kein fester Körper, sondern sie besteht aus Gas. 88 Prozent sind die beiden Gase Wasserstoff und Helium. Innen hat dieses Gebilde die gigantische Hitze von 15.000 °C, an der Oberfläche sind es noch 6.000 °C.

Im Kern der Sonne wird Energie freigesetzt: In jeder Sekunde verbrennt die Sonne 564 Millionen Tonnen Wasserstoff – zu 560 Millionen Tonnen Helium. Dies ist ein Prozeß, der unter den Bedingungen der Erde nicht statt finden kann.

Die Differenz von vier Millionen Tonnen wird als Energie nach außen abgegeben – in Form von Strahlen, auch an uns.

An der Oberfläche der Sonne ist das Geschehen ähnlich wie in einem brodelnden Topf: Sie wird ständig umgerührt. Es gibt lokale Magnet-Felder. Dadurch entstehen Unterschiede in der Temperatur – konkret: an manchen Stellen Abkühlungen auf 4.000 °C. Für uns sind diese Bereiche sichtbar als Sonnen-Flecken.

Das Alter der Sonne wird auf 4,6 Millionen Jahre geschätzt. Aber auch die Sonne ist vergänglich: Man nimmt an, daß sie noch einmal so viele Jahre besteht.

Anziehungs-Kraft und Schwer-Kraft. Das Licht ist die Energie, die die Lebensprozesse auslöst und erhält. Es hat eine solche Kraft, daß die Pflanzen dem Licht entgegen wachsen – im Widerstand gegen die Erd-Anziehung.

Atmung. Die Photosynthese hat zwei Produktionen: Erstens gehen aus ihr die organischen Stoffe hervor, die reich an Energie sind. Zweitens wird dabei aus dem Wasser, das in diesem Vorgang gebraucht wird, der Sauerstoff freigesetzt. Auch er ist eine Grundlage des Lebens auf der Erde.

Alle Lebewesen, die atmen, – das sind Bakterien, Algen, Pilze, höhere Pflanzen, Tiere und Menschen – verbrauchen ständig Sauerstoff – in großen Mengen. Beim Atmen wird mit dem Sauerstoff zusammen Zucker »verbrannt« – d.h. wieder in Kohlendioxyd und Wasser zerlegt. Dabei wird Energie gewonnen.

Daß aber das Niveau des Sauerstoffs, das wir in der Luft zum Atmen haben und dabei verbrauchen, nicht sinkt, verdanken wir der Photosynthese der Pflanzen und Bäume, die uns ständig neuen Sauerstoff anbietet.

Die Buche entzieht in einer Stunde der Luft 2.300 g Kohlendioxid. Und sie gibt in einer Stunde 1.700 g Sauerstoff an die Luft ab.

Diese Buche deckt den ständigen Bedarf an Sauerstoff von etwa zehn Personen.

Wenn die Pflanzen nicht ständig Sauerstoff abgeben würden, wäre der Gehalt an Sauerstoff in der Luft in ziemlich kurzer Zeit erschöpft.[2]

Mehr-Wert und Kreis-Lauf. Ein Baum wächst bis zu seinem Tod – dabei erzeugt er durch Photosynthese ständig mehr organische Substanz und Sauerstoff als er durch seine eigene Atmung verbraucht – also einen Mehr-Wert.

Die Bäume atmen Kohlendioxyd (CO_2) und geben Sauerstoff (O_2) in die Luft ab. Umgekehrt atmen die Menschen: Sie nehmen Sauerstoff auf und atmen Kohlendioxyd aus. Ein genialer Kreis-Lauf. So hat es die Natur auf höchst intelligente Weise soweit gebracht, daß Pflanzen und Menschen voneinander abhängig sind. Alles Leben ist miteinander verbunden und in tiefen, elementaren Zusammenhängen voneinander abhängig.

Daher ist es für Menschen sehr erquickend, wenn sie im Wald spazieren gehen. Auch Zimmer-Pflanzen haben diesen Effekt.

Regelung des Gehaltes an Kohlendioxyd. Die Industrialisierung verbrennt fossile Stoffe wie Kohle und Erdöl und steigert dadurch den Gehalt an Kohlendioxyd in der Luft. Das nutzt zunächst der Photosynthese der Pflanze und des Baumes.

Bäume legen in ihrer langen Lebens-Zeit, im Gegensatz zu Pflanzen, das Kohlendioxyd, das sie aufnehmen, ganz lange fest – im Holz. Dafür hat eine einzige Buche Kohlendioxyd aus etwa 40 Millionen m^3 Luft genommen. Dieses Kohlendioxyd bleibt durch menschlichen Eingriff im Holz – umgewandelt – über den Tod der Bäume hinaus gebunden: in Möbeln und im Bau-Holz.

So tragen Bäume dazu bei, den Anteil von Kohlendioxyd in der Luft konstant zu halten.

Die Klima-Balance und die Ketten-Reaktion

Erwärmung der Atmosphäre. Würde der Anteil an Kohlendioxyd auch nur gering erhöht wenn, bedeutet dies: Die Temperatur der Atmosphäre steigt um einige Grade.

In der Industrie-Epoche wurde die Atmosphäre bereits angereichert mit Kohlendioxyd, einem sogenannten Treibhaus-Gas. Das Kohlendioxyd hält die Wärme der Sonnen-Einstrahlung wie in einem Treib-Haus fest. Dies führte zu einer weltweiten Erwärmung der Erde um 0,8 Grad. Ungeheuerlich – einen so riesenhaften Körper der Erd-Atmosphäre aufzuheizen.

Die Ketten-Reaktion. Die Klima-Balance, die aus dem Gleichgewicht gerät, löst eine Ketten-Reaktion aus: Die Permafrostböden der Tundren tauen häufiger auf und setzen Methan frei – ein weiteres Treibhaus-Gas. Die Eis-Kappen der Pole verkleinern sich. Gletscher schmelzen ab. Dadurch verringert sich die Oberfläche der Erde, die wie ein Spiegel die Sonnen-Strahlen ins Welt-All zurück reflektieren – und dadurch Wärme abstrahlen. Dieses

Prozeß-Bündel verstärkt die Erwärmung der Erde ein weiteres Mal.

Diese zusätzliche Energie bringt die Klima-Küche zum Kochen: Die extremen Klima-Situationen nehmen zu. Für den Wald sehr schlimm: wochenlang kein Regen, aber große Hitze. Dann kommt es zu großen Trocken-Schäden. Es kann mehr Wasser verdunsten – auch Wasser-Dampf ist ein Treibhaus-Gas. Regen fällt häufiger in Form von Sturz-Güssen – das führt zu Hochwasser-Katastrophen (Oder, Elbe). Es entstehen vermehrt durch rasches Aufpilzen von Wolken mit gewaltigen Spannungs-Unterschieden starke Gewitter. Die Zahl der Stürme nimmt erheblich zu – das schadet dem Wald. Die Zahl der Taifune in Asien und der Hurricane in Amerika wächst. Bei uns vermehren sich die Windhosen – die Meteorologen erkennen, daß sie sich verstärken: zu Tornados.

In diesem Prozeß befinden wir uns seit einigen Jahrzehnten. Er hat verheerende Auswirkungen: auf das Klima und den Wasser-Stand der Meere. Brutal – aber so läuft es.

Das Holz

Unterschiede der Zellen. Im Baum bilden sich Wachstums-Zellen. Der Baum gibt einen Teil davon nach innen – daraus entsteht das Holz des Stammes und der Äste. Den anderen Teil gibt er nach außen – aus ihm entsteht die Rinde, die es am Stamm und in der Krone gibt, auch an den Wurzeln.

Die Masse der Stämme und der Wurzeln besteht aus Holz. Es hat drei Aufgaben: Erstens macht es den Baum fest – durch dicke Wände von Zellen, die druck- und zugfest sind. Zweitens leitet das Holz im jüngsten Jahr-Ring das Wasser und die Nährsalze von den Wurzeln in die Blätter. Drittens speichert es Nähr-Stoffe wie Zucker, Stärke und Fett.

Die Nadel-Bäume besitzen zu 90 Prozent nur eine Art von Zellen. Jede einzelne hat hier gleichzeitig *zwei* Aufgaben: erstens zu festigen und zweitens Wasser zu leiten, d.h. im Verband mit anderen eine Wasser-Leitung zu sein. Daneben gibt es Zellen, die Harz produzieren.

In den Laub-Bäumen sind die beiden Aufgaben spezialisiert d.h. getrennt – zu festigen und zu leiten. Ein Teil der Zellen dient der Festigung des Baumes. Der andere besitzt Röhren, die das Wasser leiten. Daher können Laub-Bäume sehr viel mehr Wasser durchströmen lassen – und schneller.

Alle Holz-Zellen haben in ihrer jungen Phase die Fähigkeit, Wasser zu leiten. Diese Aufgabe wird im nächsten Jahr an die junge Generation übertragen. Dann sterben die älteren Zellen ab – sie sind tote Zellen, ohne lebendigen Inhalt, aber mit einer wichtige Funktion: Sie bilden den hölzernen Stamm – und festigen dadurch den Baum.

Im Prozeß des Absterbens von Zellen lagern viele Bäume Kern-Stoffe in die Hohl-Körper der Zellen ein. Dies verfestigt den Stamm ein weiteres Mal.

Jahres-Ringe. Die Jahres-Ringe des Holzes entstehen durch die jährlich Produktion der Zellen, die in jedem Frühjahr beginnt.

In dieser Jahres-Zeit ist der Bedarf an Wasser besonders groß, daher haben die Zellen große Durchmesser und nur geringe Wand-Stärke – das erste Holz ist also sehr porös. Im Sommer hingegen werden Zellen gebildet, die festere Wände haben sollen und daher dickwandiger sind, auch kleinere Durchmesser besitzen. Diese Zellen erscheinen dichter.

Durch diesen Wechsel im Aussehen und in der Konsistenz können wir jeden Jahres-Ring identifizieren.

Weil aber das Klima nicht in jedem Jahr gleich ist, sondern unterschiedliche Ausprägungen hat, bilden sich auch die Jahres-Ringe unterschiedlich aus. Ist das Jahr warm und hat es viel Regen, dann ist der Jahres-Ring breit.

Findige Forscher haben anhand von genau datierbaren Bäumen und konkreten Quellen Erfahrungen eine Chronologie von Jahrringen erarbeitet (Jahrring-Kalender). So ist es heute möglich, auf der Fläche eines geschnittenen Stammes meist präzis festzustellen, wann ein Baum gefällt wurde, wie viele Jahre er alt ist – und welches klimatische Schicksal er hatte.

Über diese Dendro-Chronologie[3] lassen sich vor allem Gebäude datieren – anhand

ihrer Holz-Balken. Ebenso Möbel und sogar Bilder alter Meister, wenn sie auf Holz gemalt wurden.

Ein Beispiel: Bei der Jahrring-Untersuchung 1968 am Chor-Gestühl des Xantener Domes wurden für sein Eichen-Holz aus dem Xantener Forst die Daten herausgefunden: 1221, 1223 und 1226.

Über dem Holz: die Rinde. Die wichtigste Funktion der Rinde: Sie leitet die Nähr-Stoffe. Zucker, Aminosäuren, Enzyme, Vitamine – alle in Wasser gelöst und damit transportabel.

Sie werden in den Blättern gebildet und über die Stengel, Zweige und Äste in den Stamm geleitet. Als hochkonzentrierter dicker Saft strömen sie durch das Röhren-System der Rinde in die Wurzeln herab. Spezielle Zellen bewegen diese Flüssigkeit.

Über der Rinde: die Borke. Stamm und Wurzeln werden nach außen relativ abgeschlossen: durch die Borke. Sie hat mehrere Funktionen. Vor allem schützt sie: gegen mechanische Verletzungen, gegen hungrige Tiere, gegen Wasser-Verlust, gegen zu starke Sonne und gegen Pilze, Insekten und kleine Tiere – mit besonderen Gift-Stoffen. Die gefährlichen Borken-Käfer können nur kranke Bäume anfallen, die sich nicht mehr zu wehren vermögen.

Die Borke umgibt den Baum nicht als ein starrer Panzer. Wenn der Baum immer dicker wird, dehnt sich die Borke aus – und schließlich entstehen in dieser Haut Risse.

Unten in den Rissen liegen Gewebe. Sie besorgen einen lebenswichtigen Austausch: Von außen holen sie Sauerstoff nach innen, damit im Holz und in der Rinde die lebenden Zellen atmen können. Und umgekehrt leiten sie von innen ab, was beim Atmen entsteht: das Kohlendioxid.

Bestand-Teile: Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Asche.

Die chemische Zusammensetzung aller Hölzer ist ziemlich einheitlich: 50 Prozent Kohlenstoff, 42 Prozent Sauerstoff, 6 Prozent Wasserstoff, der Rest sind Stickstoff und Asche. Frisches Holz enthält 40 bis 60 Prozent Wasser.

1 kg Holz enthält etwa 500 g Kohlenstoff, 430 g Sauerstoff und 60 g Wasserstoff.

Holz ohne Wasser besteht zu 40 bis 50 Prozent aus Cellulose, zu 20 bis 30 Prozent aus Lignin, zu 20 bis 25 Prozent aus Holzpolyosen (Hemi-Cellulosen, begleitende Kohlenhydrate) und weiterhin aus begleitenden Stoffen: Harze, Fette, Öle, Gerbstoffe, Farb-Stoffe und Mineralien.

Die Zellulose bildet das Gerüst des Stammes. Die Hemi-Cellulosen sind das Polster-Material. Das Lignin ist ein Natur-Klebstoff – er verleiht dem Holz seine Festigkeit.

Kohlenstoff (C) ist ein nichtmetallisches chemisches Element mit der Ordnungs-Zahl 6 im Periodensystem. Es nimmt unter den Elementen eine Sonderstellung ein, denn es besitzt die Fähigkeit, die eigenen Moleküle untereinander auf vielfache Weise verketten zu können. Dadurch entsteht eine riesige Anzahl an Kohlenstoff-Verbindungen. Sie bilden die stoffliche Grundlage allen organischen Lebens. Sie ist auch Grundlage der Zellulose, des Hauptbestandteils der Holz-Faser.

So lange die Bäume wachsen, nehmen sie Kohlen-Stoff (CO_2) auf und speichern ihn. Vergehen die Bäume, entlehrt sich der Speicher.

Ein Beispiel: Holz in einem Dach-Stuhl erhält als Speicher sehr viel Kohlen-Stoff – aus einer Zeit, die lange vor uns liegen kann. Der Dach-Stuhl (14. Jahrhundert) im Freiburger Münster ist viele hundert Jahre alt.

Sauerstoff (O) ist ebenfalls ein nichtmetallisches Element;. Es hat die Ordnungs-Zahl 8 im Perioden-System. Dieses Element kommt auf der Erde am häufigsten vor.

Sauerstoff ist das Gas, das der Mensch für seine Atmung braucht. Pflanzen und Bäume stellen es uns zur Verfügung.

Wasserstoff (H) ist das erste Element des Periodensystems. In reiner Form kommt es auf der Erde nur in Spuren vor. Sehr häufig erscheint es in der Verbindung mit Sauerstoff: im Wasser (H_2O) und in allen organischen Verbindungen.

Stickstoff (N) ist ein nicht-metallisches Element mit der Ordnungs-Zahl 7 im Perioden-System. Dieses Gas findet sich in größter Menge in der Luft. Im Kreis-Lauf ›Erdboden – Pflanze – Tier‹ hat es eine wichtige Funktion.

Asche. Darunter versteht man die anorganischen Reste (im Gegensatz zu den organischen, die Kohlenstoff-Verbindungen sind), welche bei der Verbrennung von pflanzlichen und tierischen Substanzen zurückbleiben.

Pflanzen-Asche enthält wasserlösliche Kalium- und Natriumcarbonate, -sulfate und -chloride sowie unlösliche Carbonate, Phosphate und Silikate. Die Menge der Asche im Holz schwankt zwischen 0,2 und 5 Prozent.

Das Zell-Gewebe des Holzes besteht aus Leit-, Stütz- und Speicher-Zellen.

Zellulose. Die wichtigste Substanz der Holz-Zelle ist die Zellulose (40–45 Prozent). Die Zellulose entsteht aus dem Trauben-Zucker, der sich durch Photosynthese bildet, unter Abspaltung von Wasser, als Großmolekül in Gestalt eines langen Fadens. Diese Moleküle stellen die eigentliche Substanz des Gerüstes der Zell-Wände im Holz dar.

Lignin. Das Lignin ist in Zell-Wänden eingelagert: als Füll- oder Kitt-Material. Er umkleidet die Zellulose-Fasern des Holzes – und gibt ihm damit auch seine Festigkeit.

Holz – ein wunderbarer natürlicher Verbund-Werkstoff.

Nachträglich gebildete Stoffe. Das Kern-Holz leitet kein Wasser mehr. Darin können sich aber nachträglich eine Anzahl von Stoffen bilden. Den Gerb-Stoff gebrauchen die Gerber, die Leder haltbar und verwertbar machen. Kiefern liefern Harze für Terpentin.

Die Verkernung des Holzes dient dazu, daß die Struktur des Holzes lange erhalten bleibt – und nicht durch Pilze und Insekten zerstört wird. Dies ein natürlicher Schutz-Prozeß des Baumes, um seine Statik lange zu wahren.

Auch das Harz der Nadelbäume dient ebenfalls als Abwehr: Wenn Insekten eingedrungen sind, verklebt es sie – und bringt sie damit um. Ein besonders spannes Beispiel sind die wunderschönen Bernsteine, in denen die in die Falle gegangenen Insekten erhalten blieben.

Arten-Vielfalt. »Durch die lange Anwesenheitsdauer der Bäume auf der Erde konnte sich in Mutation und Evolution eine ungeheuer große Artenvielfalt entwickeln. Und jede dieser vielen verschiedenen Baumarten, die heute in den unterschiedlichen Klimazonen der Erde wachsen, liefert ein anders aussehendes Holz – das sind eben in Wirklichkeit tausende verschiedener Hölzer.«[4]

Aussehen und Eigenschaften. Das Holz jeder Baum-Art hat andere Eigenschaften und ein anderes Aussehen. So gibt es große Unterschiede zwischen Holz und Holz.

Der Bildhauer Tilman Riemenschneider schuf seine Skulpturen aus dem Holz der Winterlinde. Es ist besonders weich, kann daher ausgezeichnet bearbeitet werden. Seine Farbe: gelblich-weiß, fast elfenbeinern.

Geigen-Bauer verwandten vorzugsweise das Holz des Bergahorns: als Klang-Holz. Es schimmert elfenbein-weiß wie Seide. Vor allem dämpft es hohe Töne.

Ebenso eignen sich zum Geigen-Bau Fichten aus hohen Berg-Lagen, die einen besonders engen Aufbau an Jahr-Ringen haben und dadurch besonders dichtes Holz.

Nachwachsen. Holz ist der einzige nachwachsende Massen-Rohstoff. Dies verlangt nach naturnaher Forst-Wirtschaft.

Erstaunliches kam heraus bei terrestrischen Großraum-Inventuren wie der Bundeswald- und Landeswaldinventur: Unsere Wälder sind so reich an Holz-Vorräten, wie wir uns das vorher nicht vorgestellt haben. Im Durchschnitt stehen (»stocken«) auf einem Hektar (100 × 100 m) 300 bis 350 Festmeter (Kubikmeter) Holz – im Durchschnitt 400 bis 500 Stämme.

Die Baum-Uhr: Jahres-Zeiten der Bäume

Das Jahr hat auch für den Baum Jahres-Zeiten – allerdings geht die Baum-Uhr im Vergleich zum normalen Kalender vor.

Mobilisierung. Ende Februar/Anfang März beginnt die Phase der Mobilisierung. Der Frühlings-Anfang des Kalenders kommt erst drei Wochen später (21. März).

Dazu braucht der Baum eine mittlere Temperatur von 10 °C. Dann springt sein Produktions-System an: Es verwandelt Stärke in

Zucker – zu einer Art konzentriertem Zucker-Wasser. Die Bäume geraten »in Saft«.

Wachstum. Die Phase des Wachstums beginnt Ende April/Anfang Mai. Der Kalender-Sommer fängt erst sechs Wochen später als die Baum-Phase an (21. Juni).

Den Anfang machen die Bäume, die weniger nach Wärme hungern: Buche, Ahorn und Birke. Bäume, die die Wärme lieben – wie Eiche, Esche und Walnuß – legen etwas später los. Das Wachstum der Triebe und die Entwicklung der Blätter hat seinen Höhepunkt im Juli.

Dann bremst es in der Regel gegen Ende Juli scharf ab und läuft langsam bis Mitte September aus. Ebenso das Wachstum der Dicke des Baumes.

Ausruhen. Die dritte Phase, die Einlagerung (Deposition), beginnt Ende Juli/Anfang August. Der Kalender-Herbst kommt erst sieben Wochen später (21. September).

Die Bäume lagern Nähr-Stoffe ein. Diese dienen dem gesamten Organismus des Baumes als Speicher – für alle Prozesse im ganzen Jahr. Da im Winter die physiologischen Prozesse nur ruhen, braucht der Baum keine besonderen Vorräte für diese Zeit.

Der Baum ist also sehr wirtschaftlich – ein klares ökonomisches Prinzip. Das entspricht dem Winter-Schlaf.

Ab und zu gibt es bei Nadelbäumen ein großes Problem, mit dem sie brutal aus dem ökonomischen Prinzip herausgerissen werden (Frostschütte): Oben scheint warme Sonne, über 10 °C, unten ist der Boden gefroren. Der Baum, z.B. eine wintergrüne Fichte, beginnt Wasser zu verdunsten – aber der Wasser-Bedarf kann nicht aus den Wurzeln gezogen werden, weil der Boden gefroren ist. Dann werden die Fichten rot, verlieren ihre Nadeln – dann haben sie noch die Chance, daß sie die Knospen, die eigentlich erst den nächsten Sommertrieb bilden sollen, durch ihr Wachstum den Assimilations-Ausfall, durch die Produktion grüner Oberfläche kompensieren. Grüne Oberfläche heißt für den Baum: Kraftwerk. In diesem Jahr hat der Baum jedoch eine Vitalitäts-Schwächer – er ist erhöhtem Risiko ausgesetzt. Eine dramatische Geschichte.

Im Industriewald gibt es wenig Nadelholz.

Am Ende dieser Phase baut der Baum seine Widerstands-Kraft gegen Kälte auf. Jede Art von Baum hat eine unterschiedliche Empfindlichkeit. Nadel-Bäume halten viel Kälte aus. Auch Buche, Bergahorn und Vogelbeere. Eichen brauchen mehr Wärme und können deshalb oberhalb einer Höhe von rund 800 m nicht mehr bestehen. Am empfindlichsten ist der Nußbaum.

Winter-Ruhe. Die vierte Phase ist die Ruhe-Pause. Sie beginnt Ende Oktober/Anfang November – der Kalender-Winter fängt er erst sieben Wochen später an (21. Dezember). Die wichtigsten Lebens-Vorgänge sinken ab: vor allem die Atmung.

Energie

Die Energie-Speicher. Kohle speichert die Sonnen-Energie aus einer Epoche, die es lange vor uns gab: vor abermillionen Jahren. Das Holz, das vor kurzem aus dem Wald geholt wurde, speichert die Sonnen-Energie unserer Jahre.

Energie-Mengen. Im Prozeß, in dem sich die Kohle bildet, verliert die Kohle sehr viel Energie. Diese Energie verbrauchen Bakterien und Pilze sowie die chemischen Prozesse. Und energiereiche Gase entweichen.

Überraschend: Daher besitzt ein Kubikmeter Holz etwa das Doppelte an Energie wie ein Kubikmeter Kohle.

Ruhende und mobilisierte Energie. Holz ist ruhende Energie. Ähnlich wie aufgestautes Wasser. Die Energie von Wasser wird mobilisiert, wenn man zuläßt, daß es der Schwer-Kraft folgt und man diesen Druck auf Mühlen lenkt. Die Energie des Holzes wird mobilisiert, wenn man es verbrennt. Dann entsteht Wärme.

Ein Buchen-Wald ist ein Kohlen-Lager. Jährlich wächst an einer einzigen Rotbuche 34 kg Holz-Energie. Pro Hektar sind dies 2.380 kg.

Damit erhalten zunächst Menschen eine Energie zum Leben: in Form von Wärme und

Hitze – für vielerlei Vorgänge im Haus, im Handwerk und dann auch zum Teil in der Industrie.

Dramatische Kämpfe ums Überleben

Natürliche Feinde. Gesunde Nadel-Bäume wehren sich gegen den gefährlichen Borken-Käfer; Sie besitzen im Holz und in der Rinde Behälter, die prall mit Harz gefüllt sind. Wenn sich ein Borken-Käfer in die Rinde bohrt, lassen sie Harz in das Bohr-Loch fließen – und der Käfer erstickt darin.

Ein Drama gegen ein anderes.

Veränderte Populationen. Feinde entstehen auch durch Fehler im Regulieren von Populationen.

In Deutschland war früher die Weißtanne ein sehr verbreiteter Baum. Er diente auch als Weihnachts-Baum. Heute wird zu Weihnachten meist eine Fichte aufgestellt.

Wo es um rasches Wachstum ging, wurde die Fichte gegenüber der Weißtanne bevorzugt – deren Zahl verminderte sich. Zugleich vermehrte sich die Zahl der Rehe (weniger natürliche Feinde und Einschränkung der Jagd) – damit erhöhte sich der Druck auf die verminderte Zahl der Weißtanne. Denn: Rehe bevorzugten immer schon die weitaus nahrhafteren Nadeln der Tanne (mehr Stickstoff und Kalk) gegenüber der ärmeren und harzigen Fichte (Kieselsäuren, Lignine). Sobald im Winter Schnee den Boden bedeckt und kein anderes Futter da ist, fressen Rehe die jungen Weißtannen kahl – erbarmungslos und mit Lust auf diese »Scholade fürs Wild«, sagt der Förster Reinhard Mößmer von der Bayrischen Landesanstalt für Wald- und Forstwirtschaft.[5]

Industrielle Feinde. Die Luft in den Industrie-Ländern ist voller Schad-Stoffe. Schwefel. Stickstoff. Schwermetalle. Sie werden weithin getragen und lagern sich überall ab, auch auf Blättern und Nadeln von Bäumen, Sträuchern und Pflanzen. Mit dem Regen gelangen sie in den Boden – und von dort zu den Wurzeln.

Hinzu kommt eine zunehmende Belastung durch Elektro-Smog – aus Leitungen und vor allem flächendeckend von den Sende-Anlagen und Empfängern, die aus dem Boden sprießen und sich immer weiter verbreiten.

Schad-Stoffe dringen in Kreis-Läufe ein und verändern sie.

Katastrophen. In jedem Jahrhundert werden manche Wälder durch Feuer zerstört. Aber sie haben die Fähigkeit, sich völlig wieder herzustellen.

Anders die größte aller Katastrophen: Der Atom-Meiler in Tschernobyl (Ukraine) geht 1986 in die Luft. Es verbreitet sich mit Wind und Wolken radioaktives Cäsium. Der krebserregende Stoff regnet ab – und überzieht die Wälder in einem großen Teil von Europa. Dies heilt keine Zeit.

In Afrika, Südamerika und Südost-Asien fallen jede Minute 25 ha vom tropischen Regen-Wald der Hand der Menschen zum Opfer. An vielen Stellen entsteht Wüste.

Bäume wehren sich. Die Natur hat sich seit jeher darauf eingestellt, sich zu wehren. Aber wenn die Schädlinge und Schad-Stoffe ein Übermaß erreichen, wird die Vegetation ähnlich krank wie Menschen. Im Wald schrumpfen die Nadeln und Blätter – sie werden immer kleiner und dünner.

Der Baum wirft die geschädigten Nadeln und Blätter ab, wird dadurch aber schwächer – und stirbt schließlich.

Wäscht der Regen die Schad-Stoffe von den Blättern, dann geraten sie in den Boden – und schädigen dort das System der Wurzeln und die Nähr-Stoffe. Dies ist ebenso lebensbedrohlich.

Auf den besten Böden sind drei Viertel der Tannen verloren. In den Gebirgen sterben die Fichten – auf weiten Flächen dort, von wo der meiste Wind kommt. Oft siechen die Lärchen dahin. Selbst die robusten Buchen sind häufig krank.

In der größten Not bäumen sich manche Bäume oft ein letztes Mal auf und versuchen, das Überleben der Gattung zu retten: Sie blühen häufiger als gewöhnlich und entwickeln besonders viel Blüten und Samen, z.B. Buch-eckern. Sie denken im Sterben an ihre Nach-

kommen – und möchten die Chancen der Fortpflanzung erhöhen.

Frühe Schäden durch Industrialisierung. Schon 1878 beschreibt ein Buch über den Forst die »Rauchschäden«, die wir heute als »sauren Regen« bezeichnen. Damals waren die Verursacher genau bekannt: einzelne Eisen-Hütten und Fabriken. Im nördlichen Ruhrgebiet ist der Wald der Haardt seit Beginn der Industrie-Epoche ein »Rauchschadensgebiet«.

Verbessern und Verschlimmern. In einem Jahrhundert wurden viele Schad-Stoffe reduziert – aber: es kamen so viele neue dazu und in vielfach vergrößerter Menge, daß die Gesamt-Bilanz erschreckender denn je aussieht. Was dann in Industrie und Haushalt an Energie-Verbrauch mit belastenden Folgen gespart wird, steigt im Auto-Verkehr an – in der Summe wird also nicht gespart.

Die Bundesregierung gibt jedes Jahr einen »Waldschadensbericht« heraus: Er zeigt, daß die Verhältnisse sich nicht verbessert, sondern verschlimmert haben. Im Jahr 2004 fällt er besonders verheerend aus. Der Patient sei so krank wie nie zuvor.

Schad-Stoffe werden heute großflächig ausgebreitet. Die Folge des sauren Regens: Saurer Boden.

Hohe Schornsteine lassen Gift-Stoffe sogar hunderte von Kilometern mit dem Wind wandern. Vom Ruhrgebiet aus, wurde, so lange die Montan-Industrie ungehemmt produzierte, nachweisbar ein Teil der Wälder in Schweden geschädigt.

Um 1980 ist der deutsche Wald zu 34 Prozent der Fläche geschädigt. Am stärksten die Mimose unter den Bäumen: die Tanne – vor allem in Süddeutschland. Dann Fichte und Kiefer.

Weniger geschädigt sind Laub-Bäume. Man vermutet, daß sie dadurch, daß sie Laub abwerfen, sich von einem Teil der Schad-Stoffe befreien können.

Die Folgen. Schädigungen vermindern die Abwehr-Kräfte gegen Pilze und Insekten. Dies gibt dem gefährlichen Borken-Käfer eine Angriffs-Chance: Geschwächte Fichten können nicht genug Harz bilden, um sich zu wehren.

Dadurch, daß die Abwehr geschwächt ist, haben rätselhafte Krankheiten, vor allem durch Viren, Angriffs-Möglichkeiten.

Ein kranker Baum hat Schwierigkeiten, mit extremen Witterungs-Lagen zurecht zu kommen. Im heißen Sommer 2003 heißt es: »Gravierende Trocken-Schäden.« Eichen werfen ihre Blätter früh ab. Buchen sterben.

In den 1980er Jahren wird das »Wald-Sterben« zu einem der meistdiskutierten Presse-Themen. Der Anteil der Bäume, die die höchste Schädigungs-Stufe erreicht haben, liegt bei 31 Prozent.

Förster haben beschlossen, tote Bäume erstmal stehen zu lassen. »Sonst«, sagt der Förster Harald Klingebiel, »sieht ja keiner, dass hier etwas nicht stimmt.«[6]

Rote Liste. Seit etwa Anfang der 1970er Jahre werden nach dem Vorbild des »Red Data Book« der Internationalen Union zum Schutz der Natur und der natürlichen Hilfsquellen (IUCN) »Rote Listen« herausgegeben – von den einzelnen Bundesländern und auf Bundesebene.

Sie enthalten ein Verzeichnis aller gefährdeten Pflanzen und Tiere und stellen eine Art Frühwarn-System dar.

In NRW werden die Daten durch die Landesanstalt für Ökologie, Landschaftsentwicklung und Forstplanung in Zusammenarbeit mit zahlreichen Naturschutz-Organisationen zusammengetragen und veröffentlicht.

1979 standen in NRW bereits 36 % aller Pflanzen und zwischen 25 und 75 % der Tiere auf dieser Liste.

Auf der Liste steht die selten gewordene Weißtanne – 2004 wurde sie zum »Baum des Jahres« gewählt.

Die Rote Liste soll vor allem die Öffentlichkeit informieren und als Entscheidungshilfe für die Landschafts-Planung gelten.

Gegen das Baum-Sterben ist ein Experiment bislang nicht gelungen, Baum-Arten auszutauschen – schwächere gegen resistente. Sichtbar wird: Das Übel kann nur an der Quelle gestoppt werden – von vornherein an den Produktionen. Jeder Plan für ein Produkt muß die Schad-Stoffe minimieren.

Die Intelligenz von Bäumen. Ein Beispiel für Intelligenz im harten Überlebens-Kampf gibt die Weißtanne.

Während die jungen Bäume der meisten anderen Arten in einem dichten Wald nicht überleben können, weil sie im Halb-Dunkel zu wenig Sonnen-Licht bekommen, schafft es die junge Weißtanne auf schlaue Weise: Sie wächst nur wenig in die Höhe und breitet ihre Äste nach den Seiten aus – damit fängt sie das »Rest-Licht« ein. Zugleich entwickelt sie Schatten-Nadeln: Diese verwerten das geringe Licht.

Die Weißtanne fährt also ihren Ehrgeiz erheblich zurück. Auch ihr Stamm wächst kaum noch in die Breite. Sie praktiziert eine Art »Winterschlaf« – und kann dies sogar ein ganzes Jahrhundert durchhalten: Geduldig wartet sie auf ihre Chance.

Wenn dann ein Sturm andere Bäume umwirft, fällt Licht in die Tiefe. Dann verwandelt die Weißtanne langsam ihre Schatten-Nadeln in Licht-Nadeln. Und sie wächst hoch. Schließlich kann sie sogar einer der mächtigsten Bäume werden: maximal bis zu rund 65 Metern Höhe und einem Stamm-Durchmesser bis zu 3.80 m.

Sie produziert in den künftigen Jahren mehr Licht-Nadeln als Schatten-Nadeln.

Solange sie unten ist, gibt es wenig Licht-Nadeln und mehr Schatten-Nadeln.

Die Bäume können nicht laufen, das heißt: Sie müssen mit den Bedingungen des Standortes klar kommen – und wenn sie sich wandeln, müssen die Bäume darauf reagieren.

Die Weißtanne, eine Baum-Art des Mittel- und Hochgebirges, trainiert im kühlen Bereich, kommt auch mit der Klima-Erwärmung besser zurecht als die Fichte, die aus dem kalten skandinavischen Norden stammt.[7]

Baum-Arten

In ihrer Entstehungs-Geschichte sind die Nadel-Bäume (Koniferen) älter als die Laub-Bäume. Dies zeigt sich auch in ihrer einfacheren Struktur.[8]

Eibe (*taxus braccata*). Die Eibe wächst sehr langsam. Wenn sie aus dem Gröbsten heraus ist, wird sie sehr widerstandsfähig – mehr als sonst ein Baum.

Lange Zeit liefert sie das begehrte Holz für Schuß-Waffen: Bogen und Arm-Brust. Daher wird ihre Ausfuhr oft verboten – 1404 vom Deutschen Orden, 1518 vom Kaiser Maximilian.

Die Eibe steht in einer bestimmten Wald-Gesellschaft: Sie ist die krasseste Schattenbaum-Art in NRW. Und sehr selten. Sie wächst in den Buchen-Wäldern – vor allem auf den kalkhaltigen Böden von Ostwestfalen – als Baum-Art der zweiten Schicht d.h. sie wächst unter der Buche, kommt also mit wenig Licht aus.

Die Stand-Orte bestimmen Baumarten-Gesellschaften. Man nennt sie Wald-Gesellschaften. Sie sind Ergebnis der Lage am Stand-Ort und der unterschiedlichen Fähigkeiten der Bäume miteinander zu konkurrieren.

Die Buche (*fagus*). Am stärksten in der Konkurrenz der Bäume ist die Buche – eigentlich ein Schatten-Baum. Sie hat eine unglaublich plastische Krone. Die Buche wächst in jede lichte Lücke hinein, die sich ihr bietet. Dann schließt sie die Lücke ab – und damit den Licht-Einfall nach unten. Sie verbraucht wenig Licht – und läßt wenig durch. Das ist gemein und asozial, sie achtet nur auf sich.

Hier findet ein knallharter Konkurrenz-Kampf statt – der Wald steht nicht still und schweigt nicht – er ist ein stummes Kampf-Getümmel. Der Förster durchschaut das.

Die Esche (*fraxinus*). Der Kalk-Buchenwald beherbergt, trotz der mächtigen Konkurrenz der Buche, noch andere Baum-Arten: die Esche – aus der Familie der Ölbaum-Gewächse, ein Licht-Baum. Und die Vogel-Kirsche. Beide halten sich gegenüber der Buche nur, wenn sie kurzfristig einen Wachstums-Vorsprung haben.

Beim Generationen-Wechsel im Buchen-Wald entstehen durch den Zusammenbruch alter Buchen oder durch Fällen Räume, die lichtdurchflutet sind. Dort hinein wirft die Esche viel Samen, sehr viel, sehr weit, fast flächendeckend, sie wandert – wie raffiniert! das ist ein richtiger Krimi im Wald, unglaub-

lich! – und wir schwelgen in Romantik. Jetzt wachsen viele junge Eschen, sie sprinten, Kopf an Kopf, und wollen so rasch wie möglich in die Dach-Höhe des Waldes kommen – das gelingt ihnen zunächst auch. Dann kommt die langsame Buche hinterher. Denn ihre Samen, die Bucheckern, sind schwer, sie fallen selbst bei Sturm nicht weiter als etwa 30 m im Umkreis. Die Buchecker treibt aus, der Buchen-Keimling kommt – als ein Schatten-Baum – mit dem wenigen Licht aus, das die Eschen durchlassen.

Die Pioniere sind also ganz schnell, sie sind Sprinter, aber sie verausgaben sich oft, um ihr Ziel zu erreichen.

Hingegen entwickelt die langsame Buche eine andere Eigenart. Dieser Schatten-Baum kommt mit weniger Licht aus, wächst gemächlich der Esche hinterher, hat einen langen Atem, wächst in die Eschen-Kronen hinein. Dann beginnt die Buche, die Esche zu verdrängen – sie nimmt ihr mehr und mehr den Raum der Krone.

In Gemeinschaft mit weiteren Buchen dunkelt sie die Lichtbaum-Arten aus. Das führt dazu, daß von den Eschen nur wenige überleben. Die anderen sterben: Ihr Wachstum wird gedrosselt, sie schwächeln, sie verringern ihr Höhen-Wachstum, und dann gehen sie regelrecht ein – ganz leise, sang- und klanglos. Nur einige überleben – vor allem, wenn sie sich in kleinen Gruppen behaupten können.

Nochmal: die Eibe (*taxus braccata*) ist noch krasser ein Schatten-Baum als die Buche. Mit der Buche konkurriert sie nicht im Kronen-Raum d.h. im Wald-Dach. Denn die Eibe kann im ersten Stockwerk des Waldes leben – das kann sie nur, weil sie über sich den Schatten der Buche erträgt. denn sie braucht wenig Licht. Dies ist ein gescheites und cleveres Verhalten.

Was will ein Baum? Überleben und seine Genetik mitteilen.

Bäume erster Ordnung sind Buchen, Bergahorn, Spitzahorn, Fichte, Tanne. Sie wachsen ins Dach-Geschoß des Waldes – in eine Höhe von 30 bis 40 m. Das ist enorm. Ein Altbuchen-Bestand gibt den Ausdruck eines Domes. Die Stämme wirken wie Säulen, obendrüber breiten sich die Gewölbe aus – die Kronen.

Bäume zweiter Ordnung werden 18 bis 25 m hoch. Dazu gehören Ebereschen. Birken, die im Industriewald wichtig ist, Feldahorn, Mehlbeere und die Eibe. Sie müssen nicht konkurrieren.

Die Lärche (*larix*) ist der einzige Nadel-Baum, der im Herbst seine Nadeln abwirft. Sie wird gerühmt: als die Eiche unter den Nadel-Bäumen: Denn sie besitzt ein sehr hartes Holz. Es ist unter den Nadel-Bäumen das beste Bau-Holz.

Die Lärche ist eine kontinentale Baum-Art. Eine Gebirgs-Baumart, in den Alpen zu Hause. Aus forstwirtschaftlichen Gründen wurde sie aus dem Hochgebirge hier hin geholt. Ursprünglich war sie in Nordosteuropa und in Sibirien beheimatet – wegen des kontinentalen Klimas.

Lärchen-Streu ist sehr sauer und daher ungünstig für den Wald-Boden. Die Förster pflanzen dort, wo mit Lärchen aufgeforstet wird, Laubholz hinein. Damit wird der Boden wieder basisch. Oder sie pflanzen Lärchen in andere Bestände – als Misch-Baumart.

Problem: in windstillen Bereichen entsteht oft der sogenannte Lärchen-Krebs – eine Erkrankung durch Pilze. Daher werden Lärchen in windexponierte Bereiche gestellt. Sie brauchen die Bewegung der Luft.

Japanische Lärchen, die hier eingebracht wurden, sind widerstandfähiger. Im Industriewald gibt es sie selten.

Die Kiefer (*pinus*) ist eine krasse Lichtbaum-Art und eine Pionier-Baumart. Sie kommt zurecht mit besonders armen Standort-Situationen: noch auf Sand und Staub. Sie hat also eine breite Standort-Amplitude. Kiefer wächst schnell.

Auch die Kiefer gibt es im Industrie-Wald nur selten.

Für den Bergbau spielt sie eine wichtige Rolle: Sie liefert Gruben-Holz. Unter Tage hat eine Warn-Funktion – sie gibt Laut, wenn besonders hoher Gebirgs-Druck entsteht – sie warnt durch Knacken die Bergleute. Dadurch konnten sie sich in Sicherheit bringen.

Ein besonders wichtiges Anbau-Gebiet ist die Haardt bei Recklinghausen. Dort war die Kiefer die erste Baum-Generation auf den Flächen, die zu Heide wurden. Hier entstanden weite Heide-Flächen – das war im Grunde ein früher Industrie-Wald.

Wald- und Forstwirtschaft hat immer mit Katastrophen zu tun. Krise ist aber auch Chance.

Einige anspruchslose Baum-Arten werden als Zwischenfrucht gepflanzt, um künftigen anderen Bäumen den Boden zu bereiten: Laubbäumen wie Roteiche, Eiche und Buche.

Aus Kiefern-Holz werden auch Häuser und Schiffe gebaut.

Die Fichte (*picea*) hat Nadeln, die auf Nadel-Kissen sitzen – zwischen Nadel und Ast. Kleine braune Stielchen. Während eine erwachsene Tanne oben eine Krone hat, die wie ein Storchen-Nest aussieht, hat die Fichte eine spitze Krone. Die Tannen-Nadeln sind weicher als Fichten-Nadeln. Bei der Tanne stehen die Zapfen auf dem Ast, bei der Fichte hängen sie.

Die Fichte ist der »Preußen-Baum«. In Reih und Glied militärisch gepflanzt, ist die Fichte am ertragreichsten. Sie produziert unglaublich viel und schnell eine Menge Holz. Im Sauerland ist sie heute der »Brot-Baum«.

Die Fichte kann bis zu 50 m hoch wachsen. Im Gebirge wird sie oft über 400 Jahre alt.

Nachteil: Fichten wurden auf riesengroßen Flächen angepflanzt. Zum Opfer fielen Buchen-Wälder.

Buche und Fichte vertragen sich ziemlich gut. Die Fichte hat eine ziemlich enge Krone – d.h. sie macht sich nicht breit. Dadurch kann sie sich behaupten.

Eigentlich wächst sie im kalten skandinavischen Raum, im herben Hochgebirge der Alpen und im hohen herben Harz. Erst durch die Forst-Wirtschaft wurde sie in andere Bereiche gebracht. Im Industriewald spielt die Fichte keine Rolle.

Die Weißtanne oder Edeltanne (*abies alba* oder *abies pectinata*) unterscheidet sich von der Fichte (*picea excelsa*), die im Volks-Mund oft Tanne genannt wird, durch die silbergraue junge Rinde und die stumpfen Nadeln. Die elf bis 16 cm langen Zapfen stehen aufrecht. Jeder kennt sie: als Weihnachts-Baum. Er kann bis zu 65 m hoch wachsen.

Im 17. Jahrhundert ist die Weißtanne in den Alpen und Voralpen, im Schwarzwald und im Bayerischen Wald, in Franken, Thüringen und Sachsen der Nadelbaum schlechthin gewesen. In den Misch-Wäldern der Mittelgebirge war etwa jeder zehnte Baum eine Weißtanne – heute nur noch jeder fünfzigste. Im Frankenwald war noch um 1950 jeder dritte Baum eine Weißtanne – heute ist sie nahezu verschwunden.

Die junge Weißtanne kommt mit dem Frost im Winter weniger gut klar wie die Fichte, die aus dem kalten Skandinavien stammt. Daher wächst sie gern in einem geschlossenen Wald, der sie gegen den strengen Frost ein wenig schützt.

Die Douglas-Tanne (*pseudotsuga menziesii*). In unseren Breiten gab es sie vor der letzten Eis-Zeit. Dann starb sie aus. Als »Spätheimkehrer« kam sie zurück: eingeführt aus Nordamerika. Sie ist der einzige eingewanderte Baum, der sich in der Forst-Wirtschaft als etablierte Waldbaum-Art gehalten hat.

Die Douglas-Tanne wächst besonders schnell. Diesen Nadel-Baum kann man riechen: Er hat einen aromatischer Geruch. Das Harz erinnert an Orangen.

Birke (*betula pendula*). Der Name Birke ist einer der wenigen uralten deutschen Pflanzen-Namen – sein Ursprung ist indogermanisch.

Die Birke hat ein anderes Wesen als eine Eiche: genügsam und anspruchslos – zufrieden mit fast jedem Untergrund. Daher wachsen auf schwierigem Boden als erste Bäume: Birken. Besonders im Industrie-Wald sind sie wertvoll: als Pionier-Bäume. Darüber hinaus sind sie in der Lage, für andere Pflanzen die zunächst oft unbewohnbaren Böden langsam aufzubereiten.

Die Birke blüht gleich nach dem Ausschlagen der Blätter. Die Blüten erscheinen als Stempel- und Staubkätzchen. Im Juli werden die Früchte, reif – in so großer Menge, daß sie den Boden oft völlig bedecken. Die ganz kleinen, leichten Samen verbreiten sich wie

Explosionen – sie fliegen kilometerweit. Dies ist ein wesentliches Merkmal von Pionierbäumen. Im Gegensatz dazu haben die Klassiker-Bäume dicke Samen, klatschen runter, besitzen genug Nährstoffe, um lange Wurzeln bilden zu können, in der Lage, durch dicken Humus zu kommen.

Birken-Samen sind abenteuerlich. Auf vielen Industrie-Denkmälern wächst plötzlich eine Birke. Der Wind trägt im Frühjahr die Pollen, das sind die männliche Samen-Zellen, zu den weiblichen Samen-Kätzchen. Nach der Befruchtung wachsen sie – und entlassen ab dem dem Spätsommer ihre Saat: die leichten geflügelten Nüßchen (Samen), die Flügel haben – und sich vom Wind weit tragen lassen. Es gelingt ihnen, sich überall festzusetzen.

Birken sind energetische Extrem-Künstler: Sie wachsen schnell und bis zu 25 m. Ihr Holz ist weich. Die Wickel-Rinde sieht aus wie Papier: Sie schützt den Stamm-Bereich gegen Dauer-Frost.

Die filigran wirkenden Sandbirke ist im Industrie-Wald die prägende Baum-Art. Ihre weiße Rinde steht im Kontrast zu den grauen Böden der Halden.

Neben dieser Art gibt es noch die Hängebirken und drittens die Moorbirken.

Nochmal: die Buche (*fagus*). In Europa verbreitet ist die gemeine Buche (*fagus silvatica*), auch Rotbuche genannt. Die Blutbuche (*fagus silvatica purpurea*) hat rotbraune Blätter.

Die gemeine Buche gedeiht auf vielen Böden. Durch ihr verwesendes Laub schafft sie sich ihre eigene Düngung – und verbessert so den Boden.

Lange Zeit trieben Bauern ihre Schweine in den Buchen-Wald: die Tiere stürzten sich auf die Bucheckern. Aus ihnen gewann man häufig auch Öl.

Seit jeher galt die Buche als der wichtigste Lieferant für Brenn-Holz. Aus Buchen-Holz entsteht auch die beste Holz-Kohle. Außerdem lieferte sie eine sehr gute Pottasche: für die Glas-Hütten.

Die Buche konnte nicht gut geflößt werden, daher eignete sie sich lange Zeit nicht als Handels-Ware,

Zum Bauen ist Buchen-Holz ungeeignet: Es fault rasch und verzieht sich. Ungern setzten Tischler und Drechsler es ein – wegen seiner Neigung zu schrumpfen.

In der Forst-Geschichte wird die Buche immer wieder anders bewertet.

Die Hainbuche (Weißbuche; *carpinus*) gehört zur Gruppe der Buchen. Die Hainbuche, nicht zu verwechseln mit der Rotbuche, ist ein Schatten-Baum: Sie wächst nur ein Geschoß hoch – bis zu 25 m. Ihr Wachtums-Gebiet sind die gemischten Wälder mit Eichen und Hainbuchen. Darin wächst die Eiche ins zweite Stockwerk.

Die Hainbuche hat charakteristische Formen des Stammes: dicke Holzwülste bis zur Krone. Oft sind sie stark gedreht, so daß sie wie Schrauben aussehen.

Von allen einheimischen Bäumen hat sie das schwerste Holz. Aus ihm wurden jahrhunderlang Schrauben, Pressen und für die Mühlen die Zähne der Kamm-Räder geschnitten. Von der Hainbuche stammt der Begriff »hahnebüchen«: Er bezeichnet ursprünglich die Festigkeit des Holzes.

Mit der Verbreitung des Eisens für Instrumente im 18. Jahrhundert sinkt die Wertschätzung der Hainbuche: Dann wird sie als »forstliches Unkraut« bezeichnet.

Die Eiche (*quercus*) ist ein außerordentlich robuster Baum.[9] Eine Philosophie über die Zeit ist die uralte Bauern-Weisheit: 300 Jahre kommt sie, 300 Jahre steht sie, 300 Jahre geht sie.« Sie kann über 1.000 Jahre alt werden. Seit jeher gilt er als besonders nützlich. Die Eicheln dienten der Schweine-Mast und die Rinde als Lohe für die Gerber.

Die Eiche hat ihre eigenen Tiere. Der Eichehäher versteckt Eicheln im Boden – und vergißt sie. Die Mistel zieht aus der Eiche Saft. In Höhlen leben Baumkäuze. Eicheln sind die Nahrung der Eichhörnchen. Die Insekten in der Rinde locken den Buntspecht.

Die Eiche liefert das beste Bau-Holz: Es hält sich besonders lange und ist durch seine Konsistenz meist nicht entflammbar – das war jahrhundelang in den Städten eine lebenswichtige Qualität.

Aber Eichen-Holz ist sehr schwer. Dies schuf an Kirch-Türmen statische Probleme. Daher wurden viele aus leichtem Tannen-Holz gezimmert.

Für die Kelten war die Eiche ein heiliger Baum. Aus den Misteln machten sie Glücks-Bringer gegen Dämonen und Krankheiten. Weil die Eiche besonders häufig vom Blitz getroffen wird, galt sie den Germanen als Baum des Gottes Donar. Einen ungeheuren Sakrileg beging 723 der christliche Missionar Bonifatius, als er bei Kassel die heilige Eiche des Donar fällte. Das Gefühl des Magischen bleibt: Jahrhunderte lang ist die Eiche auch der Baum, unter dem Gericht gehalten wird.

Weil die Eiche so nützlich ist und auch Stärke suggeriert, ist sie jahrhundertelang bei den Bauern der Hof-Baum: neben oder in der Nähe des Hofes, meist in einer kleinen Baum-Gruppe gepflanzt.

Weißerle *(alnus incana)*. Die Weiß- oder Grau-Erle wächst in gemäßigten Zonen. Sie bevorzugt Kalk-Böden. Die Rinde ist silber- oder aschgrau, ohne Borken. Die Weißerle wird nicht so hoch wie die Schwarzerle (höchstens 20 m). In warmen Wintern blüht sie schon im Februar. Oft wird sie zur Aufforstungen von Ödland benutzt, zumal sie sich stark und problemlos durch Wurzel-Triebe vermehrt.

Ulme (*ulmus*). Bald nach der Entwicklung der Blätter wachsen die Nüßchen und werden vom Wind verweht. So vermehren sich Ulmen im weiten Umkreis.

Die Weiden. Es gibt mehrere Arten von Weiden.

In der Antike gilt die Weide als heilkräftig. Seit dem 17. Jahrhundert wird ihre Rinde eingesetzt, um Fieber zu senken. Denn darin ist Salicin enthalten – im menschlichen Körper wird es umgewandelt: in Salicyl-Säure. Ein kleines Unternehmen im Rheinland machte aus diesem Wirk-Stoff das Aspirin – und stieg damit zum Konzern auf.

Salweide *(Salix caprea)*. Die Salweide ist eine der wenigen Weiden-Arten, die im Wald als Baum auftritt. Sie wächst bis zu zehn Meter in die Höhe. Man kann sie an der dunkelgrünen Oberfläche der Blätter und der grauweißen filzigen Unterseite erkennen. Die Kätzchen blühen zeitig, oft schon im März. Sie sind sie reich an Nektar und Blüten-Staub – daher bilden sie für die Bienen das erste wichtige Futter. Aus diesem Grund stehen Salweiden unter Naturschutz.

Die Salweiden gehören zu den wenigen deutschen Wald-Bäumen, die durch Insekten bestäubt werden. Die meisten anderen Weiden-Arten sind Wind-Blütler, deren zahlreiche Pollen der Wind weiter trägt.

Pflanzen

Tiere und auch Pilze schöpfen ihre Energie von anderen Lebewesen. Die Pflanze aber versorgt sich selbst – sie ist autark. Als einziges Lebe-Wesen der Erde. Sie hat alles, was sie braucht. Daher muß sie ihren Stand-Ort nicht verlassen.

Pilze, Moose, Flechten, Farne

Pilze sind ein wichtiger Bestandteil des ökologischen Systems, besonders für den Wald. Die meisten der vielen Pilz-Arten sind so winzig, daß Menschen sie nur mithilfe eines Mikroskop sehen können.

Über und unter der Erde. Von den großen Pilzen sehen wir nur wenig an der Oberfläche – nur soviel an Körper, wie sie Frucht tragen. Das meiste wächst unter der Erde: ein Gespinst. Es zieht sich durch den Boden des Waldes. Legen wir es unter ein Mikroskop, erkennen wir ein Geflecht aus Fäden mit dünnwandigen Schläuchen. Ein einziger Pilz kann Schläuche von insgesamt mehreren hundert Kilometern Länge haben.

Diese Schläuche saugen Nähr-Stoffe – meist aus verwesenden Pflanzen. Dadurch sind Pilze die wichtigsten Zersetzer des Bodens, vor allem der sauren Waldböden. Aber: sie sind bedroht von Schad-Stoffen.

Während sich die Pflanzen vom Wasser und aus der Luft mithilfe des Sonnen-Lichtes ernähren, leben die Pilze ausschließlich von or-

ganischen Substanzen. Sie holen ihre Nahrung aus abgestorbenen Wurzeln und aus kleinen Tieren. Pilze leben also von einer Nahrung, die bereits aufbereitet ist.

Zusammen-Leben (Symbiose). Viele Pilze hängen mit anderen Lebenwesen zusammen: Symbiotisch sind sie aufeinander angewiesen. Sie umhüllen die Wurzeln der Bäume und liefern ihnen Nahrung zu: Wasser, Nähr-Salze und Stickstoff. Diese Stoffe kann der Pilz leichter aufschließen als der Baum – er hilft dem Baum. Der Baum bedankt sich – indem er für das Empfangene etwas zurückgibt: Kohlehydrate. Er hat sie mit Hilfe von Chlorophyll und Sonnen-Licht produziert. Daraus kann dann der Pilz an der Oberfläche seine Frucht aufbauen.

In einem einzigen Körper der Frucht gibt es rund 50 Milliarden Sporen – so viele sät ein Pilz aus. Weil die meisten von ihnen untergehen, muß die Natur eine immense Fülle produzieren, um eine wirksame Fortpflanzung zu erreichen.

Parasiten. Manche Pilze sind Parasiten. So die Pilze, die an lebenden oder gefällten Bäumen wuchern. Sie leben auf Kosten des Wirtes. Sie schaden dem Wirt – aber meist übersteht er es.

Feindliche Pilze. Es gibt auch Pilze, die dramatisch tödliche Feinde für die Bäume sind. Zum Beispiel der Hallimasch. Wenn ein Baum nicht gesund ist, dringt er in die Wurzeln ein – und bringt schließlich selbst einen großen Baum um.

Parasiten in Wunden. Die Borke schützt den Baum. Sie verfügt über Gift. Dadurch haben die meisten schädlichen Pilze keine Chance einzudringen. Es gelingt ihnen nur dort, wo die Oberfläche verletzt ist. Oder der Baum krank ist.

Die meisten dieser Pilze zerstören das Holz: Sie nähren sich von der Zellulose des Holzes – sie bauen sie damit ab. So entstehen im Stamm Risse – als Hohl-Räume. Sie können den Stamm allerdings nicht umbringen.

Moose sind Sporen-Pflanzen. Im Gegensatz zu den Pilzen ernähren sie sich organisch – aus allem, was Kohlenstoff enthält. Moose sitzen auf Steinen, auf Baum-Rinden und auf liegendem Totholz. Sie können das Mehrfache ihres Eigen-Gewichtes an Wasser speichern.

Flechten sind eine Symbiose aus Pilzen und Algen. Die Alge versorgt den Pilz mit organischen Nährstoffen – der Pilz liefert der Alge Wasser und Nähr-Stoffe.

Auf Gestein, wo Nährstoffe und Wasser sehr knapp sind, bauen tausend Flechten-Arten mit Sonnen-Energie ihre 4 mm hohen Körper auf. Die Natur ist eine Meisterin der Beschränkung und der Sparsamkeit.

Farne (*filicinae, filicatae*) gehören zu den ältesten Pflanzen. Wir kennen sie aus Versteinerungen in paläozoischer Zeit. Allerdings entwickelten sich die meisten der inzwischen über 10.000 Arten entwickelten erst in jüngerer Zeit. Sie müssen sich in den Wäldern Mitteleuropas gegen andere Pflanzen durchsetzen. Dies gelingt nur wenigen Arten, z.B. dem Adlerfarn.

Farne haben große Blätter in Form von Stielen. An der Unterseite befinden sich die Behälter der Sporen.

Tiere

Die Bio-Masse des Waldes besteht großenteils aus Holz und Zellulose. Diese sind schwer verdaulich oder ungenießbar für pflanzenfressende Tiere. Für sie liefert der Wald wenig Nahrung. Daher gibt es – im Gegensatz zum Gras-Land – im Wald nur wenige große Tiere. Die meisten sind klein. Viele leben von Knospen und Samen. Oder sie verzehren tote organische Substanz.

Insekten. Die Geschichte dieser Tiere ist besonders dramatisch. Ein Insekt entwickelt sich: vom Ei zur Larve – und zur Puppe – und dann zum ausgewachsenen Stadium. Es entstehen keine Großformen. Aber Insekten sind ungeheuer zäh, vielseitig und anpassungsfähig. Heute wird geschätzt, daß auf der Erde rund 1,5 Millionen Arten leben.

Katastrophen. Die Geschichte des Waldes hat eine Fülle von Katastrophen. Es gibt Insekten, die in zeitlichen Intervallen in Schwärmen

über den Wald herfallen. Zum Beispiel sind die Raupen von Schmetterlingen ungeheuer gefräßig: Sie können ganze Wälder kahl fressen.

Chroniken berichten von großen Katastrophen, so vom Raupen-Fraß 1555 in Ostpreußen. 1924 wird der Wald östlich von Berlin völlig kahl gefressen. In der Sowjetunion vermehrt sich der Nonnenfalter, zieht durch Polen und frißt 1983 die Kiefern-Wälder der Lausitz.

Den Schmetterlingen folgt eine zweite gefährliche Plage: der Borken-Käfer.

1. Akt des Dramas.Wenn Bäume nicht mehr gesund sind und sich nicht mehr durch Harz schützen können, dringen Borkenkäfer in die Rinde ein und zerstören darin die Schicht, die im Baum die Nähr-Stoffe transportiert.

2. Akt des Dramas. Das begattete Borkenkäfer-Weibchen bohrt sich in den Baum hinein und legt in diesem Gang seine Eier ab. Daraus entwickeln sich Larven. Diese fressen das Leitungssystem des Baumes an, das die Ergebnisse der Foto-Synthese transportiert. Dadurch unterbrechen sie den Saft-Strom, der von unten nach oben verläuft … Am Ende stirbt der Baum,

Besonders in Perioden der Trockenheit fällt eine Horde von Borken-Käfern über einen Baum her. Am meisten in Gefahr sind Fichten in niedrigen Lagen in heißen Sommern. Denn der Borken-Käfer liebt die Wärme. Die Fichte erholt sich nicht mehr – sie stirbt erbärmlich.

Die Kiefer und die Buche können den Überfall überleben. Noch zäher ist die Lärche: Sie übersteht am besten den Kahl-Faß der Raupen.

Aber die Käfer haben kein ungefährdetes Leben – es gibt viele Feinde, die über sie herfallen und sich von ihnen ernähren. Dadurch wird die Zahl dieser kleinen gefährlichen Zerstörer verringert und in Grenzen gehalten.

Laub-Bäume haben weniger Schädlinge. Vögel und andere Tiere halten dort die Insekten besser in Schach.

Käfer bringen die Ulmen um. Im 20. Jahrhundert gibt es zwei Wellen des ›Ulmen-Sterbens‹.

In den 1940er Jahren verbreitet sich die Holländische Ulmen-Krankheit. Ein Käfer, der Ulmensplintkäfer, trägt – auch zum eigenen Nutzen – einen gefährlichen Pilz mit sich, den Bläuepilz. Er setzt ihn in der Rinde der Äste ab. Dort verstopft der Pilz die Gefäße, die das Wasser leiten – und der Ast vertrocknet. Dann stirbt allmählich der ganze Baum.

Seit den 1960er Jahren gibt es eine zweite Welle des ›Ulmen-Sterbens‹. Mit Holz-Transporten aus Nordamerika kommt ein noch gefährlicherer Pilz nach Europa – er bringt Millionen von Ulmen um.

Gegen-Maßnahmen. Die Forst-Wirtschaft versucht, die Anfälligkeit von Bäumen zu vermindern. Dafür werden z.B. in den Kiefern-Wald Buchen einfügt (»hessische Mischung«).

Der Borken-Käfer sendet zum Anlocken einen Duft-Stoff aus. Dieser wurde synthetisch nachgebaut – und lockt nun an sogenannten Fang-Bäumen die Schädlinge in die Falle.

Verwesen. Ist ein Baum abgestorben, fallen Insekten darüber her – und fressen das Holz auf. Ambrosiakäfer, Bockkäfer, Prachtkäfer, Roßameisen, Holzwespen. Hinzu kommen Pilze, die sich vom Holz ernähren.

Ameisen. Es gibt rund 20.000 Arten und Unterarten von Ameisen. Einige davon leben in unseren Wäldern.

Bei den Roten Ameisen hat eine Königin ein Volk von 200.000 bis 300.000 Ameisen.

Die Kleine Waldameise hat viele Königinnen – etwa 1.000 bis 5.000. Sie schaffen sich ein sehr großes Volk: eine bis fünf Millionen Arbeiterinnen. Jede Arbeiterin lebt meist sechs Jahre, die Königinnen aber 20 bis 25 Jahre. Die Arbeiterinnen sind ungeheuer fleißig: täglich acht bis zehn Stunden unterwegs – im Umkreis von 50 bis 100 Metern. Ihre Beute sind vielerlei Insekten: Eier, Larven, Schmetterlinge, Wanzen. Sie können an einem Tag bis zu 100.000 Beuten nach Hause bringen – oft Stücke, die ein Mehrfaches der Ameisen-Länge betragen. Diese Beute besteht sämtlich aus Schädlingen. So sind die Ameisen Verbündete der Bäume: Sie schützen sie vor allzu vielen Schädlingen.

Die rote Waldameise. Das Nest besteht aus einem Hügel – aus Fichten- oder Kiefern-Na-

deln, Rinden-Stücken und anderen Teilen von Pflanzen. Darunter liegt ein unterirdischer Bau. Beide Teile haben viele Kammern – verbunden mit einem Netz von Gängen. An der Oberfläche werden die Eingänge ständig bewacht: am Morgen geöffnet, abends und bei Regen und Kälte geschlossen. In der Umgebung gibt es »Straßen«, auf denen der Pflanzen-Wuchs unterdrückt wird.

Rehwild. Rehe sind eine kleinere Hirsch-Art. Sie können sich noch am besten an veränderte Lebens-Bedingungen anpassen. Ursprünglich sind sie, wie das Rotwild, in Büschen zu Hause. Daher halten sie sich gern im Unterholz der Wälder auf. Heute sind sie das häufigste Wild.

In den Wäldern des Saar-Gebietes leben heute zehnmal soviel Rehe wie in früheren Zeiten. Hinzu kommt, daß die Menschen ihnen den Lebens-Raum zu eng machen. Daher haben sie zu wenig Pflanzen zum Fressen. Das macht große Probleme. Sie fressen, was sie kriegen können, z.B. die Nadeln der jungen Weißtannen.

Damwild. Das Damwild ist eine Hirsch-Art, die vor der Eis-Zeit in ganz Europa lebte. Es hält sich in Gruppen auf (Rudel). Die Tiere sind kleiner als das Rotwild.

Wildschweine. Die »Schwarzkittel« wühlen die Vieh-Weiden, Wiesen, Kartoffel-, Hafer-, Mais- und Weizen-Äcker durch. Daher fürchten die Bauern die Wildschweine. Aber im Wald sind sie bestens angesehen: Sie lockern durch ihre Wühl-Arbeit die Erde auf – weil sie nach Käfern und Larven suchen. Dadurch wird der Boden belüftet. Wildschweine sind Alles-Fresser. Sie machen sich selbst über gestorbenes Wild her. Meist ziehen sie nachts ihre Kreise.

Die Füchse. Füchse leben in unterirdischen Höhlen, die sich weit verzweigen. Der Fuchs ist eigentlich ein Fleischfresser: Er verschlingt Sing-Vögel, vor allem Wald-Mäuse, und sogar junge Rehe. Aber im Sommer frißt er auch bis zu 50 Prozent Pflanzen.

Die Tollwut rafft viele Füchse dahin.

Thomas Engelhard: »Die Füchse erobern zunehmend die Städte. Denn sie finden dort alles, was sie zum Leben brauchen.

In Saarbrücken machte man eine lange Untersuchung, in der man Füchsen Sender implantierte, um festzustellen, wo sie sich aufhalten.

An der Universität gab es eine große Bus-Haltestelle, wo jeden Tag Hunderte von Leuten standen, – da lag der Fuchs keine fünf Meter entfernt hinter einem Busch. Er ernährte sich von allem, was anfiel. Füchse gehen z.B. auch an die Papier-Körbe.

In Zürich stand an einem Neubau außen ein Gerüst. Im dritten Geschoß arbeiteten die Arbeiter. Und im Stockwerk darüber lagen sieben Füchse in der Sonne und schliefen. Zwei Meter unter ihnen wurde gehämmert. Abends gehen die Füchse dann raus.

Sie werden immer mehr zu Nacht-Tieren. Das beobachtet man auch bei Wildschweinen. Weil tagsüber im Wald so viel Leben durch Besucher herrscht, hat sich der Tag-Nach-Rhythmus verändert. Die Füchse sind nun nachts in den Städten unterwegs.«

Dachse. Dachse leben ähnlich wie die Füchse. Sie haben zahlreiche Nachkommenschaft.

Bär, Wolf und Luchs gab es einst in erheblicher Zahl in den mitteleuropäischen Wäldern. Sie wurden gnadenlos verfolgt – und ausgerottet: weil sie den Bauern das Vieh umbrachten und mit den Jägern um die Beute konkurrierten.

Seit den 1990er Jahren gibt es wieder Wölfe in Deutschland, z.B. in der Lausitz. Ihre Ausbreitung wird gefördert. Wölfe sind scheue Tiere. Es ist ein Märchen, daß sie Menschen angreifen. Auch Elch und Bär stehen vor der Tür.

Schäden. Wo sich Tiere im Übermaß vermehren können, kommt ihr Verhältnis zu den menschlichen Verhältnissen ins Ungleichgewicht – dann richten sie oft erhebliche Schäden an. Weil sie im Wald nicht genug Mittel zum Leben finden, streifen sie in seiner Umgebung herum und suchen sich dort weitere Nahrung.

Tiere als Transport-Unternehmen. Michael Börth: »Eine Eichel ist eine schwere Frucht. Sie fällt immer eins zu eins von oben

nach unten. Auf physikalische Weise kann sich die Baum-Art Eiche daher nur schwer ausbreiten.

Aber die Eichel hat ihre Transport-Unternehmer: vor allem Eichelhäher, auch Eichhörnchen und oft Mäuse.

Es kann geschehen, daß der Eichelhäher sich aus einer Eiche drei, vier Eicheln in den Mund steckt und sie als Winter-Vorrat irgendwo verstecken will. Er fliegt in den Industrie-Wald hinein und versteckt die Eicheln unter einer Birke – und dann vergißt er sie.

Das führt dazu, daß plötzlich zwischen den Birken des Pionier-Waldes hier und da Eichen wachsen.

So wird der Eichelhäher zu einem unserer effektivsten Waldbauern.«

Eine andere Art des Transportes. Auch Schmarotzer können Transporteure haben. Ein Beispiel: Auf vielen Bäumen schmarotzt die Mistel, eine parasitierende Pflanze. Sie trägt als Frucht saftige Beeren. Diese werden geschätzt von Amseln, Drosseln und Seidenschwänzen. In den Beeren liegen Samen. Sie passieren den Darm der Vögel – und in kurzer Zeit werden sie auf natürliche Weise wieder ausgeschieden – auf Zweigen. Dort keimen sie und dringen dabei mit ihren saugenden Wurzeln in die Rinde der Äste ein. Dann ernährt sich die Mistel weiter mit dem Saft des Baumes, der ihr Wirt ist.

Arten-Reichtum. Viele Tiere sind auf unterschiedliche Lebens-Räume (Habitate) angewiesen. Besonders reich an Arten ist die Zone des Übergangs zwischen Acker und Wald.

Vögel

Die ersten Vögel. Vögel haben eine aberwitzige Entwicklung hinter sich. Spuren davon erhielten sich als versteinerte Skelette z.B. im Solnhofer Schiefer.

Vor 150 Millionen Jahren lebten – als Verwandte der Echsen und Krokodile – sogenannte Urvögel. Sie waren so groß wie Krähen und legten wie diese Eier. Sie flogen schwerfällig und langsam.

Die Entstehung der Arten. In langen Zeit-Räumen paßten sich diese Vögel den Möglichkeiten von unterschiedlichen Landschaften, Pflanzen und Ernährung an. So entstanden viele »Familien« d.h.Vogel-Arten – insgesamt wohl eine Million.

Als die Eis-Zeit hereinbrach und die Landschaften veränderte, flüchteten ebenso wie die Pflanzen auch die Vögel – in den Süden. Nach der Eis-Zeit verbreiteten sie sich langsam wieder nach Norden.

Heute leben auf der Erde rund 8.800 Vogel-Arten, davon aber in Deutschland nur 250.

Am größten werden die Stein-Adler, die See-Adler, der Kranich und der Uhu. Sie sind nicht häufig. In der Natur haben sie keine Feinde. Daher sind sie nicht gezwungen, sich gegen Risiken hoch zu versichern – durch viele Jung-Vögel. Sie pflanzen sich nur alle drei bis sechs Jahre mit wenigen Eiern fort.

Die Nahrung der Vögel. In Deutschland brüten über 270 Arten von Vögeln. Es ist ein günstiges Gebiet. Im Wald bestimmen die Arten der Bäume, welche Vögel darin leben können.

Vögel halten den Wald am meisten im Gleichgewicht – sie sind besonders nützlich: Denn sie vertilgen vor allem Insekten, die sonst in zu großer Zahl für die Bäume gefährlich würden. Zum Beispiel fällt der Kiefernspanner über Kiefern her. Tausend Nonnenraupen können eine 15 m hohe Fichte kahl fressen – wenn sie nicht von den Vögeln verschlungen würden.

Ein Pärchen des Hausrotschwanzes holt sich jeden Tag wenigstens 1.200 Insekten. Zaunkönige, Goldammern und Laubsänger suchen sich täglich so viel Nahrung wie drei Zehntel ihres eigenen Gewichtes. Eine Schwalbe braucht jeden Tag zum Leben rund 500 Fliegen oder noch mehr Mücken. Eine ganze Schwalben-Familie verzehrt in einem Sommer wenigstens 300.000 fliegende Kerbtiere. Eine Meise frißt im Jahr 65 Kilogramm Käfer.

Die Blaumeisen und die Tannenmeisen sorgen dafür, daß sich manche Tiere nicht aberwitzig vermehren: Sie fressen ihre winzigen Eier und Raupen.

Weil der Specht ein sehr großes Gebiet braucht, um sich Nahrung zu verschaffen, gibt es nicht viele Spechte. Dieser Vogel sucht erst dann hinter der Rinde die Larven, wenn die Bäume am Sterben oder schon tot sind – dann kann er die Rinde mühelos ablösen.

Die Vermehrung. Im Gegensatz zu den Säugetieren, bei denen die Eier mikroskopisch klein sind, wird bei den Vögeln die eigentliche Ei-Zelle von Eiweiß und Ei-Kalkschale umgeben. Und diese viel größeren Eier werden in zuvor sorgfältig gebauten Nester gelegt und je nach Art mehr oder weniger lange ausgebrütet.

Jede Vogel-Art baut sich zum Brüten ein Nest in einem anderen Milieu. Im Wald-Boden zwischen Blättern und Gas. Oder im dichten Gebüsch. In Lehm-Wänden, Felsen-Nischen, in alten Bäumen, in hohlen Ast-Löchern absterbender Bäume..

Spechte fertigen sich eine besondere Brut-Stätte an: Sie zimmern sich in Baum-Stämmen Höhlen und legen die Eier in die weichen Späne.

Wenn der Specht eine Höhle aufgibt, zieht oft der Star ein.

Vogel-Gesang. Vogel-Gesang wird oft mißverstanden – ebenso wie der Wald nicht still und schweigend steht. Jeder Vogel hat ein Revier – zum Balzen und zum Brüten. Wie ein privates Eigentum. Er grenzt es ab – mit seiner Stimme. Sie soll andere Vögel davon abhalten, dort einzudringen.

Dies ist die Musik des Waldes – nicht so wie wir sie uns gemeinhin vorstellen.

Sing-Vögel erzeugen ihre Klänge mit Stimmbändern. Dazu gehören sogar alle Raben-Vögel, auch die Elster.

Andere Vögel machen den Ton mit den Bronchien – ähnlich wie eine Trompete. Dazu gehören die Kraniche.

Jede Vogel-Art verfügt über einen eigenartigen, typischen Gesang. Daran identifizieren Art-Genossen ihre Kollegen. Beispiel: Der Fitislaubsänger singt eine absinkende Ton-Leiter. Der Buchfink hat einen typischen Schlag. Die Amsel flötet.

Wenn der Förster einen Vogel nachmacht, reagieren Vögel.

Standort-Laute. Es gibt Laute, mit denen Vögel untereinander Kontakt halten. Junge Vögel, die gerade ihr Nest verlassen haben, geben ihren Stand-Ort durch Gepiepse bekannt – für die Eltern: damit sie sie außerhalb des Nestes finden können und ihnen Futter bringen.

Warn-Laute. Darüber hinaus ist die Klang-Welt der Vögel noch vielfältiger. Sie verfügen über Laute, die warnen.

Die Warn-Laute werden oft von vielen Arten verstanden – sie sind eine Art Esperanto-Sprache über die Arten hinweg. Ein Beispiel: Beim Luft-Feind-Warnruf der Amsel, ein »Zieh«-Laut, verstecken sich alle Vögel im Umkreis eilig: in tiefliegende Bereiche von Sträuchern. Dort wollen sie dem angekündigten Angriff eines Greif-Vogels, z.B. eines Sperbers oder Turm-Falken, entgehen. Diese Greif-Vögel schießen unmittelbar in die Tiefe.

Aber wie kommt dann der Sperber doch zu seiner Beute? Er ist oft schneller, als die Amseln ihn sehen können. Meist jagt er entlang bestehender Kulissen, also nicht im offenen Raum, sondern entlang von Hecken und Mauern – sehr dicht am Boden, um Bäume herum. Eine phantastische Fähigkeit: durch die kurzen runden Flügel und den langen Schwanz (Stoß) kann er sehr schnell die Richtungen wechseln – so warnen die Amseln oft viel zu spät vor ihm, kurz bevor sie dann doch gefressen werden. Sobald eine Amsel den Sperber sieht, ist er meist schon über ihr. Sie wird sein Opfer – aber sie schützt die anderen Vögel.

Wird die Amsel ergriffen, klagt sie laut und lange. Denn der ziemlich kleine Sperber braucht etwas Zeit, um die Amsel zu töten.

Land-Streicher. Wenn Vögel ihre Jungen so groß gezogen haben, daß sie selbständig werden, bleiben sie fast nie am Ort. Sie tun sich zu kleinen oder größeren Gruppen zusammen und streichen im Land umher – und im Herbst in wärmere Länder.

Einer der wenigen Vögel, die am Ort bleiben, ist die **Kohlmeise.**

Der Vogel-Zug. Wenn im Herbst die Insekten sterben und weithin gefressen sind, haben viele Vögel zu wenig Nahrung. Dann machen sie sich auf – zur großen Reise nach

Süden, nach Afrika. In Schwärmen. Aber auch einzeln. Was es mit dem Orientierungs-Sinn der Zug-Vögel auf sich hat, ist noch nicht völlig erforscht.

Eine Route, die Tausende von Vögeln im Herbst, beim Hinflug zum Überwintern in den Süden, und im Frühling, beim Rückflug in unsere Breiten, nehmen, ist die West-Route über die Straße von Gibraltar.

Im Frühjahr kehren die Vögel zielsicher zu ihren alten Brut-Plätzen zurück.

Bedrohung der Zug-Vögel. Die Vögel haben tragende Funktionen im Natur-Haushalt. Aber: Zahlreiche Zug-Vögel sind bedroht. Nicht alle kommen nach ihrer wochenlangen Reise aus Afrika wieder im Norden an.

Zahlreiche Bussarde, Wachteln, Milane und Nachtigallen bleiben in Süditalien »hängen«, das heißt, sie werden dort durch einen grausamen Sport auf grausame Weise getötet: mit Schrot-Flinten angeschossen oder in Netzen und Schlingen gefangen. Sie erleiden einen qualvollen Tod.

Die Heinz Sielmann Stiftung, die vom Naturschutzbund Deutschland (NABU) unterstützt wird, schickt junge Vogel-Schützer nach Süditalien, die die örtliche Polizei im Kampf gegen die Wilderei unterstützt und illegale Abschüsse meldet. Die Vogelschutz-Camps finden zweimal im Jahr in Kalabrien an der Süd-Spitze Italiens statt. Ehrenamtliche Naturschützer beobachten über viele Wochen den Vogel-Zug, sammeln Daten und helfen, die Zug-Routen zu sichern.

Die süditalienische Bevölkerung wird informiert und aufgeklärt – mit Erfolg. Denn die Anzahl der Abschüsse hat sich seither ständig verringert.

Der Haussperling (Spatz) (*passer domesticus*). Spatzen finden sich überall in der Nähe menschlicher Siedlungen. Sie sind Standvögel, d.h. sie bleiben im Winter in diesen Breiten. Sie brüten zweimal im Jahr (fünf bis sechs Eier).

Die Amsel (*turdus merula*) nistet in der Ebene, im Gebirge, in Wäldern aller Art. Die meisten Amseln sind Standvögel: Sie ziehen im Winter nicht in südliche Länder. Schon ab Mitte Januar beginnen sie zu singen. Sie brüten zweimal (drei bis vier Eier, dann fünf Eier), manchmal dreimal im Jahr.[10]

Der Buchfink (*fringilla coelebs*) ist weit verbreitet: Er nistet in Laub-, Misch- und Nadel-Wäldern sowie in Gärten. Im Winter bleiben viele Buchfinken in unserer Region, vor allem die Männchen. Ende Februar oder Anfang März kehren die anderen aus dem Süden zurück und beginnen mit ihrem Gesang. Sie brüten zweimal im Jahr: Ende April und Anfang Juni – mit je drei bis sechs Eiern, die unterschiedlich gefärbt sind.[11]

Die Kohlmeise (*parus maior*) ist in allen Arten von Wald verbreitet, auch in Parks und in Gärten. Sie ist meist ein Standvogel, in geringem Maße auch ein Zug-Vogel. Mit dem Gesang beginnen Meisen oft schon im Januar.[12] Die erste Brut gibt es Ende April mit wenigstens zehn Jungen, die zweite Anfang Juni mit sechs bis zwölf Eiern.

Es gibt zahlreiche weitere Arten von Meisen: Blaumeise, Tannenmeise, Haubenmeise, Sumpfmeise, Weidenmeise, Schwanzmeise und Bartmeise.[13]

Die Haubenlerche (*galerida cristata*) ist weit verbreitet, auch auf Brachen und auf Bahn-Gelände. Offenbar ist die Lerche eingewandert. Meist hat sie Anfang April ein Nest mit drei bis fünf Eiern und Anfang Mai ein zweites Gelege.[14]

Das Rotkehlchen (*erithacus rubecula*) ist in allen Arten von Wäldern verbreitet – auch im Industrie-Wald. Im Laufe des März treffen die Rotkehlchen an ihren Brut-Stellen ein. Ende September bis in den ganzen Oktober hinein starten sie ihren Flug in den Süden.

Hingegen überwintern skandinavische Rotkehlchen in unseren Breiten. Sie beginnen schon Ende Januar oder Anfang Februar zu singen. Im Herbst hört man sie vor allem von Mitte Oktober bis Mitte November. Rotkehlchen brüten zweimal im Jahr (vier bis acht Eier).[15]

Die Nachtigall (*luscinia megarhynchos*). Sie liebt die Nähe von menschlichen Siedlungen, von Gewässern und dichtem Busch. Sie nistet in der Nähe des Bodens. In der zweiten April-Hälfte treffen die Nachtigallen an ihren Brut-

Plätzen ein. Sie brüten einmal im Jahr (vier oder sechs Eier).[16] Um den 25. Juni herum beenden sie ihren Gesang. In der ersten September-Hälfte ziehen sie wieder in den Süden.

Seit der Antike gilt der Gesang der Nachtigall als gutes Vorzeichen.

Das hinderte die Menschen oft jedoch nicht daran, sie auf grausame Weise umzubringen. Auf ihrem Flug nach Afrika machten die Nachtigallen in Rom Station. Zu Zeiten Caesars galten Nachtigallen-Zungen als Delikatesse. Das grausame Abschießen von Sing-Vögeln hat sich in Italien bis heute gehalten.

In Andersens Märchen »Der Kaiser und die Nachtigall« geht es um die Konkurrenz zwischen einer natürlichen und einer künstlichen Nachtigall. Fazit: Die blecherne Nachtigall machte den Kaiser krank, die lebendige brachte ihm die Gesundheit zurück.

Nicht alle Menschen mochten und mögen ihren Gesang. Der Philosoph Kant ließ an ihm nichts Gutes. Aber viele Komponisten imitierten ihn und und bauten ihn in ihre Kompositionen ein, u.a. Vivaldi, Beethoven, Schubert und Stravinski.

Die Aussage Julias in Shakespeares ›Romeo und Julia‹ »Es war die Nachtigall und nicht die Lerche« bedeutet: Da die Nachtigall als Hüterin der Nacht und die Lerche als Künderin des Tages galt, liegt es Julia daran, Romeo zu zeigen, daß ihre Liebes-Nacht noch nicht zu Ende ist.

Seit Anfang der 1990er Jahre steht die Nachtigall auf der Roten Liste der gefährdeten Tiere. Ihre Zahl ist in Deutschland auf rund 6.000 pro Jahr zurück gegangen – das ist nicht viel.

Die Singdrossel (*turdus philomelus*). Die Singdrossel lebt in Misch-, Laub- und Nadel-Wäldern und ist dort eine der am meisten verbreiteten Vogel-Arten. Auch im Industrie-Wald können die Spaziergänger sie häufig hören.

Sie erscheint in diesen Breiten-Graden in der Regel Anfang März. Etwa die Hälfte aller Nester findet man in Fichten, die weiteren in anderen Nadel-Hölzern und in Laub-Bäumen. Im ersten Gelege gibt es drei bis vier Eier, im zweiten meist vier bis fünf. Nicht alle Drosseln singen gleich schön: Es gibt gute und schlechte Sänger.[17]

Der Star (*sturnus vulgaris*) lebt verbreitet in Laub-Wäldern und in der Nähe von Siedlungen. In den Sommer-Monaten gibt es häufig über Nacht Massen-Ansammlungen.

Die Brut-Zeit: Mitte April bis Ende Juni. Zuweilen brütet der Star ein weiteres Mal: wenn die erste Brut nur zwei oder drei Junge brachte.[18]

Der Buntspecht (*dendrocopos maior*) ist verbreitet in Wäldern jeder Art. Buntspechte sind Standvögel, die im Winter nur wenig umher fliegen. Ab Ende Januar oder Anfang Februar erklingt der »helle Frühlingsruf« der Männchen.[19] Ende Januar und im Februar beginnen die Buntspechte mit dem Trommeln. Die Brut-Zeit dauert von Ende April bis in den Juni.[20]

Der Grünspecht (*picus viridis*). Im Frühjahr macht der Grünspecht ein Geräusch wie ein Gelächter – im Gegesatz zu anderen Specht-Arten, die trommeln. Er frißt vor allem Ameisen.

Der Eichelhäher (*garrulus glandarius*). Im Herbst treten Eichelhäher oft in großen Scharen auf. In lockerem Verband ziehen sie von Wald zu Wald. Ihr Nester liegen meist in mittlerer Höhe der Bäume, zuweilen auch in den Wipfeln – sowohl von Nadel- wie Laub-Bäumen, ausnahmsweise auch in der Nähe des Bodens.[21] Der Eichelhäher ist akustisch und optisch einer der bekanntesten Vögel in Nordrhein-Westfalen.

Der Hausrotschwanz. Förster Michael Börth: »Im Frühjahr – es hatte gerade noch den letzten Spätfrost gegeben, teilweise Rauhreif – klang auf einmal aus dem Rohr-Labyrinth eines alten Industrie-Gebäudes der rauhe Gesang eines Hausrotschwanzes. Er ist ein klassischer Vogel für solches industriellen Gebäude.

Der Schilfrohrsänger (*acrocephalus schoenobaenus*). Dieser Vogel galt schon in der Roten Liste von 1979 als »stark gefährdet«.

Die Waldeule (*asio otus*) ist in Laub-, Misch- und Nadel-Wäldern verbreitet. Ob ein- oder zweimal jährlich gebrütet wird, hängt vom Mäuse-Bestand ab. Von Mitte bis Ende April hat sie ein Nest mit drei bis sechs Eiern.

Eulen und Käuze gleiten auf weichen Schwingen lautlos durch die Nacht.

Sie gelten als Symbole der Weisheit.

Aber auch als Unglücks-Bringer.

Der Waldkauz (*strix aluco*) ist in allen Wäldern, Alleen und Parks zu finden – auch in der Nähe von Großstädten. Er hat nur eine Brut – meist Ende Februar bis Mitte April (zwei bis fünf Eier). Die Balz-Rufe der Männchen hört man im Februar und März und dann wieder im Herbst.[22]

Der Uhu (*bubo bubo*). Schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Uhu von Jahr zu Jahr seltener.[23] Durch gezielte Ansiedlungen sind heute die meisten Uhu-Reviere wieder besetzt.

Der Kuckuck (*cuculus canorus*). Ende April oder Anfang Mai kehrt der Kuckuck aus Afrika nach Europa zurück. Er fliegt nicht in Schwärmen, sondern einzeln. Das Männchen grenzt dann sein Revier ab: Es duldet nur Weibchen, die etwa zwei Wochen später im Brut-Revier eintreffen. Zu einer Art »Ehe«, wie wir sie von anderen Vogel-Arten kennen, kommt es jedoch nicht.

Es fehlt dem Kuckuck nicht nur die Neigung zur Ehe, sondern auch zum Nest-Bau- und zur Pflege der Brut. Statt dessen legt er seine Eier in fremde Nester. Sein Verhalten gilt vielen Menschen als defizitär und parasitär.

Der Kuckuck ist nicht wählerisch: seine Eier wurden in den Nestern von über hundert verschiedenen Vogel-Arten gefunden. Er bevorzugt die Nester von Rotkehlchen, Buchfinken, Hänflinge, Sperlingen, Drosseln, Amseln und Zaunkönigen.

Die Weibchen halten sich bei der Suche nach einem Nest für ihre Eier an die Vogel-Art, von der sie selbst ausgebrütet wurden. So haben sich bestimmte Kuckucks-Stämme gebildet. Alle zwei Tage legt das Weibchen ein Ei, zwanzig will es unterbringen, aber längst nicht allen gelingt das Überleben.

Es ist nicht einfach, das Ei in ein fremdes Nest zu schmuggeln. Oft muß das Kuckucks-Weibchen lange warten, bis der Wirts-Vogel sein Nest verläßt. Den nächsten Augenblick nutzt es. Rasch wirft es ein vorhandenes Ei heraus, damit der Wirts-Vogel die gleiche Anzahl wie zuvor findet.

Dann überläßt der Kuckuck das Ausbrüten und die Aufzucht der unfreiwilligen Pflege-Familie, die nichts davon merkt.

Die Jungen gehen auf ähnlich aggressive Art mit ihren »Geschwistern« um. Meist schlüpft das Kuckucks-Junge eher aus als sie. Dann wirft es die anderen Jungen aus dem Nest. Es ruht nicht eher, bis es allein im Nest hockt. Sein tiefroter aufgesperrter Schnabel signalisiert den Pflege-Eltern ständig großen Hunger. Und diese mühen sich redlich ab, ständig Futter in den unverschämten roten Rachen zu schieben. Der kleine Kuckuck wächst schnell: Schon nach drei Wochen ist es flügge. Dann sucht es selbständig das Weite.

Im Herbst fliegt es allein zum Überwintern nach Afrika.

So aggressiv der Kuckuck anderen Vogel-Arten gegenüber ist, so nützlich ist er für den Wald: Er frißt sehr viele Schädlinge, besonders behaarte Raupen, die von anderen Vögel gemieden werden. 100 Kuckucke schaffen es, in zwei Wochen etwa 2,8 Millionen dieser Raupen zu fressen. Vor allem verschlingt er Eichen- und Kiefernprozessions-Spinner, Nonnen-, Ringel- und Schwamm-Spinnern.

Der Sperber. Habicht und Sperber sind Greifvögel. Der wohl häufigste im Ruhrgebiet ist der Sperber. Früher war er ein scheuer, unauffälliger und seltener Bewohner von Nadel-Wäldern. Heute hat er sich der veränderten Umwelt so angepaßt, daß er auch in Gärten und Bahn-Anlagen brütet, sogar direkt über viel begangenen Wander-Wegen.

Die Elstern sind außerordentlich intelligente Vögel.

Thomas Engelhard: »In Hamburg gab es einen winzigen Park mit Walnuß-Bäumen. Irgendwann haben die Elstern angefangen, die Walnüsse zu fressen, die herunter gefallen und aufgeplatzt waren.

Die Elstern pickten die Nüsse heraus. Und irgendwann lernten sie, daß man die Nüsse auch knacken kann: indem man sie von der Ampel, die dort über die Straße ging, herunter fallen ließ. Ein Teil platzte auf und ein anderer

Teil wurde von Autos platt gefahren. So fraßen die Elstern die Nüsse.

Einige Zeit später lernten sie: Wenn wir so weiter machen, riskiert die Hälfte von uns, tot gefahren zu werden. Das führte dazu, daß die Elstern schließlich an der Ampel saßen und warteten, bis die Fußgänger Grün hatten. Dann wußten sie: Die Autos stehen und wir können in Ruhe fressen. Der ganze Lern-Prozeß dauerte drei oder vier Jahre. Es ist sehr spannend zu sehen, wie Tiere sich in unseren Städten einrichten«.

Winter im Wald

Viele Tiere des Waldes können den Winter überleben, vor allem durch lange Haare, die die Körper-Wärme halten. Manche kleinen Tiere können im Winter auch unter hohem Schnee leben: in Löchern und Gängen. Darin fressen sie Wurzeln und Samen.

Andere Tiere wie das Murmeltier und der Igel sammeln im Herbst genügend Nahrung unter ihrer Haut – und schlafen den Winter hindurch. Dadurch reduzieren sie ihren Energie-Verbrauch auf ein Minimum.

Vögel sind die beweglichsten Tiere: Sie können dem Winter ausweichen – sie fliegen in weit entfernte Gebiete, wo es keinen Winter gibt.

Das Öko-System: Balancen

Ökologie. Ernst Haeckel benutzt 1866 für die Haushalts-Lehre den Begriff Ökologie. *Oikos* ist das griechische Wort für Wohnung. *»Logos ist der oikos der Menschheit. Das Wort ›Ökologie‹ benennt also weit mehr als die Wissenschaft, die Ökosysteme untersucht; sie benennt die universale Weise, in der Welt zu sein … Wir wohnen nicht in der Natur, sondern in der Beziehung zur Natur.«* (Robert Pogue Harrison).[24]

Ökologie nennt man die Wissenschaft, die sich mit den komplexen Beziehungen zwischen den Lebewesen und ihren Umwelten beschäftigt.

Der Begriff ist von Haus aus komplex. Dann wurde er weiter entwickelt und schließlich von manchen Leute wieder reduziert.

Zusammenhänge. Lange Zeit wurde jede Pflanze und jedes Tier einzeln für sich betrachtet und untersucht. Die Ergebnisse mögen aufschlußreich sein – aber sie ließen etwas sehr Wichtiges aus: Daß das einzelne sich nicht allein aus sich selbst definiert, sondern ebenso von anderen her – aus seinem Kontext.

Lebens-Gemeinschaften. Der Wald ist ein sehr komplexes Öko-System. Viele Pflanzen und Tiere leben wechselseitig voneinander: mit einem gleichzeitigen Geben und Nehmen. Sie sind in vielfältiger Weise miteinander verbunden.

Niemand kann sich aus sich selbst erhalten. Stets braucht eins das andere. So entsteht eine Lebens-Gemeinschaft.

Die Lebens-Gemeinschaften haben unterschiedliche Existenz-Weisen. Parasiten saugen und schädigen die Wirts-Pflanze. In Symbiose lebende Gemeinschaften unterstützen sich gegenseitig.

Wald ist ein subtiles Schau-Spiel für Balancen.

Kreis-Läufe. Der Wald ist voll dramatischen Geschehens. Denn leider leben viele Tiere davon, daß sie andere umbringen, – um überleben zu können. Wenn sie dies nicht täten, wäre ein mühsames Gleichgewicht so gestört, daß Schädlinge den ganzen Wald zerstören würden.

Viele Pflanzen und Tiere stehen in einer gewaltigen Konkurrenz – in einer Kette von Fressen und Gefressen-Werden. Es entwickeln sich Vorherrschaften, Hemmungen und Unterdrückungen. Meist können sich nur kräftige und gesunde Pflanzen, Bäume und Tiere durchsetzen.

Es gibt Kreis-Läufe. Wenn sie an einer Stelle unterbrochen werden, hat dies schlimme Folgen.

Ein Beispiel: Im Industrie-Wald leben viele Waldmäuse. Sie sind die Nahrung für viele Raub-Tiere. Für Eulen und Käuze, für Turmfalken, Mäusebussarde, für Marder, Wiesel und Füchse.

Jagd. Ökologische Untersuchungen bewiesen, daß es auch die »allein auf Trophäensammlung ausgerichtete Jagd war, die die natürlichen Regulationssysteme von Wildschweinen und Hirschen so durcheinander brachte, dass diese sich exponentiell vermehrten und durch zunehmenden Verbiss den Wald mit ruinierten.«[25]

Der Mensch. Zu den ganz harten Konkurrenten zählt der Mensch. Er war bislang die größte Gefahr für das Öko-System. Erst seit den 1970er Jahren beginnt er, sich ein wenig zu zähmen – und Respekt für das Gleichgewicht der Natur zu gewinnen.

Er erkennt, daß es notwendig ist, nicht nur das einzelne zu schützen, sondern vor allem seine Lebens-Gemeinschaft.

Im Einklang mit der Natur. In früheren Jahrhunderten gab es immer wieder Menschen, die wie der Philosoph Francis Bacon (1561–1626) darauf hinwiesen: »Wir können die Natur nur beherrschen, wenn wir ihr gehorchen.«

Das scheint ein Paradox zu sein.

Der wichtigste Architektur-Theoretiker des 15. Jahrhunderts, der Florentiner Leon Battista Alberti (1404–1472), beschäftigt sich in seinen zehn Büchern zur Architektur (1452) umfangreich mit dem Wasser.

Er schreibt geradezu eine Ökologie des Bauens – mit der Schluß-Folgerung: Du hast keinen Erfolg, wenn du gegen die Natur arbeiteste, du kannst nur Erfolg haben, wenn du sie als Freund gewinnst.

Es kommt auf die Balance an. Gesellschaften von Eingeborenen leben in Einklang mit der Natur. Das bekommen westliche Gesellschaften nicht hin – weil sie ausbeuten. Im grunde ist dies ein Raubtier-Verhalten.

Die Stufen des vernetzten Systems. Der Wald ist mehr als eine Ansammlung von Bäumen – er ist ein vernetztes System.

Die grünen Pflanzen können Licht von der Sonne festhalten. Durch Photosynthese wandeln sie Wasser und Kohlendioxyd zu Trauben-Zucker um. Die Energie, die darin steckt, ist die Basis des Öko-Systems.

Mithilfe von weiteren Stoffen, die diese Pflanzen aus dem Boden aufnehmen, bilden sie pflanzliche Substanzen: Eiweiße, Fette, Zellulose und Holz.

Jetzt kommen Tiere – und fressen von den Pflanzen. Damit versorgen sie sich mit Energie. Und sie bilden eine weitere Bio-Masse.

Von dieser leben die nächsten Organismen.

So entsteht eine Nahrungs-Kette aus mehreren Gliedern.

Wenn Pflanzen und Tiere sterben dient ihre tote Substanz, die noch Energie enthält, als Nahrung: für Bakterien, Pilze und kleine Tiere.

Sie bauen das Abgestorbene um: zu mineralischen Stoffen wie Ammoniak, Wasser und Kohlendioxyd oder zu Humus.

Grüne Pflanzen ernähren sich von den mineralischen Verbindungen. Mithilfe des Sonnen-Lichtes bauen sie sie zu neuer Bio-Masse auf.

So kommt ein immerwährender Kreis-Lauf von Stoffen zustande.

Der Wald düngt sich selber: mit toter organischer Substanz.

Der Humus ist der Nähr-Stoff des Bodens. Er ist das Fundament für die Fruchtbarkeit des Bodens.

Die Grenzen. Das Wachstum der einzelnen Bereiche wird begrenzt – entweder aus sich selbst oder durch Gegenkräfte. Uralte Volks-Weisheit: Die Bäume wachsen nicht in den Himmel.

Voraussetzungen für Wald. Was sind die Voraussetzungen dafür, daß Wald sich ansiedeln kann? Es darf das Terrain wenigstens vier Monate lang keinen Frost haben. Und im Jahr muß Regen wenigstens in einer Menge von 500 Millimetern sowie verteilt fallen.

Das Öko-System, das dann entsteht, bildet sich unterschiedlich aus – je nach Klima, Boden und Feuchtigkeit.

So entfalteten sich Hunderte von Typen an Wald auf dem Globus: vom üppigen tropischen Regen-Wald bis zum armen krüppeligen Kälte-Wald an der Grenze zum ewigen Frost.

Das Besondere. Der Wald hat in allen Öko-Systemen eine besondere Position. Er ist so organisiert, daß er am längsten lebt und weitest gehenden komplex ist.

Gefahren. Lange Zeit nahm man an, daß das Öko-System sehr stabil sei. Aber seit einiger Zeit weiß man, daß es ziemlich sensibel ist. Dem Öko-System eines Waldes drohen heute mehrere Gefahren. Der Wald wird von einer Straße durchschnitten.

Oft wird der Haushalt des Wassers gestört: durch Absenken des Grund-Wassers. Dies geschieht durch mancherlei Bauten, durch Veränderung und Kanalisierung von Bächen und Flüssen sowie am stärksten durch die Auswirkungen des Tagebaues der Braunkohle.

Existenz-Kämpfe in der Wald-Gesellschaft

Förster Michael Börth: »Auf natürlichen Wald-Standorten läuft alles in einem bestimmten Prozeß mit bestimmten bekannten Regeln ab.

Die Folge, in der sich Wald von Generation zu Generation entwickelt, heißt in der Sprache des Forstes »Wald-Sukzession«.

Das bedeutet in der soziologischen Pflanzen-Geografie die Aufeinanderfolge von bestimmten Pflanzen-Gesellschaften.

Die »Wald-Sukzession« endet schließlich in der sogenannten Klimax-Waldgesellschaft. Das ist bei uns meist eine Wald-Gesellschaft aus Buchen.

Warum? Die Buche ist eine unduldsame Baum-Art. Sie ist in der Konkurrenz mit anderen Bäumen besonders stark.

Sie verträgt viel Schatten, das heißt: sie kann als junge Pflanze lange im Schatten von Licht-Baumarten verweilen und auf ihre Chance warten, daß sie hoch kommen kann. Dann breitet sie ihre Äste über die lichten Bäume neben sich aus, nimmt ihnen das Licht weg, dunkelt sie ab, – das vertragen sie nicht und so verdrängt sie die Konkurrenten. Das ist ein brutaler Kampf.

So verdrängt der Schatten-Baum Buche, wie wir Forst-Leute sagen, alle anderen neben sich. Auf normalen Böden findet der Kampf nach bestimmten Verhaltens-Mustern fast wie ein Zwang statt.

Der Wald ist also kein romantischer Hort der Ruhe. In ihm finden brutale Ausscheidungen statt.

Der Förster und die Försterin sind die Leute, die das beobachten. Sie haben den Blick dafür: für Langsamkeit, für Entwicklung, für Konkurrenz.

Der Baum zeigt seine Lebens-Geschichte. Die Förster erkennen in der Gestalt von Bäumen, in was für einer Situation der Baum sich gerade befindet, das heißt: was er erlebte.

Wenn zwischen vielen Buchen plötzlich ein, zwei Eschen mit ganz schlankem, geradem Stamm stehen, dann erzählt uns die *Gestalt* dieses Baumes, was der Baum durchgemacht hat. Er hat Existenz-Kämpfe hinter sich, die wir uns nicht vorstellen können.

Die Esche ist eine Licht-Baumart. Sie wurde während ihres Wachstums von Buchen begleitet – also von diesen extremen Schatten-Bäumen. Und was machte die Esche? Sie versuchte, so schnell wie möglich mit ihrer Krone nach oben zu kommen – um überleben zu können. Das führt dazu, daß sie so gerade, wie sie kann, nach hoch wächst.«

Der Förster als Gestalter des Waldes

»Der Förster«, sagt Michael Börth, »will diesen Prozeß der Konkurrenz zwischen den Baum-Arten konstruktiv in sein Handeln einbeziehen. Er sagt: Lassen wir die Esche doch kämpfen! Wenn sie dann oben ist und ihre Krone an der Sonne entfalten kann, dann führt das dazu, daß sie an diesem geraden Stamm die jährlich dicker werdenden Holz-Massen entwickelt – in Jahres-Ringen. Dieser Prozeß läuft 80 bis 100 Jahre.

Für uns Menschen dauert das sehr lange. Dies zeigt, daß die Zeit des Menschen eine ganz andere ist als die Zeit der Bäume.

Wo die Buche wachsen kann, hindert sie erbarmungslos alle anderen Bäume am Wachstum, es sei denn, es kommt der Förster und regelt es. Oder er nimmt sie räumlich zurück. Wenn er sieht, daß da eine Buche steht und

daneben eine Vogelkirsche, die er gerne haben möchte, weil sie wunderschön blüht, würde er die Buche wegnehmen, aber die Kirsche stehen lassen.

Der Förster ist ein Wald-Gestalter.

Nach 40 Jahren ist die Esche mit ihrer Krone oben. Man schlägt sie dann mit 80 bis 100 Jahren. Sie könnte noch 100 Jahre länger leben. Aber sie wird in ihrem mittleren Alter schlagen, weil ihr Holz-Ertrag dann an Qualität am besten ist.«

Orientierungen. Michael Börth: »Wir Forst-Leute beherrschen Techniken, den Wald nach bestimmten Zielen zu gestalten.«

Ziel: Arten-Reichtum. »Will ich den Wald vielgestaltig haben, um ein Maximum an Reichtum der Arten und an Abwechslung zu erreichen? – Dann entwickelt sich ein Misch-Wald.«

Ziel: Ästhetik. »Will ich einen Wald haben, der nur nach ästhetischen Aspekten gepflegt wird und nicht nach wirtschaftlichen, dann versuche ich, hier auch Baum-Gestalten skurriler Art zu ziehen und zu pflegen. Sie lassen sich wunderschön ansehen, sind aber wirtschaftlich uninteressant. Das wäre die Orientierung Englischer Park.«

Ziel: Wirtschaft. »Oder ich betreibe eine rein ökonomisch ausgerichtete Wald-Wirtschaft. Dann ziehe ich – je nach Stand-Ort – solche Baum-Arten, die einen maximalen Ertrag in Geld einbringen können.«

Ausbalancieren. Der Wald ist kein ausschließlich ökonomisches System. »Aber: In der Ausschließlichkeit eines einzelnen Aspektes läuft man in eine Sack-Gasse. Letztendlich kommt es darauf an, mehrere Ziele miteinander auszubalancieren.«

Tragweite. »Was wir heute entscheiden, hat eine sehr lange Auswirkung: auf 100 Jahre. Denn Wald hat niemals ein kurzfristiges Dasein, sondern besitzt eine nachhaltige Struktur.«

Das Planwerk. Für alle Forst-Betriebe gibt es eine sogenannte Forst-Einrichtung. Das ist ein Planwerk.

»Darin wird für jeden einzelnen Wald-Bestand geplant, was in den nächsten zehn Jahren fortwirtschaftlich zu tun ist.«

Der Forst als Behörde. In den Forst-Ämtern gibt es eine Aufgaben-Teilung.

Ein Spezialist befaßt sich mit der Umgestaltung des gesetzlichen Auftrages der Wald-Erhaltung.

Ein anderer Kollege berät die Wald-Besitzer in Fragen des Wald-Baues und der Vermarktung des Holzes. Es werden Forst-Betriebsgemeinschaften gegründet und von den Revier-Förstern betreut. Denn der Wald läßt sich in Gemeinschaft wirksamer pflegen und bewirtschaften.

Der Hund als Begleiter des Försters. Hunde laufen eigentlich nicht im Wald, sie sind keine originären Tiere des Waldes, aber sie begleiten die Jäger und die Förster.

Förster Oliver Balke: »Der Hund versteht einiges von der menschlichen Sprache. Er kann die Laut-Stärke, den Ton-Fall, Laut-Kombinationen, Worte und halbe Sätze deuten. Hunde kennen auch einige ganze Sätze genau – zum Beispiel »Kommst du mit?« Es ist auch sehr facettenreich, wie Hund und Herr miteinander kommunizieren.

Der Hund unterscheidet Signale: die Hunde-Pfeife oder den Triller zum Hinlegen. Vieles der Sozialisations- und Bindungs-Fähigkeit des Hundes an seinen Herrn läuft über das Futter – auf dem Geruchs-Weg.

Es ist facettenreich, wie Hund und Herr miteinander kommunizieren. Von der Bindung her ist vieles menschenorientiert.

Die Semantik stimmt im wesentlichen überein. Die Signale sind ähnlich. Die Leistungsfähigkeiten gehen allerdings in unterschiedliche Richtungen. Deswegen sollte man sich nicht so überheben über Tiere.

Was sind die Momente, die Tiere sozialisationsfähig in Bezug auf Menschen gemacht haben? Vieles läuft übers Futter. Jagd. ... Wedeln. ... Die Zielstrebigkeit und Hartnäckigkeit des Hundes.«

Der Hund hat eine intensive Kommunikation mit anderen Tieren. Zu seinen Kommunikations-Mittel gehören die Schwanz-Stellung und die Rücken-Haare. Viel läuft auf dem Geruchs-Weg. Es gibt Bücher über die Sprache der Hunde.«

Die Jagd

Hoch- und Niederwild. Hochwild war jahrhunderte lang ausschließlich dem Hochadel vorbehalten. Das Niederwild wurde dem niederen Adel zugeordnet. Der gemeine Bauer hatte oft gar kein Recht zu jagen. wenn er es doch tat, sah die Obrigkeit es als ein schweres Vergehen an – bestrafte es hart.

Fleisch-Beschaffung. Die Jagd erfüllte stets mehrere Funktionen.

In Urzeiten und dann auch lange danach diente sie zunächst dazu, sich das Lebens-Mittel Fleisch zu beschaffen. Lange Zeit wurden Tiere gejagt – später zogen die Bauern die meisten im Stall auf.

Status-Darstellung. Zugleich hatte die Jagd gesellschaftliche Aspekte. Das ist noch heute so. Das Ruhrgebiet ist voll von Jagdschein-Inhabern, die damit meist nicht nur einer Leidenschaft nachgehen, sondern auch den Status der Wohlhabenheit vorzeigen.

Das Rennen nach Jagd-Scheinen führt dazu, daß in Nordrhein-Westfalen sehr hohe Preise für Jagd-Pachten verlangt werden können und auch bezahlt werden. In der Eifel kostete ein kleines Revier von 125 Hektar in den 1990er Jahren pro Hektar 100 Mark Pacht. Hinzu kommen weitere Unkosten. das sind heute rund 15.000 Euro – so viel kann nicht jeder auf den Tisch legen.

Das heutige Jagd-Gesetz entstand im wesentlichen 1935 als Reichs-Jagdgesetz. Die staatliche Ordnung gibt der Jagd Regeln. Zum Beispiel für die Periode, in der gejagt werden darf, und für die Schon-Zeit.

Zulassen und Verbieten. Jagd ist immer auch abhängig von dem, was eine Gesellschaft bereit ist zu tolerieren. Das hat vor allem mit dem Schutz der Natur zu tun. Gesellschaftspolitische Strömungen und darin vor allem die Ökologie-Bewegung gewannen Einfluß.

Das ist in NRW deutlich spürbar. Da gab es in der Vergangenheit freiwillige Verzichte auf die Bejagung bestimmter Tierarten, weil sie in ihrem Bestand zurück gegangen waren – durch die Veränderung der Lebens-Räume – so eingreifen, daß Tiere auf die Rote Liste der gefährdeten Arten gerieten.

Ein besonderes Beispiel ist die Fuchs-Jagd. Ihre klassische Form der wäre nach deutschem Recht heute nicht vorstellbar. In England ist sie hoch umstritten: Ein Rudel von Hunden jagt den Fuchs und zerreißt ihn bei lebendigem Leibe.

In Europa gibt es ganz unterschiedliche Traditionen. In der Bevölkerung ganz unterschiedlich verankert.

Deutschland hat mit seinen 80 Millionen Menschen im Vergleich zu anderen Ländern wenig Jäger – nur 300.000.

In Italien ist die Jagd nicht so reglementiert. Der Aspekt der Sicherheit gilt wenig. Jeder Bauer hat seine Flinte überm Kamin. Und wenn ihm danach ist, packt er sie und zieht los – zur Jagd auf Wild-Schweine …

Wald-Klima und Stadt-Klima

Der Wald absorbiert Strahlung – und bindet damit Wärme. Dadurch mildert er heiße Strahlen ab. Und ebenso Kälte.

Die Bäume atmen. Durch Verdunstung verschaffen sie der Luft ständig Wasser-Dampf. Dadurch entsteht eine günstige Luft-Feuchte.

Der Wald filtert aus der Luft feste und flüssige Teile heraus. So reinigt er die Luft.

Der Wald speichert das Regen-Wasser, das die Luft mit sich bringt. Es wird im Boden, der tief mit Wurzeln versehen ist, gründlich gefiltert.

So bildet der Wald ein wichtiges Reservoir für das Grund-Wasser. Es speist gleichmäßig viele Quellen.

Stadt-Klima.[26] »Je mehr die Städte an Ausdehnung, Dichte und Höhe zunehmen, desto mehr wird das normale Klima, auf das der Mensch eingestellt ist seit langer Zeit, zur Sonderform des Stadtklimas, dessen Charakteristika sichtbar werden in der Luftverschmutzung, der Überwärmung, der Abnahme der Luftfeuchtigkeit, der Abnahme der Windgeschwindigkeit und damit der Durchlüftung u.v.a. mehr.« (Aloys Bernatzky)

Die Luft ist ein Gemisch. Darin gibt es in den großen Städten Beimengungen, die gesundheitsschädlich sind: Schwefeldioxid, Kohlenmonoxid und Kohlendioxyd, Fluor, Stickoxide, Blei, Benzpyren und radioaktive Bestandteile.

Ein Teil davon bleibt in den Atem-Organen hängen. Von ihnen gehen Gesundheits-Schäden aus: Bronchitis, Asthma, Lungenkrebs u.a.

Diese Verunreinigungen bilden in der Luft Schmutz-Schichten: über dem Boden, in der Höhe der Dächer und in 80/90 m Höhe.

In den Innenstädten gibt es Bereiche, in denen wegen der Abgase keine Flechten mehr wachsen: »Flechten-Wüsten«.

Die Städte sind höher erwärmt als das Umland. »Mit ihren Asphalt- und Betonstraßen und mit den … Häusern stellen die Städte praktisch einen künstlichen … Felsen dar« (Aloys Bernatzky).

Diese Überwärmung senkt die relative Luft-Feuchtigkeit.

Schatten und Kühlung. Blätter nutzen die Sonnen-Energie. Sie breiten sich als Fläche aus, um viel Licht zu empfangen. Das tun auch Techniker mit Sonnen-Kollektoren, Satelliten und Raum-Stationen. Die Kronen der Bäume haben die drei bis Zehnfache Fläche der Boden-Fläche des Baumes. Der Baum kämpft um Licht. Im Schatten seines Daches aus Laub können sich andere Pflanzen nur wenig entwickeln. Der Baum-Schatten verhindert in den Städten das Aufheizen des Bodens. Es bleibt kühler.

Luft-Verbesserung. Baum-Kronen sind Lungen – nach außen gestülpt. Der gewaltige Baum stammt fast ausschließlich aus CO_2-Spuren der Luft.

Wald-Klima. Wald kühlt die Luft. Vor allem Bäume, weil ihr Laub eine große Fläche hat.

Bäume filtern die Luft – sie wirken wie Staubsauger: Sie saugen Emissionen auf.

Sie verunreinigen die Luft nicht.

»Bäume vergrößern die Bodenoberfläche, auf der sie stehen, durch ihre vielen Blätter um das Zehnfache. Eine solche Vergrößerung der aktiven Blattfläche wird bei Gras und Sträuchern nicht erreicht.

Eine 100 Jahre alte Buche, 25 m hoch, mit einem Kronendurchmesser von 15 m, bis unten beastet, bedeckt eine Bodenoberfläche von 160 Quadratmetern. Ihre Blätter aneinander gelegt, ergeben eine Blattfläche von 1.600 Quadratmetern.

Die Summe der Interzellularwände, durch die die Luft in die Zellen diffundiert, beträgt 160.000 Quadratmeter.

Dieser Baum verarbeitet in der Stunde bei hellem Sonnenlicht und bester Ernährung 2,352 kg Kohlendioxid und gibt dabei in der gleichen Zeit 1,712 kg Sauerstoff ab.

Über das ganze Jahr gerechnet liefert er die Sauerstoffmenge, die für zehn Menschen ausreicht …

Der im Holz dieses Baumes festgelegte Kohlenstoff stammt aus dem Kohlendioxid von 40 Millionen Kubikmetern Luft, das ist der Inhalt von 80.000 kleinen Einfamilienhäusern von je 500 Kubikmeter umbautem Raum.« (Aloys Bernatzky)[27]

In Deutschland ist der Sauerstoff-Verbrauch zehnmal höher als die Erzeugung. Wald kann das denaturierte Stadt-Klima zum Teil kompensieren.

»Der marktübliche Holzwert, darauf hat Frederic Vester in seinem schönen Buch ›Ein Baum ist mehr als ein Baum‹, hingewiesen, ist fast der geringste seiner zahlreichen Werte. Diese werden auch erst am Ende eines langen Baumlebens, also nach 100 bis 150 Jahren ›realisiert‹.

In seiner langen Lebenszeit wirkt der Baum wie eine ‹Perpetuum-Mobile-Maschine‹, die scheinbar aus nichts bzw. aus kostenlos zur Verfügung stehenden Ressourcen wie Sonne, Luft und Wasser lebensnotwendige Güter produziert und wichtige Dienstleistungen erbringt.

Eine etwa 100-jährige Buche oder Eiche ›stellt pro Jahr her‹: organische Substanzen (Biomasse aus Blättern, Rinde, Holz) 5.000 kg, Sauerstoff (ausreichend für elf Menschen) 4.500 kg, dazu werden ca. 40.000 l Wasser verdunstet, was die Wirkung einer Klimaanlage besitzt. Eine Tonne Staub wird aus der Luft gefiltert, wodurch der Baum einem gigantischen Staubsauger ähnelt.«[28]

Wald in Nordrhein-Westfalen

In NRW, das mit 18 Millionen Einwohnern das bevölkerungsreichste Bundesland ist, sind 27 Prozent der Fläche des Landes (915.800 ha) von Wäldern bedeckt. Im Bund: 30 Prozent.

Im Landes-Durchschnitt kommen auf jeden Einwohner 500 Quadratmeter Wald. Der Bundes-Durchschnitt liegt weit höher: bei 1.300 qm/Person.

Mit 65 Prozent ist der Kreis Sayn-Wittgenstein das waldreichste Gebiet. Am wenigsten Wald hat die niederrheinische Bucht – mit nur sieben Prozent.

Die Laub-Bäume haben einen Anteil von 52,7 Prozent. Er liegt deutlich über dem Bundes-Durchschnitt von 34 Prozent.

Baum-Arten: 34% Fichten. 16% Buchen. 15% Eichen. 8% Kiefern.

667.300 ha oder 72 Prozent des Waldes des Landes sind Landschafts- oder Naturschutzgebiet bzw. FFH- oder Vogelschutz-Gebiet.

65 Prozent sind in privatem Besitz – mit rund 150.000 Eigentümern. Nur 13 Prozent gehören dem Land.

Die Forst- und Holz-Wirtschaft im Land beschäftigt rund 250.000 Menschen. Sie macht 2001 einen Umsatz von 32 Milliarden Euro – mehr als Bergbau, Textil und Chemie.

2005 ist die Forstwirtschaft in NRW der Industrie-Zweig mit den meisten Arbeits-Plätzen.

Die Zahlen sagen nicht viel aus. Wichtiger sind die Qualitäten.[29]

Bundesweit gibt es rund 40.000 Schreinereien mit 280.000 Beschäftigten und 42.000 Auszubildenden. Hinzu kommen rund 10. 000 Zimmerei- und Holzbaubetriebe mit 96.500 Beschäftigten.[30]

2005 beschließt die Landesregierung Nordrhein-Westfalen, den Landesbetrieb Wald und Holz NRW zu gründen. Darin sind insgesamt 1.335 Menschen tätig. Dazu zählen rund 300 Förster im Revier-Dienst.

Die Forst-Verwaltung kostet jeden Bürger im Jahr so viel, wie er für ein halbes Glas Bier ausgibt.[31]

Der Mehr-Wert. »Aus der Sicht rein ökonomischer Nutzung ist der Wald also ein Produktionsstandort wie ein Bergwerk oder eine Kiesgrube. Der Natur werden Stoffe für menschliche Zwecke entnommen ... Darin unterscheidet sich die Holzwirtschaft grundsätzlich nicht wesentlich von anderen Industriezweigen. Der große Unterschied liegt freilich in der ökologischen Bilanz und der Nachhaltigkeit.«[32]

In diesen Wäldern gibt es rund 80.000 Jäger und Jägerinnen.

Das Museum der Bäume

Die Botanischen Gärten entstanden, um die Nützlichkeit von Pflanzen und Bäumen zu studieren. Und auch aus ästhetischem Interesse.

Im Kosmos der Bäume (ökologischer Gehölzgarten) in Oberhausen, den der Kommunalverband Ruhr (heute Regionalverband Ruhr) in den 1980er Jahren anlegen ließ, gab es die Intention, exemplarisch anzupflanzen, was später im ganzen Landschafts-Park wachsen soll. Die Idee wurde leider fallen gelassen.

Das Terrain ist so aufgebaut, daß man an ihm Wald-Geschichte ablesen könnte – wenn es dazu die zunächst geplanten Erklärungen gäbe.

- Voreiszeitlicher Wald: Bäume, die vor der Eis-Zeit in unserer Gegend wuchsen.
- Bruch-Landschaft: Bäume, die nach der Eis-Zeit die kargen Steppen besiedelten.
- Von der Steppe zum Wald: Entstehung des Waldes.
- Nutz-Pflanzen: von Menschen genutzt und weiter entwickelt.

Informations-Zentrum ist das Haus Ripshorst in Oberhausen (Ripshorster Straße) mit einer Bibliothek.

Bionik

Jahrhunderte lang lernten die exzellentesten Köpfe aus der Natur. So nannten sich die Wissenschaften nach ihr: Naturwissenschaften. Einerseits fanden Menschen immer mehr über die Natur heraus, andererseits setzte ein kurzatmiger Zeit-Geist lange Zeit das technisch Ge-

staltete und Künstliche der Natur so stark vor, daß das Interesse an der Natur von den 1950er bis in die 1980er Jahre fast auf den Nullpunkt sank. Dann aber wurde sie erneut entdeckt.

Wissenschaftler lernen inzwischen aus der Natur. Dazu gehört die Bionik. Sie untersucht die Natur und leitet aus ihr – paradox – Zukunfts-Technologien ab.

Der Baum arbeitet mit hochelastischen Werkstoff-Strukturen, Festigkeit, Tragfähigkeit, Gewebe, Kapillar-Pumpen, Wärme-Austauschern, photosynthetischen Antennen, Ausnutzung von Licht, Verbund-Lösungen, bakteriellen Symbiosen und vieles mehr – lauter feine und hochkomplexe Prozesse, aus denen die Technik viel lernen kann.

Ein Baum!

Diese
etwa 100 Jahre alte
Buche sollten Sie sich
etwa 20 m hoch und mit
etwa 12 m Kronen-Durchmesser
vorstellen. Mit mehr als 600 000
Blättern verzehnfacht sie ihre 120 qm
Grund-Fläche auf etwa 1200 qm
Blatt-Fläche. Durch die Luft-Räume des
Blatt-Gewebes entsteht eine Gesamt-
Oberfläche für den Gas-Austausch von etwa
15.000 qm, also zwei Fußball-Feldern! 9.400 l = 18 kg
Kohlendioxid verarbeitet dieser Baum an einem
Sonnen-Tag. Bei einem Gehalt von 0,03 %
Kohlendioxid in der Luft müssen etwa 36 000 cbm Luft
durch diese Blätter strömen. Die in der Luft schwebenden
Bakterien, Pilz-Sporen, Staub und andere schädliche Stoffe werden
dabei größtenteils ausgefiltert. Gleichzeitig wird die Luft
angefeuchtet, denn etwa 400 l Wasser verbraucht und
verdunstet der Baum an dem selben Tag. Die 13 kg Sauerstoff,
die dabei vom Baum durch die Fotosynthese als Abfall-Produkt
gebildet werden,
decken den Bedarf von etwa zehn Menschen. Außerdem
produziert der Baum an diesem Tag 12 kg Zucker, aus dem er alle
seine organischen Stoffe aufbaut. Einen Teil speichert er als Stärke,
aus einem anderen baut er sein neues Holz. Wenn nun der Baum
gefällt wird, weil eine neue Straße gebaut wird, oder weil jemand
sich beschwert hat, dass der Baum zuviel Schatten macht
oder gerade dort ein Geräteschuppen aufgestellt
werden soll, so müsste man etwa 2000
junge Bäume
mit einem
Kronen-Volumen
von jeweils
1 cbm pflanzen, wollte man ihn
vollwertig ersetzen.
Die Kosten dafür dürften etwa 150.000 Euro betragen.

Der Mythos des Waldes und die Künste

Der Wald ist ein Paradox. Wo Menschen sich ausbreiten, roden sie ihn. Aber sie errichten sich zugleich aus Baum-Stämmen Häuser. Und sie erwärmen sie mit Holz. Sie füttern Tiere mit Produkten des Waldes, vor allem die Schweine mit den Eicheln.

Wälder haben viele Dimensionen.

Sie erscheinen teils profan und teils heilig.

Wälder können Orte der Gesetzlosigkeit sein. Sie bieten Missetätern Zuflucht. In den Wald ziehen sich jahrhundertelang aber auch die Menschen zurück, die vor Überfällen von den schweifenden Horden gesetzlos brutaler Soldaten fliehen.

Wald erscheint als Gefahr. Wald rettet vor Gefahr.

Der Wald kann die herrschenden Maßstäbe verwandeln.

Wälder können undurchsichtig sein.

Wälder werden als Rand-Bereiche der Zivilisation angesehen.

Zugleich aber sind sie jahrhundertelang das am weitesten verbreitete Terrain: Reisende ziehen tagelang durch den Wald.

Im Wald kann man in die Irre gehen.

Im Wald vermuten Menschen den wilden Mann. Im Wald kann aber auch eine gute Fee erscheinen.

Wald ist greifbar real und zugleich tobt darin eine entfesselte Phantasie der Menschen.

Im Wald erleben Menschen Ängste. Und sie projizieren Ängste in den Wald.

Wald erscheint alt. Menschen glauben, daß es ihn seit jeher gab – und daß er nicht stirbt. Aber Wald wird auch erbarmungslos gemordet.

Wald ist ursprünglich Wildnis. Aber oft werden Bäume wie Stangen-Bohnen oder Soldaten in Reihen aufgestellt.

In der Zeit der Römer glauben die mittelmeerischen Menschen, daß der Wald bewohnt wird: von Faunen und Nymphen. Im Wald ist der Gott der Wildheit und des Rausches zu Hause: Dionysos. Durch den Wald streift die Jägerin Artemis. Dionysos und Artemis feiern mit ihrem Gefolge wilde Feste.

Die Unterwelt trennt sich von der Oberwelt – durch Wald: durch den stygischen Wald.

Tiere werden geschützt – und Tiere werden gejagt.

Wald ist der Ort der Verwandlung – der Metamorphose.

Den Wald denken sich Menschen mit Bergen und mit Höhlen.

Wald wird als »draußen« begriffen.

Wald wird verdrängt – und bewundert.

Je weniger Wald es gibt, desto wertvoller erscheint er.

Aus Bäumen entstehen Säulen. In Ägypten werden Papyrus-Stauden zusammengebunden: Daraus konstruieren findige Handwerker leichte Pergolen – als Räume. Das Bild dieser Stauden ist so stark und auch so symbolisch geworden, daß es in Stein umgesetzt wird: So entstehen die antiken Säulen, die wir bis heute bewundern.

Antike. In den Mythen der Antike wohnen die Götter und deren Lieblinge oft in Bäumen – in bestimmten Arten. Sie stehen unter Schutz und werden für heilig gehalten. Während die Menschen unter den Bäumen Opfer bringen, glauben sie, aus dem Rauschen der Blätter die Stimmen der Götter zu hören.

Man weist auch Bäumen Dryaden zu, d.h. Gottheiten, die aufs engste mit ihnen verbunden sind. Die Menschen glauben, daß diese Gottheiten zusammen mit dem jeweiligen Baum entstanden und auch wieder mit ihm vergehen. So spricht die Dichtung vom Lorbeer-Baum des Apollo, vom Öl-Baum der Minerva, von der Fichte Neptuns, der Eiche Jupiters und der Myrte der Venus. Die Esche ist dem Mars geweiht, weil sich deren Holz besonders dazu eignet, Speere zu schnitzen. Die

Zypresse weiht man Pluto, da sie die Ränder der Friedhöfe säumt.

Der Dichter Vergil (70–19 v. Chr.) erzählt den Mythos, aus dem die spätere Welt-Stadt Rom entstand: Eichen-Wälder bedeckten die sieben Hügel von Rom. Sie waren Jupiter geweiht. Darin hausten wilde Männer, die aus Baum-Stümpfen und knorrigen Eichen hervorgegangen sind.

In der keltischen Mythologie spielen Bäume eine zentrale Rolle.

Um 4.000 v. Chr. wandern Kelten aus den Steppen vor dem Ural in die Moldau-Ebene von Prag ein. Sie bringen einen Glauben mit an eine Erdmutter-Göttin und an einen stierköpfigen Himmels-Gott, der das Himmels-Gewölbe auf seinen Schultern trägt. Die Leitern zum Himmel sind Bäume. Das Volk nennt sie Himmels-Bäume. Vor allem Eichen verbinden zwischen der Erde und den Himmel-Göttern.

Kelten beobachten, daß das Himmels-Feuer [Blitze] des Donner-Gottes Taranis in die Eichen einschlägt – aber die Eichen gehen daran nicht zugrunde – weit sie ein äußerst hartes Holz haben. Daher pflanzen die Kelten neben ihre Häuser als Schutz vor Blitz Eichen.

Sie umgeben ihre Heiligtümer mit Eichen: die heiligen Haine. Darin halten die Druiden ihre Zeremonien.

Die Römer nennen die Kelten die »Eichen-Kundigen«.

Bäume symbolisieren als hoch aufragende Pflanzen-Gebilde die Verbindung von Erde und Himmel. Vom Himmel abgeleitet und aus der genauen Beobachtung der Gestirne entstanden der keltische Kalender und das keltische Baum-Alphabet.

> b = Birke. L = Eberesche. N = Esche. F (V) = Erle. S = Weide. H = Hagedorn. D = Eiche. T = Stechpalme. C = Haselnuß-Strauß. M = Weinstock. G = Efeu. P bzw. NG = Schilf. R = Holunder. Q bzw. CC = Apfelbaum. A = Silbertanne. O = Stechginster. U = Heidekraut. E = Pappel. I = Eibe. Y = Mistelzweig?

Monate und Tage bekamen Namen von Baum-Arten, die in einem besonderen Verhältnis zur betreffenden Jahres-Zeit stehen.

Bis heute bekannt ist der ›Keltische Baum-Kreis‹. Im Kreis werden die wichtigsten Bäume gepflanzt. Für jeden Zeit-Abschnitt in diesem Kreis und damit auch in jedem Tierkreiszeichen steht ein Baum, so daß jeder Mensch nach seinem Geburts-Datum seinen spezifischen Baum findet. Er kann sich mit dessen Eigenschaften identifizieren und hat damit sozusagen ein handfestes Gegenüber auf dieser Erde, das von der geheimnisvollen Planeten-Welt geprägt ist.

Bäume haben Charaktere – in der Tat, warum wird dies heute kaum bemerkt?

Germanen. Auch die Germanen sind über Mythen eng mit Wald und Bäumen verbunden. Bäume werden als Gottheiten verehrt. Zum Beispiel der germanische Welten-Baum Yggdrasil. In der nordischen Mythologie schufen die Götter aus der Esche und aus der Ulme Mann und Frau.

Meist werden einzeln stehende Bäume verehrt. Die Linde ist kein Baum des Waldes. Sie steht für die Göttin Freya. Sie ist die Göttin des Glücks und der Liebe, der Fruchtbarkeit und des guten Hausstandes. Jahrhundertelang, auch später im Christentum, ist die Linde der Baum des Gerichtes.[1] Die Linde hat kultischen Charakter. Oft markiert sie einen heiligen Ort. Hier gilt Friedens-Pflicht.

Die Sonne steht im Mittelpunkt ihres Denkens und Fühlens. Ihr Gang durchzieht einen Jahreskreis und in ihm werden bestimmte Bäume bestimmten Zeiten zugeordnet.

In germanischer Zeit werden Bäumen auch energetische und symbolische Zeichen, sogenannte Runen, zugeordnet.

Wahrscheinlich pflanzten die Germanen ganz bewußt bestimmte Baum-Arten in bestimmte Gegenden, um auf diese Weise Energien abzuschwächen oder zu verstärken und so balancierend auf die Landschaft einzuwirken.

In den Wäldern der Germanen sind Haine die Stätten für die Gottes-Dienste.

Wo der Wald eine Lichtung bildet, erstaunen die Menschen seit jeher und auch heute. Der Hain ist stets ein besonderer Ort. Eine Stätte des des Aufatmens. Er wird als ein Augenblick der Befreiung wahrgenommen – ähnlich wie später in der Stadt in einem Labyrinth vieler








Betreten
(Halden)
werden
verfolgt

























































enger Gassen ein Platz. Der Hain ist die Piazza des Waldes.

In der Vorstellung der Menschen leben im Wald Natur-Geister, Dämonen und Feen. Jeder Baum ist von Geistern beseelt.

Als Geist stellen sich Menschen auch den Baum vor, wenn sie sagen: Ein verletzter Baum blutet.[2]

Legenden und Sagen vieler Völker sprechen vom Zusammen-Wirken von »Baum-Seele« und »Menschen-Seele«.

Nachwirken. Mit Beginn der Neuzeit wurde dieses intuitive Wissen um die Kraft der Bäume immer mehr verschüttet und ins Unbewußte verdrängt. Nach Siegmund Freud und C. G. Jung lebt jedoch die wilde Seite des Menschen in den Träumen weiter – mit all ihren in der »rationalen« Welt nicht mehr lebbaren unbewußten und irrationalen Wünschen (Wilhelm Stölb).[3]

Der ›Keltische Baumkreis‹ ist heute wieder zu sehen – man kann ihn abschreiten. In Castrop-Rauxel legte Martin Oldengott, der kreative Leiter des Grünflächen-Amtes, um einen Hammerkopf-Turm (1928) des Bergwerks Schwerin, ein industriekulturelles Bau-Denkmal, einen »Irischen Baum-Kreis« an.

Auch manche anderen Weisheiten der Bäume werden wieder gezielt genutzt. So spielen gerade in einer Zeit, in der chemische Arzneimittel einerseits immer teurer und andererseits wegen ihrer oft erheblichen Nebenwirkungen immer problematischer werden, die über Jahrhunderte erkannten und wirksamen Heil-Wirkungen der Bäume eine zunehmend größere Rolle – in jedweder Form, als Tee, Lösung und ätherisches Öl.

Immer mehr werden die Essenzen der Heil-Stoffe von Bäumen (Baumessenzen) genutzt, deren Wirksamkeit – wie in der Homöopathie – auf einer feinstofflichen Ebene liegt.

Die Weisheit der Bäume. Erd-Strahlen und Wasser-Adern wirken sich nachweislich negativ auf die Gesundheit von Menschen aus. Im Umgang damit gibt es jedoch in der Tier- und Pflanzen-Welt große Unterschiede im Umgang. Während Katzen, Insekten und Wasservögel genau diese – für Menschen belastete – Stellen lieben und sich besonders gern dort aufhalten, also Strahlen-Sucher sind, fliehen Hunde, Pferde, Schweine, Hühner und Vögel diese Orte. Sie sind Strahlen-Flüchter.

Auch Bäume haben sehr unterschiedliche Vorlieben. Wenn ein Baum extrem schief wächst oder die Äste sich in eine bestimmte Richtung drehen, kann man immer mit Erd-Strahlen rechnen.

Strahlen-Sucher sind Eichen, Tannen, Fichten, Lärchen, Pflaumen-, Kirsch- und Pfirsich-Bäume.

Strahlen-Flüchter: Buchen, Linden, Apfel-, Birn- und Nuß-Bäume. Das heißt, sie gedeihen nur dort, wo der Boden nicht durch Erd-Strahlen und Wasser-Adern belastet ist. Apfel-Bäume reagieren besonders sensibel auf Erd-Strahlen. Für den Menschen heißt das: Dort kann man sich gut aufhalten.

Das Sprichwort: Buchen sollst du suchen, Eichen sollst du weichen, Linden sollst du finden, hat hier seinen uralten, weisen Ursprung.

Immer mehr Menschen beginnen wieder, auf eine Weise mit »ihren« Bäumen und Pflanzen in Kontakt zu treten, die lange Zeit in der industrialisierten Welt in Vergessenheit geraten war. Sie sprechen mit Pflanzen und bekommen Antwort: Pflanzen und Bäume wachsen und breiten ihre Schönheit vor uns aus.

Baum-Frevel. Menschen begegnen alten Bäumen mit Ehrfurcht. Wer sie verletzt, erhält drakonische Strafe.

Der berühmteste Baum-Frevler ist Bonifatius (um 675–754). Als der irische missionierende Benediktiner-Mönch bei Geismar die Eiche des größten germanischen Gottes Donar mit der Axt fällte, beging er eine aberwitzige Untat. Alle erwarten, daß Donar ihn straft, aber es geschieht nichts. Warum fiel ihm niemand in den Arm? Warum wurde er nicht bestraft?

Papst Gregor II. hatte ihn beauftragt, »den Völkern von germanischem Stamme und in verschiedenen Gegenden östlich des Rheines zu predigen, die in heidnischen Irrlehren verfallen sind oder bisher noch in der Finsternis der Unkenntnis stecken.«

Immerhin reichte der Mythos so weit, daß Bonifatius aus dem Holz eine Kapelle bauen ließ.

Die Wirkungs-Geschichte dieses Bildes strickt mit am weitreichenden Vorurteil gegen den Wald – an seiner Entmystifizierung, oft geradezu an seiner Verdammung.

Baum der Erkenntnis. Im Alten Testament gibt es einen Mythos: den »Baum der Erkenntnis«. Von diesem Baum pflückt Eva den Apfel und reicht ihn Adam – das ist der eigentümliche Sünden-Fall, den wir nicht begreifen.

Demokratische Bewegung. In vielen Ländern versammelt sich das Volk unter Bäumen – unter der Dorf-Linde. In Italien beginnt die Demokratie unter dem Baum, der in der Mitte des Dorfes steht. Nördlich der Alpen ist ein Jahrtausend lang die Dorf-Linde der Mittelpunkt der Welt eines Ortes.

Der Baum des Kreuzes. Häufig bezeichnen Christen das Kreuz, an dem Jesus auf entsetzliche Weise hingerichtet wurde, als Lebens-Baum. Es gibt sogar Kreuze, die die Form des Baumes erhalten. In St. Maria im Kapitol in Köln hängt das wohl früheste erhaltene dieser Gabel-Kreuze (um 1305). Der Baum steht für Realismus – die Skulptur drückt schonungslos das Leiden aus. Angeregt durch die Mystik, ist Christus nicht mehr als Welten-Herrscher dargestellt, sondern er wird mit dem sozialen Elend identifiziert, das die Unterschichten in einer erschütterungsreichen Zeit erleben. Es ist der Prototyp einer langen Reihe rheinischer und westfälischer Gabel-Kreuze. Ein weiteres Gabel-Kreuz (um 1380) hängt in St. Georg in Köln.

Die Haltung. die in dieser Darstellung zum Ausdruck kommt, stieß häufig auf Ablehnung. Als der deutsche Bildhauer Thydemann einem Londoner Pfarrer 1306 ein Kruzifix in der Art des Gabel-Kreues vom Kapitol verkauft, muß er es auf Befehl des Bischofs von London wieder zurücknehmen – es entspräche nicht der wahren Gestalt des Kreuzes. Die symbolische Darstellung des leidenden Volkes, das am Baum gekreuzigt wird, erregt Unwillen in den Oberschichten.

Irr-Fahrten. Im mittelalterlichen Roman ist der Wald eine Landschaft der Irr-Fahrten.[4] Es gibt unzählige Geschichten, in denen sich ein Mensch im Wald verirrt. Ritter. Wanderer. Kinder. Und was ist mit dem Männlein, das im Walde steht?

Der Wilde Mann. Im Mittelalter gibt es die Vorstellung vom Wilden Mann.[5] Er ist ein tierhaftes Geschöpf, das nackt im Wald lebt. Oft kann er nicht sprechen. Aber er gilt als kühn und als tapfer. Er ist so stark, daß er eine Horde Stiere zu bezwingen vermag. Jäger versuchen ihn zu fangen.

Aus dem Wald stammt der Mythos von Kaspar Hauser – dem Mann, der ohne Menschen, ohne menschliche Erziehung und Sprache im Wald aufgewachsen sein soll. Die Leute staunen über seine Art des Mensch-Seins.

Wahn-Sinn. Geistesgestörte Menschen flüchten oft in die Wälder. Gelegentlich verwandelt sich jemand in einen wilden Mann. Der legendäre Tristan wird eine Zeit lang ein Wilder Mann.

Lancelot, eine Sagen-Gestalt aus der Tafel-Runde des Königs Artus, verliert den Verstand, wird wahnsinnig und lebt lange Zeit im Wald – als ein Wilder.

Am Rand der Gesellschaft. Der Wald gilt als Ort von Geistern, Hexen, wilden Tieren, Verstoßenen, Verbannten, Eremiten, Räubern, Rebellen, Außenseitern der Gesellschaft.

Der Wald als Ort der Liebe. Er kann ins Zentrum der Menschlichkeit rücken: Der altfranzösische Dichter aus der Bretagne, Berol (oder Béroul), Verfasser einer längeren Roman-Fassung der Tristan-Sage (nach 1190), schildert den Wald als einen zwar wilden, aber guten Zufluchts-Ort der liebenden Tristan und Isolde.

Tristan ist die Gestalt, die als Erzählung von Frankreich nach Deutschland wandert – zu Eilhard von Oberge (2. H. 12. Jh.) und Gottfried von Straßburg (frühes 13. Jh.; 1205/1210): Der Roman in Versen berichtet von der gewaltigen Macht der Liebe, die alle sozialen und moralischen Normen sprengt, von der Flucht und dem Wald-Leben der Liebenden.[6] Ihre klassische Form erhält die Tristan-Sage in der Zeit der ritterlichen Minne-Lieder.

Richard Wagner macht daraus ein Musik-Drama (1865 in München uraufgeführt).

In Gioacchino Rossinis (1792–1868) letzter Oper ›Wilhelm Tell‹ (1829) singt die Prinzessin Mathilde: »Düsterer Wald. Einsamkeit. Dich liebe ich mehr als meinen Palast. Hier finde ich Frieden, nur das Echo kennt mein Geheimnis der Liebe.«

Erziehungs-Programm. Francois Rabelais (um 1494–1553) schrieb um 1532/1552 den phantastischen grotesken und komischen Roman-Zyklus Buch ›Gargantua und Pantagruel‹. Darin ermahnt der Riese Gargantua seinen Sohn Pantagruel, sehr vieles zu lernen – darunter »dass du dich mit den Dingen der Natur eindringlich beschäftigst, so daß es kein Meer, keinen Fluß, kein Bächlein gebe, in dem du die Fische nicht kennst. Kein Vogel der Luft, kein Baum oder Strauch, keine Staude, kein Kraut des Feldes, kein Metall im Schoß der Erde … soll dir unbekannt bleiben.«

Architektur aus Stäben

Das antike Bau-Konzept. Die antike Architektur besteht aus Mauer-Werk von Steinen. Dieses Konzept wird jahrhundertelang auch nördlich der Alpen realisiert – bis ins 13. Jahrhundert wird meist in antiker Weise gebaut, häufig mit Wander-Arbeitern aus Oberitalien.

Das nordalpine Bau-Konzept. Im 13. Jahrhundert verbreitet sich nördlich der Alpen ein zweites Konzept. Es geht im Grunde aus von der üblichen einheimischen Bau-Weise: Aus den Baum-Stämmen der Wälder werden Fachwerk-Konstruktionen angefertigt – so entstehen Bauten aus Stab-Werk. Dieses Bau-Konzept wird in Frankreich auch für wichtige monumentale Bauten wie besonders für Kirchen entwickelt: eine Architektur aus Stäben.

Erste Phase. Zunächst werden in diesem Sinn die antiken Säulen umgeformt: in die Höhe gestreckt wie Bäume und oben zueinander gebracht wie die Äste von zwei nebeneinander stehenden Baum-Kronen.

Zweite Phase. In einer weiteren Phase wird um 1300 die Erinnerung an antike Säulen aufgegeben – das Stab-Werk läuft nun bis in die Höhe durch. Im Grunde entsteht diese neue Struktur der Architektur aus Bäumen – völlig im Gegensatz zur Konzeption der mediterranen Architektur, die auf Stein und Räumlichkeit setzt.

Dritte Phase. Wie stark der Einfluß der Bäume und damit des Waldes gemeint ist, zeigt die Spät-Phase dieser Architektur um 1500 – in vielen Formungen. Darin erhält oft das ausgreifende Stab-Werk auch buchstäblich die Gestalt von Ästen mit Blättern, oft mit Schnitt-Stellen. Dies wird besonders deutlich sichtbar in den virtuosen Maß-Werken von Fenstern.

Verfeinerung. Das Konzept des Stab-Werkes erhält von Anfang an eine Verfeinerung: Es wird wie eine Goldschmiede-Kunst behandelt – nun in monumentaler Vergrößerung und Ausdehnung.

In der Gold-Schmiede spielt die Struktur des Konstruierens, wie sie das Bauen mit Fach-Werk besitzt, eine große Rolle. Hinzu kommt die Lust an der Virtuosität – am Erfinden von etwas, was eher aus der Meditation des Kopfes stammt als aus der vorgefundenen Realität.

Ein Bündel von symbolischen Interpretationen

Augustinus (354–430) hat eine schreckliche Vorstellung vom Wald, der in seiner Lebens-Welt, dem heutigen Tunesien, allerdings selten ist. Er formuliert sein Leben in Verderbtheit vor seiner Bekehrung mit einer Metapher: »In diesem ungeheuerlichen Wald (*immensa silva*) voll lauernder Gefahr – sieh, schon mag ich manchen Hieb getan, manches aus meinem Herzen herausgeworfen haben.«[7]

Dante (1265–1321) ist der typische Stadt-Mensch, der mit dem Wald nicht zurecht kommt. Aber er formuliert auch seine eigene Widersprüchlichkeit im Umgang damit – im Prolog zur Hölle. »Wohl in der Mitte unseres Lebensweges/geriet ich tief in einen dunklen Wald,/so daß ich vom geraden Pfade ich verirrte./Oh, schwer wird's mir, zu sagen, wie er war,/der wilde Wald, so finster und so rauh;/ Angst faßt aufs neue mich, wenn ich dran denke!/Begierig zu durchstreifen drin und

draußen/den heiligen, dichten, lebensfrischen Hain,/dess' Grün dem Auge dämpft den jungen Tag./Nicht länger ließ ich hinter mir den Rain,/und langsam wandelnd schritt ich durch das Land/über die Erde hin, die Duft verströmte.«

Der Wald als Herkunft. Giambattista Vico (1668–1744): »Die Ordnung der menschlichen Dinge schritt so vorwärts: zunächst gab es Wälder, dann die Hütten, darauf die Dörfer, später die Städte und schließlich die Akademien [d.h. die Versammlungen von Intellektuellen und Künstlern].«[8]

Der Wald als Rückzugs-Ort. Wellenweise gibt es quer durch Europa Bewegungen von Aussteigern. Lange Zeit werden sie Einsiedler. Meist ziehen sie sich in den Wald bzw. an seinen Rand zurück. Der Wald gilt als ein Ort, der von Menschen wenig betreten wird. Das ist zwar oft ganz unreal, aber es gibt eine Vorstellung vom Wald als menschenfernem Gebiet.

Die Wälder sind »Asyle kultureller Unabhängigkeit« (Robert Pogue Harrison).[9] Diese Vorstellung gibt es bis heute. Die Freizeit in der Wildnis des Saarkohlenwaldes, die Lothar Wilhelm 2000/2003 bei Saarbrücken organisiert, verbindet sich teilweise mit solchen Assoziationen – bis hin zum Überlebens-Training im Autonom-Werden.

Der Wald als poetisches Terrain. Dem italienischen Dichter Francesco Petrarca (1304–1374) ist der Lärm der Stadt, in der sehr viele Menschen auf engstem Raum beisammen leben, eine drückende Last. Daher erscheint ihm der Wald als eine Perpsektive der Flucht – und darin zugleich als eine Zuflucht. Dorthin zieht er sich zurück – wie ein Einsiedler: um sich zu konzentrieren auf den Kern des Lebens, den er für wesentlich hält.

Er beginnt zu verstehen und zu schätzen: Bäume, Blumen, Wasser.

Dies ist kein wilder Wald, sondern er ist still und freundlich.

Es ist ein Wald in der Umgebung der Städte – und deshalb durch und durch zivilisiert. In dieser Weise verstehen ihn jahrhundertelang viele Dichter und ihr Publikum.

Im Wald ist Petrarca kein Geächteter, sondern fühlt sich freundlich aufgenommen.

Der untergründige und ironische Wald. Der Gegensatz zu Petrarca: Der skrupellose und skandalumwitterte Dichter Ludovico Ariosto (1474-) in Ferrara erzählt im ›Orlando furioso‹ (1504/1516)[10] von Zauberern, Ungeheuern, Rittern und Abenteurern.

»Der größte Teil der Handlung in der Dichtung spielt sich in den Wäldern ab, die den Schauplatz für die launischen Leidenschaften und Impulse liefern … Auf ihrer Wanderung durch die Wälder sind sie [die handelnden Personen] Kräften ausgeliefert, die sie nicht mehr kontrollieren oder lenken, von denen sie häufig nichts wissen und deren Verführungskraft den verborgenen Tiefen ihrer eigenen zügellosen Leidenschaften entspricht … Ariost läßt die Geschichte ständig sozusagen von den Hauptwegen abschweifen und lenkt sie in die Wälder …

… der einstmals höfliche Ritter wird [aus Kummer darüber, daß seine erotische Person des Begehrens einen anderen liebt] nun zum rasenden Orlando.

Orlandos rächende Raserei verleiht ihm übermenschliche Kräfte, die er jetzt gegen den Wald selbst entlädt. Mit bloßen Händen entwurzelt er die Bäume und wirft sie in den Fluß … Sein Rasen kennt wie seine Stärke keine Grenzen. Er entwurzelt nicht nur riesige Eichen, Ulmen und Pinien, sondern spaltet auch fast mühelos ihre Stämme. Er verwüstet den ganzen Wald, der nie wieder einem Hirten oder seinen Herden Schatten bieten wird … Er ist ein echter Wilder geworden, wie Lancelot und Yvain, nur wilder und zerstörerischer.«[11]

Ariost läßt die Handlung des Poems zwar um 800 spielen, aber ihr Kontext ist die zeitgeschichtliche Erfahrung des Dichters Ariost um 1516.

»Die Politik war zu einer Arena für absurde Konflikte zwischen rivalisierenden Gelüsten nach Expansion, Eroberung und Beherrschung geworden: zur Arena eines anarchischen Willens zur Macht.«

»Was wird mit diesem Wald, den Orlando im Gesang XXIII entwurzelt? Es ist die petrar-

kische Landschaft par excellence, die er nach seiner Nacht voll Weinen und Wandern verwüstet … Dies ist der Petrarkismus, den Ariost in seinem Furioso parodiert … Wie kann man, fragt Ariost, in diesen Szenen, in solchen Zeiten Petrarkist sein? …

Orlandos Raserei ist das Schießpulver [die Geisel dieser Zeit] … in den Wäldern seiner komischen Ironie offenbart die moderne Stadt ihre Ungeschütztheit gegen Impulse und Kräfte, die sie nicht kontrolliert …«

So ist paradoxerweise der Wald zum Gleichnis für das labyrinthische und gewalttätige Leben in der Stadt und an den Höfen geworden.

Bomarzo auf dem Land in Latium, in der Nähe von Viterbo, ist das Werk eines anarchischen Adligen, des Fürsten Vicino Orsini: einer der verrücktesten Parks, die es gibt (zwischen 1522, vor allem nach 1557 und 1584 angelegt).[12] Es stellt einen Wald dar, der »Ausdruck und Leitfaden einer tief liberalen, skeptischen, gegenüber den Autoritäten und deren Weltordnung rebellischen Sicht der Natur und der menschlichen Gemeinschaft« ist. »Freiheit von allen vorgegebenen Regeln.« Epikuräischer »Leibesenthusiasmus«. Eine »Mischung aus Sinnlichkeit und Okkultismus.« »Ein Zeitbruch, der die Kritik der Gegenwart aus dem Protestpotential einer radikalisierten Vergangenheit gewinnt.« (Horst Bredekamp) In diesem Wald erscheint wie im Theater eine Fülle von Figuren und Szenerien. Vielleicht hängen sie zusammen Ariosts Epos ›Der rasende Roland‹.

Wildheit und Verwirrung. Erstes Paradox: Der Theater-Autor William Shakespeare (1564–1616) sieht die Wildheit der Wälder in den Herzen der Menschen – in den Städten. Der Wald ist ihm ein Symbol für die Stadt. Die Städte zeigen Abgründe.

Zweites Paradox: Der Wald steht auch für Unschuld.

Shakespeares Komödien spielen im Wald: ›Ein Sommernachtstraum‹ (um 1595) und ›Wie es euch gefällt‹ (um 1595).

Im Wald gibt es ein Spiel: »Magie, Verkleidung, Umkehrungen und eine allgemeine Verwirrung der Gesetze, Kategorien und Identitätsprinzipien, die die gewöhnliche Wirklichkeit beherrschen.«[13]

Auch der französische Garten steht in Beziehungen zum Wald. Eine Anzahl von Anlagen waren in den Wald eingebettet – und ihre Schneisen liefen »ins Unendliche des Waldes« – ein ästhetisch angelegtes Bild.

Descartes. Für den französischen Philosophen René Descartes (1596–1650) steht der Wald symbolisch für eine Tradition von Irrtümern, von der er sich lösen will.

Im Wald kann man sich verlaufen, daher rät der Philosoph gleichnishaft dazu, nicht hin und her den Weg zu suchen, sondern geradeaus zu gehen – das sei ein Symbol für Geometrie, die von der Mathematik geleitet wird. Die gerade Linie ist mathematisch deduziert. Im Gegensatz dazu wird der Wald für irrational erklärt.

Aus dieser Besessenheit von Mathematik entwickelt sich das spätere Ingenieur-Verhalten zum Wald. Es bemächtigt sich des Waldes, um ihn größtmöglich unter das Diktat des Nutzens zu stellen.

Dieser verengte Rationalismus hat eine Wald-Phobie.[14]

Rousseau. Im Vorwort zum ›Diskurs über die Ungleichheit unter den Menschen‹ (1755) erklärt Jean Jacques Rousseau (1712–1778), »daß der einzige Weg, um den ›natürlichen Menschen‹ kennenzulernen, darin besteht, reflektierend in das eigene innere Ich zu tauchen und dort, durch natürliche Intuition, die Spuren jener ursprünglichen Menschennatur zu entdecken, die im Laufe der Zeit so entstellt und verdorben wurde und die doch in Wahrheit unvergänglich ist.«[15]

Der Wald regt diese Intuition an. Sie erinnern daran, daß einst Menschen sorglos und glücklich durch die Urwälder streiften.

Das Bild des Philosophen beruht auf einem Irrtum. Das Leben der Menschen in seiner Zeit war sehr hart und wahrscheinlich wenig sensibel und reflektiert.

Für Rousseau aber ist der Wald der Schau-Platz der glücklichen Ursprünge des Menschen – ein säkularisiertes biblisches Paradies.

Er beschreibt einen Ausflug nach Saint-Germain: »Den ganzen … Tag verbrachte ich

tief innen im Walde und suchte und fand dort das Bild der Urzeit, deren Geschichte ich kühn entwarf. Ich deckte schonungslos all die kleinen Lügen der Menschheit auf, wagte ihre Natur bis zur Nacktheit zu entblößen, ihre fortschreitende Entstellung durch Zeiten und Dinge zu erweisen und, indem ich den Menschen, so wie er durch den Menschen geworden, mit dem Menschen der Natur verglich, ihm gerade in seiner vermeintlichen Vollkommenheit die wahre Quelle seines Elends aufzudecken. Meine durch erhabene Betrachtungen emporgehobene Seele stellte sich an die Seite der Gottheit, und da ich von dort gewahrte, wie meine Mitmenschen in der Blindheit ihrer Vorurteile den Weg des Irrtums, des Leidens und des Verbrechens gingen, rief ich ihnen mit einer schwachen Stimme, die sie nicht zu vernehmen mochten, zu: Ihr Toren, die ihr unaufhörlich über die Natur klagt, lernt doch endlich, daß all eure Leiden in euch selber ihren Ursprung haben!«[16]

Rousseau ist beruflich an Paris gebunden – die Flucht aufs Land ist unmöglich. Als Ersatz läuft er stundenlang durch den Bois de Boulogne, meditiert, was er schreiben möchte, und kehrt erst in der frühen Nacht zurück.

Wald ist für Rousseau symbolische Distanzierung und Flucht aus der Stadt. So antwortet er auf den verengten Rationalismus seiner Zeit.

Die Landschafts-Gärten in England entstanden unter erheblichem Einfluß des Waldes. Im wesentlichen aber sind es die Reste des Waldes in der sogenannten Park-Landschaft. Von den Landschafts-Gärten englischer Prägung ist es nur ein Schritt zum Wald hin. In diesen Gärten erleben Menschen oft einen geradezu surrealen Kosmos an Erinnerungen.

Einheit und Zweiheit. Goethe über den Gingko-Baum: »Dieses Baumes Blätter der vom Osten/meinem Garten anvertraut/gibt geheimen Sinn zu kosten/wie's den Wissenden erbaut/Ist es ein lebendig Wesen/das sich in sich selbst getrennt/sind es zwei die sich erlesen/dass man sie als eines kennt/solche Frage zu erwidern/fand ich wohl den rechten Sinn/fühlst du nicht an meinen Liedern/dass ich eins und doppelt bin.«

Die Freiheit. Der Komponist Carl Maria von Weber (1786–1826) interpretiert in seiner romantischen Oper ›Der Freischütz‹ (1821) den Wald als Ort der Freiheit. Hauptthemen: Volkstümlichkeit und Natur-Nähe, übersinnliche Mächte, Mittelalter und Sage.

Eine Wanderung im Wald komponiert Robert Schumann (1810–1856) als Phantasie-Stück für Klavier (opus 82).

Das Unbestimmte. In einem psychologischen Roman von Robert Musil (1880–1942) ›Die Verwirrungen des Zöglings Törleß‹ (1906) symbolisiert der Wald eine Mentalität des ›Unbestimmten‹.

Wüste und Wald. In Samuel Becketts (1906–1989) ›Endspiel‹ (1957) murmelt Hamm beim Aufwachen vor sich hin: »Diese Wälder!« Sie liegen jenseits der Wüste.

Der Wald der Mythen des Lebens. Die französische Bildhauerin Niki de Saint Phalle (1930–2002) schafft sich von 1979 bis zu ihrem Tod, unter Mitwirkung ihres Lebens-Gefährten Jean Tinguely (1925–1991), den Giardino dei Tarocchi – den Tarot-Garten. Er entsteht in jahrzehntelanger umfangreicher Arbeit südlich von Capalbio (Süd-Toskana) nahe dem Meer an einem Berg-Hang: im Wald. Darin läßt sie Szenen und Figuren von uralten Vorstellungen erscheinen: »Als Architektin des Gartens habe ich meine Vision durchgesetzt … Es war wie im Zaubermärchen: Bevor der Schatz gefunden wird, begegnet man Drachen, Hexern, Magiern und dem Engel der Mäßigkeit.«[17]

Der Wald als schräger Ort

Die Wildnis. In der Antike ist der Wald der Ort des wilden Silen.

Zu den sieben Welt-Wundern der Antike gehört der Tempel der Artemis in Ephesus: zu Ehren der Göttin der Wildnis und der Jagd, die es darin gibt.

Herrscher und Beschützer. Ähnlich wie in der Antike ordnet das christliche Mittelalter den Bereichen des Lebens numinose Figuren

zu – als Herrscher und als Beschützer. Die Jäger erhalten den heiligen Hubertus.

Verlaufen im Wald. Der Wald scheint unendlich zu sein. Die Menschen können sich in ihm kaum orientieren. Daher ist der Wald häufig besetzt mit der Angst, sich zu verlaufen – und dadurch in größte Gefahr zu geraten oder sogar umzukommen.

Lichtungen. Die Natur hat gelegentlich kleine Bereiche geschaffen, auf denen kein Wald wächst: die Haine. Sie wurden stets als eigentümlich empfunden – und daher sehr früh und sehr lange als heilig interpretiert. Weniger im Wald selbst als in den Lichtungen der Haine wurden die Götter und Waldwesen vermutet.

Köhler nutzten solche Wald-Plätze – oder schufen sie sich. Für ihre Öfen, die Meiler. Diese Männer mit oft wilden schwarzen Gesichtern werden als finstere Gestalten angesehen. Selten kommt jemand zu ihnen: Wochenlang lebt jeder Köhler einzeln und einsam. Daher wird er schweigsam.

Köhler lassen sich im Wald von dem prägen, was sie dort erleben. Das steht im Gegensatz zu vielem, was in anderen Erlebnis-Bereichen die Bauern und die Städter erfahren und denken. So entstand über ihre Ansichten zur Welt das Verdikt: »Köhler-Glaube«.

Wenn ein Köhler in eine städtisch geprägte Gesellschaft auf den Markt geht, seine Holz-Kohle verkauft und weitgehend stumm bleibt, wirkt er unberechenbar – das macht ihn verdächtig.

Zwischen 1807 und 1812 entsteht in Süditalien ein geheimes Netz von Gruppen: die »Carbonari« d.h. die »Köhler«. Es breitet sich dann über ganz Italien aus und greift nach Frankreich und Spanien über. Die Bewegung endet um 1835. In der Bezeichnung »Köhler« schwingt ein Bündel von Assoziationen.

Im Märchen gelangen Menschen im Wald gelegentlich zu einem Haus. Das ist schon ziemlich merkwürdig, denn jahrhundertelang gibt es im Wald kein Haus. Fast immer ist dieses eigentümliche Gebäude ungewöhnlich besetzt: verwunschen oder verhext.

In Europa gibt es im Lauf von 600 Jahren 276 Hungers-Nöte. Im Schnitt alle zwei Jahre. Das Märchen von Hänsel und Gretel weist auf Aussetzung von Kindern in Hungers-Not hin. Sie kommen zum Haus einer Hexe – und es geht ihnen sehr übel.

Warum wohnt die Großmutter von Rotkäppchen nicht im Dorf, sondern im Wald – und allein? Warum wird die Großmutter vom Wolf gefressen? Tatsache ist, daß der Wolf nur bei äußerstem Hunger einen Menschen anfällt – und gewiß nicht in einem Haus, in dem, wenn die Großmutter im Bett liegt, die Türen und Fenster wohl verschlossen sind.

Selbst wenn ein solches Haus als Zuflucht verstanden wird, umgeben es noch Phantasien, die wild hochschäumen können – jeden Augenblick kann etwas geschehen. Das Märchen ist ein Traum-Spaziergang in die eigene Geschichte.

Poetische Wald-Häuser. Der Dichter Hermann Löns (1866–1914)[18] baute sich im Wald eine Klause – und viele Menschen bauten sie für sich nach, daraus entstand in den 1920/1930er Jahren geradezu eine Mode.

Die Wandervogel-Bewegung errichtet Holz-Häuser im Wald. Meist haben sie eine urtümliche Form: Block-Hütten. Um ein solches Haus zu bauen, werden Stämme übereinander gelegt, so daß Wände entstehen. Das verweist auf eine Zeit, in der es außerordentlich mühsam war, Bäume nutzbar zu machen – und man daher die Arbeit in einem fast noch rohen Zustand abbrach.

Der Garten-Künstler Leberecht Migge (1881–1935) errichtet sein Haus im Wald von Worpswede. Was treibt ihn dazu? Welchen Bezug zum Wald hat er? In Worpswede bauen auch viele andere in den Wald (Bernhard Hoetger, 1874–1949) – das alte Bauern-Dorf erweitert sich – in den Wald.

Landschaft als persönliche Zugehörigkeit. Der englische Künstler John Constable (1776–1837) malt in einer Zeit seines Lebens nur noch die vertrauten Landschaften seiner Heimat (Stour Valley). »In seiner Laufbahn als Landschaftsmaler strebte Constable danach, die ›Orthaftigkeit‹ des Ortes einzufangen.«[19] »… malen ist nur ein anderes Wort für fühlen« (John Constable in einem Brief 1821).[20]

Der Wald und das Militär

Natur-Recht gegen Un-Moral der Macht. In Shakespeares Stück ›Macbeth‹ (um 1604/1606) rückt Birnams Wald gegen Macbeth vor: Die Soldaten tarnen sich mit Zweigen aus den Bäumen, so daß sie aussehen, als bewege sich der Wald.[21] Sinnbildlich kämpft das Recht, das aus der Natur stammt gegen »die moralische Wüste« von Macbeth.

Giuseppe Verdi (1813–1900) komponiert 1847 die Oper ›Macbeth‹.

Wald als Versteck des Militärs. Das Militär des 19. und 20. Jahrhunderts zieht sich in den Wald zurück. Die Wälder der Eifel sind keine Idylle, sondern gigantische amerikanische Militär-Lager. Ebenso – lange Zeit: ihr Gegenüber im Ostblock. Die DDR steckte voller Militär – ostdeutschem und russischem.

Das Versteck wurde verdoppelt: In der Eifel entstanden riesige unterirdische Bunker.

Staat im Staat. Der Wald erscheint dem Militär als der Raum, in dem man nicht gestört wird – als ein Staat im Staat. Es glaubt, im Wald alles tun zu dürfen, was immer es will.

Die Interpretation des Waldes als ein solchermaßen archaisches Terrain zeigt die archaische mentale Verfassung des Militärs. Darin wird Hochtechnologie eingesetzt. Sichtbar ist, daß Stein-Zeit und High Tech dasselbe sein können.

Tarn-Kleidung. In die Militär-Uniformen der Soldaten zieht die Tarnung ein: Sie bietet das Bild des Waldes. Auch Panzer und Fahrzeuge werden in dieser Weise getarnt.

Der Wald des absurden Krieges. Der italienische Dichter Tonino Guerra (geb. 1920) wurde im Zweiten Welt-Krieg ins Arbeits-KZ Troisdorf am Rhein deportiert. Von dort aus wurden er und seine Mithäftlinge an den West-Wall gebracht, um im Wald Schützen-Gräben auszuheben.

Tonino Guerra stellt seine Erfahrung später als Drehbuch-Autor in dem berühmten Film der Brüder Paolo und Vittorio Taviani ›Die Nacht von San Lorenzo‹ (10. August 1944; Film 1982) dar: Es gibt in und um den toskanischen Ort San Miniato nicht mehr Feinde und Freunde, sondern der Krieg ist in sich total irrational – also absurd. Dieser Film ist die tiefreichendste Kritik.[22]

»Es war Februar [1945], als die Erde zu zittern begann. Wir lagen nicht weit von Aachen entfernt, um Schützengräben in einer steinigen Erde anzulegen, die einem die Arme brach. Den Tag zuvor waren über unseren Köpfen die letzten V2-Raketen geflogen. Sie sollten den Londonern die Dächer zerschlagen. Sie segelten durch die Luft – trudelnd wie ein altes Schiff, das im bewegten Wasser eines Hafens schlingert. Sie hatten das Geräusch eines Bombers B. L. 18. Sie sahen aus wie lange dicke Würste. Am Ende hatten sie weiße oder mehrfarbige Kondensstreifen.

Wir waren etwa 40 Gefangene, die aus [dem Arbeits-KZ] Troisdorf in versiegelten Viehwägen weggebracht wurden. Wir glaubten, daß sie uns ins Zentrum von Deutschlands verlegten, stattdessen öffneten sich die großen Schiebe-Türen mitten in die Feuer der Kanonen hinein. Sie entladen uns aus dem Zug, als wären wir Müll, und befehlen uns zu schweigen. Unsere Reihe wurde in Abschnitten einzig von rötlich gefärbtem Licht erhellt, das von Granaten und anderem Teufelswerk stammte, welches in der Luft zerbarst und zugleich einen öden und dornigen Flecken sichtbar machte, der von einem dunklen Wald umschlossen war.

Ich sehe, wie der alte Violini, ein Dieb, der aus dem Kerker von Brescia kam, sich auf eigene Faust aufmacht – in Richtung von zerschossenen Häusern.

»Wohin geht ihr?«, fragte ich.

»Ich verkaufe Damenstrümpfe.«

Er verschwindet hinter einem Felsen, und ich starb fast vor Angst beim Gedanken an dieses irrsinnige Unternehmen. In der Tat – wem konnte er wohl in der ersten Reihe an der Front Damenstrümpfe verkaufen? Und vor allem: Wo hat er denn die Strümpfe her?

Wir arrangieren uns in einer kleinen zerstörten Kirche, deren Boden mit Stroh ausgelegt ist. Da saß schon Violini mitten drin – mit zwei Kilo Kartoffeln und einer Dose Rübenkraut.

Völlig überrascht frage ich ihn: »An wen habt ihr die Strümpfe verkauft?«

»An eine Frau in einem Wohnwagen, die allein in einem Keller eines Hauses an der Front lebt. Wir haben einen Tausch gemacht: ich ein Paar Strümpfe und sie diese paar Sachen hier.«

Am dritten Tag begann um vier Uhr morgens an der Front die Erde zu beben. Wir streifen uns das Stroh von den Kleidern und verlassen die Kirche. Draußen war es dunkel und wir drängen uns ganz dicht an die zerschossenen Mauern. Der Himmel war voll von einem monotonen und allgegenwärtigen Gebrumme. Es hörte sich an wie ein anhaltender Donner. Der Boden unter unseren Füßen bewegte sich, als hätte er hohes Fieber. Die Luft ist voll von deutschen militärischen Kommandos. Dunkle Schatten laufen aufgeregt hin und her. Man konnte langsam in den großen Wald hineinsehen. Auch er schien am Horizont zu zittern. Die Vögel verwandelten sich in Geschosse, die aus ängstlichem Fleisch bestanden.

Vor unseren Augen rast in wahnsinniger Geschwindigkeit ein Hund vorbei. Wir sehen ihn zum ersten Mal.

Die Angst kommt von ganz unten und erreicht das Gehirn. Der erste Gedanke, der dir in den Sinn kommt: der Planet explodiert. Die Schreie der Deutschen, die sich zum Wahnsinn steigern, scheinen jetzt menschliches Wehklagen.

Und wir sind Staub, der noch nicht einmal ihre Schlechtigkeit verdient.

Schließlich gelingt es Violini, ein paar Damenstrümpfe bei einem Soldaten gegen Informationen zu tauschen.

Es ist, als ob vor uns tausende und abertausende von wütenden Elefanten mit ihren Füßen stampfen. Für uns bedeutet das: es sind die Amerikaner mit dreitausend Panzern, die zur Schlußoffensive vorrücken.

Wir brechen zur Flucht auf, ohne zu wissen, wohin. Ich packe meine leere Konservendose mit dem Etikett ›Pomodoro Cirio‹, die mir Koffer und Sack ersetzt, und renne in den Wald. Nun kratzt das milchige Licht der Morgendämmerung den schmutzigsten Teil der Nacht weg, und die betäubenden Geräusche der Waffen und der in die Flucht geschlagenen deutschen Konvois werden immer klarer und deutlicher.

Jetzt fliegen die alliierten Flugzeuge ganz tief und schießen von Zeit zu Zeit mit Maschinengewehren. Die ganze Erde gleicht dem Wasser, das von einem Platzregen mit größter Gewalt getroffen wird. Wir liefen mit gekrümmtem Rücken vorwärts wie die alten Frauen in Usbekistan beim Pflücken der Teeblätter.

In kurzer Zeit überquere ich eine rutschige Senke, wo auch die Lastwägen der Deutschen beim Rückzug ins Schleudern gerieten. Die Geschosse aus den englischen und amerikanischen Flugzeugen schlagen in die Erde und ins Fleisch der flüchtenden Soldaten ein. Die Luft füllt sich mit Schreien und Klagen.

Ich mit meiner Tomaten-Dose von ›Cirio‹, die ich beschütze, und ein wenig Zeitungspapier, um es sowohl unter den Gummi-Mantel oder in die Holzschuhe zu stecken, hatte mich gebückt, um mich nicht von den Granatsplittern treffen zu lassen. Sie schwirrten aus dem Zentrum der zerschossenen Lastwägen heraus. Die Kanonen hatten ihre Nasen voll in den Schlamm gesteckt.

Plötzlich sehe ich neben mir einen Schäferhund, der fünf Schafe bewacht, die gerade voller Gier ihre Mäuler dem frisch sprießenden Getreide-Gras zuwenden. Es ist zwanzig Zentimeter hoch und wächst zusammen mit schmutzigem Gras in einer trockenen Mulde. Der Hund stand – und rannte nur dann los, um Schafe zu beißen, wenn sie ohne seine Erlaubnis das Getreide-Gras fressen wollten. In all diesem Durcheinander war er der einzige, der Ordnung und Disziplin verlangte.

Da richtete ich mich auf, um ihm meine ganze Kraft zu zeigen. Ohne mich um die Geschosse, die um mich herumpfiffen, und die Granaten, die die Luft zerrissen, zu kümmern, begann ich eine Diskussion mit dem Hund. Ich ertrug seine Klugheit nicht – in dieser totalen Auflösung der Welt.

»Du bist ein Arschloch!«, schrie ich ihm ins Gesicht. »Merkst du nicht, daß das hier ein Schlachthaus ist?! Die Welt wird sich verändern und du verlangst von diesen armen Schafen Disziplin und Respekt?«

Er hörte, sitzend, ruhig zu und hielt die Augen nach vorn geheftet. Plötzlich macht er eine Bewegung und straft ein ungehorsames Schaf.

»Schäm dich!«, schrie ich ihm zu – mitten hinein in die Schnauze, die voller Erde war und in gewisser Weise ruhig wirkte. »Denk daran: wenn es einen Gott gibt, wird er dir eine Kugel mitten in den Kopf schicken.«

Sofort tut mir dieser Fluch leid, und ich ändere mein Vorgehensweise. Ich rupfe eine Hand Getreide ab und werfe es den Schafen hin. Sie standen in der Senke und warteten auf das Getreide, das ich ihnen zuwarf. Der Hund blieb irritiert mit seinem Hinterteil im Schlamm stecken und wußte nicht, was er tun sollte. Zehn Minuten lang veränderte sich diese Lage nicht. Dann beginnt er die Schafe auf eine andere Seite zu drängen.

Ich hebe meine Büchse auf, und gehe umgestürzten Autos und verletzten Soldaten aus dem Wege, die im Schlamm stecken geblieben sind. Es gelingt mir, die Mauern des einzigen Bauernhauses am Ende des Tales zu fassen. Ich laufe rund ums Haus und finde eine kleine offene Tür zu einer breiten Treppe, die ins Obergeschoß führt. Ich steige hoch und gelange in eine große Küche. Dort finde ich einen gedeckten Tisch mit zwölf Tellern.

Die dampfende Gemüsesuppe ist schon aufgetragen. Aber es ist niemand da. Sicher sind alle geflüchtet.

Ich setze mich und fange an zu essen. Ich hatte gerade den dritten Löffel zum Mund geführt, als ich Leute höre, die die Treppe heraufkommen. Reglos verharre ich – der Löffel schwebt in der Luft.

In der Tür stehen zwei junge Flieger. Sie tragen tabakfarbene Jacken und lange weiße Seidenschals. Sie gehörten zum berühmten Fliegergeschwader Richthofen. Ich will aufstehen, aber derjenige, auf dessen Platz ich sitze, drückt meine Schultern herunter und macht mir ein Zeichen weiterzuessen.

Das mache ich sehr schnell, und dann überlasse ich dem zwölften Flieger meinen Platz.

Ich steige die Treppe herunter und auf der Tenne werde ich von einem Capo angehalten. Er verfrachtet mich in den Beiwagen eines Motorrades und bringt mich zu einem kleinen Konzentrationslager, dessen Baracken abgebrannt sind. Dort befinden sich Jungen im Alter von 15 Jahren. Sie gaben uns Kohl-Blätter zu essen.«[23]

Die romantische Phantasie

In einer Zeit, in der die Wälder bereits von der frühen Industrialisierung in große Gefahr geraten sind, entsteht – dialektisch dazu – eine Sehnsucht nach dem Wald: die romantische Phantasie. Ein wichtiges Motiv ist das Thema Verlieren und Wiederfinden.

Dies tun vor allem Literaten und sogar Historiker. In dieser Zeit entsteht die Volkskunde. Sie sammelt Geschichten zum Wald – vor allem Legenden und Sagen. Methodologisch behaupten sie, daß in all dem ein Korn Wahrheit steckt. Diese Vermutung beschäftigt viele Wissenschaftler bis zum heutigen Tage.

In der Romantik gilt der Wald als exzentrisch. Darin hat vielerlei Verrücktes unterschiedliche Plätze. Am meisten drastisch zeigt es sich in der Vorstellung von Hexen.

Die Suche nach den Kontexten. Die Sprach-Wissenschaftler und Rechts-Historiker Jacob Grimm (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1781859) studieren 1802/1803 Jura an der Universität Marburg. Ihr Lehrer Friedrich Karl von Savigny (1779–1861) begründet die »Historische Schule der Rechtswissenschaft« – sie forscht nach den historischen Kontexten der Entstehung von Gesetzen. Es beginnt eine Suche nach den langen Traditionen von Gebräuchen und Sprachen des Volkes. Die Brüder sammeln und studieren ihre Märchen, Sagen und Rechts-Geschichte. Darin entwickelt sich eine Sehnsucht, die Ursprünge zu begreifen.

1813 geben die Brüder Grimm eine Zeitschrift heraus, die sie ›Altdeutsche Wälder‹ nennen. Der Wald birgt ein Spektrum von menschlichen Erfahrungen. Märchen beschreiben sie.

Belohnen und strafen. Im Märchen ›Die drei Männlein im Walde‹ halten die Waldmännchen die Macht des Schicksals in der Hand.

Sie belohnen Großzügigkeit und strafen die Selbst-Sucht.

Retten. Tiere beleben den verzauberten Wald. Sie wollen wahrgenommen und wert geschätzt sein, dann helfen und retten sie.

Erziehung. Die Märchen sollen Erziehung bewirken. Ein Beispiel: Rotkäppchen lernt im Wald »Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Weg in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.«[24]

Bezüge zu einem Baum. Als Stammbaum verzeichnet der Baum die Abfolge der Geschlechter. »Viele haben eine besondere Beziehung zu einem bestimmten Baum, wie Goethe, der sich besonders mit dem Gingko beschäftigte. Liebende schnitzen ihre Initialen in der Hoffnung in die Baumrinde, dass die Liebe wie der Baum wachsen und gedeihen wird. Lieder wie ›Oh Tannenbaum‹, ›Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum‹ oder ›Mein Freund der Baum‹ sind bis zum heutigen Tag allgemeines Volksgut.«[25]

Die Volks-Kunde

Der Volkskundler Wilhelm H. Riehl (1823–1897) schreibt 1852: »Der Wald gilt in der deutschen Volksmeinung als das einzige Besitztum, welches noch nicht vollkommen ausgeteilt ist. Im Gegensatz zu Acker, Wiese und Garten hat jeder ein gewisses Recht auf den Wald, und bestünde es auch nur darin, daß er nach Belieben in demselben herumlaufen kann.

In dem Rechte oder der Vergunst des Holzlesens und Laubsammelns, der Viehhut, in der Verteilung des sogenannten Losholzes aus Gemeindewäldern u. dergl. liegt ein nahezu kommunistisches Herkommen geschichtlich begründet. Wo hat sich dergleichen sonst noch erhalten außer beim Wald? Das ist die Wurzel echt deutscher sozialer Zustände.«[26]

Zur selben Zeit wird aber auch der Wald noch aufgeteilt – in privates Eigentum. Und er wird der »Forstmathematik« unterworfen.

Mythologische Programme. In der Volkskunde des 19. Jahrhunderts entwickeln sich mythologische Programme.

Wald gilt als eine Quelle der Wahrheit. Der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl: »Wo ich in Waldesnähe lebte, blieb ich der Gewohnheit treu, das Beste im Walde zu lesen.«[27]

Für den nun mehrfach wechselnden Zeit-Geist wird er Projektions-Fläche. Der Nationalismus besetzt ihn mit einer völkischen Interpretation.

Nach 1945 hat die Ideologie des reinen Nutzens ein leichtes Spiel, nach dem Untergang der Ideologien das Vakuum zu besetzen.

Seit den 1980er Jahren versucht die Esoterik-Szene sich den Wald zu greifen.

Pluralismus der Anschauungen. Dies alles sind normale Vorgänge: In tiefgreifend pluralistischen Gesellschaften stehen viele Interpretationen mit ihren Ansichten und Ideologien nebeneinender.

Der Wald und die Künste

Wir können hier keine Geschichte der Beziehungen zwischen den Künstlern und dem Wald durchspielen, nur einige Anregungen dazu geben.[28]

Bilder vom Wald. Die frühmittelalterlichen bildhaften Schrift-Initialen, auch aus Irland, haben labyrinthische Ornamente. Wir dürfen beim Blick auf sie an eine Mentalität denken, die vom Wald geprägt ist.

Meister Francke (1380/1385 - nach 1430) stellt die ›Weihnacht‹ (um 1425; Hamburg) vor zwei Bereichen von Wald dar.

In einem Bild, das Konrad Witz (um 1400 - um 1445)[29] vom Genfer See (1444; Genf), der ersten nachweislich genauen und erkennbaren Darstellung einer Landschaft, gibt es kaum noch Wald – nur etwas Au-Wald am Ufer.

Bilder von Einsiedlern, wie sie ein namenloser Meister 1445 malt (Basel) kommen natürlich nicht ohne Wald aus. Die meisten Darstellungen von Landschaften in dieser Zeit spiegeln die weitgehende Entwaldung. Selbst zwischen den oft gemalten Felsen gibt es selten Wald.

Nur sehr wenige Maler scheinen dem Wald verbunden zu sein, so Rueland Frueauf d. J.

(um 1440–1507) in Klosterneuburg an der Donau. Er stellt den Ausritt des hl. Leopold zur Sau-Hatz dar (um 1501).

Im frühen 16. Jahrhundert aber entsteht bei einigen Künstlern eine gewaltige Neigung zum Wald. Dazu gehört Grünewald (1470/80 - vor 1528) im Isenheimer Altar (1512; Kolmar) und zeitgleich vor allem Lukas Cranach d. Ä. (1472–1553) in vielen Bildern. In ihnen könnte man die Vorstellung eines Landes gewinnen, das von labyrinthischem Wald überzogen ist – dies ist aber angesichts der tatsächlichen Entwaldung nur ein Teil der Realität, die aus eher poetisch-dramatischen Gründen in den Blick genommen wird.

Donau-Schule. Die Kunstgeschichte hat die Maler des Waldes als »Donau-Schule« bezeichnet. Der bekannteste ist Albrecht Altdorfer (um 1480–1538). Er malt um 1510 geradezu Welt-Landschaften – weite Übersichten – in Kontrast zu tiefem und wildem Wald, in dem die Figuren oft klein und verloren erscheinen. Zu diesen Malern, von deren Verhältnissen wir wenig wissen, gehören Hans Burgkmair (1473–1531), Hans Baldung gen. Grien (1484–1545), Jerg (Jörg) Rathgeb (um 1480–1526), der etwas jüngere Wolf Huber (1485–1553), Nikolaus Manuel genannt Deutsch (1484–1530), der Meister von Meßkirch (um 1530; Stuttgart).

Ähnlich wie gleichzeitig in Italien spielen sich viele gemalte Ereignisse im 16. Jahrhundert im Freien ab – aber in Deutschland wird der Wald eine Kulisse, die sehr häufig erscheint.[30]

Um 1600 ist es vor allem Adam Elsheimer (1578–1610), der uns häufig Wald zeigt.

Jagd-Bilder. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert wird der Wald meist gemalt, wenn darin gejagt wird. Dramatisch ist die Jagd auf Wild-Schweine. Ein Rudel Hunde verbeißt sich in ein Tier, das sich heftig wehrt.

Reise-Bilder. In der Heimat interessiert die Maler der eigene Wald wenig – aber auf Reisen: in Situationen, die als dramatisch empfunden werden. Dann entdeckt ein Maler im Wald eine Ruine. Oder er trifft auf eine Gruppe von Zigeunern. Besonders flämische Maler entfalten besondere Neugier für die Wildheit einer felsigen Wald-Landschaft, auch mit ihren umgestürzten Bäumen.

Natur-Forscher. Im 15. und 16. Jahrhundert gilt das Zeichnen als eine wissenschaftliche Aneignung der Welt: Viele Interessierte studieren mit großer Genauigkeit. Es entstehen Kräuter- und Pflanzen-Bücher, zum Beispiel der ›Hortus sanitatis‹ (1491 von Jakob Meydenbach).

Im 17. Jahrhundert gibt es in den Niederlanden einen engen Zusammenhang zwischen Botanik, Wissenschaft und Zeichnen. Am deutlichsten ist dies bei der Künstlerin und Natur-Forscherin Maria Sybilla Merian (1647–1717).[31]

In der Romantik suchen viele Maler dramatische Landschaften. Dies bieten am auffälligsten die Alpen. Dort malen um 1800/1820 Joseph Anton Koch (1768–1839), Caspar David Friedrich (1774–1840), Ferdinand Olivier (1785–1841), später um 1830/1860 Ferdinand Georg Waldmüller (1793–1865), Karl Blechen (1798–1840), Ludwig Richter (1803–1884) und Moritz von Schwind (1804–1871).

Wald als Schönheit. Heinrich von Salisch, einer der Begründer der »Waldschönheitslehre« hat um 1880 das Ziel, Wälder zu Orten des Kunst-Genusses zu machen – wie Museen. 1885 erscheint sein Buch mit dem Titel »Forstästhetik«.[32]

»Die Forstkunst ist ein Zweig der Landverschönerungskunst, deren Aufgabe es ist, die Erde zum schönen Wohnort der Menschheit auszubilden.«

Parallel dazu läuft eine breite Welle der Ästhetisierung in den Städten.

Die Wunder der Natur. Der Jugend-Stil bezieht aus der Welt der Pflanzen den Kern seiner Ästhetik.

Karl Bloßfeld (1865–1932) fotografiert in bis vierzigfacher Vergrößerung Natur-Formen, um zu zeigen, daß aus den Formen der Natur Kunstgeschichte gewachsen ist. 1928 erscheint sein Buch ›Urformen der Kunst‹.[33]

Happening. 1998 verpacken Christo und Claude im Basler Stadtteil Riehen um das Beyerle-Museum alle Bäume. Sie nennen dies »Magie der Bäume.«

Der Wald, in den einiges eingebettet wird

Kunst im Wald: Wald als Museum. Der niederländische Nationalpark De Hoge Veluwe bei Arnheim ist aus dem Kiefern-Wald des Heide-Gebietes entstanden.

In diesen Wald ist sehr viel Kunst eingebettet – zunächst in Form von Architekturen: Das Jagd-Haus St. Hubertus der Familie Kröller-Müller, von Hendrick Petrus Berlage (1856–1934), 1915 entworfen, einige weitere Architekturen, vor allem das Museum (1921, beendet 1954) von Henri van de Velde (1863–1957). Nach 1945 folgen vor allem plastische Objekte, darunter ein Pavillon von Gerrit Rietveld (1888–1964).

›WaldPark Schloß Karlsberg‹ nahe Homburg (Saarland). Er sollte 1777 als Residenz des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken glanzvoll ausgestattet werden. Aber schon 1793 wurde er von der Französischen Revolution zerstört. Dann wuchs der Wald darüber.

Karlsberg, landesweit das größte Flächen-Denkmal, soll von einer Stiftung nicht restauriert werden, sondern nach einem Master-Plan (2002) zu einer Erholungs-Landschaft gestaltet werden – »mit den Spannungselementen historischer Relikte … Als Instrumente dieser Gestaltungssynthese und visuell-emotionalen Aneignung dienen dem Betrachter unterschiedliche vorhandene und nach historischen Studien rekonstruierte Wege der Erschließung der Landschaftsniveaus im Wechsel mit Ausblicken auf die umgebenden Täler. Dem Spaziergänger erschließen sich die Abfolge von historischen Relikten, neu geschaffenen Waldrändern, urwüchsiger Wildheit eines vom ökonomischen Zwang befreiten Wild-Waldes sowie Dialoge von zeitgenössischer Kunst in der heutigen Waldlandschaft« (Lothar Wilhelm).[34]

Arroganz von Künstlern. »In letzter Zeit entdecken sogar manche Künstler (Guido Hager in der Schweiz, Mario Tercic in Österreich) die historischen Gärten und Parks als »Rohstoff« für ihre künstlerischen Auseinandersetzungen.«[35] Adressat ist der »eventhungrige Konsument«. Die »Vermarktung … [erscheint] als neue Weltreligion.«

»Effekthascherische Wertschätzung ist aber keine Achtung und auch kein Respekt, sondern eine Suche nach der kurzlebigen Begierde.«

Die »historische Diversität« wird meist nicht wirklich deutlich gemacht, sondern nur als Ausdruck der Beliebigkeit vorgeführt.

Aber: »Denkmalpflege ist in erster Linie Wissenschaft und keine Unterhaltungsindustrie.«

Interpretationen

Poetik. Zum Wald entsteht umfangreiche Poetik.

Die Klassiker Shakespeare, Schiller, Ibsen und Hebbel schicken ihre Helden gern in den Wald: Dort wird geräubert, gemordet, gestritten und geliebt. Elfen verlieben sich in Monster. Esel träumen von besseren Welten.

Friedrich Klopstock (1724–1803): »Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab in die Wälder sich ergießt …« Diese Ballade ›Sommernacht‹ wird 1774 vertont von Christoph Willibald Gluck (1714–1787). Joseph Eichendorff (1788–1857): »Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben.«

Früh gibt ein Dualismus formuliert. Eichendorff: »Abschied./Oh Täler weit, oh Höhen,/ Oh schöner, grüner Wald,/Du meiner Lust und Wehen/Andächt'ger Aufenthalt!/Da draußen, stets betrogen,/Saust die geschäftge Welt, Schlag noch einmal die Bogen/Um mich du grünes Zelt!

Nach der Romantik schwindet das Interesse an Wald und Bäumen zusehends – aber nicht ganz. Bei einigen Dichtern behalten Baum und Wald einen festen Platz: von Goethe, Hölderlin, Mörike, Rilke bis zu Hermann Hesse.

Adalbert Stifter (1805–1868) entwirft eindringliche Wald- und Natur-Schilderungen – um 1840/1846 die Novelle ›Hochwald‹. Er zog nach Wien und trauerte seiner böhmischen Heimat nach. Sein Wald wird von seinem Biographen Wolfgang Matz als eine »Phantasmagorie eines Städters« interpretiert.[36]

Weitere Autoren, bei denen der Wald eine wichtige Rolle spielt: Theodor Fontane (1819–1889) und Peter Rosegger (1843–1918).

Stets interpretieren die Menschen, die über den Wald reden – im Alltag, in der Literatur und in den Künsten.

Oft drücken sie darin mehr von sich selbst aus als vom Objekt Wald.

Heine (1797–1856): »Der Mensch braucht nur seine Gedanken auszusprechen, und es gestaltet sich die Welt, es wird Licht oder es wird Finsternis, die Wasser sondern sich vom Festland, oder gar wilde Bestien kommen zum Vorschein. Die Welt ist die Signatur des Wortes.«

Eduard Mörike (1804–1875) schreibt in der Novelle ›Mozart auf der Reise nach Prag‹: Mozart stieg in einer Reise-Pause aus dem Kutschwagen in einen Wald. »›Gott, welche Herrlichkeit!‹ rief er, an den hohen Stämmen hinaufblickend, aus: ›Man ist als wie in einer Kirche. Mir deucht, ich war niemals in einem Wald, und besinne mich jetzt erst, was es doch heißt, ein ganzes Volk von Bäumen beieinander! Keine Menschenhand hat sie gepflanzt, sind alle selbst gekommen und stehen so, nur eben weil es lustig ist, beisammen wohnen und wirtschaften. Siehst du, mit jungen Jahren fuhr ich doch in halb Europa hin und her, habe die Alpen gesehn und das Meer, das Größeste und Schönste, was erschaffen ist: jetzt steht von ungefähr der Gimpel in einem ordinären Tannenwald an der böhmischen Grenze, verwundert und entzückt, daß solches Wesen irgend existiert, nicht etwa nur so *una finzione di poeti* ist, wie ihre Nymphen, Faune und dergleichen mehr, auch kein Komödienwald, nein aus dem Erdboden herausgewachsen, von Feuchtigkeit und Wärmelicht der Sonne großgezogen!‹«[37]

Im 20. Jahrhundert ist es vor allem Hermann Hesse (1877–1962), der eine »beseelte« Beziehung zu Bäumen beschreibt. »Bäume sind Heiligtümer. Wer mit ihnen zu sprechen, wer ihnen zuzuhören weiß, der erfährt die Wahrheit. Sie predigen nicht Lehren und Rezepte, sie predigen, um das Einzelne unbekümmert, das Urgesetz des Lebens.

Ein Baum spricht: In mir ist ein Kern, ein Funke, ein Gedanke verborgen, ich bin Leben vom ewigen Leben. Einmalig ist der Versuch und Wurf, den die ewige Mutter mit mir gewagt hat, einmalig ist meine Gestalt und das Geäder meiner Haut, einmalig das kleinste Blätterspiel meines Wipfels und die kleinste Narbe meiner Rinde. Mein Amt ist, im ausgeprägten Einmaligen das Ewige zu gestalten und zu zeigen.

Ein Baum spricht: Meine Kraft ist das Vertrauen. Ich weiß nichts von meinen Vätern, ich weiß nichts von den tausend Kindern, die in jedem Jahr aus mir entstehen. Ich lebe das Geheimnis meines Samens zu Ende, nichts andres is meine Sorge. Ich vertraue, daß Gott in mir ist. Ich vertraue, daß meine Aufgabe heilig ist. Aus diesem Vertrauen lebe ich.«[38]

Viele Menschen sprechen vom Wald als reiner Natur. Das ist Wunsch-Denken. In Deutschland sind 30 Prozent der Fläche vom Wald bedeckt: Nichts hat irgendeine Ähnlichkeit mit dem ursprünglichen Wald (Primär-Wald). Auch alle Formen der Wildnis im Wald sind später entstanden (sekundäre Biotope).

Wir erleben das »Schlachthaus-Paradox« (Michael Suda): Das Fleisch auf dem Teller und das Rind auf der Weide werden wahrgenommen – ausgeblendet sind jedoch Vorgänge im Schlachthaus. Das zeigt den Verlust an unmittelbarer Beziehung zum Nutzen.

Wald gilt jahrhundertelang als sehr wertvoll. 1869 bekommt Bismarck bei seiner Ernennung zum Fürsten ein Wald-Gebiet geschenkt: Friedrichsruh. Der Wert des Waldes drückt sich auch noch in absurden Handlungen aus. Hitler wollte Juden verbieten, den Wald zu betreten. Und Hermann Göring protzte mit dem Titel Reichsjägermeister.

Aber: der Wald hat keine Schuld an Deutungen und Projektionen.

Natur und Technik. Roland Bechmann (1984): »… das Rad kam ohne Zweifel aus dem Wald: es ist der Baum, der, in konzentrischen Ringen wachsend, die Kreisform in die Natur einführte, die sich der Mensch dann in so großem Umfang zunutze machte, als er die Eigenschaften des Kreismittelpunkts entdeckt und die Achse mit dem Rad verbunden hatte.«[39]

›Stadtverwaldung‹. Joseph Beuys (1921–1986) beschreibt 1982 in der documenta in Kassel sein Projekt ›7.000 Eichen‹ als lebendiges Denkmal. »Die beiden von ihm eingesetzten Materialien, Basaltsäule und Baum, sollten als natürliche Elemente ein ›Stadtverwaldung‹ entstehen lassen.

Der Titel des Bandes, in dem die Mitschrift der Diskussion publiziert wurde, lehnt sich an die berühmte Zeile aus Bertolt Brechts Gedicht ›An die Nachgeborenen‹ von 1939 an. (›Was sind das für Zeiten,/wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt! ‹) In den umweltbewegten 1980er Jahren polte Beuys die Brechtsche Wertung eines ›Gesprächs‹ über Bäume um und vertrat die Überzeugung, daß die natürlichen Material als eigene transformatorische Potentiale gesellschaftsumwälzende Kraft besitze.« (Monika Wagner)[40]

Eine Spaziergangs-Philosophie entwickelt der Schweizer Lucius Burckhardt (1925–2003), Professor in Kassel. Sie ist ein fruchtbares Programm unorthodoxer, induktiver Erfahrung des persönlichen Erlebens.

Die Poesie des Waldes von Goethe bis Erich Fried. Gefunden. Ich ging im Walde/So für mich hin,/Und nichts zu suchen,/Das war mein Sinn.//Im Schatten sah ich/Ein Blümlein stehn,/Wie Sterne leuchtend,/Wie Äuglein schön.//Ich wollt es brechen,/Da sagt es fein:/Soll ich zum Welken/Gebrochen sein?//Ich grub's mit allen/Den Würzlein aus,/Zum Garten trug ich's,/Am hübschen Haus.//Und pflanzt es wieder/Am stillen Ort;/Nun zweigt es immer/Und blüht so fort. (Johann Wolfgang von Goethe; 1749–1832)

Ein Gleiches./Über allen Gipfeln/Ist Ruh,/In allen Wipfeln/Spürest du/Kaum einen Hauch;/Die Vögelein schweigen im Walde./Warte nur, balde/Ruhest du auch. (Johann Wolfgang von Goethe)

Herbsttag./Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß./Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren. Und auf den/Fluren laß die Winde los.//Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;/gib ihnen noch zwei südlichere Tage,/dränge sie zur Vollendung hin und jage/die letzte Süße in den schweren Wein.//Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr./Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,/wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben/und wird in den Alleen hin und her/unruhig wandern, wenn die Blätter treiben. (Rainer Maria Rilke; 1875–1926)

Nebelland./Im Winter ist meine Geliebte/unter den Tieren des Waldes./Daß ich vor Morgen zurück muß,/weiß die Füchsin und lacht./Wie die Wolken erzittern! Und mir/auf den Schneekragen fällt/eine Lage von brüchigem Eis.//Im Winter ist meine Geliebte/ein Baum unter Bäumen und lädt/die glückverlassenen Krähen/ein in ihr schönes Geäst. Sie weiß,/daß der Wind, wenn es dämmert,/ihr starres, mit Reif besetztes/Abendkleid hebt und mich heimjagt. (Ingeborg Bachmann; 1926–1973)

Kischgarten im Schnee.//was einst baum war, stock, hecke, zaun:/untergehn in der leeren schneeluft/diese winzigen spuren von tusche/wie ein wort auf der seite riesigem weiß:/weiß zeichnet dies geringfügig schöne geäst/in den weißen himmel sich, zartfingrig,/fast ohne andenken, fast nur noch frost,/kaum mehr zeitheimisch, kaum noch/oben und unten, unsichtig/die linie zwischen himmel und hügel,/sehr wenig weiß im weißen:/fast nichts – (Hans Magnus Enzensberger; 1929)

Gestutzte Eiche./Wie haben sie dich, Baum, verschnitten,/Wie stehst du fremd und sonderbar!/Wie hast du hundertmal gelitten,/Bis nichts in dir als Trotz und Wille war!/Ich bin wie du, mit dem verschnittnen,/Gequälten Leben brach ich nicht/Und tauche täglich aus durchlittnen/Roheiten neu die Stirn ins Licht./Was in mir zart und weich gewesen,/Hat mir die Welt zu Tod gehöhnt,/Doch unzerstörbar ist mein Wesen,/Ich bin zufrieden, bin versöhnt,/Geduldig neue Blätter treib ich/Aus Ästen hundertmal zerschellt,/Und allem Weh zu Trotze bleib ich/Verliebt in die verrückte Welt. (Hermann Hesse)

Gespräch über Bäume./Seit der Gärtner die Zweige gestutzt hat/sind meine Äpfel größer/Aber die Blätter des Birnbaums/sind krank. Sie rollen sich ein./In Vietnam sind die Bäume entlaubt. (Erich Fried; 1921–1988)

Der dramatische mehrfache Wandel: Wald, Grün, Brache und Park im Industrie-Gebiet

Das Grün wird aufgefressen. Das Grün ist ein Grund-Problem jedes Industrie-Gebietes. Die Wirtschaft neigt in Selbstherrlichkeit dazu, das Grün aufzufressen.

Die frühe Industrie startete in einer Zeit, in der die Bevölkerung denken durfte: Es gibt genug Natur – sie ist unendlich.

Aber das änderte sich rasch in den Städten: Sie wuchsen rasend schnell. Wer Grund-Besitz und Geld hatte, spekulierte mit hoher Ausnutzung des Bodens. So schrumpften die Frei-Räume – auch in den Vorstädten, in denen die Arbeiter untergebracht wurden. Dort erhielten die meisten Menschen kleine und oft sehr schlechte Wohnungen.

In dieser grobianistischen Phase der Industrialisierung ging es auch hier ähnlich zu wie wir es in Geschichten aus Alaska hören: »Wer kann, nutzt und vernutzt aus, was immer ihm möglich ist; wer dazu nicht in der Lage ist, hat Pech gehabt oder keine Fähigkeit dazu«.

In ihrer grobianistischen Phase greift sich die Industrialisierung weitgehend unkontrolliert, was immer sie ausnutzen kann: die Ressourcen der Landschaft – mit Feld, Wald, Wiesen, Wasser und Luft.

Der Wald wird Brache: Heide. Die Heide zwischen Emscher und Lippe bei Flaesheim und Haltern ist die Folge einer frühen Umwelt-Zerstörung. Die Heide ist eine Brache. Wie alle Gebiete, in denen der Wald verschwand, entstand sie durch Menschen-Hand: durch Raub-Bau von Holz, vor allem für frühe Bergwerke.

Anschließend fraßen Schaf-Herden immerzu die neuen Triebe, so daß auf den Sand-Böden kein neuer Wald entstand.

In der Cranger Heide, die als Gemeinde-Wiese diente, ernährten sich Pferde, Kühe und Schweine zwischen Wacholder-Sträuchern.

In historischen Texten wird die Heide als prägendes Gebiet der Emscher-Zone beschrieben. Als öde, düster und unheimlich gilt das Terrain von Friedrichsfeld über Sterkrade, Osterfeld und – südlich der Emscher – die Lippern-Liricher Heide (heute Oberhausen) – mit weiten Kiefern-Wäldern. Bauern klagen über Wildpferde: Sie verwüsten die Felder.[1]

Die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) schreibt, es sei eine »trostlose Gegend. Unübersehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen ... Dann noch jede Meile eine Hütte.«

Umwandlung der Heide. In einer weiteren Phase der Industrialisierung wird selbst das Heide-Gebiet umgewandelt: Hier entstehen ausgebreitete Industrien und Stadt-Bereiche.

Dies geschieht so durchgreifend, daß nur noch Flur-Namen erhalten bleiben. Heute gibt es nur noch wenige Heide-Flächen (z.B. bei Haltern und bei Bottrop/Kirchhellen).

Zweimal umgewandelte Landschaft. Das Region sieht einst aus wie heute noch das Münsterland. Im Laufe von rund 100 Jahren pflügt die Industrie weite Bereiche dieser Landschaft unter.

Dazu gehört auch, daß eine große Anzahl Adels-Sitze, einst die Fokus-Punkte des ländlichen sozial-kulturellen Systems, abgerissen werden. Zum Beispiel in Gelsenkirchen Haus Goor in Schalke und Haus Leithe in Ückendorf.

Die IBA Emscher Park gibt 1989/1999 den Anstoß, diese Entwicklung der Region zum zweiten Mal umzudrehen – aber nicht zurück zum Ausgangs-Status, sondern nach vorn: Sie entwickelt eine neue Struktur: Darin wird die Industrie-Geschichte nicht negiert, sondern erhält eine neue Rolle. Stichworte dafür: »Industrie-Natur«, »Industrie-Wald«, »Emscher Landschaftspark«.

Frühe Brachen sind vor allem Gruben, in denen Ton, Sand, Steine, Kies und anderes abgebaut wurden. Lange Zeit gelten sie als »verlorene Erde«. Erst in den 1970er Jahren werden solche Brüche interessiert beobachtet und wert geschätzt – von Natur-Schützern und Ökologen. Denn Brachen sind oft Rückzugs-Gebiete für bedrohte Pflanzen- und Tier-Welt.

Fabriken haben meist nur ein kurzes Leben. Schon im 19. Jahrhundert hatten die Industrien keine lange Dauer – sie erfahren größte Veränderungen: Technologie, Transport, Konjunkturen u.a. Wenn sie aufgaben, entstanden kleine und größere Brachen.

Solche Brachen nutzte die Stadt Oberhausen seit 1906 und in den 1920er Jahren, um Parks sowie öffentliche Gebäude zu bauen. Sie verstand es immer wieder, aus den Katastrophen der Industrie etwas Positives für die Stadt-Entwicklung zu ziehen.[3]

Dies stellte im Jahr 2004 die Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen sehr deutlich vor Augen: in einer Ausstellung und in einem Buch. Das Konzept »Park-Stadt Oberhausen« überraschte das Publikum: Die Tatsachen sind in der Lage, ein verbreitetes Vorurteil vom Industrie-Bereich zu widerlegen.

Stadt-Parks. Als Korrektiv gegen die hemmungslose Bau-Spekulation in den Städten, in denen das Wachstum explodiert, entsteht kurz 1900 eine Bewegung für Park-Anlagen: Stadt-Parks und »Schmuck-Plätze«. Ein Bürgertum, das langsam Ansprüche zu stellen beginnt, greift sich die Idee des adligen Parks und macht daraus – in kleinerer Dimension – den bürgerlichen Park: den Volks-Park.

So erhält – zunächst vor allem unter dem Aspekt der Repräsentation – nahezu jede Gemeinde ihren Park.[3]

Alleen. Parallel dazu werden, aus einer sehr alten Tradition und mit dem Blick nach Frankreich, viele Straßen mit Bäumen versehen, zuerst für wohlhabende Bürger. So entstehen viele Netze von Alleen.

Park-Stadt. In Oberhausen wird 50 Jahre lang am Konzept »Parkstadt« gearbeitet – vor allem unter dem Aspekt der Kompensation gegen die Luft-Vergiftung. Es ist ein Beispiel für eine kontinuierlich betriebene und nachhaltige Planung.[4] Ständig in finanzieller Not-Lage arbeitet sich vor allem mit dem einfachen, aber wirkungsvollen Mittel: mit Bäumen.

Rettungs-Versuch: Gartenstadt-Bewegung. Dem brachialen Zynismus eines kurzatmigen Wirtschaftens treten am Ende des 19. Jahrhunderts einige Reformer entgegen. Ihr Stichwort heißt: Garten-Stadt.

Diese Bewegung kommt aus England. Wichtige Städtebauer und Architekten im Ruhrgebiet werden Mitglieder der deutschen Vereinigung ›Gartenstadt‹.[5]

Im Ruhrgebiet fällt die Idee teilweise auf sehr fruchtbaren Boden. Denn der größte Teil des Arbeiter-Siedlungs-Baues, den große Firmen vor allem im dünn besiedelten Emscher-Gebiet zum Aufbau ihrer Werke betreiben müssen, hat seit 1846 (Eisenheim) eine strukturelle Ähnlichkeit mit der Vorstellung von einer Garten-Stadt.[6] Darin geschieht der Übergang von Menschen aus einer agro-pastoralen Struktur zu einer Industrie-Gesellschaft in ganz anderer Weise als in den Miethaus-Viertel der Suburbanisierung. Zwischen 1895 und 1910 entsteht eine Fülle von Garten-Siedlungen, die hohe Wertschätzung erhalten.[7]

Komplexe Siedlungen. Vorreiter für die Infrastrukturen, zu denen der Grün-Raum einschließlich Wald gehört, sind Alfred Krupp (1812–1887) und sein Sohn Friedrich Alfred Krupp (1854–1902) mit dem Krupp-Baubüro in Essen. Im Gegensatz zu nahezu sämtlichen Stadt-Planungen entfaltet sein Bau-Chef Robert Schmohl (1855–1944) eine große Komplexität: Sie manifestiert sich in vorzüglichen städtebaulichen Ensembles. In Essen: »Altenhof« (ab 1892), »Alfredshof« (ab 1894), »Friedrichshof« (ab 1899). In Rheinhausen (Duisburg): »Margarethenhof« (ab 1903). In Bochum-Hordel: »Dahlhauser Heide« (ab 1907). Dieses Büro ist die Keim-Zelle moderner Stadt-Planung mit komplexen und menschlich orientierten Vorstellungen.

Nach 1906 plant Georg Metzendorf (1874–1934) die größte und qualitätvollste Anlage – eine komplette kleine Stadt: Margarethenhöhe in Essen.[8]

Am Anfang des Jahrhunderts werden weitere umfangreiche Gartenstadt-Bereiche angelegt. In Kamp-Lintfort wird eine gesamte neue Bergbau-Stadt in dieser Weise angelegt. In Buer (Gelsenkirchen) breitet sich ein großer Wohn-Bereich im Stadtteil Hassel weit aus.[9]

In der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft (DGG) unter Hans Kampffmeyer (1876–1932) »… gaben die Vertreter des 1907 gegründeten Deutschen Werkbundes … wie Georg Metzendorf (1874–1934), Hermann Muthesius (1861–1927), Richard Riemerschmid (1868–1957) und Heinrich Tessenow (1875–1950) … den Ton an und entwarfen die ersten großen Reformsiedlungen Deutschlands: Dresden-Hellerau als Werkssiedlung auf genossenschaftlicher Basis, Essen-Margarethenhöhe als eine Stiftung für allgemeine Wohnungsfürsorge und Hattingen-Hüttenau als unabhängige Genossenschaftssiedlung« (Rainer Metzendorf).

Karl Ernst Osthaus. In diesem komplexen historischen Kontext regt am Anfang der 20. Jahrhunderts einer der Gründer-Väter des Deutschen Werkbundes, Karl Ernst Osthaus (Hagen), an, das Ruhrgebiet nicht mehr als wildes Gebiet vor sich hin laufen zu lassen, sondern vernünftig *und* kulturell zu planen.[10] Dazu gehören auch die Frei-Räume d.h. das Grün.

Robert Schmidt. Der Bau-Beigeordnete Robert Schmidt (1869–1934) in Essen entwirft in seiner Tätigkeit in der Stadt Essen (1901/1920), unter dem Oberbürgermeister Ernst Zweigert, und als Verbandsdirektor des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk (1920/1932) eine umfassende Grünpolitik – als Versuch einer Balance der Interessen der Bevölkerung und der expandierenden Industrie.[11]

Seine Initiative und die Wohnungs-Not, vor allem nach dem Ersten Welt-Krieg, führen dazu, daß 1920 der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk gegründet wird.

Grün-Züge. Planerisch geht es in den folgenden rund 80 Jahren lang nur noch um Verteidigung gegen eine rücksichtslose und mit aller erlaubten und auch unerlaubten Mitteln arbeitende Ökonomie. Der Siedlungsverband setzt sich dafür ein, wenigstens fünf Grün-Züge in Süd-Nord-Richtung durch das Industrie-Gebiet frei von Bebauung zu halten. Dies wird planerisch festgelegt.

Wird es eingehalten? – Immerzu wird daran genagt. Seit den 1970er Jahren verteidigen Bürgerinitiativen dieses Grün, z.B. gegen die geplante Autobahn des »Ostfriesen-Spießes«.

Aber selbst in der SVR-Planung ist vom Wald keine Rede mehr.

Wer in den Wald gehen will, findet einige eher zufällig stehen gebliebene Reste. Er muß ins Sauerland oder ins Bergische Land oder in die Hohe Mark fahren, die von Wandervereinen für die Freizeit nutzbar gemacht werden.

Große Land-Zerstörung. Im Wirtschafts-Wunder der 1950/1960er Jahre werden die Frei-Flächen, wo immer sie angefragt sind, hemmungslos zugebaut. In dieser Phase verbrauchen Industrie und Wohnungs-Bau mehr Flächen denn je. Jetzt erst werden die Felder, die einst zwischen den Städten lagen, so zugesiedelt, daß man die Grenzen von einer Stadt zur anderen nicht mehr ausmachen kann (Martin Einsele).

Bezeichnend ist die Sprache: Grün und Wald werden planerisch und juristisch zur »Restfläche« deklariert und dadurch zynisch zu Nichtigkeiten degradiert.

In den 1960er Jahren ist das Bewußtsein für Natur im Industrie-Gebiet so weit herunter gekommen, daß man sie aufgegeben hat. Ihre Verteidiger sind schwach und finden nirgendwo Gehör. Die abwinkende Hand-Bewegung bei Politik und Verwaltung ist zum Standard geworden, wenn Stichworte wie Natur, Wald, Bäume fallen. Der ADAC läßt die Straßen-Ränder »säubern«: von Bäumen, »die Autofahrer gefährden.« Die Behauptung wird mit dem »Ernst der Sorge um das Leben« vorgetragen – tatsächlich ist sie kabarettistisch.

Gegen die »Große Landzerstörung« protestiert 1960 in Marl eine Konferenz des Deutschen Werkbunds, unter anderem mit dem Landschafts-Planer Prof. Walter Rossow.[12]

Freizeit-Parks. Im Bewußtsein, daß Natur im Industrie-Gebiet keine Rolle mehr spielt, legt der Kommunalverband Ruhr (KVR, eine neue Bezeichnung des Siedlungsverbandes)

fünf Freizeit-Parks an. Sie sollen in Kleinformat ersetzen, was es im Ganzen nicht mehr gibt.

Darin spielt die Freizeit eine größere Rolle als die Natur, zu der zum Teil auch Wald gehört (Mattlerbusch in Duisburg, Vondern in Oberhausen, Gysenberg in Herne).

Diese Freizeit-Parks stehen mit einem Spagat auf der Schwelle zwischen mehreren Vorstellungen: Nach rückwärts in der Tradition einer einfachen Frei-Zeit, die mit wenigem zufrieden ist. Im Zeit-Geist: eine Technokratie der Frei-Zeit, für die ein umfangreicher Wirtschafts-Zweig Requisiten liefert. Als Zukunfts-Perspektive in zaghaftem Kontakt mit einer Subkultur, vorwiegend von jungen Intellektuellen, im Umfeld von 1968.[13]

Die fünf Revier-Parks des KVR: Mattlerbusch (1974) um den Mattler-Hof in Duisburg-Hamborn/Oberhausen-Holten. Vonderort (1971) in Oberhausen/Bottrop. Nienhausen (1969) in Gelsenkirchen/Essen. Gysenberg (1967/1970) in Herne, im Stadtwald, mit Tier-Park (1957). Wischlingen (1974) in Dortmund.

Bürger-Bewegungen. Das Bewußtsein für Natur und für Wald entsteht erst wieder in den 1970er Jahren – in der Dekade der großen Bürger-Bewegungen. Sie setzen sich für brisante Inhalte furchtlos ein: mit neuen Darstellungs- und Diskussion-Formen. Der Arzt Dr. Horst Pomp (Essen) gründet 1971 die erste Umwelt-Initiative im Ruhrgebiet.

Eine weitere wichtige Rolle spielen die rund 50 Bürgerinitiativen, die dafür kämpfen, daß ihre Arbeiter-Siedlungen erhalten bleiben. In diesem Kampf spielen die Gärten, d.h. das Grün, eine große Rolle.[14]

Eine Partei für die Ökologie. 1978 entsteht eine Partei, die den semantisch bezeichnenden Namen »Die Grünen« erhält. Sie wird zum erheblichen Teil gegründet von Jungsozialisten, die in der Sozialdemokratie lange Zeit geprügelt wurden und »gegen Beton-Köpfe« liefen.

Der Gedanke, daß es auch noch Natur gibt, breitet sich in den 1980er Jahren quer durch die Gesellschaft und alle Parteien aus – wenig oder mehr. Meist nur, wenn es nichts kostet.

Der Sturz der Giganten. Innerhalb von 30 Jahren, von 1965 bis 1995, fällt im Ruhrgebiet ein erheblicher Teil der Montan-Industrie zusammen. Das lange Zeit Unvorstellbare geschieht: Riesige Werke schließen. Die Produktions-Stätten werden – ohne irgendeine andere Überlegung – abgerissen. Dies geschieht langsam oder ganz rasch – je nach der konjunkturellen Höhe des Schrott-Preises. So schafft der Zusammenbruch der Montan-Industrie riesige Brach-Flächen.

Ebenso verfällt die Struktur des Güter-Transports der Staatlichen Eisenbahn und der Werks-Eisenbahnen. Auch hier entstehen weite Brachen.

Die Ausdehnung der Brach-Flächen. Der KVR schätzt, daß es um 1985 im Ruhrgebiet 6.000 ha Industrie-Brachen gibt. Das sind mehr als 25 Prozent der Gesamt-Gewerbe-Fläche. Rund 200 Flächen stammen aus der Montan-Industrie. Dazu gehören 230 alte Halden mit insgesamt 2.500 ha.

Die Natur greift sich diese Gelände – sie überwuchert sie – es entsteht neuer und ganz untypischer Wald: Industrie-Natur und Industrie-Wald.

Am Anfang der 1990er Jahre schaffen Wissenschaftler einen besonderen Zweig der Ökologie: die Stadt-Ökologie.[15] In diesem Kontext entwickelt sich der Begriff »urbane Forst-Wirtschaft«.

Die Zöpel-Ära 1980/1990. Auf Verlangen der herausfordernden Bürgerinitiativen in den Siedlungen schafft 1980 der NRW-Ministerpräsident Johannes Rau ein Städtebau-Ministerium. Sein neuer Minister, Dr. Christoph Zöpel, holt sich als Abteilungs-Leiter für den Städtebau Prof. Dr. Karl Ganser.

Geprägt von einer außerordentlich produktiven Entwicklung und Synthese von Städtebau und Ökologie kann man die 1980er Jahre als ›Zöpel-Ära‹ bezeichnen.

In dieser Zeit wird eine Landtags-Abgeordnete der Grünen zum Minister für Umwelt ernannt: Bärbel Höhn. Sie kommt aus der Bürgerinitiativen-Bewegung in Oberhausen.

IBA Emscher Park. Zöpel und Ganser, das einfallsreichste Zwillings-Gespann in sub-

stantieller Politik, satteln 1989 auf die Tätigkeit des innovativen Ministeriums eine Ebene auf: Sie gründen die weitreichendste Struktur-Entwicklungsmaßnahme, die es bis dahin gab – die Internationale Bauausstellung Emscher Park (IBA). Sie umfaßt ein Gebiet von 70 km Länge – mit 120 Projekten.

Die IBA versteht sich als »Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete«. Schwerpunkte sind der Wiederaufbau der Landschaft durch den Emscher Landschaftspark, die ökologische Verbesserung des Systems der Emscher und das ›Arbeiten im Park‹.

»Auf einer Mauer an meiner Schule stand: ›Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen und haben sich – eh man's bedenkt – gefunden.‹ Jetzt weiß ich, was das (ein Goethe-Zitat) bedeutete.«

(Kirsten Büscher,
aus dem Gäste-Buch von Rhein-Elbe)

Struktur-Entwicklung: Zehn Jahre Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park (1989–1999)

Altindustrielle Regionen. Im ständigen Wandlungs-Prozeß der Industrialisierung gehört die Krise zu ihrer Struktur. Wo ganze Industrie-Gebiete Monostrukturen besaßen, d.h. in Abhängigkeit von einer oder von nur wenigen Branchen lebten, führte deren Krise zu Katastrophen.

Das wird in Belgien an alten Industrie-Gebieten in der Bergbau-Region der Borinage und in der Stahl-Region um Lüttich sichtbar, in Frankreich im Kohle-Becken des Nordens und in der Stahl-Region von Lothringen, in England und Wales in mehreren Bergbau-Gebieten sowie in der USA in der Stahl-Region um Cleveland.

Keine dieser Regionen vermochte sich je aus dem Würge-Griff der Depression befreien. Sie blieben bis heute »depressed areas«.

Ruhr-Krise. In Wellen ist das Gebiet von Anfang an in der Krise. Dies kann exemplarisch die Gelsenkirchener Bergbau AG (GBAG) deutlich machen, deren Keim-Zelle Rhein-Elbe ist. Die Nachkriegs-Zeit mit ihrem scheinbar langen Aufstieg verfestigte ein völlig falsches Bild in den Köpfen: daß es immerzu aufwärts geht. Es entstand der »Wachstums-Fetisch« – er wird bis heute unbefragt aufrecht erhalten.

In den 1960er Jahren konnte die Kohle- und Stahl-Krise im südlichen Ruhrgebiet, in der Hellweg-Zone, durch die allgemeine Hochkonjunktur aufgefangen werden. Die zweite Phase der Krise trat in den 1980er Jahren besonders kraß im nördlichen Ruhrgebiet, an der Emscher, zu Tage.

Dieser rund 70 km lange und rund 20 km breite Bereich ist trotz vorübergehender Prosperität in den 1970er und 1980er Jahren mit einer Fülle von Problemen beladen. In den »Metropolen« (Essen, Bochum und Dortmund) an der südlichen Hellweg-Achse wird er von vielen Politikern und Verwaltern als »Hinterhof des Ruhrgebietes« abgeschrieben.

Hinterhof. Insgeheim wies man ihm seit langer Zeit die Funktion einer Müll-Schiene zu. Tatsächlich wurde dem nördlichen Fluß, der Emscher, schon seit 1900, um die Ruhr als Trinkwasser-Fluß zu etablieren, die Aufgabe einer Abwasser-Leitung zugeteilt. So entstand seit 1904 die größte Kloake auf dem Globus.

Weiterhin wuchsen längs dieser Cloaca maxima aus den Abfällen der Großzechen gigantische Berge-Halden. Vom Kommunalverband Ruhr ausgezeichnet begrünt, wuchsen jedoch neben ihnen – kontraproduktiv – riesige Abfall-Deponien. Sie gerieten – neben den verbreiteten meilenweiten Altlasten in den Böden – mit Gas-Migrationen u.a. zu Problem-Trägern. In der euphemistischen Typologie, die schlimme Zustände positiv darstellt, wurde das Emscher-Gebiet eine Art »Entsorgungs-Park.«

Eines der Probleme der Region ist die Hinterlassenschaften der gestorbenen Großindustrien. Was bedeutet die Tatsache, daß Städte, die durch den Bergbau entstanden sind und durch ihn aber nur kurze Zeit prosperierten, keine Bergbau-Städte mehr sind?

Wie sieht der unaufgearbeitete Nachlaß aus? In Gelsenkirchen finden wir auf 8 Prozent des Stadt-Gebietes Riesen-Areale mit Altlasten. Hinzu kommen Berg-Senkungen, Entwässerungs-Probleme, Gewerbe-, Industrie- und Verkehrs-Brachen.

Die Chance der Katastrophe. Im mediterranen Bereich sind ganze Kulturen untergegangen. Syracus war in der Antike eine Millionenstadt – und was ist dieses Terrain jetzt: eine Wüste. Eine felsige Ebene, die spannend aussieht. – Warum ging Goethe nach Syracus? Weil er einen Wert ahnte.

Im Ruhrgebiet haben wir im Grunde etwas Ähnliches, was sich im mediterranen Bereich in Jahrtausenden abgespielt hat.

Man kann auch aus Katastrophen etwas Gutes ziehen: Eine Krise als Chance lesen.

Planungs-Gesellschaft. Zur Koordination der Struktur-Entwicklung in diesem Gebiet gründen 1988 der NRW-Städtebauministers Dr. Christoph Zöpel und sein Vordenker Prof. Dr. Karl Ganser, ein hochkarätiger Geograph und Planer, die ›Planungsgesellschaft IBA Emscher Park GmbH‹.[1]

Das IBA-Gebiet breitet sich auf 800 km² Fläche aus – beiderseits von Emscher und Rhein-Herne-Kanal. In diesem Gebiet liegen 17 Städten und zwei Kreise – mit rund zwei Millionen Menschen.

Die IBA Emscherpark wird symbolisch im wichtigsten Architektur-Dokument der reform-orientierten Moderne eröffnet: im Theater Gelsenkirchen (Werner Ruhnau 1956/1959).

Arbeits-Sitz: Rhein-Elbe. Ihren Sitz nimmt die IBA in Rhein-Elbe.

Die Stadt begreift nicht, daß sie damit so etwas wie eine »heimliche Hauptstadt des Ruhrgebietes« wird.

Die Arbeits-Stätte der IBA ist die Trafo-Zentrale, die von Heinrich Böll/Hans Krabel umgebaut wurde (Leithestraße 35). Darin arbeitet ein Stab von 36 Mitarbeitern.

Seitlich wird die frühere Telefon-Zentrale zu einem Gäste-Haus umgebaut. Nebenan findet 1994 die Zwischen-Präsentation der IBA mit einer zentralen Ausstellung statt: in der ehemaligen Maschinen-Halle (um 1905, Halle um 1930).

Geschäftsführer der IBA wird Karl Ganser. Zu den Beratern gehört u.a. Hardt-Walther Hämer, Chef der Vorgänger-IBA in Berlin.

Orientierung. Die IBA nimmt den Kampf auf gegen unkontrollierte Modernität. Sie stellt Fragen nach den Kosten – von Rücksichtslosigkeit auf soziale Belange, von der Ausbeutung der Umwelt, von der unkontrollierten Umsetzung technischer Erfindungen. Sie befreit aus einem Amalgam von Jahrhundert-Irrtümern.

»Die IBA Emscher Park hat zehn Jahre lang bei jedem einzelnen Projekt darum gerungen, ökologische Prinzipien nicht länger zu verletzen und der schönen Gestalt wieder zu Ansehen zu verhelfen« (Karl Ganser).

Ziele. Die ›Strategien für Kreuzberg‹ in den 1980er Jahren, geleitet von Hardt-Walther Hämer, werden zum erstenmal genutzt, um gesellschaftliche Defizite in einer ganzen Region aufzuarbeiten.

Die IBA soll »konzeptionell/praktisch/politisch/finanziell/organisatorisch /dem ökologischen/wirtschaftlichen/sozialen Umbau des Emscher-Raumes/zukunftsweisende Impulse geben.«

Nach einer langen Phase des simplen Reagierens mit Abriß und Neubau werden nun differenzierte Reaktions-Weisen erarbeitet: Umnutzung und Flexibilisierung, Erhalten und Entwickeln – also Strategien der Modernisierung und des innovativen Struktur-Wandels. Mit untereinander verbundenen wirtschaftlichen, ökologischen und sozialen Innovationen.

Für die Neugestaltung der Landschaft nach dem Ende der Schwerindustrie genügt kein sektorales Wirtschafts-Programm, sondern es ist ein integriertes Entwicklungs-Programm nötig. Dazu gehört das Vertrauen »in das vorhandene Potential an Klein-Kultur, das sich mit verbesserten Start-Chancen entfalten soll«. Hinzu kommt der internationale Erfahrungs-Austausch (Telford, Docklands, Polen, Belgien, Frankreich).

Strategie. »Die IBA Emscher-Park muß erstmal eine Denk-Schule sein«, sagt Karl Ganser.

Karl Ganser: »Ich war und bin ein Fremder im Ruhrgebiet. Nur durch den Blick von außen, unbeeinflußt von Klüngel und Filz, konnte die IBA ein Erfolg werden.«

Struktur-Wandel ist kultureller Wandel.

Neue Arbeits-Plätze gibt es nur, wenn das Umfeld stimmt. Wenn Ökonomie und Ökologie in Einklang gebracht werden. Wenn Natur, Architektur, Kunst und Theater ihren Platz bekommen.

»Und-Und-Planung« bedeutet: Altes erhalten und mit Neuem verbinden. Weiterhin geht es darum, nicht nur die Flächen zu sichern, sondern auch die Idee. Die Qualität soll auf verschiedenen Ebenen verbessert werden.

Quer-Denker treffen sich. Stichworte (mitgeschrieben in einer Planungs-Sitzung) – Karl Ganser: »Sachverständige sind dazu da, Außendruck zu organisieren. Das System bringt es

nicht … Einen kreativen Prozeß organisieren … Mit Moderatoren, die nichts zu verteidigen haben … Der Ort ist das Thema … Themen suchen und klären. Ein Gremium, das an Inhalten arbeitet … Kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem Inhalt … Keine Akquisiteure … Ich sag erstmal Garten-Gestaltung und noch nicht Kunst … Karl Kleineberg, Markscheider auf der Zeche Hugo, hat die Sache [Berge-Halden als Landschafts-Bauwerke] gedreht, – das könnte man mit Geld nicht bezahlen.«

Der Emscher Landschafts Park

Um Landschaft zu retten, wurde 1920 der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk gegründet. Er legte regionale Grün-Züge fest. Die Brachen an der Emscher, die die Industrie hinterließ, geben die Möglichkeit, sie mit einer Ost-West-Achse untereinander zu verbinden. So sind von den 800 qkm der IBA 320 qkm Landschafts-Planung.

KVR und IBA stellen nun als regionale Kompetenz die Klammer her: eine Leitplanung. Das Ressourcen-Denken der IBA knüpfte an das vorhandene Grün an. Weiterhin nutzt es sowohl die Brachen, die durch De-Industrialisierung entstanden, als auch das Netz der historischen Garten-Städte. Dies führt in einem weiteren Schritt zu Modellen für eine ökologische Kultur der Arbeit: ›Arbeiten im Park‹.

Eine wichtige Rolle spielte die Gestaltung der vielen künstlich entstandenen Berge – der Zechen-Halden (1970: über 200).

600 Jahre Rück-Blick. 1309 wird vom ›prato‹ in Siena gesagt, er diene »zum Erfreuen und Vergnügen der Bürger und der Touristen« (*a deletto et gaudio de li cittadini et de'forestieri*).

In Nürnberg übergibt 1434 der Rat die Hallerwiesen der Bevölkerung: Die Bürger können sich dort »tummeln und lustieren«.[2]

Die Pracht-Gärten vieler Jahrhunderte kommen nur wenigen zugute. Was bedeutet es dann, wenn ein Garten für das Volk offensteht? Die absolutistischen Könige öffnen sie zu Festen – als ein entgegenkommendes Geschenk. 1776 macht der Kurfürst in Düsseldorf den alten Hofgarten für die Düsseldorfer zugänglich – und verschafft ihnen damit »einen angenehmen Spaziergang«. 1770 wird der Tiergarten in Berlin geöffnet.

1718 steht die Park-Anlage des Schlosses Versailles »Tag und Nacht offen und können hier ohne Unterschied alle Menschen arm und reich jung und alt vornehm und gering hereingehen und sich divertieren« (Reiseführer 1718).

Kurfürst Carl Theodor läßt in München den Englischen Garten schaffen – mit Blick auf die Französische Revolution: um »zum traulichen und geselligen Umgang und Annäherung aller Stände [zu] dienen, die sich hier im Schoße der Natur begegnen.«[3]

Der dänische Garten-Theoretiker Christian C. L. Hirschfeld[4] propagiert 1779/1785 in seiner fundamentalen Theorie des Parks den ›Volksgarten‹ – für alle Stände. Er dient dem Vergnügen.

Vom bürgerlichen England kommt ein inspirierter Begriff der Natur. Den Verfechtern der Englischen Gärten gilt die Natur als Symbol der Freiheit. Die Natur läßt ungezwungen wachsen. Die Formen besitzen ihren eigenen Geist. Der Betrachter kann dies erfahren – und damit für sich analog empfinden: So arbeitet auch meine Subjektivität.

Der aufgeklärte Fürst Franz (1740–1817) von Sachsen-Anhalt entwickelt zusammen mit seinem Architekten Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff (1736–1800) und weiteren Mitarbeitern einen Gesellschafts-Entwurf: das Garten-Reich um Dessau und Wörlitz – ein Land der wirtschaftlichen Verbesserung, der Kultur und des Friedens.[5]

Die arkadischen Natur-Bilder werden nun als gebaute Realität erlebt.

»Der relativ unbearbeitete Forst [Wald] übernimmt den Part der Freiheit.« (Martin Warnke)[6]

Die Entfestung vieler Städte im 19. Jahrhundert wird auch als Symbol des Friedens gelesen. Nun wird das Land in neuem Licht gesehen. Das Land zeigt die Natur-Gewalten. Zugleich aber entsteht eine Versöhnung mit der Natur.

Daraus kann jedoch auch ihre Unterwerfung hervor gehen. Ein unbewußtes Motiv dafür: Sich an der Natur rächen. Denn: Die Natur erscheint als Armut, das Geschaffene macht reich.

Gegen-These in der Gegenwart: Rettung der Natur. Die Natur der Vernutzung entziehen. In der Natur eine psychische Freiheit gewinnen. Das Ganzheitliches in der Natur lernen.

Aus Grau mach Grün! Im Kern des IBA-Projektes steht eine Vorstellung, die der Stadtplaner von Oberhausen, Dr. Hans Otto Schulte, in den 1980er Jahren so formulierte: »Aus Grau mach Grün!«

Grau stand als Symbol-Farbe für die weiten Flächen, in denen die Industrie zusammengefallen war. Diese Terrains wurden dem Markt angeboten – in der Hoffnung, daß sich neue Industrien ansiedeln. Aber das blieb weithin Illusion.

Grün galt in diesen Jahren als Symbol-Farbe der Ökologie, weit über die neue Partei der ›Grünen‹ hinaus – und hatte eine jahrhundertealte Bedeutung als Verheißen von Hoffnung. Schulte entwickelt zusammen mit dem Niederländer Louis Le Roy und Werner Ruhnau eine Vision: aus Oberhausen eine Öko-Kathedrale zu machen. Die Realisierung kommt zwar nicht weit, aber der Impuls bedeutet eine Wende im üblichen Stadtplanungs-Denken.

Minister Christoph Zöpel und Karl Ganser sehen das Problem und die Notwendigkeit des Wandels ähnlich.

Der Park. Die IBA betreibt den Wandel: von der engen funktionalem Verbrauchs-Landschaft zur attraktiven komplexen Kultur-Landschaft.

Das ist ein Paradigmen-Wechsel in der Raum- und Landschafts-Planung: Das Gerüst der Region soll nicht mehr das dinglich Gebaute, sondern der Raum sein. 70 km Park – entlang der Emscher, von Hamm bis Duisburg. Eine verrückt erscheinende Idee.

Sie hat ein Vorläufer-Potential: Das Mosaik der Arbeiter-Siedlungen, die im Zusammenhang mit der Gartenstadt-Idee entstanden. Die Erhaltungs-Kämpfe um die Siedlungen in den 1970er Jahren. Und in den 1980er Jahren die »Öko-Kathedrale«.

Die Park-Idee wurzelt in einer genauen Analyse: Nie wieder werden die vielen Brachen solche Industrien aufnehmen. Daher ist der Park eine neue Sinngebung für die Kette dieser umfangreichen Flächen.

Ganz neu: Mit dem Park wird die Hoffnung verbunden, darin anspruchsvolle Gewerbe anzusiedeln, die sich ästhetisch ähnlich wie der Park gestalten.

Alt und Neu: Es ist billiger, bestehen zu lassen und neu zu interpretieren – stets mit einigen strategisch gemeinten Einsprengseln an Neuem. Das Konzept ist realistisch – und öffnet sich genau dadurch einer komplexen Phantasie.

Zentrale Ideen:

- Eine durchgehenden Ost-West-Verbindung schaffen – das neue Emscher-Tal.
- Verdoppelung der naturschutzwürdigen Potentiale im Emscher Landschafts Park.
- Vermehrung des Waldes in der waldarmen Region.
- Umstellung der Land-Bewirtschaftung auf eine ökologisch verträgliche Wirtschafts-Weise.
- Erschließung durch Wander- und Radfahr-Wege.
- Gestalterische Herausarbeitung der Land-Marken.
- Gewerbe- und Dienstleistungs-Parks sollen Bezüge zur umgebenden Landschaft erhalten.

Das Bild der Hand. Karl Ganser nimmt die alte SVR-Idee der fünf Grün-Schneisen auf – und verbindet diese fünf Finger mit so etwas wie einer Hand-Fläche: zum IBA Emscher Park.

Zu diesem Vorstellungs-Bild kommt ein zweites: Im Landschafts-Körper soll das durchlaufende Rückgrat eine umgewandelte, renaturierte Emscher sein.

Dies sind zwei Ideen, die alle über lange Zeit betonierten Klischee-Vorstellungen erstarren lassen: Unvorstellbar, daß das überindustrialisierte Gebiet, aus dem die Natur ver-

trieben zu sein schien, nun eine total andere Priorität erhält – die Natur. Auf den Flächen einstiger Industrie-Giganten soll eine weiche Park-Landschaft entstehen.

Der Realist Karl Ganser und der Visionär Karl Ganser – paßt das zusammen? – Das eine bedingt das andere. Die realistische Einsicht: Nie wieder wird hier Industrialisierung in dieser Form und in dieser Ausdehnung stattfinden. Diese Erkenntnis eröffnet eine Vision: Machen wir etwas aus der Katastrophe! So arbeitet Karl Ganser daran, aus einem Flecken-Teppich einen Zusammenhang zu schaffen.

Ein neuer Typ des Parks. Der Emscher Park kann nach seinen historischen Umständen kein Park sein, wie man ihn aus anderen Bereichen Europas kennt. Und so entsteht ein völlig neues Konzept.

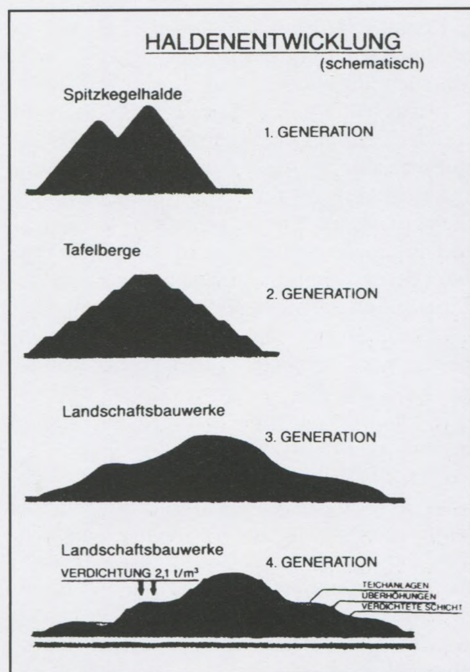
Es ist die größte Innovation nach dem Englischen Park. Man könnte sie ›Postindustrielle Park-Landschaft‹ nennen. Ihr Charakter eines ›Patchworks‹ (Flicken-Teppich) drückt die Erfahrungen einer Vielschichtigkeit der Industrie-Epoche aus. Er ist weit mehr als alle vorhergehenden Park-Typen auch in Gegenwart und Zukunft in ständiger Verwandlung, d.h. in Metamorphose. Aus den besonderen Verhältnissen geht eine besondere Weise der Natur hervor.

Das erste große Signal dafür schafft die IBA mit dem Landschafts-Park Duisburg Nord. Eine riesige Brache – mit drei unter Denkmal-Schutz gestellten Hochöfen und einem Pulk an Industrie-Gebäuden. Karl Ganser und der Planer Peter Latz gehen frontal vor: gegen alle Klischee-Vorstellungen, wie ein Park aussehen solle. Die wilde Brache ist der Park.

Dies wird außerordentlich spannend, wenn die Benutzer den Blick verändern. Das wird ihnen geschickt nahe gelegt. Ein Experiment. Tatsächlich gehen die Leute darauf ein: Sie wechseln den gewohnten Blick. Das Projekt wird ein immenser Erfolg. Nach dem Kölner Dom ist es der meistbesuchte Ort in Nordrhein-Westfalen.

Mit der IBA kooperiert die Umwelt-Ministerin Bärbel Höhn – sie legt 1991 ein weitreichendes Programm auf, das sich ÖPEL nennt. Das heißt: Ökologieprogramm Emscher-Lippe. Es ist neu im Gemeinde-Finanzierungs-Gesetz: jährlich gibt es 30 Mio. DM plus 10 oder 20 Prozent der Träger. Insgesamt rund 300 Mio. DM.

Landschafts-Bauwerke und Landschafts-Kunst entstehen. Seit 1995 koordiniert Jörg Dettmar in der IBA diesen Bereich. Damit schafft die IBA wirkungsvoll ein neues Bild des Emscher-Tals.



Nach der IBA. Als die IBA programmgemäß 1999 endet, haben viele Politiker und Verwalter mit Karl Ganser, der sie unbequem und raffiniert aus dem Schlaf riß, ihre »kleine Rechnung offen« – können ihn aber nicht erreichen. Doch zur »Strafe« verweigern die meisten die weitere Arbeit. Nach dem Abgang des Ministerpräsidenten Johannes Rau (er wird Bundespräsident) hat die Landesregierung unter Wolfgang Clement und Peer Steinbrück kein rechtes Verhältnis mehr zur IBA.

Sie könnte dieses einzigartige Projekt der ganze Welt präsentieren. Und auch bei Wahlen dem Volk. Aber sie schweigt. Man kann fassungslos über den Gedächtnis-Verlust sein – und seine Folgen: Weil das gerade Getane bereits vergessen ist, wird immerzu nach einem neuen »Stein der Weisen« gerufen. So wird die Regional- und Stadt-Entwicklung von der Mode ersetzt. Und alles, was hektisch in die Wege geleitet wird, gilt nur in der kurzen Zeit-Spanne, in der es als Werbe-Gag in den Medien steht.

Projekt Ruhr. Nach einiger Zeit setzt die Landes-Regierung die »Projekt Ruhr« auf die Schiene (2000–2006).

Darin hält Michael Schwarze-Rodrian mit der Planung des Emscher Landschafts Parks, fast als Einzelkämpfer, die Idee lebendig. Er holt in lockerem Verband die »Fans« aus allen Bereichen zusammen, läßt sie mehrfach präsentieren und diskutieren – und zieht so das Projekt über die Zeit des Mangels an Etablierung und Anführer hinweg – bis es 2004 dem neu formierten Kommunalverband als Pflicht-Aufgabe zudiktiert wird. 2005 legt er den Master-Plan für den Park vor.[7]

Ein Teil des Emscher Landschafts Parks ist das Projekt ›Industriewald Rhein-Elbe‹.

Der Emscher-Umbau. Weil die Bergwerke den Boden ständig einsinken ließen und damit unterirdische Kanäle hoch gefährdeten, wurden die Hauptkanäle für das Abwasser oberirdisch angelegt – mit Betten aus Beton: die Emscher und ihre Zuflüsse.

Der Träger dieses regional ausgefächerten Unternehmens ist ein Gemeinschafts-Werk: eine frühe Zusammen-Arbeit von Staat und Privaten. Sie organisierten sich seit 1904 als Emschergenossenschaft, mit Sitz in Essen.

Der Fotograf Thomas Wolf und der Autor zeigten die Emscher als eine Moment-Aufnahme vor dem gewaltigen Umbau – in einer Ausstellung und in einem Buch in der Ludwig Galerie im Schloß Oberhausen.[8]

Inzwischen liegen die Bergwerke still, der Boden senkt sich nicht mehr: Jetzt kann die Emscher umgebaut werden. Das Abwasser kommt in eine gewaltige unterirdische Leitung – darüber kann die Emscher erneut ein Fließ-Gewässer werden. Der Umbau ist die Aufgabe von nahezu zwei Generationen: Er dauert 30 bis 40 Jahre. Mit 4,4 Milliarden Euro ist er das größte Beschäftigungs-Programm für die Mittelindustrie.

Die räumliche Figur. Das Emscher-Tal als eine neue räumliche Figur. Die Emscher bildet das Rückgrat des Landschafts-Parks. Der Fluß trägt in den Park eine weitere Qualität: das Wasser. Die Städte können sich zum Wasser hin entwickeln.

Das Projekt Insel. 2005 läßt die Emschergenossenschaft, geführt von Jochen Stemplewski, das Projekt Insel in einer Werkstatt entwickeln – für das Gelände zwischen den beiden Gewässern, der industrialisierten Emscher und dem Rhein-Herne-Kanal.

Resumee

- Die Industrie zieht sich weithin aus der Fläche zurück oder verfällt.
- An ihrer Stelle entsteht in weiten Bereichen eine genau gegenteilige Struktur, die noch in den 1980er Jahren geschmäht worden wäre: eine neue Landschaft – ausgedehnt wie sonst nirgendwo.
- Der Umbau der industrialisierten Emscher wird zum Ordnungs-Prinzip gestaltet: zum Rückgrat des Emscher Landschafts Parks.
- Nach dem Englischen Park ist der Emscher Landschaftspark die erste wirklich neue Idee.
- Der Park entstand aus einem Problem, das typisch für die Industrie-Epoche ist: Er breitete sich weithin auf untergegangenen Industrie-Flächen aus – auf ihren Brachen.
- Seine beiden Stichworte heißen: Industrie-Natur und Industrie-Wald.
- Ein drittes Stichwort kommt hinzu: Landschafts-Kunst.
- Das Motto: Aus den überall stattfindenden Veränderungen des Landschafts-Raumes etwas Produktives machen.
- Die IBA verstand sich als Werk-Statt für die kreative Umwandlung von altindustriellen

Bereichen. Dort wurde gelernt, experimentiert und entwickelt – für die ganze Welt. Denn andere Bereiche haben ähnliche Probleme.

- Maxime: Den Wandel, der weltweit stattfindet, nicht als Katastrophe hinnehmen, sondern aktiv gestalten – das Beste daraus machen!
- Der Emscher Park ist weltweit ein Vorbild.
- Ein Indikator dafür sind die Touristen, die kommen. Aus dem einst geschmähten Industrie-Terrain ist ein Touristen-Land geworden.
- Zwei Bereich des Reisens dominieren: Das Fahrrad und das Studium. Oft stehen sie miteinander in Verbindung. In dieses Gebiet führt die qualifizierteste Weise des Reisen: der Studien-Tourismus.
- Viele Menschen wollen hier die Grundlagen unseres Zeitalters kennen lernen.
- Für sie haben die IBA und der KVR die Route der Industrie-Kultur entwickelt. An den Anker-Punkten erhalten die Reisenden umfangreiche Informationen.
- Zur Vertiefung helfen die beiden ausgezeichneten Museen: Das Westfälische Industriemuseum mit seinem Hauptort Dortmund-Bövinghausen und das Rheinische Industriemuseum mit Oberhausen als Zentrale. Jedes breitet sich netzartig aus: mit je acht Außenstellen.
- Der Emscher Landschaftspark ist weltweit die größte Anstrengung in der kulturellen Umgestaltung einer Industrie-Region. Dies geschieht grundlegend gartenkünstlerisch.
- Wesentliches dazu wurde auf Rheinelbe in Gelsenkirchen, vor der Haus-Tür der Schalt-Zentrale der IBA entdeckt – gegen jede Lehr-Meinung.
- Der Wald erhielt eine Variante: Er kann in seiner Besonderheit auf dem untergegangenen Industrie-Terrain auch als Wildnis verstanden werden.
- Die alten Halden werden als neue landschaftsprägende Berge gestaltet. Auf die Halde Hoheward werden die Leute pilgern – wie nach Wörlitz, dem Gartenreich des Fürsten Franz.

Mehrere ›Regionale‹ in Nordrhein-Westfalen führen den IBA-Gedanken in kleinerem Umfang weiter.

»Das Ruhrgebiet in neuer Form – aber das Ruhrgebiet.«

(Margot und Hans Ecker, Ludwighafen; aus dem Gäste-Buch von Rhein-Elbe)

Industrie-Denkmäler

Gedankenloser Abriß. Wenn Bergwerke und andere Industrien ihre Produktion beendeten, wurden sie geschlossen – gnadenlos.

Lange Zeit gab es keinen Gedanken daran, daß auch der Industrie-Epoche Denkmäler zustehen: als sinnlich erfahrbare Stätten der Erinnerung und des anregenden Gedächtnisses – zum Nachdenken.

Auf dem Abriß-Gelände wurden gelegentlich ein paar Stiefmütterchen gepflanzt und wenn es hoch kam, ein Förder-Wagen oder ein Förder-Rad aufgestellt. Thomas Neiss nennt dies »die kleinbürgerliche Selbstvernichtung unserer Tradition.«

Die Frage, ob der Bergbau von der Region Abschied in Würde nimmt, hat bislang wenig positive Antwort erhalten.

Kämpfe zur Rettung. 1968 wird das Weiterleben einer Zeche der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. erkämpft: Eine Initiative von Bürgern setzt durch, daß ihre »Muster-Zeche« Zollern 2/4 in Dortmund-Bövinghausen (1899 ff.) erhalten bleibt.[1]

In den 1970er Jahren entwickeln sich gewaltige Kämpfe in der Region: zur Rettung des »Gedächtnisses der Industrie-Epoche«.[2]

Die wichtigste Figur in der Denkmalpflege der 1970er Jahre ist Helmut Bönninghausen im Amt des Landeskonservator Westfalen in Münster.

Denkmal-Schützer des Jahrhunderts: Karl Ganser. Karl Ganser und Christoph Zöpel im Städtebauministerium NRW und in der IBA stoppen viel raschen Abriß. Ihre Philosophie: »Gebt den Dingen Zeit …!«[3]

Der Vergleich mit der Via Appia vor den Toren von Rom liegt nahe: Die antiken Denkmäler, die seit einem Jahrhundert von weltweit her Touristen anziehen, sind erhalten, weil es keine Ideologie des raschen »Säuberns« gab – so blieben sie einfach stehen.

Nie zuvor, d.h. vor der IBA in den 1990er Jahren, wurden Bau-Denkmäler von solcher Größe und Umfang erhalten. Höhepunkt: einige Giganten der Industrie-Kultur.[4] Drei Hochöfen (Duisburg-Meiderich, Landschafts-Park). Gasometer (Oberhausen). Die größte Zeche der Welt: Zollverein (Essen-Katernberg.) Dort auch die Kokerei. Kokerei Hansa (Dortmund-Huckarde). Jahrhunderthalle (Bochum).

Daraus entstand in einer schwierigen Landschaft und mitten im tiefen Umbruch wichtiges »Identitäts-Kapital«: eine Mischung von Geschichte und Gegenwart. Hinzu kam viel »Kraft«: zum Sich-wohl-fühlen und zum Vorwärts-Gehen.

Das Ruhrgebiet erhielt ein Marken-Zeichen: die Industrie-Kultur.

Karl Ganser wurde der effizienteste Denkmal-Schützer des 20. Jahrhunderts.

Unzulänglicher Umgang. Viele Städte haben jedoch nach zwei Jahrzehnten noch nicht begriffen, daß Denkmäler keine lästigen Requisiten sind, sondern die Schätze des Ortes.

Das Stadt-Marketing hat sie noch nicht verstanden – es könnte mit ihnen genau so werben wie der bayerische Tourismus mit den Schlössern von Ludwig II.

In Gelsenkirchen wurde ein Denkmalpfleger entmachtet, weil er effizient war. Die Farce: absichtsvoll wurde ein schwacher Nachfolger eingesetzt – dieser wollte dann keine Denkmäler mehr ausmachen.

Städtebauliches Ziel. Industrie-Denkmäler sind Impulse eines neuen Aufbruchs: zur städtebaulichen Verbesserung.

Es ist noch viel zu tun, damit Denkmäler der Wert und die Wirkungen erhalten, die für uns alle gut ist.

Die Einbindung von Projekten der historischen Industrie-Bauten zählt zu den neuen Aufgaben von Stadt-Entwicklung und Architektur. Sie zielen auf Erhalten, Begreifen, Respekt – vor dem »Anderssein des anderen« (Adorno), subtiles Nutzbar-Machen für neue Inhalte.

Auf Industrie-Brachen: Industrie-Natur und Industrie-Wald – ein neuer Typ des urbanen Parks

Neu-Nutzung der Brachen. Seit den 1960er Jahren verfiel die Montan-Industrie. Heute hat das Ruhrgebiet gewaltige Brachen.[1] Allein die RAG besitzt Flächen in einer Größe von 32.000 Fußball-Feldern.

Die Landes-Regierung von Nordrhein-Westfalen verfügt auf Impuls von Minister Christoph Zöpel und Karl Ganser, daß die Städte im Ruhrgebiet keine Erweiterungs-Flächen mehr für Neubauten auf der »grünen Wiese« ausgeweisen dürfen. Aller Neubau soll auf den riesigen Brachen der Region stattfinden.

Die IBA Emscher Park (1989/1999) nutzt nicht nur viele alte Fabriken für neue Gewerbe, sondern läßt auch viele Projekte auf Brachen setzen. Beispiele: In Oberhausen entsteht 1999 auf der Brache der Kokerei Osterfeld der Olga-Park, in Gelsenkirchen auf der Fläche der Zeche Bismarck eine Gesamtschule.

Umwelt-Probleme

Abfälle. Die Industrie verwandelt Stoffe in andere Stoffe – in meist raffinierten Prozessen. Jedoch gibt es darin viele Abfall-Stoffe.[2] Oft versucht die Industrie, auch diese zu nutzen. Häufig aber wirft sie sie weg.

Eine Zeit lang war es schwierig, solche Stoffe produktiv zu verwerten. Allerdings entschieden Konzerne meist, daß sich dies für die Firma nicht rentiere. In der bestriebswirtschaftlichen Rechnung existierte die Frage nicht: Wie sieht es mit der Rentabilität für die Gesellschaft aus?

Erst mit größter Mühe gelingt es der ökologischen Bewegung, meist auf dem Weg über den Staat, der Verantwortungslosigkeit rein betrieblicher Kalkulationen wenigstens Leit-Planken anzulegen.

Die Boden-Versiegelung ist ein Teil-Problem der Wasser-Haltung. Durch Betonierung und Asphaltierung wird dem Grund-Wasser viel Regen vorenthalten. Täglich wird immer mehr Boden versiegelt.

Mehrere IBA-Projekte wiesen auf dieses Problem hin und forderten die Entsiegelung von Böden. Die größten Entsiegelungs-Flächen sind die Brachen – mit ihrer Industrie-Natur und dem Industrie-Wald, der darauf wächst.

Boden-Vergiftung. Gift-Stoffe, die oft jahrzehntelang einfach in den Boden liefen, hängen finanziell und ökologisch vielen Generationen als ›Alt-Lasten‹ an den Füßen – wie Blei. Viele aufgegebene Betriebe hinterlassen ein schlimmes Erbe. In der Region stehen acht Prozent der gesamten Stadt-Fläche unter dem Verdacht, eine vergiftete Altlast zu sein.

Luft. Berühmt wurde die ›Rauch-Plage‹.[3] Früh verbreitet sich das Gefühl, überwölbt zu werden von Schornsteinen und einem Himmel voller grau-schwarzer Rauch-Fahnen.[4] Legendär ist der Ruß auf der Wäsche der Bergarbeiter-Frauen.

Der Schauspieler Will Quadflieg erinnert sich an seine Kindheit: »Ich sehe mich mit ihnen [meinen Geschwistern] im Kaisergarten. Mitten in der Ruß-, Qualm- und Lärmwüste von Oberhausen gab es diesen [Wald-]Park, der natürlich nach der deutschen Majestät benannt worden war. Die verstaubten Bäume und Sträucher mitsamt dem kleinen Teich waren das nächstliegende Stück Natur.«[5]

Lange Zeit brennt die Halde der Zeche Ernestine – und die Bewohner von Stoppenberg beklagen sich über »die ätzenden schwefligen Gase«. Auch die Halde von Rhein-Elbe brennt – bis heute.

Die Oberbergämter verbandeln sich mit Interessen – und spielen deshalb nahezu alles herunter – gewohnheitsmäßig.

Im Bundestags-Wahlkampf 1961 versprechen Willy Brandt und die SPD den »blauen Himmel über der Ruhr«. Dann folgen erste

Schritte dazu: Elektro-Filter senken die Staub- und Schadgas-Emissionen in Siemens-Martin-Stahlwerken. Von 1960 bis 1976 wird in der Stahl-Industrie der Staub-Auswurf auf ein Zehntel reduziert. Viele Klagen führen 1974 zum Immissionsschutz-Gesetz: Es setzt (umstrittene) Grenz-Werte an und macht wirksame Auflagen. Aber es gibt viele Vollzugs-Defizite: Die Gewerbe-Aufsicht schließt – unter dem völlig unöffentlichen Druck der Interessenten – häufig simpel die Augen.

Der Sturz der Giganten hat eine Ambivalenz: Sie rauchen nicht mehr. Die Luft ist nun im Ruhrgebiet nicht schlechter als in Köln oder Frankfurt – in weiten Bereichen eher besser.

Ökologisches Verbund-Denken. Eine große soziale Protest-Bewegung entsteht. Beispiele in der Region: Seit 1971 Ärzte im Essener Norden und die Bürgerinitiative des Pater Marcus in der Welheimer Mark in Bottrop-Welheim. Diese Umwelt- Bewegung macht eine lange umwelt-politische Schreckens-Liste auf.[6]

Nun wird die Industrie zu ökologischem Verbund-Denken gezwungen. Die Umwelt-Bewegung setzt vieles durch: Verordnungen für Großfeuerungs-Anlagen, Rauchgas-Reinigung von Schwefel-Dioxyd in Großkraftwerken, Technische Anleitung Luft, Katalysatoren u.a.

Das Ruhrgebiet, lange Zeit Vorreiter der Umwelt-Zerstörung, ist seit 1980 der experimentierende Vorreiter in der Bewältigung dieser Probleme – aber zugleich der Kohle verpflichtet.

In der IBA Emscher Park entwickelt sich komplexes ökologisches Denken weiter – und verfeinert sich.

›Ökologische Umbau-Politik‹. Die herkömmliche Umwelt-Vorstellung ist gefangen in der Idee der Modernisierung. Sie wird »vom Ende der Röhre aus« gedacht: Die Wirkungen werden bloß vermindert. Aber struktureller Wandel bedeutet: das Produkt selbst zu verändern.

Gerade weil das Ruhrgebiet ein Problem-Bereich ist, wächst aus der dialektischen Herausforderung der Impuls, hier einen neuen Wirtschafts-Zweig aufzubauen: eine Umwelt-Industrie mit einer Innovations-Strategie.

Im Zusammenhang mit der IBA Emscherpark legt die Umwelt-Ministerin Bärbel Höhn ein umfangreiches Förder-Programm zur Ökologischen Erneuerung auf: ›Natur für die Menschen. Ökologieprogramm im Emscher-Lippe-Raum (ÖPEL)‹.[7] Von 1991 bis 1997 setzt es 180 Millionen DM Förderung ein. Damit entsteht eine Kette von wichtigen ökologischen Bereichen.

Industrie-Wald. Zum Umbau gehört wesentlich die Verwandlung von Industrie-Brachen zu Industrie-Wald. Dies wird von vielen Menschen auch als eine »Wiedergutmachung« angesehen.

Industrie-Brachen

Brachen in der Land-Wirtschaft. In der Land-Wirtschaft sahen die Bauern nach dem Konzept der Dreifelder-Wirtschaft die Brache als einen Acker an, auf dem sie vorübergehend nichts anbauten: damit er sich erholt.

Industrie-Brachen sind etwas völlig anderes: Flächen, auf denen die industriellen Funktionen aufgegeben wurden. Von ihnen nimmt man in der Regel an, daß sie geschädigt sind.

Jede Art der Industrie hinterläßt eine andere Brache. Das hängt zusammen mit den eingesetzten Stoffen und der Art, wie sie verarbeitet wurden. Und weiterhin mit den Bauten und ihren Bau-Weisen.

Die größten Brachen sind die aufgegebenen Tagebaue der Braunkohle,[8] die Abraum-Halden der Bergwerke, die Schlacken-Halden der Hütten-Werke, die Chemie-Standorte und die aufgelassenen Rangier-Anlagen der Güter-Bahnhöfe.

Größen-Ordnungen – zum Vergleich. Im Großraum Hannover hat die Brach-Fläche 0,1 Prozent der Gesamt-Fläche. In Köln: 0,37. In Münster: 0,001. In Straubing: 0,1. Hingegen in Recklinghausen: 1,1. In Stolberg: 3,0. In Gelsenkirchen: 3,4% (359 ha). In Essen: 2,2% (460 ha) – das sind 20% der Gewerbe- und Industrie-Flächen.

Der KVR schätzt, daß es um 1985 im Ruhrgebiet 6.000 ha Industrie-Brachen gibt.[9] Das sind mehr als 25 Prozent der Gesamt-Gewerbe-Fläche. 200 Flächen stammen aus der Montanindustrie. 1985 stehen wie kleine Berge 230 alte Halden (insgesamt 2.500 ha).

Wirtschaftlich scheint ein erheblicher Teil dieser Brachen keinen Ertrag mehr zu bringen – weder als Wert des Grundstücks noch als Werte, die durch Nutzung oder Bebauung erzielbar sind.

Weil die ursprünglich realisierten oder vorgestellten Funktionen aufgegeben sind und die Eigentümer keine neuen erwarten können, haben diese Brachen die Möglichkeit, andere Aufgaben zu erhalten: im Arten- und Biotop-Schutz, im Natur-Haushalt, in der Frei-Zeit.

Im normalen Planungs-Prozeß erfordern diese Flächen mehr Aufwand an Arbeit als andere. Das hält viele Faulpelze davon ab, sich mit ihnen zu beschäftigen. Und es muß auch mehr Zeit mitbringen, wer Brachen neu nutzen will.

Grundstücks-Fond Ruhr. 1979 verabschiedet die Landesregierung das Aktionsprogramm Ruhr – mit dem ›Grundstücks-Fond Ruhr‹ (500 Mio. DM). Er soll das zentrale Instrument für die Flächen-Umwandlung und -Neunutzung sein. Die Verwaltung geht nicht an den Kommunalverband Ruhr (KVR) sondern an die Landesentwicklungs-Gesellschaft (LEG).

1983/1984 erarbeiten KVR und Ministerium ein Programm zum Erwerb der Halden.

Ein gewisser Zugriff auf wichtiges Terrain wird erst möglich, als im Struktur-Wandel die meisten Zechen- und Eisen-Hütten aufgeben.

Aus dem Boden-Fond macht zuerst Minister Christoph Zöpel seit 1981 ein weitreichendes Handlungs-Instrument. Die LEG kauft umfangreich auf. Ziele: das Gelände ruhigstellen und eine perspektivische stadtplanerische Arbeit zu ermöglichen, die den Struktur-Wandel unterstützt. Dann folgt die Aufgabe, die frei werdenden Industrie-Flächen auf den Markt zu bringen. Aber nicht nur dies.

Industriewald-Projekt. Die LEG verwaltet auch den größten Teil des Industriewald-Projektes Rhein-Elbe in Gelsenkirchen. Hier wird nur ein kleiner Teil der Flächen verkauft – der größere Bereich dient der Öffentlichkeit: Er soll Lebens-Qualitäten in der Stadt entwickeln – für die Mitte des Ruhrgebietes und vielleicht auch darüber hinaus.

Industrie-Natur

Eine Ökologisierung der Landschaft setzt im Emscher Landschaftspark der IBA ein. Dazu gehören viele Brachen – mit dem Stichwort: Industrie-Natur.[10] Dies ist eine neue Variante der ökologischen Bewegung.

Die Natur greift sich das Terrain zurück, die IBA respektiert dies und arbeitet damit: Es entstehen neue und oft einzigartige Biotope – mit eigener Ästhetik.

Peter Latz propagiert seit dem Landschaftspark Duisburg Nord (nach 1990) die Strategie des möglichst kleinen Eingriffs sowie der genauen und geduldigen Beobachtung. Sie macht sich offen: für Überraschungen – in dieser »Wildnis in der Stadt.«

Janusköpfig. Solche Industrie-Brachen sind janusköpfig – sie haben zwei Gesichter: oft Boden-Vergiftung, oft spannende Szenerie.

Im Emscher Landschaftspark bilden einst vom Bergbau oder von Fabriken genutzte Areale einen Patchwork-Teppich von Brachen. Darin entstehen ganz neue Landschafts-Bilder: mit Assoziationen zwischen Urwald und Mond-Landung, zwischen mediterranen Landschaften und Wüsten.

Spuren. Das Paradox: Diese Landschaft ist zugleich verfallen – und neu. Darin stecken oft auf Schritt und Tritt Reste von alten Bauten: Rohre, Mauern, Zäune, Gleise, Masten – kleine Berge, Abhänge, Löcher, Höhlen, Dickicht, Schneisen. Man kann die Dimension verlieren, neue Dimensionen entstehen – mit aberwitzigen Sprüngen.

Mancher Film-Kenner denkt an den Film von Andrej Tarkofskij (1933–1986) ›Der Stalker‹ (1978) – er spielt in einer ähnlich geheimnisvollen, ambivalenten Gegend, voller Impulse für imaginäre Geschichten. In den Ruinen

drückt sich ein Spektrum an Perspektiven aus: Erinnerungen. Geheimnisvolles. Assoziations-Kraft. Abenteuer. Unverbrauchte Szenerie. Das Labyrinthische.

Bedeutungs-Spuren weisen rückwärts zum aufgesammelten Reichtum der Zeiten. Und zugleich richten sie die Aufmerksamkeit nach vorn – ins Mögliche, ins noch nicht Geschehene hinein. Wir erleben Gegenwart, in der sich sowohl Vergangenes wie auch Zukunft sammeln.

Selbst-Lauf. Förster Michael Börth: »Wir lassen auf der Brache von Rhein-Elbe zunächst und im Prinzip der Natur ihren Lauf. Das können wir aber nur deshalb in Gelassenheit machen, weil der Ökonomie-Boom an diesem Bereich vorbeigegangen ist.

Hinzu kommt: Wir arbeiten im Grunde auch ohne eigenes wirtschaftliches Zutun, ohne jeden Cent Investition. So entsteht auf dieser Fläche wieder Wald.«

Eine neue Ästhetik – ein neuer Blick. Gerade aus der Region, die am meisten und am gewaltsamsten behandelt wurde, entsteht die neue Ästhetik des Emscher-Tals. Es sind die vernachlässigten oder aufgegebenen Flächen, auf denen sich etwas bewegt. Verlust wird als Chance begriffen.[11] Eine Vision entsteht: eine neue Landschaft – bis hin zu Kunst-Orten.

Es ist nicht das gewohnte Bild, das sich hier entfaltet. Auf stillgelegten Bahn-Gleisen wächst Sommerflieder. Auf der ausgedienten Koks-Batterie ein Birken-Wald, vor dem Förder-Turm Weidenröschen, Nachtkerzen und Goldruten. Auf den Brachen sammeln sich Flüchtlinge aus der heimischen Natur. Hinzu kommen Einwanderer: mit den Rohstoff-Transporten aus Skandinavien und fernen Kontinenten – sie breiten sich hier aus.

Die Rolle der Industrie-Brachen für den Landschafts-Park

Für den Emscher Landschaftspark spielen Industrie-Brachen eine wichtige Rolle.

Im Grünzug D zwischen Bochum, Gelsenkirchen, Herne und Herten liegen größere Brachen von früheren Zechen: Alma (Gelsenkirchen), Pluto (Gelsenkirchen), Unser Fritz (Gelsenkirchen), Hannover (Bochum), Königsgrube (Bochum).[12] Hinzu kommen acht große Halden, darunter Hoppenbruch (Herten).

Aus einer gewaltigen Brache (200 ha) entstand der Landschaftspark im Norden von Duisburg: aus einem Hütten-Werk, einer Kokerei und einer Schacht-Anlage.

Industriell geprägte Landschafts-Parks. Beispiele: Landschaftspark Duisburg Nord. – Landesgartenschau in Oberhausen-Osterfeld. – Volksgolfplatz Jacobi in Oberhausen/Bottrop. – Nordsternpark in Gelsenkirchen. – Park des 21. Jahrhunderts in Bochum. – Stadtteilpark Zeche Recklinghausen II. – Schleusenpark in Waltrop. – Landesgartenschau in Lünen.

Wilder Industrie-Wald: »Wildnis in der Stadt«. Beispiele: Vondern in Oberhausen-Osterfeld. – Sammelbahnhof Frintrop in Essen. – Halde Zeche Zollverein XII in Essen-Katernberg.[13] – Zeche Rheinelbe in Gelsenkirchen.[14] – Zeche Alma in Gelsenkirchen. – Umgebung der Zeche Zollern 2/4 in Dortmund-Bövinghausen.

Zusammenhang mit Wohnungsbau/Gewerbeparks. Beispiele: Altstadtpark Innenhaften Duisburg. – Park im Technologiezentrum Umwelt in Oberhausen. – Stadtpark Prosper III in Bottrop. – Gewerbe- und Wohnpark Holland in Bochum-Wattenscheid. – Park am Innovationszentrum Wiesenbusch in Gladbeck. – Park am Küppersbusch-Gelände in Gelsenkirchen. – Wissenschaftspark Rhein-Elbe in Gelsenkirchen. – Park im Stadtteilzentrum Mont Cenis in Herne-Sodingen. – Park am Innovationszentrum in Herne. – Landschaftspark Erin in Castrop-Rauxel. – Gewerbepark Brockenscheidt in Waltrop.

Emscher Park Radweg. – Grüner Pfad Duisburg – Oberhausen. – Grüne Bahntrasse in Oberhausen. – Industrieallee in Herten Süd. – Erzbahn-Trasse Gelsenkirchen-Herne-Bochum. – Emscher Park Wanderweg.

Aufbruch zum regionalen Projekt Industrie-Wald: Rhein-Elbe in Gelsenkirchen

Eine Gruppe von Menschen aus unterschiedlichen Berufen geht auf die Fläche, läßt sie sich erklären und diskutiert.

Der Wald und die Förster. Auf Industrie-Brachen entwickelt sich mit unbändiger Wildheit etwas, was zunächst weder die Eigentümer noch die Förster wollen: ein Wald. Man gibt ihm den Namen »Industrie-Wald«.

Die Zuständigkeit dafür übernimmt die Landesforstverwaltung. In Kooperation mit der Landesentwicklungsgesellschaft Nordrhein-Westfalen (LEG) stellt sich die Landes-Forstverwaltung die Aufgabe, Industrie-Brachen aufzufangen und als Projekt zu betreuen.

Erster Projekt-Leiter in der IBA Emscher Park Jörg Dettmar. Von ihm übernimmt der Dezernent im Forstamt Recklinghausen Michael Börth die Oberleitung.

Vor Ort arbeiten die Förster Oliver Balke und Lutz Heß – als »Revierförster« des Industrie-Waldes. Er ist auch im Rahmen der Öffentlichkeits-Arbeit auch in der Wald-Pädagogik tätig: Er macht sehr viele Führungen machen.« Er wohnt in der Forst-Station, einem Gebäude, das einst dem Umspannwerk diente.

Zugänglichkeit. »Ich will keine Polarität zum Natur-Schutz herstellen«, sagt Michael Börth, »aber dort herrscht ein anderes Prinzip: Flächen mit einer wunderbaren Natur-Ausstattung werden unter Schutz gestellt – mit der Wirkung, daß die Leute dort die Natur genießen können, aber dabei stark reglementiert sind. Das heißt, sie werden einer Situation gegenübergestellt, die sie nicht anfassen dürfen. Hier hingegen dürfen die Menschen nahezu alles anfassen.«

Poetik. Michael Börth: »Jede Fläche hat ihre eigene Atmosphäre. Der Weg im Industrie-Wald Rhein-Elbe führt uns zu wahrlich romantischen Wald-Ansichten. Eine so wilde Gegend hat eine Poetik.«

Die vertriebene Natur kehrt zurück. Natur im unberührten Sinn gab es jahrtausende lang. Als vor vielen Jahrhunderten der Wald gerodet wurde und Wiesen und Äcker entstanden, war dies keine einfache Natur mehr, sondern eine bereits sehr stark bearbeitete Natur. Dann reduzierte die Industrie diese Natur ein weiteres Mal – und nun meist in extremer Weise.

Als die Industrie zusammenfiel, eignete sich die Natur erneut diese Flächen an.

»Die Natur kommt zurück.« erklärt Michael Börth, »aber in einer anderen Weise. Denn die Böden wurden von der Zeche tiefgreifend verändert – und so wächst hier eine ganz andere Natur als im Münsterland. Das ist ein spannender Prozeß.

Der Wald auf den Flächen des aufgegebenen Betriebes gehört zur ›Natur der vierten Art‹, wie wir Förster sagen. Er ist von der Stadt und der Industrie geprägt – das heißt: auf diesem Terrain ist sie nicht gepflanzt, sondern spontan entstanden. Erstaunlich – rasend schnell läuft der Prozeß, in dem Pflanzen und Bäume dieses Gebiet erneut übernehmen!«

Förster Michael Börth: »Wer hier mit offenen Augen durchgeht, sieht und hört mitten im Ruhrgebiet schon wieder Vogel-Arten, die eigentlich im Wald zuhause sind.«

Die unbekannte Entwicklung. »Wir wissen als Forst-Fachleute überhaupt nicht, was genau auf diesen Flächen entstehen wird«, überlegt er. »Denn: Aus dem Bauch der Erde sind durch die Zeche ganz fremde Materialien auf die Erd-Oberfläche befördert worden. Vorher gab es sie nicht – in ihrer chemischen Zusammensetzung und Konsistenz.

Auf solchen Flächen breitet sich heute der Wald aus. Das ist ungefähr so, als wüchse junger Wald auf den Asche- und Lava-Feldern eines Vulkans. Vulkane und Bergwerke fördern ja Materialien aus dem Erd-Inneren zu Tage und haben insoweit gewisse Ähnlichkeit.

Wir kennen die Entwicklung dieses Waldes nicht. Wir wissen nicht, welche Arten von Bäumen und welche Zusammensetzungen es auf diesen vollständig veränderten Standorten in hundert Jahren geben wird.

Hier entsteht – mitten zwischen den Städten Gelsenkirchen, Essen, Bochum – ein Gebiet, das dem Ur-Wald nahe kommt. Zukünftiger

Urwald? Eine Wildnis – mitten im Ballungs-Raum. Das ist ein brisanter Prozeß.

In genauer Terminologie handelt es sich nicht um Urwald, sondern um Wildnis. Denn: Urwald im eigentlichen Sinn ist ein von Menschen nicht berührtes Gebiet. Hingegen ist diese Wildnis auf die äußerste Weise einige Zeit durch die Hand des Menschen gegangen.

Spannende Fragen. Welche Baum-Arten werden sich künftig im Konkurrenz-Kampf mit anderen Arten durchsetzen? Wie wird einmal die Struktur dieser Wälders aussehen? Wir können nur spekulieren.

Diese wilde Entwicklung findet an Orten inmitten des Ruhrgebietes statt – zwischen Wohn- und Gewerbe-Bereichen, Verkehrs-Routen und Parks. Zu den bestehenden sehr stark regulierten und geplanten Strukturen der Städte gesellt sich eine ungeregelt, dynamische Komponente. Sie ist eine besondere Herausforderung für die Menschen der Region.

Wir lassen die Entwicklung dieser Flächen begleitend untersuchen. Ökologen analysieren die Veränderungen der Gesellschaften von Pflanzen- und Tier-Arten. Sozialwissenschaftler beobachten die Art und Intensität, wie Menschen mit diesen sich wandelnden Flächen umgehen.«

Das Geschehen hat den Ruch der Katastrophe. Michael Börth: »Karl Ganser sagte: Ursprünglich fraß die Stadt die Natur – jetzt haben wir den umgekehrten Prozeß: Natur frißt Stadt.«

– »Manche Menschen wenden ein: Seid vorsichtig mit dem Industrie-Wald!«

– »Warum?« fragt der Förster zurück.

– »Weil es sein könnte, daß hier eine neue grüne Wüste entsteht, die wieder als Gefährdungs-Potenzial gewertet werden könnte.«

– »Angst ist ein schlechter Rat-Geber«, antwortet der Förster, »aber daraus können gute Fragen entstehen.«

Die Diskussion:

– »Macht euch jetzt schon Gedanken: Wie geht ihr mit der Plastizität dieses neuen Waldes um?«

– »Entwickelt neue Konzepte, die über die Idee der Sukzession im Wald hinaus gehen!«

– »Entfalten wir auch Ideen, wie wir solche Versuche gestalten können!«

– »Auch im Sinne einer verbrauchernahen wirtschaftlichen Nutzbarkeit.«

– »Dieser Industrie-Wald soll nicht Gefahr laufen, ein schlechtes Image zu bekommen.«

Niemandsland

Gerhard Ullmann/Lucius Burckhardt: »Niemandsland, das ist das Land, wo Schorsch seine selbstgebastelte Rakete zündete und wo die Anne ihren ersten Kuß bekam. Niemandsland gibt es nicht, wenigstens nicht in einer anständig geplanten Stadt. Niemandsland ist ein Produkt der Planung: ohne Planung kein Niemandsland. Aber wenn die Planer merken, daß sie das Niemandsland geplant haben, ist es aus mit dem Niemandsland.

Dann würde schon der Name geändert: es heißt dann ›disfunktionale Flächen‹. Aber das kümmert den Schorsch und die Anne nicht; sie ärgern sich erst, wenn die städtischen Equipen das Gebüsch niederbrennen, das Bachufer begradigen, die Wiese periodisch mähen und einen Sitzplatz mit Grill errichten.

Der fortschrittliche Staat plant für alle: Er plant die Sandkästen der Kleinsten, er stellt den Müttern die Bänke bereit, er baut die Spazierwege und pflanzt und fällt die schattenspendenden Bäume für die Alten, er schafft einen Bolzplatz für die älteren Kinder, Sportplätze für die Jugend, parks und Tummelplätze für die Familien, ganz zu schweigen von den Autostraßen, den wohl wichtigsten Freizeitflächen überhaupt.

Und der Staat sorgt für die Halbwüchsigen, indem er das Niemandsland plant; nur weiß er es nicht. Niemandsland entsteht da, wo nach Ausscheiden einer Bauzone die landwirtschaftliche Nutzung obsolet, die städtische Nutzung aber noch nicht genügend rentabel ist. Niemandsland ist der Leerraum zwischen dem Stadtkörper und

seinem zu groß geschneiderten Planungsanzug. Wir alle, besonders aber die Halbwüchsigen, sind ihm dankbar dafür.

Natürlich bedroht die Planung auch das Niemandsland. Diese Bedrohung nennt sich ›Grünplanung‹. Zugegeben, die Grünplanung hat es in unseren Städten schwer: Bebaute Flächen lassen sich nicht in Grünflächen verwandeln. Sie muß darauf ausgehen, Grünflächen in Grünflächen zu verwandeln. Seitdem die Stadtgärtner sich nicht darauf beschränken, den Stadtpark und einige andere Anlagen zu begrünen, ist das Niemandsland gefährdet.

Die Stadtbegrünung, die das Niemandsland in disziplinierte Grünflächen verwandelt, leistet weder einen Beitrag zur Verschönerung der Stadt noch zur Vermehrung der Freizeitflächen. Durch die totale Begärtnerung entsteht nämlich nicht das, was die Gärtner sich davon erhoffen – eine Stadtlandschaft; im Gegenteil: Je mehr dem Auge schon vorgegeben wird, desto weniger ist es geneigt, dieses Gesehene unter das Bild einer Landschaft zu sublimieren. Die Art und Weise, wie Städte begärtnert werden, steht immer noch unter dem Anspruch der dreißiger Jahre: Funktionalisierung und Hygienisierung. Und diese zweckgerichtete Begrünung nimmt nun gerade der Freifläche ihre Freiheit: letzter Auslauf zu sein, insbesondere für jene Altersstufe, die ohnehin mit dem Stigma des Undisziplinierten behaftet ist, für die Halbwüchsigen. Und halbwüchsig sind wir bis ins hohe Alter.«[15]

Die Philosophie

Natur – ohne Mensch – mit Menschen. Was macht die Natur? Oft denken die Leute, die Natur bewirke alles allein – wenn man jedoch genau hinschaut, wird deutlich, daß auch Menschen mitwirken. Daher ist eine Unterscheidung notwendig.

Erstens: Es gibt etwas, was die Natur aus sich selbst heraus produziert – ganz unabhängig vom Menschen. Jede Pflanze hat eine genetische Anlage, die sie in ihrer eigenen Logik entfaltet. Wenn man sie ließe, würde sie sich selbst ihren geeigneten Stand-Ort suchen.

Zweitens: Aber es gibt den Zugriff der Menschen. Er versucht, wenn es ihm nützlich erscheint, den Stand-Ort einer Pflanze zu bestimmen. So stecken in dieser und anderer Weise in der Geschichte der Natur auch die Menschen.

Menschen spielen mit – dieser Gedanke ist spannend.

Wechsel-Wirkung. Es verändern sich durch die Stand-Orte nicht nur die Kompositionen der Pflanzen, sondern auch die Menschen verändern in einer so komponierten Umgebung – unbewußt oder auch bewußt – ihre Beziehungen dazu – das heißt: ihre Verhaltens-Weisen. Es besteht also eine Wechsel-Wirkung.

Dieser Gedanke ist besonders wichtig, wenn wir darüber nachdenken, welche Bedeutungen die Natur im städtischen Ballungs-Raum haben kann.

Wandel der Interpretationen. Michael Börth: »Anfangs wurden die Brachen und auf ihnen die Entwicklung einer neuen Natur als Kennzeichen eines mangelnden Struktur-Wandels angesehen – und damit negativ beurteilt.

Die IBA Emscher Park schob in den 1990er Jahren diese Entwicklung auf ein anderes Gleis. Sie interpretierte sie im Gegen-Sinn – und faszinierte damit viele Menschen: Auf diesen Flächen vollzieht sich etwas, das man als ganz friedfertig deuten kann – als sehr konstruktiv – als Chance. Gerade in diesem Ballungs-Raum breitet sich nun eine Natur aus, die eine ausgleichende Wirkung für die Probleme der Industrialisierung entwickeln kann. Konkret: Ihr bekommt etwas ganz Spannendes – vor der Haus-Tür. Und zugleich könnt ihr euch erholen.«

Manifestation der Erinnerung. Die Industrie-Natur hat noch eine weitere Dimension: Sie besitzt eine Art Gedächtnis. Der Förster: »Hier im Umkreis von Rhein-Elbe leben viele Menschen, die jede ihrer Flächen kennen. Die Leute wissen: Mein Großvater ist damals zu dieser Zeche gegangen, mein Vater ging zur Zeche. Die Zeche Rhein-Elbe wurde ge-

schlossen. Heute sieht das allermeiste auf ihrem Terrain ganz anders aus. Aber ich möchte die Spuren dieser dramatischen Geschichte nicht verlieren: weil sie meine persönliche Geschichte ist – und zugleich ein tiefgreifender, exemplarischer Teil der Menschheits-Geschichte.«

Die Paradoxie: Urbane Forst-Wirtschaft

Einerseits heißt es hier: Zurück zur Natur!

Andererseits: entspricht diese Industrie-Natur einem Stadium des Fortschritts in der Industrie-Epoche. Sie kann neue Lebens-Möglichkeiten bieten.

Darüber hätte man mit Hugo Kükelhaus[16] reden mögen, wenn er noch leben würde. Die Industrie-Natur ist ein Feld für den erneuten Einzug der Sinne in die urbanisierte Welt.

Diese Sinne sind hoch gefährdet – in einer Zeit, in der viele Menschen fixiert vor Computern sitzen.

Der Weg in den Industrie-Wald schafft einen Gegen-Pol: Darin können die Städte ein Angebot machen, um Mängel zu kompensieren: die »Asphaltierung der Umwelt«, das »Ertrinken in Medien«, vor allem »das Verschwinden der Menschen in ihren Computern«.

Patenschaften. Michael Börth: »Wir können Terrains anbieten, auf denen so etwas entstehen kann wie Flächen-Patenschaften. Da finden sich Menschen zusammen, die etwas Handfestes mit dem Ort anfangen – und miteinander. Zum Beispiel: Imker-Vereine, Vogel-Kundler oder Fahrrad-Freaks.

Die Philosophen würden weniger abstrakt, konkreter und verständlicher, wenn sie hier eine neue Peripathetiker-Situation aufziehen: wenn sie auf dieser Fläche im Herum-Gehen philosophieren. Es gibt vielfältige Möglichkeiten, sich unter bestimmten Themen zusammen zu tun. Dann läuft dieser Ort einer anderen Entwicklung zu als der des üblichen Waldes. Es findet so etwas statt wie eine Verschränkung von Wald und Stadt.«

Zugänglichkeit und Labyrinth. Das ist dann nicht mehr der undurchdringliche Wald der Germanen, in dem Hänsel und Gretel sich verliefen, sondern der Wald, der etwas Paradoxes hat: nämlich einerseits einen Labyrinth-Charakter und andererseits eine ähnlich hohe Zugänglichkeit wie ein Straßen-Netz in der Stadt.

»Der Wald von Rhein-Elbe ist umschlossen von einer ganz starken Besiedlung. In diesem Zusammenhang erhält er eine andere Funktion als der übrige Wald im Land. Das eine bedeutsame Chance, dieses Gebiet hoch Wert zu setzen.«

Ein neues Schlüssel-Wort für den Industrie-Wald von Rhein-Elbe heißt »urbane Forst-Wirtschaft.« Es bedeutet: Dieser Typ des Waldes besitzt eine eigene Struktur. Was das im einzelnen ist, wissen wir heute noch nicht. Aber der Begriff steht schon.

Die Rolle des Försters

Im siedlungsnahen Bereich »wird nach anderen Aspekten Forst-Wirtschaft betrieben als in ländlichen Bereichen. Den die Empfindlichkeiten sind unterschiedlich«, erklärt der Förster Michael Börth.

»Forstwirtschaftlich würden auch siedlungsnahen Bereich normale Pflege-Maßnahmen greifen. Aber das führt oft zu Bürger-Protesten. Denn da sind Menschen glücklich mit jedem einzelnen Baum als Individuum. Sie verknüpfen damit häufig individuelle Erlebnisse. Zum Beispiel sagt jemand: Da hat mein Vater mal einen Spruch reingeritzt!

Hingegen wird im ländlichen Raum das Ernten von Natur-Produkten als normaler Prozeß akzeptiert.

Aber im Siedlungs-Raum treffen wir eine Individualisierung in der Meinungs-Bildung: Skeptisch reflektiert und problematisiert sie die Eingriffe in die Abläufe der Natur.«

Zerstören oder lenken? Der Förster: »Für viele Leute hier gilt die Arbeit des Försters als ein zerstörerischer Prozeß. Aber in Wahrheit ist es ein konstruktiver Vorgang. Die Forst-Leute nehmen nur das vorweg, was die Natur ohnehin machen würde: Sie schalten die Kon-

kurrenz von Bäumen untereinander aus. Ohne Eingreifen des Försters würde soviel an ›Totholz‹ anfallen, daß der Wald nicht mehr betretbar wäre.«

Die Natur und der Förster. »Die Natur ist zwar langsamer, aber viel brutaler. Sie schlägt nicht in einer kurzen Frist zu, sondern in einem langen Prozeß. Sie bewirkt, daß einzelne Bäume ausscheiden und nur die stärksten übrig bleiben.

Der Förster kann diesen Prozeß lenken: Er beherrscht Techniken, das Wachstum des Waldes nach unterschiedlichen Zielen auszurichten und dafür in eine Richtungen zu lenken. Er kann in der gnadenlosen Konkurrenz der Bäume so eingreifen, daß der Misch-Wald erhalten bleibt, weil er den Wald nach verschiedenen Zielen pflegen kann. Er kann auch im Industrie-Wald den Prozeß so steuern, daß Misch-Wald entsteht.

So ist der Misch-Wald im normalen Wald und im Industriewald oft ein Eingriffs-Produkt – eine menschliche Tat.«

Wildnis

Das Thema Wildnis ist uralt.

Aber es scheint heute der Forst-Geschichte zu widersprechen und dem Zeit-Geist sowie einer etablierten Vorstellung von Urbanität entgegen zu laufen. Denn: der Wald wurde von Menschen-Hand, d.h. vom Forst, weitestgehend durchgearbeitet und dadurch gezähmt.

In vielen Jahrhunderten stellten Maler den Wald in einem Zustand dar, den wir heute als Wildnis bezeichnen würden: Ein Durcheinander von lebenden und umgestürzten Bäumen, ein wildes Wachstum von Ranken-Werk – mit der Anmutung eines Urwaldes.

Im 18. Jahrhundert erscheint der Wald nur noch gelegentlich als Wildnis – im Gegensatz zur Durchgestaltung der fürstlichen Forste. Dieser Wildnis wird eine symbolische Bedeutung zugelegt – parallel zu den Ausbruchs-Versuchen aus der durchreglementierten Etikette der höfischen Gesellschaften, die als Zwang manchmal empfunden werden.[17]

»Wildes Denken«. Wildnis zu denken ist eine Möglichkeit der menschlichen Natur. Dieses Denken hat auch philosophische Autoren. Der strukturalistische Anthropologe Claude Levi-Strauß (*1908) schrieb 1962 ein Buch mit dem Titel: »Das wilde Denken«. Der strukturalistische Philosoph Michel Foucault (1926–1984) diskutierte ständig »wildes Denken« – in Opposition gegen Raster und Ordnungs-Muster. Er stellte damit sein Zeit-Alter in Frage – mit dem Vorwurf, daß es wichtige Bereiche der Welt auslassen oder knebeln würde.

Zwei unterschiedliche Dimensionen: »Seit zwei Jahrhunderten sind wir gewöhnt, daß Menschen energisch bestimmen, wie der Wald zu wachsen hat«, sagt Michael Börth. »Wir entdecken aber in den letzten Jahren, daß es auch eine Ebene des Denkens gibt, die stark aus dem Wald selber kommt.«

Wildnis im Saar-Forst. Lothar Wilhelm: »Dazu laufen seit 1995 im Saarland eine umfangreiche Untersuchung und viele Diskussionen sowie planerische und praktische Experimente: im Saar-Kohlen-Wald am nordöstlichen Stadt-Rand von Saarbrücken.«

Der Soziologe Lothar Wilhelm (Saarbrücken) hat das Thema im Saarland viele Jahre lang begleitet. »Seit den 1990er Jahren kommt das Thema Wildnis neu auf den Tisch. Das hat im Forstwesen des Saarlandes zunächst eine wirtschaftliche Überlegung. Der Saarkohlewald am Stadt-Rand von Saarbrücken ist ein Industrie-Wald. Er entstand auf einer weit ausgedehnten Halde. Darauf wächst kein gut verwertbarer Bestand an Bäumen.

Die Lage wird sowohl im Industrie-Wald wie im umliegenden Alt-Wald ökonomisch auch dadurch schwierig, daß großtechnische Holz-Gewinnung, z.B. in Skandinavien mit Hubschraubern, den Arbeits-Preis für den normalen Holz-Einschlag in solchen Bereichen verdirbt.

Daher überlegt der Forst, ob er die unrentable Forst-Wirtschaft in diesem Wald aufgibt und ihn als Wildnis wachsen läßt.

Aber er fürchtet, daß die dichte Bevölkerung rund um den Saarkohlewald dies negativ

bewertet: als Verfall und Verwahrlosung. Daher überlegt 2003/2004 eine Planungs-Gruppe, wie man diesem Zustand des Waldes eine positive Bewertung geben kann. Sie empfiehlt, sich Kultur und Kunst zu Hilfe zu holen.

Dies ist dasselbe Konzept, wie es aus etwas anderen Gründen in Rhein-Elbe mit dem Industrie-Wald und den Skulpturen von Herman Prigann begonnen wurde.

Im Saarland wird der Wildnis-Wald als eine ausgedehnte Abenteuer-Sphäre präsentiert – durch mancherlei Aktionen, unter anderem mit Theater.

Hinzu kommen Kunst-Orte.

Um die Kultur der Wald-Wildnis zu vermitteln, entstand in einem früheren Jagd-Schloß die ›Scheune‹ als ›Zentrum der Wald-Kultur‹.«[18]

Ein Park neuen Typs. Der Industrie-Wald von Rhein-Elbe hat ähnliche Züge wie eine Wildnis. Eine Umwelt entsteht, die stark ihren eigenen Zielen folgen darf.

Aber er ist eine Facette des städtischen Waldes und damit der städtischen Forst-Wirtschaft.

Seine jungen Bestände entstehen aus Sukzession: Birken, Salweiden, Erlen, hier und da eingesprengte Robinien.

Ziele: Freie und ungeregelte Entwicklung des Waldes – möglichst ohne Einflußnahme des Menschen – aber für den Menschen Wald zur freien Verfügung.

Er orientiert sich ästhetisch: Es darf ein Labyrinth entstehen – eine Wildnis.

Neu ist auch die urbane Orientierung – mitten in der Stadt: Aber es soll nicht der herkömmliche gepflegte Zier-Park entstehen, sondern eine Wald-Landschaft, die Abenteuer und Überraschungen verheißt.

Entscheidung. Michael Börth: »So etwas ist eine Frage des Entscheidens. Es sieht so aus, als ob alles vor sich hin wächst – tatsächlich aber ist es die Frage: Läßt man das in dieser Weise zu? Wie bettet man es ein in die städtischen Entscheidungen? Wie interpretiert man es?

Kurz: Man muß wissen, was man machen will.

Was am Schluß besonders reizt, ist das Nebeneinander von Industrie-Wald und den alten Wald-Flächen. Wie harmoniert das miteinander? Wie kontrastiert es?«

Diskurs: mehrere Aspekte. Es entsteht eine Diskussion darüber, wie man mehrere Aspekte miteinander verbinden kann.

Michael Börth: »Zunächst möchten wir auch im Industrie-Wald Rhein-Elbe – ähnlich wie in Naturschutz-Gebieten – möglichst eine Zusammensetzung von Baum-Arten hinkriegen, die einer natürlichen Gesellschaft des Waldes an diesem Ort entsprechen würde.

Aber was wissen wir schon, was hier die natürliche Gesellschaft des Waldes sein kann? Zwar ist vieles bekannt – aber wir arbeiten auch mit Unbekannten – das ist ein Charakter der Struktur des Industrie-Waldes.

Zweitens: Was bedeutet im Industrie-Wald Ökonomie? Herkömmlich hat die Forst-Wirtschaft im Hinterkopf immer noch die Vorstellung der Wirtschaftlichkeit – vielleicht viel zu viel davon. Hier jedoch stellt sich diese Frage etwas anders – vielleicht ganz anders.

Man geht man davon aus, daß wir Baum-Arten anpflanzen, die standortgerecht sind. Herkömmlich heißt dies: Bäume, die auf ihrem Stand-Ort den höchst möglichen Ertrag leisten können.

Die Frage allein nach dem Ertrag reicht aber nicht aus. Das Stichwort Standort-Gerechtigkeit müssen wir komplex verstehen: Wir möchten eine Vielzahl an Baum-Arten haben, auch wenn sie unwirtschaftlich sind, – mit dem Ziel, einen vielgestaltigen Wald zu haben.

Gibt es Parallelen zu Parks? Hier deutet sich greifbar ein ganz neuer Typ an. Tatsächlich ist seit dem Englischen Park der Industrie-Wald die einzige wirkliche und in Zukunft gewiß bedeutende Innovation.«

Albert Schweitzer: »Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.«

Das städtebauliche Ziel

Gefahren. Städte neigen dazu, auf Stadtplanung zu verzichten und nur noch Grundstücks-Politik zu machen. Zum Beispiel wird

in Essen jede Grün-Fläche daraufhin angeguckt: Wie kann man sie zu Bau-Gelände umwandeln – und damit versilbern? Parteien und Verwaltung kommen in den Geruch, in erster Linie als Lobby von Grund-Besitzern und Geld-Anlegern zu fungieren.

Überall gibt es Begehrlichkeiten. Auch Rhein-Elbe ist eine »interessante« Fläche. Es soll Leute geben, die mit der Stadt kungeln möchten: am liebsten die Wiese gleich noch mitnehmen – bis an den Fuß der Halde. Aber: diese Fläche soll frei gehalten werden.

Während der IBA-Zeit war das, was jetzt abgeholzt ist, ein Zank-Apfel. Die Stadt Gelsenkirchen gab dieses Stück frei zum Bebauen.

Wenn man städtebaulich denkt, was soll dann für eine Facette des Waldes auf Rhein-Elbe entstehen?

Die IBA Emscher Park (1989/1999) hat Rhein-Elbe ausdrücklich in einer städtebaulichen Dimension interpretiert und ihm durch einige Eingriffe diese Richtung gegeben. Was 2004/2005 in Fortsetzung dieser Gestaltung geschieht, intensiviert sie.

Diese Fläche soll ein Defizit der Stadt kompensieren. Die Stadt, die oft eng funktionalisiert ist, erhält einen Gegen-Pol: Im Industrie-Wald kann sich eine Wildheit ausbreiten – nicht mehr in weiter Entfernung, sondern unmittelbar in der Stadt.

In Gelsenkirchen gibt es zwar 11 Naherholungs-Gebiete, aber weite Bereiche der Stadt sind dicht bebaut.

Die Erholungs-Bereiche: Revierpark Nienhausen. Stadtgarten. Bulmker Park. Ruhrzoo. Galopprennbahn Horst. Im Emscherbruch/Resser Mark. Stadtwald/Hauptfriedhof. Schloß Berge/Berger See. Löchter Heide. Hülser Heide.

Insgesamt ist Gelsenkirchen nicht gut ausgerüstet. So ist das Projekt Industrie-Wald eine erhebliche Verbesserung.

Gesamt-Komposition der Region. Der Industrie-Wald liegt zentral: mitten zwischen den Städten Gelsenkirchen, Bochum und Essen – und dient damit der gesamten Region. So kann im Kopf das Bild eines facettenreichen Ruhrgebietes entstehen.

Kommunikation

Kommunikation. Was können wir tun, um den Menschen diese Zusammenhänge durchschaubar zu machen und näher zu bringen? Das heißt: daß sie sie für sich mit Bewußtsein wahr nehmen – und nicht mit der bewußtlosen Meinung, daß Wald bloß Wald ist?

Einsicht in das Thema Wald. Die Stiftung Industrie-Denkmalpflege und Geschichts-Kultur besitzt eine spannende Fläche Industrie-Wald unmittelbar in den Anlagen der Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde, die unter Denkmalschutz steht.

Dort wird darüber nachgedacht, wie forstliche Themen zu den Menschen gebracht werden können: forstliches Wissen ins Ruhrgebiet hineinzutragen.

Förster Oliver Balke: »Im Jahr kommen nach Rhein-Elbe etwa 3.000 Kinder zu Besuch. Schwerpunkt: Kindergarten- und Grundschul-Alter.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß der überwiegende Teil der Kinder der Natur weitgehend entfremdet ist.

Eigentlich muß man es anders sagen: Sie lernten sie nicht kennen.

Die Kinder, die aus Schalke oder Bismarck kommen, haben nicht viel Möglichkeiten. Für sie ist Rhein-Elbe wirklich eine Gold-Grube. Sie merken, daß dieses Gelände viele spannende Situationen bietet. Nicht nur in der Ausstattung des Geländes. Auch durch das Angebot unserer Dienst-Leistungen. Sie wissen: Da ist einer, der mit ihnen ins Gelände geht und Fragen beantwortet, der sich auskennt und interessante Dinge zeigt.

Und ich selbst habe aus der Erfahrung von sieben Jahren viel gelernt.«

Im Projekt Saar-Kohle-Wald bei Saarbrücken machte der Saar-Forst unter der Leitung von Lothar Wilhelm experimentelle Untersuchungen: in ›WildnisWochen 2001 im Zentrum für Waldkultur – Scheune Neuhaus 2001.‹

Ankündigung: »Den künftigen Urwald vor den Toren Saarbrückens erleben: rund tausend Hektar vor den Toren der Stadt – das größte

Wildnis-Gebiet Deutschlands. Fünf Tage lang leben Menschen allein auf sich gestellt im Wald.

Sie lernen Techniken des Überlebens. Klettern. Baum-Nester bauen. Fachlich betreut vom Wildnis-Führer Peter Bauer. Kreatives Arbeiten mit Holz – dem unbearbeiteten »Wildholz«. ›Tree People – vom und im Wald leben lernen‹. ›WaldWerkstatt – Arbeiten mit Grünholz‹.«

Es gab eine Open-Air-Filmreihe mit Filmen zum Wald, z.B. einen Spiel-Film von Werner Kubny ›Der Mann mit den Bäumen‹ (1989). Und eine Ausstellung.

Pflanzen – Bäume – Tiere

Die Böden. Auf dem Terrain von Rhein-Elbe gibt es gewachsene Böden und aufgeschüttete Böden.

Die industrielle Tätigkeit schafft durch ihre Bauten und Ablagerungen praktisch ein neues Gestein. Es enthält oft große Anteile von Substanzen, die auf technischem Weg (technogen) hergestellt wurden: Mörtel, Beton, Ziegel, Schlacke, Asche, Industrie-Schlamm-[19]

In den meisten industriellen Böden wurde der natürlich gewachsene Grund oft viele Meter dick überdeckt von künstlichen Materialien. Auf den Flächen der Eisen- und Stahl-Industrie herrschen die Schlacke-Ablagerungen. Im Bergbau dominiert das Berge-Material.

Diese Industrie-Böden haben viel Ähnlichkeit mit den Böden, die unsere Städte bedecken.[20] Sie bilden die extreme Form des Stadt-Bodens.

Pflanzen. Lange Zeit wurde behauptet, daß auf den Brachen kein Gras mehr wächst. Aber in den 1980er Jahren entdeckt man, daß sich dort ein großer Reichtum an Arten entwickelte: ein Eldorado von wildwachsenden Pflanzen.

Diese Entdeckung trug dazu bei, daß Brachen immer weniger als Zeugnisse des Niedergangs der Industrie verstanden wurden – und mehr als stadtökologisches Potential. Nun können sie Chancen in zuvor schlecht behandelten Stadt-Bereichen anbieten.

Vom Birken-Pionierwald zum Misch-Wald. Oliver Balke: »Im Industrie-Wald haben wir auch Böden, die das Grund-Wasser oder das Regen-Wasser kaum speichern können. Das ist für die Bäume nicht gut. Denn: sie brauchen für ihr Wachstum eine Verstetigung des Wassers. Aber einige Bäume, die ziemlich geringe Ansprüche an den Stand-Ort haben, kommen mit dieser Situation zurecht. Diese Arbeit übernehmen in erster Linie die Birken. Die Birken sind Bäume, die auf armen Böden wachsen – in angespannter Wasser-Situation: sowohl im Hinblick auf Trockenheit wie auf Feuchtigkeit. Birken sind Bäume, die eine sehr große Vitalität haben.«

Michael Börth: »Nach den Pionieren wechselt im Laufe der Jahrzehnte die Zusammen-Setzung der Baum-Arten. Die erste Generation mag eine Birke gewesen sein. Nach 20 bis 24 Jahren kommen die ersten Eichen dazu.«

Eichen sind ambivalent. Michael Börth: »Sie wachsen teilweise in relativ trockenen Bereichen, aber auch in sehr feuchten. Sie kommen mit sehr unterschiedlichen Umwelt-Bedingungen ganz gut klar. Und so wird dann aus dem reinen Birken-Wald ein Birken-Eichen-Mischwald.«

Die Kiefer ist ein weiterer Baum, der mit schwierigen Böden zurecht kommt, zum Beispiel mit der Heide-Landschaft nördlich der Lippe. Sie wächst ziemlich rasch.

Mit Kiefern kann man ausgezeichnet rekultivieren. Viele Halden wurden nach der Birke mit Hilfe der Pionier-Baumart Kiefer kultiviert.

Auf vielen Flächen verbreiten Kiefern sich von selbst. »Ohne wirtschaftliches Zutun, ohne jeden Cent«, sagt Förster Michael Börth, »das macht allein die Natur. Wir begleiten diese Maßnahme. Solche Flächen erhalten durch den Prozeß der natürlichen Folge [Sukzession] einen Wald.

Das können wir aber nur mit Gelassenheit machen, weil der Wirtschafts-Boom, der einzig auf monetäre Verwertung aus ist, daran vorbeiging.«

Die Kiefer bot sich lange Zeit an für den Ausbau der Stollen unter Tage. Ihr Holz sah ei-

nen Gruben-Einbruch geradezu voraus – und kündigte ihn den Bergleuten an: Es begann zu knacken.

Weißerle. Auch die Weißerle ist ein Pionier. Denn sie stammt ursprünglich aus dem kargen Boden des Gebirges.

Salweide. Ein weiterer klassischer Pionier-Baum ist die Salweide. Sie krallt sich in den unmöglichsten Situationen fest und wächst dort in erstaunlicher Weise. Sie kann sich an einem Haus in einer Fuge zwischen zwei Ziegeln entwickelt. Dazu ist auch die Birke fähig: Man sieht sie oft auf Dächern und auf Schornsteinen.

Bäume fliegen an. Die Samen der Pionier-Bäume sind ganz leicht: damit sie sich verbreiten können. Leichtigkeit ist ein wesentliches Merkmal dieser Arten. Solche Samen können Hunderte von Kilometern weit fliegen. Sie sind in der Lage, sich in extremen Lebens-Situationen fest zu haken.

Dünger. Laubbäume lassen jedes Jahr ihr Laub auf den Boden fallen, düngen ihn damit und bringen so eine Art Humus zustande.

Wie geht es weiter? Was wächst zwischen den Pionier-Bäumen? Was überflügelt sie? Was ersetzt sie? Wandert von irgendwoher, aus einer Park-Anlage, durch einen Eichelhäher – der Samen einer Blutbuche dazu?

Die Blut-Buche ist ein Baum aus den Parks. Sie hat nicht viel zu tun mit der Rotbuche, die grünes Laub hat. Die Blutbuche mit rotem Laub ist genetisch als eine Mutation entstanden, die der Mensch ausgewählt und gefördert hat. Sie gilt auch als ein romantischer Baum, unter dem man traurig sein darf.

Die Variabilität die sich im Industrie-Wald entwickeln kann, mag sogar noch größer werden als in den Wäldern weit außerhalb des Ruhrgebietes. Denn in der Umgebung von Rhein-Elbe wurde an manchen Stellen eine Reihe von exotischen Bäumen kultiviert, die mit dem Wald nicht viel zu tun haben: Es sind Park-Bäume. Manchmal kann der Industrie-Wald ihnen Räume anbieten – und dahin wandern sie in die Wald-Gesellschaft ein.

Das »Reisen« von Bäumen. Der Industrie-Wald ist keiner der großen Wälder, die selbstgenügsam sind, sondern darin gibt es ein intensives »Reisen« – von Stand-Ort zu Stand-Ort. Daran beteiligen sind der Wind und auch Tiere, die Samen transportieren.

Charakteristisch ist, daß viele Pflanzen eingeführt wurden (Neophyten) und sich dann in großer Zahl ausbreiteten. Oft reisten sie mit den transportierten Roh-Stoffen, die hier einst zur Fabrikation nötig waren.

Manchmal beteiligen sich auch Menschen daran – bewußt: »Ich find den Baum so schön. Ich pflanz ihn hier mal ein.«

Tier-Arten. Im Industrie-Wald gibt es Tier-Arten, die hier vor 40 Jahren nicht vermutet werden konnten. »Aber die Leute sehen es noch nicht.«

Förster Oliver Balke: »Wir haben hier ziemlich viele Waldmäuse. Sie sind wichtig – vor allem als Nahrung für viele, viele Raubtiere. Für Eulen und Käuze, für Turm-Falken, Mäuse-Bussarde, für den Marder, für den Fuchs. Die Waldmäuse sind arme Opfer! Aber als Pflanzen-Fresser haben sie Pflanzen als Opfer.«

Vögel. »Eben habe ich einen Eichelhäher gehört«, sagt Förster Oliver Balke. »Ein Fitislaubsänger hat sich jetzt im Herbst auf seinem Durchzug in den Süden hier niedergelassen – und noch einmal begonnen zu singen. Das machen diese Vögel gern, weil die Tage im Herbst genau so lang sind wie im Frühjahr – dann meinen sie, sie müßten wieder mit ihrem Revier-Gesang anfangen. Wenn dann aber die Tage immer kürzer werden, setzen sie ihre Flucht in den Süden fort.«

Der Vogel-Zug ist im Industrie-Wald genauso erlebbar wie auf der Ostsee-Insel Rügen.

Szenerien

Lebens-Erweiterung. Es gab im Industrie-Gebiet an Ruhr und Emscher immer wieder Ansätze, um die Lebens-Möglichkeiten für die hart arbeitende Bevölkerung zu erweitern. In Bergarbeiter-Siedlungen erhielten sie durch die Szenerien der Gärten einen gewissen Ausgleich – vor einer Kulisse, die stark vom Arbeits-Prozeß geprägt war.

Jetzt kann im Industrie-Wald mit seinen Szenerien etwas entstehen, das den vielfältigen Facetten des menschlichen Lebens in dieser Gegend ebenfalls ausgezeichnet dient.

Wolfgang Clement, Journalist, eine Zeit lang Ministerpräsident von NRW, dann Bundesminister: »Beim Gedanken an den Strukturwandel im Ruhrgebiet erinnere ich mich an meine Kindheit und Jugend in Bochum, vor allem an Erlebnisse und Abenteuer auf dem spannendsten ›Spielplatz‹ in der Nachbarschaft – dem Gelände der Zeche Prinzregent und später des Kohlekraftwerks Springorum.«

In spannender Weise kann man die Industrie-Natur auch in der gigantischen Anlage der stillgelegten Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde erleben. In dieser ausgebreiteten »Kokerei-Landschaft« wächst der Wald – und bildet groteske Szenerien.

Was hier wächst, hat für den Blick oft eine eigenartige Schönheit und bildet auch interessante räumliche Situationen. Ihr wichtigster Darsteller ist seit Beginn der 1990er Jahre der Fotograf Peter Liedtke.

Karl Ganser: »Ich habe über seine Fotografien diese Industrie-Natur erst richtig begriffen.« Oft braucht man eine Reflexion – in Bild oder/und Text, um zu erkennen, was überhaupt nicht selbstverständlich ist.

Was hier an Arten lebt, hat sich auf extreme Bedingungen eingestellt. Vieles davon wird in der sogenannten freien Natur immer seltener.

In diesen Industrie-Brachen entwickeln Pflanzen ein vitales Leben: in den Ritzen des Pflasters, auf dem Schotter und selbst auf der eisernen Decke der Koks-Öfen. Sie breiten sich aus – wie bunte Teppiche.

Weil sie in Ruhe gelassen werden von der Manie vieler Menschen, die Welt nach engen Aspekten zu reinigen und zu zähmen, können hier Pflanzen überleben, denen überall Vernichtung droht. Hinzu kommen exotische Gewächse, die im Transport von Roh-Stoffen mitgereist waren – sie würden woanders schwerlich Raum zu Leben finden.

Nutz-Wald

Förster Michael Börth: »Wir machen uns Gedanken, ob man den Industrie-Wald auch nutzen kann: im Sinne eines verbrauchernahen Produzenten von Energie-Holz.«

Brenn-Holz. Tatsächlich ist inzwischen die Folge der Bäume, die der Förster Sukzession nennt, vorangeschritten – jetzt sind viele Bäume 30 bis 40 Jahre alt.

Michael Börth: »Jetzt kann ich sie auch nutzen! – sie »auf den Stock« setzen, wie man sagt. Das heißt: Ich kann sie fällen – dann wachsen aus der Wurzel neue meterlange Triebe und damit neue Stämme. Das geht ziemlich schnell, weil das Wurzel-Werk schon ausgebildet ist. Das Holz der gefällten Bäume kann man auf den Markt bringen: als Brenn-Holz für den Kamin.«

Zerkleinertes Holz. Holz kann inzwischen auch maschinell zerkleinert, geschreddert werden – und dann als »Hack-Schnitzel« in neuartige Brenn-Öfen gehen, die sich langsam verbreiten.

Diese Öfen sind so konstruiert sind, daß man nur noch auf einen Knopf drücken muß. Eine Schnecke transportiert automatisch vom Holz-Lager die Hack-Schnitzel an den Brenn-Ort. Dieser ist so raffiniert konstruiert, daß er die Energie maximal auszunutzen vermag. Das ist nicht mehr der Ofen der Großmutter, wo man die Scheite mit der Hand nachlegen mußte.

Die Vision: Mit solchen Öfen kleine Block-Heizkraftwerke betreiben – sie könnten sowohl Wärme wie Strom produzieren. Das Konzept gibt es schon lange, leider hat es sich noch nicht durchgesetzt.

Wildes Gelände

Brache der Zeche Bismarck. Michael Börth: »Die Brache Bismarck im Norden von Gelsenkirchen ist von Weite geprägt. Da läuft nur ein Hochspannungs-Bügel drüber – ansonsten ist sie frei. Sie grenzt an einen Kanal und an einen einstigen Hafen. Heute stehen da Leute und angeln. Mitten

im umgebenden Ballungs-Raum kommt man plötzlich in eine solche Szenerie: Darin kann man hunderte von Metern in einer völlig offenen Situation laufen.«

Dortmund-Huckarde: Kokerei Hansa. Michael Börth: »Jede Fläche hat ihren eigenen Charakter. Zum Beispiel ist die Fläche der Zeche Hansa geprägt von der Industrie-Technik und vom Rost – in verschiedenen Farben. Rost wirkt wunderschön – vor allem im Abend-Licht. Rotbraune Industrie-Technik umwoben von filigranem Industriewald. Eine quietschende Metall-Platte im Wind! Eine Metall-Platte, die gegen irgendetwas schlägt – mit einem eigenartigen Klang.«

Oberhausen: Gelände Vondern. Die Zeche wurde schon in den 1920er Jahren aufgegeben. Neben der Garten-Siedlung Vondern (um 1905) breitet sich ein wildes Terrain aus. Mitten hindurch wurde die Emscher-Autobahn gelegt. Ein abenteuerliches Gelände – vor allem für die Kinder aus der Siedlung.

Berlin: Anhalter Bahnhof. Einst gab es hier einen der größten Bahnhöfe. Neben ihm breitete sich weithin ein Güter-Bahnhof aus. Dieses Areal liegt heute im Gleis-Dreieck.

Hierhin kamen am Ende des Zweiten Welt-Krieges die letzten Güter-Züge aus dem Balkan. Sie transportierten Tiere, die geschlachtet wurden. Dann standen die Güter-Wägen fest. Das Stroh von den Tieren flog herum. Darin befanden sich allerlei Samen von Pflanzen und Bäumen aus dem Balkan. Kein Mensch kümmerte sich um das, was daraus erwuchs: ganz langsam ein Wald – mit allerlei Exotischem.

Heute gehört das Gelände zum Museum für Verkehr und Technik.

Konzerne sollen Terrain beisteuern!

Im Industriewald-Projekt stecken 200 Hektar. Wie bekommt es weitere Flächen? Schwierig. Denn die Macht steckt im sehr zementierten Eigentum. Die Entscheidungs-Träger sind die Flächen-Eigentümer: Deutsche Steinkohle AG (DSK), eine RAG-Tochter, Thyssen und die Bahnflächen-Entwicklungsgesellschaft. Sie spekulieren mit ihren Flächen.

Verhinderung der Wald-Bildung. Immer noch glauben Konzerne, daß eines Tages die Brachen für viel Geld verkauft werden können. Manager, die sich bei jeder Gelegenheit als Fanatiker der Nüchternheit und des Marktes präsentieren und feiern lassen, verwandeln sich mit ihren Illusionen zu Traum-Tänzern: Sie reden von hohen Preisen.

Tatsachen: Es werden keine großen Flächen mehr gebraucht.

Die Industrie-Prozesse tendieren zur Minimierung.

Der Mangel an Realismus der Konzern-Manager ging so weit, daß sie jedes Jahr Holz-Arbeiter mit Sägen auf ihre Brachen schickten: Sie sollten alles herunter mähten.

Der Grund: Wenn es höher wächst, wird es nach gesetzlicher Definition Wald – und gerät dann in eine andere Schublade von Gesetzen. »Es gab den fatalen Vers: ›Wenn das Holz dem Ritter reicht an den Sporn/hat der Bauer sein Recht verlorn.‹«[21]

»Heute stehen einige Konzerne in Verhandlungen mit dem Industrie-Wald-Projekt. Sie wollen ihre Flächen zur Verfügung stellen.«

Neue Fabriken haben, trotz manchmal großer Flächen-Wünsche, lange nicht die Dimension an Ausdehnung wie einst die großen Werke.

Was gilt als Wald? Rhein-Elbe unterliegt denselben Bestimmungen wie zum Beispiel die die großen Kiefern-Wälder nördlich der Lippe in der Haardt. Wenn die Wald-Eigenschaft gegeben ist, dann greifen alle Bestimmungen.

Für die Wald-Eigenschaft gibt es ein Faustregel: Es müssen Wald-Bäume sein. Sie müssen eine Höhe von mehr als einem halben Meter haben. Das Ensemble soll geschlossenen Charakter besitzen.

Förster Oliver Balke: Viele Konzerne »wollten verhindern, daß die Folge (Sukzession) so weit geht, daß die Wald-Eigenschaft rechtskräftig eintritt. Wenn die Bäume höher sind,

bilden sie dem Gesetz nach einen Wald – und dann unterliegt das Grundstück einer anderen Rechts-Form.

Daher versuchten manche Eigentümer zu verhindern, daß Wald entsteht. Sie mulchten das Gelände in einem frühen Stadium runter und setzten damit die Entwicklung der Natur wieder gegen Null.

Heute bewegen sich die Landesregierung und die Konzerne auf einander zu und entwickeln Kompromiß-Lösungen, die die bisherige Praxis der gezielten Natur-Unterdrückung verhindert.«

Wenn aber auf den Brachen die Baum-Folge erst einmal gewachsen ist, dann bleibt der Rechts-Status Wald erhalten.

Rechts-Verfahren. Förster Oliver Balke: »Für eine Wald-Umwandlung, durch die der Wald gezielt entfernt wird, damit auf seiner Fläche etwas anderes entstehen kann, zum Beispiel ein Bau-Gebiet, muß ein rechtliches Verfahren ablaufen – mit Antragstellung bei der Unteren Forstbehörde. Auf Rhein-Elbe ist dies für einen Teilbereich geschehen. Es mußten Pläne erstellt und Genehmigungen eingeholt werden. Wenn eine Untere Forstbehörde besondere Gründe vorlegt, kann dieser Wald nicht mehr abgeholzt werden.

Einer dieser Gründe kann sein: besondere Armut an Wald – das ist im Ruhrgebiet oft der Fall.

Es gibt auch überörtliche Planungen, die übergeordnete Ziele benennen, zum Beispiel der Gebiets-Entwicklungsplan. Darin können Wald-Bereiche eine besondere Funktion haben: als verbindende Elemente in der Landschaft – zwischen weiteren Wald-Flächen. Oder Wald kann Wander-Weg von Tier-Arten sein.

Es kann aber gerade im Ruhrgebiet auch angenommen werden, daß Wald-Stücke eine überragende Bedeutung für die Erholung der Bevölkerung erlangten.

Manchmal wird auch dem Lärmschutz eine besondere Bedeutung gegeben – z.B. an den Seiten einer Autobahn, wenn neben ihr Wohngebiete liegen.«

Wie kommt es, daß der Forst stark ist? – Förster Oliver Balke: »Der Forst ist nur so stark wie das Gesetz, das die Rechts-Grundlage darstellt.« Aber es gibt Interessenten und Lobbyisten, die versuchen, das Gesetz so unten zu halten, daß sie möglichst wenig Nachteile davon haben.

Wie kommt es, daß die Allgemeinheit mit dem Forst-Gesetz gut bedient ist? – Förster Oliver Balke: »Das hat sich längere Zeit entwickelt. Es gab immer wieder Anpassungen, weil man merkte, daß Regeln trickreich unterlaufen werden konnten. In der Rechts-Entwicklung steckt eine Evolution: Anpassen – Reaktion – Gegenreaktion.«

Mahnende Erinnerungen. Es gibt gute Gründe, die großen Grund-Besitzer zu mahnen: Seid vernünftig!

Vernunft kann nicht nur das Geldzählen sein – sondern dazu gehört einiges mehr.

Erinnerung: Die großen Firmen kauften um 1900 oft »für einen Appel un ein Ei« große Flächen auf. Der Bergbau wollte über das Ausmaß des Schaden-Ersatzes bei Berg-Senkungen selbst bestimmen. Die Eisen- und Stahl-Industrie sicherte sich Erweiterungs-Flächen.

Diese Industrien kauften so gut wie immer viel zu viel Land – so viel konnten sie nie gebrauchen.

Erinnert sei daran, daß die Montan-Firmen bei der Sanierung des Bergbaus 1968 »wunderbarerweise« ihren gesamten Liegenschafts-Besitz behalten durften – daraus entstand dann eine hemmungslose Geschichte der Spekulation – bis heute.

Erinnerung: Gigantische öffentliche Mittel flossen an die Konzerne.

Erinnert sei daran, daß sie nie nach dem Verursacher-Prinzip bei Stillegung Umwelt-Schäden selbst beseitigen mußten – sondern »wunderbarerweise« die öffentlichen Kassen ausmelken durften, die sich dies »wunderbarerweise« stets gefallen ließen. Kein einziger Konzern hat jemals eine Fläche ökologisch sauber hinterlassen. Die Kosten halsten sie dem Steuer-Zahler auf.

Erinnerung: Der Bergbau hatte Freibriefe für vielerlei. Er darf jetzt das Terrain nicht wie Gold-Gräber in Alaska verlassen, sondern muß es in Würde tun – auch um ein gutes Anden-

ken und Image zu hinterlassen. Raubbau oder vernünftige Übergabe?

Erinnerung: Erst legten die Montan-Konzerne die Betriebe still und schufen damit eine hohe Arbeitslosigkeit, dann spekulieren sie mit dem Grund-Besitz. Die DSK ist nur bereit, Fläche abzutreten, wenn sie gleichzeitig an anderen Stellen spekulieren darf.

Angesichts dessen müßte sich – wenn es halbwegs mit Anstand zugeht – jeder große Boden-Besitzer dazu entschließen, im Projekt Industrie-Wald einen erheblichen Beitrag zu leisten.

Im öffentlichen Interesse ist es sinnvoll, die Industrie-Brachen als Chance zur Verbesserung der Lebens-Qualitäten im Ruhrgebiet zu nutzen.

Endlich können die Menschen eine vernünftige Umwelt erhalten. In ihrer Nähe.

Aber die Flächen-Eigentümer fühlen sich moralisch zu nichts verpflichtet.

Der ›Gedanken-Sturm‹ der Region

Planung und Planlosigkeit. Die Industrie-Epoche entstand aus der Aufklärung. Sie ermahnte Menschen dazu, rational und tätig zu sein. Die Industrialisierung steigerte dies in einem Maß, daß kein Quadrat-Zentimeter mehr von dieser Philosophie frei blieb.

Das Prinzip ist nicht falsch. Aber diese Aufklärung griff nur einseitig. Sie lieferte viel Richtiges, aber sie blendete vieles aus. Jetzt muß man Aufklärung differenzieren. Das heißt sagen: Das war nicht alles.

Man muß sie auch ergänzen um einen Aspekt: um Bereiche der Planlosigkeit, des Abwarten-Könnens, Zulassens, daß man mal vielleicht nicht genau weiß, was mit einer Situation jetzt anfängt. Das kann hochproduktiv sein. Und konstruktiv. Denn die Zeit arbeitet. Und Gedanken schärfen sich im Laufe der Zeit.

Man erhält plötzlich Einfälle, die man auf die Schnelle nicht gehabt hätte. Auf der Geradeaus-Schiene gäbe es sie nicht. Im Grunde ist der Industrie-Wald ein Brainstorming einer Region.

Die Spielregel des Brainstormings: unglaublich vieles zulassen. Die sogenannten verrückten Gedanken werden nachher zu Gedanken, die gar nicht verrückt sind, sondern allen eine Menge bringen.

Kreativität wird häufig erschlagen von Regeln. In vielen furchtbaren Behörden-Terminen geht es gar nicht um Inhalte, sondern um das Procedere: Wer hat wann was zu sagen und wie. Da werden oft Stellungnahmen abgegeben wie vom Blatt abgelesen.

Da gibt es selten etwas Neues. Ein solcher Behördentermin ist meist völlig überflüssig, weil viele im Vorfeld wissen, was für Einwände kommen werden, was für Bedenken, was für Ergänzungen, weil die rechtlichen Grundlagen da sind und jede Behörde nur einen bestimmten Spielraum hat, der so eng ist, daß eine echte Mitentscheidung im Ergebnis der Individuen, die daran beteiligt sind, überhaupt nicht mehr möglich sein wird. Es wird nichts durchgearbeitet, nichts in Frage gestellt. Alle haben sie – »natürlich« – immer Recht. Hinterher klopft man sich gegenseitig auf die Schultern: Was war das wieder für ein wichtiger Termin. Er kostete unglaublich viel Zeit und Geld. Und er war nicht produktiv.

Im Gegensatz dazu heißt es auf der Fläche Rhein-Elbe: Da passiert etwas! – ein Prozeß, der nicht abzusehen ist.

Zur Geschichte der Land Art / Landschafts-Kunst

Landschaft arbeitet und wird bearbeitet

Genese. Landschaft arbeitet an sich selbst. Die Akteure sind Wind, Regen, Sonne, Wolken, Hitze, Kälte, Frost, Zeit.

Immer schon wurde viel Landschaft auch von Menschen bearbeitet. Sie rodeten Wald und verwandelten dadurch ein Stück Erde in Ackerland oder Wiese.

Als die Agrar-Techniken, vor allem durch die Arbeit und Verbreitung der Zisterzienser, es Menschen ermöglichten, seßhaft zu werden, lohnte es sich, große Flächen von Wald für die Land-Wirtschaft herzurichten. Die Vermehrung der Bevölkerung übte weiteren Druck aus, den Wald zu reduzieren und in Wiesen und Äcker zu verwandeln.

Nicht alles wurde gerodet. Denn die Menschen brauchten nachwachsendes Holz zum Heizen und als Bau-Material. So blieben in gut angelegten und sehr fruchtbaren Landschaften, wie z.B. im Münsterland, immer wieder kleine Stücke Wald stehen.

Das gibt ihnen heute einen besonderen Charakter, der im landläufigen Sinn als Park-Landschaft bezeichnet wird.

In Holland legten Menschen Sümpfe trocken und verwandelten sie vor allem zu Wiesen für die Fett-Weiden von Vieh. Sie nutzten die Beherrschung des Wassers durch Kanäle (Polder) auch für ein Verkehrs-System mit Schiffen. Holland ist die am meisten veränderte Landschaft der Welt.

Die Vielfältigkeit von manchen Landschaften hat seit jeher Menschen angezogen.

Die Geschichte der Landschafts-Darstellung gibt Aufschluß darüber, mit welchen Interessen und folglich mit welchen Augen Menschen Landschaften ansahen.

Eine Fortsetzung der Gestaltungs-Geschichte der Landschaft ist die Land Art.

Land Art

Unterschiedliches Verständnis von Land Art. Von denen, die dazu publizieren, wird unter Land Art vielerlei verstanden. Wir wollen dies hier nicht resümieren und diskutieren. Die Publikationen sind oft wenig verständlich und stecken häufig voller Pseudo-Magie wie sie zum Beispiel zum Hochloben von Künstlern auf dem Kunst-Markt benutzt wird. Sie leben eher von den Bildern als von den Texten. Die Zusammenhänge, die darin behauptet werden, sind oft unbegründet und dem Glauben-Sollen überantwortet.

Verwirrend sind die Bezeichnungen:[1] undeutlich, in Überschneidung, oft Wort-Magie, hinzu kommt die Unklarheit vieler Texte. Was als Kategorie bezeichnet wird, ist keine.

In den späten 1960er Jahren wird die künstlerische Arbeit in der Natur und mit ihren Materialien als »Earth Art« bezeichnet.

Als in den frühen 1970er Jahren diese Arbeit sich in großen Maßstab erweitert, wird sie Land Art genannt.

Was naturwissenschaftlich »arbeitet«, wird semantisch unzutreffend als Ecoart bezeichnet.

Es macht keinen Sinn, die Vielfalt der Schöpfungen unter Begriffe zu bringen, die von den Begriffs-Schöpfern selbst weitgehend diffus erfunden und gehandhabt werden. Besser ist es, das einzelne Werk zu verstehen. Dazu braucht man keine der üblichen kunsthistorischen Einordnungen, die im Grunde nur der Bequemlichkeit dienen – nämlich der Mühe des Verstehens entkommen wollen, indem sie sich mit einem rasch aufgeklebten Etikett zufrieden geben.

Im Folgenden präsentieren wir eine eigene Skizze für diese Phase der Landschafts-Geschichte.

Die Wurzeln. Die Land Art hat eine weit zurückreichende Wurzel. Sie umfaßt sowohl

die Gestaltung der Natur, die seit langem Landschafts-Architektur genannt wird, wie die Bildhauerei, die seit jeher in die gestaltete Landschaft Figuren stellt.

Diese Tradition nimmt im 20. Jahrhundert teil an den stadtplanerischen und künstlerischen Diskussionen.

Widersprüche. Als mentale Frucht der Industrialisierung hat auch der Surrealismus viele alte Zusammenhänge aufgebrochen und sich Freiheiten genommen, sie in neuer Weise zusammen zu setzen – oft durcheinander gewirbelt. Er arbeitet nach dem Prinzip der Montage. Vor allem genießt er Widersprüche. Und er macht Fiktionen hoffähig.

In ähnlicher Weise steckt die Entwicklung der Land Art voller Widersprüche. Sie leistet sie sich.

Das Kleine wird groß. Viele Künstler erschaffen die vorgestellte Gestalt zunächst im Atelier und gehen dann mit ihr in die Landschaft: Dort vergrößern sie die Gestalt. Das heißt: Künstlerisches Denken arbeitet im Atelier und wird dann in die Region getragen – es sucht sich einen Ort – dann dehnt es sich aus auf eine adäquate Landschaft – dadurch vergrößert es sein Spiel-Feld und seinen Gegenstand.

Ein Beispiel: In den USA gab der Bildhauer Gutzon Borglum 1927/1941 in Süd-Dakota einem riesigen Felsen die Gesichter von vier US-Präsidenten.[2]

Die Rolle der Fotografie. Die Gebilde, die draußen in der Landschaft entstanden, sind für das Publikum meist nicht zugänglich, denn dort geht selten oder nie jemand hin. Oder: das Gebilde ist nach kurzer Zeit wieder abgeräumt, meist durch Zerstörung durch Wind, Sand-Verwehungen, Regen oder Verwitterung. Daher erhalten wir die meiste Kunde von der Land Art nur über Fotografien.

Die Rückkehr ins Atelier. Die Not treibt viele Künstler dazu, nicht nur ›Vor Ort‹, sondern zugleich und noch mehr in den Galerien und Museen zu erscheinen.

Viele Publikationen stellen dies in einer oft simplen Weise nebeneinander – ohne deutlich zu machen, was das eine ist und was das andere.

Die großen Mental-Räume. Draußen in der Landschaft können oft Gestaltungen entstehen, die man zuvor in dieser Ausdehnung nicht für möglich gehalten hätte.

Die Entwicklung der Kunst in so weiten Räumen hängt eng zusammen mit dem tatsächlichen und mentalen Radius, in dem sich Menschen in ihrer Geschichte bewegen konnten.

Jahrtausende lang waren die Menschen auf den kleinen Umkreis fixiert. Bauern hatten keine Möglichkeiten über ihr Dorf hinaus zu kommen, außer ins Nachbar-Dorf, höchstens zum Markt in die nächste Stadt.

Ausnahmen, die jedoch als entwurzelt angesehen wurden, waren herumziehende Soldaten.

Einen weiteren Umkreis hatte nur der Adel. Der hohe Adel machte die sogenannte Kavaliers-Tour – manchmal durch halb Europa.

Bei den Bürgern gibt es Gruppen von Fern-Händlern, die sich in größeren Räumen bewegten. Im 18. Jahrhundert kann dies im Bergischen Land durch viel Export gelegentlich zu einer fast globalen Reich-Weite führen.

Vor allem die Eisenbahn, dann das Auto und schließlich das Flugzeug lassen die gesamte Erde für viele Menschen erreichbar werden. Die Fernseh-Kameras scheinen mühelos den Blick auf den Globus in die Wohn-Zimmer zu bringen.

Aus diesem elementaren Kontext entsteht die Ausdehnung der Kunst – in großem Maßstab in die Landschaft hinein – und vor allem in zuvor fast nie erreichte Bereiche: in Wüsten und in gigantische Gebirge.

Die Expansion der Industrialisierung seit rund 200 Jahren führte dazu, daß nicht nur immer mehr Produkte entstanden (oft viel zu viele), sondern daß menschliche Möglichkeiten in einem zuvor unvorstellbaren Ausmaß erweitert wurden: den eigenen Raum zu vergrößern – tatsächlich und mental.

Dies ist das Feld der Land Art.

Diese Weise der Landschafts-Kunst beginnt in den 1970er Jahren. In dieser Dekade findet ein großer mentaler Aufbruch statt – eine Freiheit des Denkens und die Lust am Ungewöhnlichen – bis hin zu vielerlei Verrücktheiten.

Jetzt werden alle Maßstäbe gesprengt. Dies erscheint hybrid. Das ist es. Das soll es auch sein. Darin steckt tiefenpsychologisch der Allmachts-Traum von Menschen. Diese Land Art operiert mit ihm und spricht ihn an.

Für denkbar und möglich gehalten wird der größte Teil der Land Art durch technische Entwicklungen – d.h. durch Maschinen wie schwere Raupen, Bagger, Kräne u.a.

Es entstehen Gestaltungen, die vor nichts halt machen, sich augenscheinlich nicht beschränken wollen und häufig versuchen, universal auszugreifen.

Zum Beispiel stellt Christo in Japan in einem langen Tal 3.100 blaue sehr große Sonnen-Schirme auf – über eine Ausdehnung von 19 km Länge. Das übertrifft er noch einmal: In den USA sind es hellorange-farbene 1.760 Schirme in 29 km Länge.[3]

Symbolisch wird das Ausgreifen des gestaltenden Menschen ins Unendliche oft ausgedrückt in der Tatsache, daß viele Land Art-Autoren in die Weite der Wüste gehen und dort arbeiten.

Die Freiheit. Die Wüste erscheint am Ende der 1960er Jahren als ein Symbol für eine Freiheit des Menschen, die keinen Grenzen anerkennen will.

In einem anderen Medium drücken dies Michelangelo Antonioni und Tonino Guerra aus: in ihrem Film »Zabriskie Point« (1969) – ein Film über die Studenten-Bewegung in Berkeley, die sich in individualisierter Weise in die Wüste fortsetzt.

Die Wüste steht für die unbegrenzte Natur. Ein Paradox – ist sie doch äußerst beschränkt in ihren Ressourcen. Aber manche Künstler begegnen dem Paradox mit einem zweiten Paradox: Sie suchen die Freiheit in der Einsamkeit – vor allem in einigen menschenleeren Landschaften des amerikanischen Kontinents.

Weil aber für diese Künstler Kommunikation unerläßlich ist, weil er letztendlich seinen Gedanken in seinem Werk möglichst vielen Menschen präsentieren will, sucht er sich ein zweites Medium, das den Transport aus der Wüste in die Städte schafft: die Fotografie. So bilden Land Art und Fotografie eine Symbiose.

Universalisierung. Medien wir Fotografie, Film und vor allem Fernsehen scheinen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die gesamte Welt erkundet zu haben – ihren letzten, auch verborgen erscheinende Flecken. Die Kamera suggeriert dem Zuschauer auch noch im gemütlichen Wohn-Zimmer den Blick, den die Theologie jahrhundertelang dem lieben Gott und den Engeln zugeschrieben hatte.

Daher geht viel künstlerische Überlegung in dieselbe Richtung: Künstler erscheinen als »Welten-Schöpfer« und als »Welt-Geist«.

Magie der Landschaft. In einer unendlich erscheinenden Landschaft legen Künstler Zeichen an – oft in großem Maßstab.

Dies hat eine archaische Magie. Der Zuschauer mag denken: Warum ist das ausgerechnet dieser Punkt? Es wird ihm nahe gelegt zu vermuten: Diese Stelle kann ein Nabel der Welt sein! Es ist der wichtigste Ort dieser Landschaft!

Ein hybrid angelegter Ort! – und er fordert sogleich völlig im Gegensinn dazu heraus, sich selbst als Machthaber über ihn darzustellen. Man kann an neue archaische Priester denken. Ein Beispiel dafür: der »Erd-Mund« von Herbert Bayer (1979) in Aspen/Colorado).[4]

Paradoxien. Wie im Surrealismus arbeiten auch in der Landschaft viele Künstler mit Paradoxien. Ein Beispiel: Nancy Holt legt in die Wüste Utah vier riesige, übermannshohe Stücke Rohr von 5,4 m Länge mit einigen Löchern aus und nennt sie Sonnen-Tunnels (Sun Tunnels) (1973/1976).[5] Die Assoziationen gehen dahin, sich eingefangene Sonne vorzustellen, – freiwillig oder listig? – oder ist es bloß ein Spaß?

Die Wiederkehr des Animismus. Unendlich viel philosophiert wurde zur These, daß der Mensch sich aus der Natur getrennt hat – genannt »Individuation«. Das beschäftigte vor allem in den 1950er/1960er Jahren. Inzwischen gibt es aus vielen Richtungen die Neigung, in den Schoß der Natur zurückzukehren – mit ihr eins zu werden.

James Turrell kommt auf einen gewiß ganz ungewöhnlichen Gedanken: Er kauft sich in der Wüste Nevada (USA) einen Krater. Dort

will er sich einen heiligen Versammlungs- und Beobachtungs-Punkt schaffen, um den Zauber des Kosmos erleben zu können.

Diesen Animismus präsentiert Herman Prigann auch auf Rhein-Elbe. Wir können ihn leicht finden – und darüber diskutieren.

Magie der Materialien. Auch dieses Thema ist uralt – es spielte in allen Künsten in Jahrtausenden eine sehr große Rolle. Am meisten anfaßbar wird es im Bauen, in der Bildhauerei und in der Goldschmiede-Kunst. Aber auch in der Malerei. In den 1920er Jahren wird es neu formuliert, so als wäre es noch nicht da gewesen, – unter dem Stichwort »Material-Sensibilität.«

Innerhalb dieser Magie der Materialien gibt es im 20. Jahrhundert drei besondere Aspekte. In einer als künstlich empfundenen Welt scheint Natur weitgehend verloren gegangen zu sein – daher wird Natur erneut gesucht – und sie wird in Materialien der Natur gefunden.

Solche Materialien können Geschichten erzählen – von ihrem Ursprung, von Gebrauch und Mißbrauch.

Der zweite Aspekt: Eine Entdeckungs-Reise zu künstlichen Materialien. Zu Eisen und Kunst-Stoffen.

Der dritte Aspekt: Materialien verfallen. Eisen rostet. Oder es wird gebrochen. Andere Materialien verkommen: Sie werden dreckig, verändern sich, brechen auf, vermodern, lösen sich auf.

Im Ruhrgebiet ist eine ganze Landschaft im Verfall – aber nicht nur hier, man gehe nach Mannheim, Frankfurt, Stuttgart, München, Berlin, Köln.

Rhein-Elbe ist eine Exkursion zu den Erscheinungs-Weisen der Materialien: zu ihrer Phänomenologie.

Das Thema des Verfalls ist ebenfalls alt. Um 1500 stellten viele Maler die »Heilige Familie« in Ruinen dar. In dieser Zeit entstand ein zweischichtiges Bewußtsein: Zu gleicher Zeit werden die Bauten des antiken Rom neu entdeckt und als großartig bewundert – und ihr Zustand des Verfalls prägt sich tief ins Gedächtnis ein. Der Holländer Marten van Heemskerk zeichnet eine Fülle von Ruinen.

Das Thema läßt viele Menschen nicht mehr los – es breitet sich in den 1990er Jahren in der Land Art des Ruhrgebietes aus, auch in Rhein-Elbe.

Sichten. Sehen heißt: Hinkommen und Dabei-Sein. Daher spielen Sichten eine große Rolle.

Meist werden sie durch Achsen gestaltet. Die Achse ritualisiert: den Blick und zugleich auch das Dargestellte.

In der Land Art ist der geführte Blick manchmal ein Schnitt durch einen Erd-Wall. Oder er wird durch einen Tunnel geleitet – dann erscheinen der Blick und das Sichtbare noch geheimnisvoller.

Der geführte Blick muß nicht auf etwas treffen – er kann auch offen bleiben, dann ist er eine Frage.

In den italienischen Parks des 16. und 17. Jahrhunderts fing ihn am Ende immer eine Architektur auf – ein kleiner Tempel oder eine Loggia. In den französischen Parks des 18. Jahrhunderts verlor sich der Blick im feinen Dunst des Horizontes.

Der erstaunte Blick in fremde Welten wird uns häufig gereicht – in Welten, die wir so nicht sehen.

Das ist wieder ein Paradox. Im Alltags-Leben überflutet uns eine ungeheure Bilder-Welt und bedeutet uns, daß es nichts gibt, was sich nicht schon erschlossen hätte – und gleichzeitig wollen uns Medien und Werbung den ganzen Tag glauben machen, daß alles, was sie zeigen ganz und gar neu sei.

Tatsächlich werden uns aber auch viele Blicke geboten in Welten, die uns fremd sind – bis unter Wasser.

Elementares. Hans Haacke verändert in der Natur Oberflächen: Er sprüht Wasser (Erosion, Seattle 1969).[6] Und er läßt Oberflächen überfrieren (Erde, Luft, Feuer, Wasser: Elemente der Kunst. 1971 im Museum of Fine Arts in Boston).[7]

Er nimmt das Wort Sky Line, dreht es hin und her, reflektiert es – und macht etwas daraus, das semantisch elementar ist: Mittels einer Folge kleiner runder Objekte bringt er eine gebogene Linie von der Erde zum Himmel.[8]

Robert Morris macht breite Stein-Teppiche und läßt sie dampfen – darin steht eine Frau. Titel: Steam (1974).[9]

Das Exotische. Die Kunst des 20. Jahrhunderts (wir bewegen uns auch im 21. Jahrhundert in ihrer Kontinuität) hat geradezu eine Sucht nach dem Exotischen. Auch dies ist eine uralte Neigung von Menschen. Sie mögen aufs Engste leben und denken, aber jahrtausendelang waren sie von Exotischem verführbar.

Die Kunstgeschichte hat dies überhaupt noch nicht untersucht.

Land art liebt die Bereiche der Erde, die etwas Besonderes sind: Stein-Brüche. Wüsten.

Die Natur selbst bringt viele Ausrufe-Zeichen hervor. Etwa einen Felsen, um den herum alles durch Erosion abgetragen ist.

Das Exotische ist durchaus integrationsfähig – das zeigt sich auf Rhein-Elbe. Es gibt so etwas wie Kleb-Stoff – hier ist es das Material der Beton-Fundstücke, aus denen Säulen und Gestalten mit Assoziation an die Anden bestehen – sie halten uns beim Assoziationen-Flug *gleichzeitig* in unserer unmittelbaren Welt des Ruhrgebietes fest.

Ausgreifen und Verändern der Seins-Weise. Christo und Claude verpacken Bereiche der Natur. Beispiel: Die Küste von Little Bay in Australien (1969)[10] und die Ozean-Front in Newport auf Rhode Island (1974).[11] In Greater Miami auf Florida umgeben sie in der Biscayne Bay mehrere kleine Inseln in einer Folge mit einer breiten rosa Fläche.[12]

In Colorado legen Christo und Claude 1970/1972 quer durch ein Felsen-Tal einen Vorhang (Valley Curtain)[13] – 417 m lang und bis zu 100 m hoch. Das ist eine hybride Idee – aber sie fordert heraus: Was ist das?

In Kalifornien lassen Christo und Jeanne-Claude 1972/1976 durch die Wüste in über 40 km Länge einen 5,5 m hohen Zaun aus Textil laufen (Running Fence).[14]

Das Vorbild für solche ausgreifenden Gestalten ist uralt: die Chinesische Mauer.

Solche Projekte haben eine lange Vorbereitungs-Zeit. Ihre Lebens-Dauer ist kurz. Den schnellen Untergang des Ereignisses kann man bedauern. Die Macher haben dafür einen Trost: Die Fotografie ist die helfende Kunst, die den Augenblick verewigt. Bei Christo und Claude heißt der Fotograf Wolfgang Volz.

Magie der Zeichen-Setzung. Natürlich haben alle Autoren der Land Art eine magische Gestalt im Blick: die vorgeschichtlichen mächtigen Stein-Pfeiler von Stonehenge.[15]

Meist ist das Wichtigste die »Setzung von Zeichen«. Setzen – das ist ein Wort, das man sich im Sinne des Philosophen Martin Heidegger vor Augen führen muß: Es bezeichnet einen urtümlichen Vorgang.

Das ist uralt. In den Ur-Zeiten glaubten Menschen, daß alles, was geschieht, von Göttern getan wird. In Bergen, Felsen oder besonderen Bäumen.

Wohl die ersten Zeichen, die Menschen sich zu setzen trauen, sind Erd-Hügel für Gräber (Tumuli). Die Pyramiden am Nil sind die Zeichen für vergöttlichte Könige. In der Antike setzen römische Kaiser monumentale Zeichen: durch Bauten.

Die Kirch-Türme an den Strömen und Küsten Europas sind Zeichen – sie dienten den Schiffern als Orientierung. Aber sie sind einst mehr als eine Funktion: Sie haben eine Magie. Bürger in den Städten setzen ihre Kirch-Türme als Zeichen für die Stadt.

In Italien bauen sich reiche Familien Türme. Als das Volk um 1300 die Herrschaft übernimmt, trägt es meist diese Türme ab: Es sieht in ihnen die Zeichen des Hochmutes (*prepotenza*).

Die Hochhäuser des 20. Jahrhunderts haben denselben Impuls – wie in der Toskana opponieren ihre Zerstörer gegen den Hochmut ihrer Besitzer.

Nützlichkeiten werden gelegentlich genommen, um daraus Gestalt zu machen.

Zeichen in der Landschaft – – für einen Augenblick oder bleibend? Das meiste unter diesem Aspekt geschieht in den Rocky Mountains. Robert Smithson entwirft 1968 eine Spirale in der Landschaft. Und in einer Sandgrube in Emmen (Niederlande) legt er Spiral-Formen an.[16]

Walter De Maria markiert 1969 lange Linien in die Wüste von Nevada und läßt sie aus

dem Flugzeug fotografieren.[17] Der Betrachter darf sie genießen – und rätseln. Und natürlich bewundert er die Kunst-Fertigkeit, wie jemand so etwas zustande bringt: in der Wüste in einer solchen Länge – bis 1,6 km.

Entweder wendet er sich rasch ab oder es lassen ihn die Fragen nicht los: Welche Bedeutungen stecken darin?

1972 legt Richard Long unter dem Titel ›Walking in Peru‹ (Wanderung in Peru)[18] in einem Tal eine völlig gerade Linie an – von einem ausgetrockneten Fluß quer zum Gebirgs-Rand. Das ist der schärfste Kontrast zu den Formen des Landschafts-Bodens, die nirgendwo eine Gerade besitzen. Im Foto intensiviert Long ein weiteres Mal diese Linie: Ist sie bereits als Gerade ein Ritual, so wird sie es nun dadurch verstärkt, daß er sie genau in der Mitte des Bildes hoch laufen läßt.

Das Paradox von Landschaft und Industrie. Der Landschaft solche Ausdrucks-Formen zu geben, ist erst möglich seit es industrielles Großgerät wie riesige Raupen gibt, die gewaltige Erd-Bewegungen zustande bringen. Denn dies alles ist nicht mehr mit Hacke und Schaufel zu bewegen, sondern nur durch die riesenhafte Energie stärkster Motoren. Und schließlich ist für vieles auch noch die Hilfe des Flugzeugs nötig.

Entdeckung von Spuren im Boden. Die Luftbild-Archäologie entdeckt in Verfärbungen der Erde allerlei künstliche Gestaltungen: die Reste von untergegangenen Gebäuden und Anlagen. Mit dem Blick der Land Art wird nach weiteren Gestalten im Boden gesucht und einiges entdeckt.[19]

Die Paradoxie: Augenblicks-Kunst und Aufzeichnung. Viele Kunst-Werke sind flüchtig – manchmal gibt es sie nur für Augenblick, manche dauern so lang wie ein Theater-Stück. Den großen Aufwand dafür machen viele Künstler nur für ein kurzes Ereignis – denn es gibt Medien, die festhalten: Fotografie, Film, Video, Fernsehen, Buch.

Das Flüchtigste: Dennis Oppenheim gestaltet Himmels-Erscheinungen – in Südkaliforniern mit einem Flugzeug, das mit Kondens-Streifen eine Stunde lang einen Tornado in die Luft malt – einen Wirbel-Sturm (1973). Über den Augenblick hinaus wird dies im Foto und dann im gedruckten Buch festgehalten[20] – nur dadurch können mehr Menschen daran teilnehmen.

Walter De Maria arbeitet 1968 in der kalifornischen Wüste. Er macht darin etwas ganz Paradoxes: Er zieht zwei gerade Linien von zehn Zentimetern Breite und 500 und 100 Fuß Länge durch den Sand und läßt sie sich überschneiden – als ein Kreuz.[21] Diese Linien sind in kurzer Zeit verschwunden, weil der Wind den Sand darüber weht. Die Aktion ist nur für den Macher und für den einen oder anderen Helfer erfahrbar. Wiederum ist es die Fotografie, die dieser Gestalt zur Wirkung für das Zuschauen verhilft – in großer Entfernung.

Oft entsteht das wirkliche Werk erst in den Fotografien. Zum Beispiel legt Richard Long drei Fotografien nebeneinander – er montiert sie so, daß sie Bezug zueinander erhalten. Dann legt er die Fotos in die Ausstellung ›Erde, Luft, Feuer, Wasser: Elemente der Natur‹ im Museum of Fine Arts in Boston (1971). Wir sehen am Strand Kreise, in einer Fläche voller Steine ein Quadrat aus Steinen und in den Dünen den Schnittpunkt von zwei Linien.[22]

Michael Heitzer macht 1969/1970 in der spannenden Landschaft von Mormon Mesa in Nevada mithilfe einer Motor-Raupe einen Eingriff – und läßt dies aus der Luft fotografieren.[23] In der Publikation setzt er eine Luft-Aufnahme daneben: vom Tal der Könige bei Theben (Ägypten), in dem 1.375 v.Chr. ein Königs-Grab entstand.

Minimalismus. Landschafts-Kunst kann auch das Gegenteil des Ausgreifens sein – ein Minimalismus: zum Beispiel die Konzentration auf einen vereisten Baum.

›Earth Art‹ (Erd-Kunst) nannte sich eine frühe Aktion 1969 im White Museum of Art der Cornell Universität in Ithaca (USA).[24]

Was ist Minimalismus? Die stärkste Konzentration auf ein wirklich wichtiges Phänomen. Ich erhalte sie nur, wenn ich viel anderes auslasse, das ablenkend oder stören ist.

Eine lange Linie aus Holz durch ein weites Gelände legen, bedeutet: In die Natur, die

scheinbar aus sich selbst besteht (tatsächlich ist auch sie zum Teil von Menschen gestaltet), ein Element hinein zu bringen, das es erstens zuvor nicht gab und das zweitens eine von Menschen-Hand geschaffene und dadurch künstlich erscheinende Gestalt ist. Beispiel: Carl Andre, Secant (1977). Hundert Hölzer.[25] Auch dies lebt dann von der Abbildung d.h. vom Bild, das die Vorstellung verbreitet.

Pluralität der Urteile. Viele Menschen fragen sich: Was soll das?

Darauf gibt es viele Antworten – man kann sie für sinnhaft oder unsinnig halten. Jedenfalls gibt es in einer pluralistischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts keine verbindlichen Normen und Anschauungen.

Das läßt dem Zuschauer auch beim Urteilen dieselbe Freiheit, die sich der Künstler nimmt, ohne daß man den Urteilenden mehr in der alten Weise beschimpfen darf.

Dies wird allerdings in der Szene Kunst nicht gern gesehen, ist aber eine Konsequenz des eigenen Umgangs mit der Kunst.

Was ist Kunst? Vielleicht ist es überhaupt nicht wichtig, diese Frage schlüssig zu beantworten. Wir verzichten hier darauf, die Phänomene in das Prokrustes-Bett von hergebrachten Begrifflichkeiten zu pressen. Denn viele Begriffe sind seit eh und je Verabredung – sie wollen dies nicht zugeben, sondern tun – um ihre Autorität zu vermehren – so, als wären sie absolute Begriffe.

Da wird dann hin und her definiert – oft mit päpstlichem Gehabe. Und wer es nicht glauben will, wird häufig zum Ignoranten erklärt.

Wir entscheiden uns hier dazu, uns die Sache selbst anzusehen.

Atmosphäre. Eine ganz einfache und für jedermann verständliche Annahme: Es geht in der Land Art um Gestaltung von atmosphärischen Räumen und Gegenständen.

Dazu kann man Wolfgang Meisenheimers grundlegendes Werk ›Das Denken des Leibes und der architektonische Raum‹ (Köln 2004) lesen.

Der Künstler, der auf Rhein-Elbe arbeitet, Herman Prigann, möchte sich selbst nicht als ein Vertreter der Land Art sehen. Denn – so Prigann: »Die Land Art wurde Zug um Zug in Galerien d.h. ins Innere geholt und verniedlicht.«

Tatsächlich steht Prigann aber in diesem Kontext. Was er weiter als die herkömmliche Land Art führt, ist zu besprechen.

Gesellschaftlich engagierte Kunst

Ende der 1960er Jahre verpflichten sich Helen Mayer Harrison und Newton Harrison, »kein Werk mehr zu schaffen, das sich nicht auf engagierte und nachhaltige Weise mit der Biosphäre beschäftigt.« Dazu gehören ihre Arbeiten: »Survival Pierces« (1970/1972). »Making Earth« (1969–1970). »Lagoon Cycle« (1974–1984). Sie wollen mit ihrer Arbeit Veränderungen in der Umwelt-Politik erreichen.

Joseph Beuys setzt ein Zeichen mit seinem Stichwort der »Sozialen Skulptur.« In der Documenta 1982 in Kassel ruft er dazu auf, über ganz Kassel verteilt Bäume zu pflanzen – »7.000 Eichen«.

In umkämpften Stadt-Vierteln spielt seit den 1960er Jahren künstlerische Tätigkeit eine wichtige Rolle.

In Amsterdam machen 1966 die Provos eine Anzahl weithin beachteter Happenings. Dies setzen die Kabouter 1970 fort, dann eine Fülle von Bürgerinitiativen. Daraus lernen deutsche Bürgerinitiativen.

Seit den 1980er Jahren beschäftigt das Thema Abriß und Rekultivierung Künstler auch in den Industrie-Bereichen.

Landschafts-Transformation. Die Veränderung der Landschaft, die seit Beginn der Industrialisierung sich ausbreitet, hat in der Phase des gigantischen Niedergangs der Montan-Industrie einen weiteren Höhepunkt erreicht. Nicht einmal der Krieg zerstörte in einem solchen Ausmaß.

Früh beginnen Künstler in Ruinen Zeichen zu setzen, die Nachdenklichkeit herausfordern sollen. Zu den Pionieren gehört Herman Prigann.

Im Industrie-Gebiet wird seit den 1960er Jahren das Unterpflügen und das Verschwinden

besonders deutlich empfunden. Herman Prigann sucht bei Schrott-Händlern abmontierte Materialien – schleppt sie ab und setzt sie neu zusammen. Recycling-Fundobjekte. Darin sind alte Bedeutungen enthalten – und es kommen neue Bedeutungen hinzu.

Die Transformation der Landschaft mit einem produktiven Ziel, das von künstlerischer Arbeit getragen ist, wird in den 1990er Jahren ein Thema.[26] Vor allem im Ruhrgebiet mit der IBA Emscher Park, im Gebiet von Dessau mit der »Werkstatt Industrielles Gartenreich« (geleitet von Harald Kegler) und der Expo 2000 (geleitet von Gerd Seltmann) sowie in der IBA im Fürst Pückler-Land an der Oder (geleitet von Rolf Kuhn).

Den konkreten Ort vertiefen. Es gibt im Terrain von Rhein-Elbe nicht sehr viele architektonische Reste, die für Menschen zugänglich sind und zugänglich bleiben, so daß sie sie konkret körperlich erleben können. Aber es entstehen aus Funden viele neue Gestalten.

Karl Ganser, der die Land Art im Ruhrgebiet in Bewegung setzt, achtet auf Mehreres:

- Künstlerische Objekte dürfen keine Beliebigkeit haben. Sie sollen nicht ins Ruhrgebiet tragen, was ein Künstler nicht in Paris verkaufen kann, sondern sie müssen dem Orts-Geist, dem *genius loci*, verpflichtet sein. Sie sollen aus ihm heraus entstehen.
- Sie dürfen kein bloßes Event sein, das wie ein Feuer-Werk verlöscht, sondern sollen bleibenden Charakter haben.
- Im Ruhrgebiet stehen sie mitten unter sehr vielen Menschen – in ihrer Nähe, – daher müssen sie einfach erreichbar sein.

Es kommt darauf an, einen kreativen Prozeß im Umgang mit dem konkreten Ort und mit seiner Umgebung zu organisieren. Der Ort ist das Thema. »Der Ort ist der Star« (Heinz Trenczak). Herman Prigann betreibt eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem Inhalt von Rhein-Elbe. Er arbeitet in diesem Terrain in mehreren Etappen. In dieser Zeit lebt er in der Forst-Station. Sein Stichwort heißt »Ökologische Ästhetik«.

Die Landschafts-Planung im Ruhrgebiet hat mehrere Ebenen: die wirtschaftliche, die ökologische und seit der IBA auch die ästhetische.

Die ästhetische Ebene hat als Inhalt die Prozesse der Wahrnehmung. Sie verändert sich. Und sie wird angeregt von Menschen, die die Landschaft gestalten. Hinzu kommen Menschen, die in ihrem Benutzen der Landschaft an ihr arbeiten. Das sind heute nicht nur Bauer, Förster und Waldarbeiter, sondern auch Spaziergänger, Sportler, Kinder, Jugendlich, Alte.

Im Kunst-Bereich gibt es ein riesiges Spektrum von Intentionen.

In jedem Fall will die ästhetische Ebene über die funktionale, die auf die unmittelbar nützlichen Zwecke zielt, hinausgehen. Shakespeare: »Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf der Erde als Eure Schulweisheit sich träumen läßt.«

Da wird es allerdings sehr schwierig und kann verwirrend sein. Daher wartete der IBA-Dirigent Karl Ganser sehr lange, bis er diese Dimension in der IBA etablierte.

Am Anfang dieses umfangreichen Unternehmens der IBA steht Herman Prigann: Er hat die Fähigkeit in vernünftiger und nachvollziehbarer Argumentation mit dem Traum der Künste umzugehen.

Zechen-Berge als Landschafts-Bauwerke

Die Halden. Die Industrialisierung wandelte die Landschaft längs der Emscher weitgehend und tiefgreifend um.

Innerhalb dessen gab es einen außerordentlich kuriosen Vorgang: Das Unterste wurde zuoberst gebracht.

Gestein. Im Vergleich zu vorindustriellen Produktionen fallen in den Fabriken, die in der Industrie-Epoche ein Vielfaches produzieren, gigantische Mengen an unbrauchbarem sowie an verbrauchtem Material an. Dazu gehört in den Zechen das Gestein, in den Eisen-Hütten die Schlacke. Der Bergmann nennt das Gestein »die Berge«.

Wenn die vollen Kohlen-Wägen im Förder-Schacht von tief unten an die Erd-Ober-

fläche gebracht sind, werden sie neben dem Förder-Turm zur Leseband-Halle gefahren. Dort kippen sie ihre Fracht aus – auf das Lese-Band. Alles Material, das von Untertage nach Übertage kommt, wird in dieser Kohlen-Wäsche getrennt d.h. sortiert: nach verschiedenen Arten von Kohle und nach Gestein.

Rücktransport. Lange Zeit bemühten sich die Zechen, viel vom Gestein wieder nach unten zu bringen, um damit die Strebe wieder aufzufüllen. Auf dem Erd-Boden setzten sie einen Teil dieses Materials zum Planieren ein.

Berge-Halden. Weil es billiger war, gingen manche Zechen schon früh dazu über, viel Material nicht wieder nach Untertage zu bringen, sondern es Übertage zu lagern – lange Zeit in der Nähe des Förder-Turmes. Fotografien, in denen sich um 1900 die Firmen darstellten, zeigen solche Aufschüttungen. Zum Terrain von Rhein-Elbe gehört eine dieser frühen Halden.

Spitzkegel-Halden. Die ersten Halden hatten die Form von spitzen Kegeln. Auf ihnen wuchs kein Grün. Man sah sie verächtlich als Fremdkörper in der ländlichen Umgebung an: als »Wunden in der Landschaft«. Einen solchen Kontrast waren die Leute nicht gewöhnt.

Brennende Halden. Als die frühen Halden entstanden, war die Technik des Trennens von Kohle und Gestein sowie des Schüttens noch wenig entwickelt. So konnten sich Reste an Kohle, deren Anteil damals noch ziemlich hoch war, oft 20 Prozent, selbst entzünden: Dann brannte die Halde im Untergrund – wie ein Vulkan, viele Jahre lang.

»Bei vielen Bergehalden im Ruhrgebiet reagierten der Kohlenstoff der Restkohle und der Schwefel des Pyrit mit dem Luftsauerstoff und es kam zu Bränden, die solche Halden jahrelang ›belebten‹ und in Meiler verwandelten. Dabei wurden die mitaufgehaldeten Berge zu gebranntem Ton transformiert. Die Halde änderte ihre schwarze Färbung. Sie wurde innen rot und schlug an Klüften und Spalten der kühlen Außenhaut ihre SO_2-Emissionen in Form gelber Schwefelblumen nieder.

Dieses gebrannte Haldenmaterial war für viele Zwecke ein gesuchter Rohstoff. Dies ist der Grund, warum diese Art von Halden im Ruhrgebiet völlig abgebaut und verschwunden sind.« (Werner Schenkel)[27]

In den 1980er Jahren erreichte die Bevölkerung in Oberhausen-Alstaden in langen Kämpfen, daß die ›brennende Halde‹ regelrecht abtransportiert werden mußte.

In Rhein-Elbe brennt bis heute ein Teil der ausgebreiteten Halde.

Umstritten ist die Ansicht, daß manche dieser Halden ruhig im Untergrund und mit sehr geringer Luft-Zufuhr vor sich hin garen dürfen.

Hohe Berge. Nach 1945 wachsen die Förder-Mengen enorm an. Die Großzechen im Norden des Ruhrgebietes halten es für billiger, dieses Gestein auf ihre Reserve-Flächen zu bringen – auf geeignetes Terrain, oft in einiger Entfernung. Dort wird es hoch aufgeschüttet: zu Halden.

So wachsen in der Emscher-Zone, in der meist flachen, gelegentlich leicht hügeligen Landschaft, künstliche Berge – bis zu 100 m Höhe. Sie fallen weithin ins Auge.

Während die Schlacken-Berge der Hütten später als Material wieder verwandt werden, vor allem im Straßen-Bau, bleiben die Berge-Halden der Zechen bestehen. Sie nehmen große Flächen ein.[28]

Der mühsame Aufbau einer Pflanzen-Welt. Im Gegensatz zu Belgien und Nordfrankreich, wo die Halden kahl blieben, wurde im Ruhrgebiet seit den 1920er Jahren versucht, den Halden ein Kleid aus Pflanzen zu schaffen.[29] Das war ein oft mühsamer Prozeß – auch mit viel Mißerfolgen.

Dazu gab es eine umfangreiche Forschung an der Universität Essen.[30]

Probleme: Die hohe Oberflächen-Temperatur. Die Verdichtung des Materials – sie nimmt im Laufe der Zeit zu. Das Gestein kommt aus der Tiefe der Erde, von 600 bis über 1.000 m, daher besitzt es so gut wie keine Nähr-Stoffe für Pflanzen und Bäume. Teilweise enthält es viel Salz. Und wenn der Pyrit verwittert, versauert er die Böden.

Die Armut des Bodens. In den 1960er Jahren wurden die Halden als extrem ungüns-

tige Stand-Orte für Pflanzen jeder Art eingeschätzt.

Halden bestehen aus Ton- und Brandschiefer sowie aus Ruhrsandstein. Diesen Materialien fehlen zunächst jegliche Humus-Stoffe, die für die Aufnahme von Wasser und von Nähr-Stoffen unentbehrlich sind.

Die harte Auslese. Zwar fliegen auf den unbewachsenen Boden schnell Samen und Sporen an, aber nur eine ganz kleine Anzahl schafft unter den zunächst harten Bedingungen das Überleben.

Zu den ersten Siedlern gehören Moose. Dann folgen Pflanzen, die das Wasser lieben: z.B. Huflattich (*tussilago farfara*), Schachtelhalm (*equisetum arvense*), Kreuzkraut (*senecio vicosus*) und die Brombeere (*rubus fructicosus*).

Als nächstes treten genügsame Bäume auf: besonders die Birke (*betula verrucosa*).

Erst wenn sich Kräuter und Pionier-Bäume angesiedelt haben, kann sich mit ihrem Laub eine Humus-Schicht bilden. Sie ist zunächst ganz dünn und wird im Laufe der Jahre durch abfallendes Laub immer dicker.

Die Birke. Der Baum der ersten Stunde ist die Birke (*betula verrucosa*) – ein wirklicher Pionier, der imstande ist, besonders viel zu leisten. Die Birke schafft auch die Voraussetzung dafür, daß sich weitere Pflanzen auf dem kargen Boden der Halden ansiedeln. Sie können dort wachsen, wo sich das Laub der Birken sammelt und eine Art von Humus bildet. Dann wachsen dort das Weidenröschen (*epilobium angistifolium*) und das Habichtskraut (*hieracium lachenalii*). So wird die Birke zum Weg-Bereiter für das Pflanzen-Kleid der Halde.[31]

Weitere Pflanzen. Dem Halden-Boden fehlen Kalk und Stickstoff. Erst nach einiger Zeit und nach der Bildung einer gewissen Humus-Schicht stellen sich stickstoffsammelnde Pflanzen ein, vor allem Steinklee (*mlilotus officinalis*) und die Robinie (*robinia pseudoacacia*). Danach kann der Boden auch die Brennessel (*urtica dioeca*) und den Holunder (*sambucus nigra*) ernähren.

Es gibt eine Kombination von komplizierten Umwelt-Faktoren, die wie ein Sieb für Pflanzen und Tiere wirken – so ist die Auslese sehr hart. Die Folge ist eine relative Arten-Armut – obwohl es rund um die Halde viele Arten gibt.

Allerdings können auf manchen Standorten auch viele Arten wachsen, allerdings meist in Kümmer-Formen.

Ein großer Teil der Pflanzen, die auf einer Halde wachsen, werden durch den Wind verbreitet. Es sind Pflanzen, die eine enorm große Anzahl an Samen produzieren. Weil nur wenige von ihnen Fuß fassen, erhöht die große Zahl der Samen die Wahrscheinlichkeit des Überlebens erhöht.

Andere Pflanzen werden durch Tiere verbreitet – meist durch Vögel – zum Beispiel der Holunder (*sambucus nigra*).

Die Kette der Ruhrgebiets-Berge. Vor allem das Gebiet entlang der Emscher und der Lippe besitzt eine Kette von künstlichen Bergen.

Im Jahr 2003 sind von den älteren Halden noch 60 erhalten.

1965 gibt es an alten und neuen Halden rund 200. Insgesamt bedecken sie eine Fläche von etwa 1.000 Hektar.

Einige Halden werden abgetragen. Daher sind es 1972 nur noch 162.

Halden

Beispiele: Berge-Halde Kamp-Lintfort (Rheinstraße). – Berge-Halde Walsum (Römer-/Roelenstraße). – Im Landschafts-Park Niederrhein (Pattbergstraße). 62 m hoch. Das Naherholungs-Gebiet soll zu einem naturnahen Kinder-Spielplatz in Form eines großen Drachens gestaltet werden. – Moers: Halde Rheinpreußen – ein Teil des Landschafts-Parks Niederrhein. – Neukirchen-Vluyn: Halde Norddeutschland. – Halde Dinslaken-Oberlohberg (Bergerstraße). – Thyssen-Schlacken-Halde Duisburg-Fahrn (Süd-/Elperstraße). – Schlacken-Halde Thyssen Duisburg-Meiderich (Emscherstraße). – Duisburg-Bruckhausen: Alsumer Berg (Alsumer Straße). Ursprünglich eine Schutt-Deponie, heute eine Grün-Fläche.

Sehr schöner Blick auf den Rhein. – Halde Rheinpreußen in Duisburg-Homberg. – Halde Pattberg in Moers-Meerbeck (Pattbergstraße).

Halde in Oberhausen (Knappenstraße). Drehort des Filmes ›Der Herrscher‹ von Veit Harlan. – Schlacken-Halde Mülheimer-/Duisburger Straße. Von den vielen Hochöfen an der Essener Straße. Zum Teil abgetragen. – Halde Graf Moltke in Gladbeck-Butendorf (Welheimer Straße). – Halde Scholven in Gelsenkirchen-Scholven (Feldhauserstraße/Bellendorfsweg).

Halde Zollverein XII in Essen-Katernberg (Haldenstraße/Wiese). – Halde Küppersbusch in Gelsenkirchen-Feldmark, ausgezeichnet eingebunden in die IBA-Siedlung. – Halde Rhein-Elbe in Gelsenkirchen-Ückendorf. – Zeche Pluto in Herne-Wanne-Eickel (Wilhelmstraße).

Zwei neue Berge zwischen Recklinghausen und Herten: die Halde Hoheward der Zeche Ewald (Hohewardstraße) und die Halde Hoppenbruch (Im Emscherbruch). Ihre Pflanzen-Welt gewinnt von Jahr zu Jahr an Vielfalt. Wer durch diese fremd erscheinende Landschaft, die Ähnlichkeit mit einer Vulkan-Insel hat, hinauf wandert, erhält einen Rundum-Blick über die Region.

Halde in Marl-Hüls (Römerstraße).

Halde ›Großes Holz‹, ein bezeichnender Name, zwischen Bergkamen-Oberaden und Bergkamen-Weddinghofen (Erich Ollenhauer-Straße), eine 100 m hohe landschaftsbildende Deponie. Geschüttet von den beiden Zechen Haus Aden und Oberaden. 148 m hoch. 122 Hektar.

Berge-Halde in Dortmund-Ellinghausen (Ellinghauserstraße).

Die Vision des neuen Emscher Tals

Die IBA Emscher Park (1989/1999) zog die Region aus der Depression. In ihren rund 120 Pilot-Projekten realisierte ihr einfallsreicher und umsichtiger Dirigent, Karl Ganser, eine Vision: eine neue Gestalt des Emscher Tales.[32]

Die Kern-Idee steht bereits 1989 vor Augen: der Park – quer durch die Region. Die Vision entwickelt sich weiter, wie er sagt, durch lange Jahre der Beobachtung, oft auch aus der Distanz. Sie erhält ihre Gestalt im letzten Drittel der IBA. Ein komplexes Konzept entsteht: die Kunst, dem diffus erscheinenden Raum der industriellen Gemenge-Struktur ein neues Gesicht zu geben. Nun dürfen Generationen daran arbeiten.

Land-Marken. Innerhalb des diffusen Siedlungs-Breies, wie ihn in der Industrie-Epoche jede städtische Agglomeration besitzt, werden Fokus-Punkte geschaffen. Die Idee: vor allem historische Reste der großen Industrie nutzen.

Landschaft, so erkannte die IBA, wird immer schon von Menschen gemacht – in der Industrie-Epoche in besonderem Umfang. Industrie schafft riesige Objekte, die Landschaft und Stadt prägen: Berge, Bauten, Räume und vieles mehr. Die meisten wurden aufgegeben – doch mit vielen kann man weiterhin arbeiten und gestalten – aber anders als bisher.

In den 1960er Jahren sollte das ganze Ruhrgebiet nach großflächigem Abriß neu gebaut werden. Das war die Vorstellung des SVR und weitgehend die veröffentlichte Meinung. Diese Hybris scheiterte: In solchem Ausmaß kann niemand gestalten.

Die IBA entwickelt in den 1990er Jahren eine pragmatische Strategie: Sie will das Überkommene, das Vorgefundene nutzen – in einem neuen Kontext. Sie plädiert für den minimalen Eingriff – aus Respekt, auch aus Ohnmacht, und für den schonenden und klugen Umgang mit Ressourcen.

Eine neue Konzeption führt zu einem neuen Gestalten: Es entsteht eine Landschaft des ästhetischen Bewußtseins.

Darin sind die besonders auffälligen Punkte die Land-Marken großer industriekultureller Bauten und Landschafts-Bauwerke. Für die Kette der aufragenden Industrie-Giganten, heute Bau-Denkmäler der Industrie-Kultur, lieferte der Kunsthistoriker Karl Scheffler schon früh das Wort »Kathedralen der Arbeit«.

Merk-Zeichen der Industrie-Kultur. Ein weithin sichtbarer Industrie-Gigant ist die

Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde (heute Sitz der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur).

In Bochum ragt weithin sichtbar auf: der Förder-Turm über dem Bergbau-Museum. Er wurde von der Zeche Germania (1944/1956 von Fritz Schupp) in Dortmund-Marten hierhin versetzt.

Im Industrie-Gebiet des Bochumer Verein finden wir einen Schau-Platz von antiker Größe – in Stahl: die Jahrhunderthalle.

In Essen-Katernberg steht mit Zollverein das einst größte Bergwerk der Welt: eine »Bauhaus-Zeche« (1928). Seine Land-Marke ist der Förder-Turm. Schon lange ist er eines der Wahr-Zeichen des Ruhrgebietes.

Zur Künstlichkeit des »Glasperlen-Spiel« der Architekten Fritz Schupp und Martin Kremmer kontrastiert Industrie-Natur: ein Labyrinth. Mitten darin eine archaische Skulptur von Ulrich Rückriem – entstanden als erste Außenstelle der Documenta Kassel. In Sichtweite stehen sechs gigantisch hohe Schornsteine: die ebenfalls erhaltene Kokerei Zollverein.

In Oberhausen stehen auf dem Plateau des Olga-Parks drei Land-Marken: der Zechen-Turm, der »Dom« (eine umgebaute Kohlskohlen-Mischanlage) und ein neuer Aussichts-Turm an der Stelle, wo einst der Lösch-Turm der Kokerei emporragte.

Am Rhein-Herne-Kanal in Oberhausen erhebt sich weithin sichtbar die wirkmächtigste Landmarke: der Gasometer. Er schafft Stille – inmitten der ungeheuerlichsten Bewegung von Energien der Industrie-Epoche zu seinen Füßen.

In Mülheim an der Ruhr bildet der Wasserturm Aquarius, ein Museum zum Thema Wasser, eine Land-Marke.

Ein weiterer Höhepunkt: Die drei Hochöfen des Hüttenwerkes im Landschaftspark Duisburg Nord. In der Industrie-Natur des umgebenden Parks entstand ein Biotop mit seltenen Arten von Pflanzen und Tieren.

Wo die Ruhr in den Rhein mündet, ragt auf der Land-Spitze ein hoher »Farbkörper« aus Stahl hoch: »Rheinorange« intensiviert den Ort.

Un-Orte werden zu Sinn-Orten. Als Protest gegen das »tabula-rasa-Denken«, einem Jahrhundert-Irrtum, werden viele »Unorte« produktiv gemacht. Dies geschieht zunächst in einer sehr einfachen Weise: Vorurteile werden widerlegt, eine intelligente Analyse führt zu einem Wechsel des Blicks – und zu einer veränderten Bewertung.

Es begann um 1970 mit dem Blick-Wechsel auf die Industrie-Architektur und Siedlungen. Dies führte zur Öffnung und Erweiterung des Denkmäler-Begriffs sowie zu einer Perspektive der Stadt-Entwicklung. In der IBA der 1990er Jahre setzt sich dies fort in der Neubewertung der Brachen: mit der Industrie-Natur und dem Industrie-Wald.

So bilden sich aus Zusammenhängen mit dem vorgefundenen Alten neue Zeichen.

Gerade wegen seiner Verletzungen nimmt sich die Industrie-Landschaft das Recht auf Schönheit.

Industrie-Giganten. Die erste Schicht der Land-Marken waren aufragende Industrie-Giganten. Dafür hatte sich seit den späten 1970er Jahren der Blick verändert.

Künstliche Berge: die Halden. Die zweite Schicht ist besonders eigentümlich. Die Bergwerke schufen durch die Ablagerungen von Gestein eine Kette von völlig künstlichen Bergen.

Weil sie fremd erschienen, begegneten ihnen die meisten Menschen nicht mit Wohlwollen. Sie wurden als »Schmuddel-Ecken« angesehen.

Renaturierung als Verstecken. Gegen das »Schmuddel-Image« entwickelten die Zechen und der SVR eine Strategie: mit großem Aufwand versuchten sie diese Berge unauffällig zu machen, sie zu verstecken, sie derart mit Vegetation zu überziehen, daß sie so aussahen, als hätten sie dieselbe Natur wie das Münsterland.[33] Das war völlig unrealistisch, denn solche Berge fallen immer auf. Und es konnte auch deshalb nicht gut gehen, weil die Böden der Halden für die Vegetation des Münsterlandes nicht geeignet sind.

Landschafts-Bauwerke. IBA und KVR entwickeln seit 1989 Konzepte, um aus den

›terrassierten Tafel-Bergen‹ eine ›neue Landschaft‹ zu gestalten.

Auf Initiative von Karl Ganser ging Karl Kleineberg in der Ruhrkohle AG (RAG) noch einen Schritt weiter.

Motor in der RAG ist Karl Kleineberg. Er stammt aus kulturellem Haus, ist Markscheider, dann Abteilungsleiter der RAG. »Erst wurde das Berge-Material achtlos weggeworfen. Problem: Belästigung durch Staub.

2. Schritt: Gras drauf!

3. Schritt: Um 1989 fragte der Schweizer Architekt und Quer-Denker Rolf Keller: ›Warum versucht ihr, eure Berge zu verstecken? So, wie es zwei Jahrzehnte gehandhabt wurde, mit durchaus gutem Willen, ziehen sie nur Vorurteile auf sich‹. – Er gab den Rat, sie in Wert zu setzen: ›Sie lassen sich nicht ungeschehen machen! Sie können Kunst-Formen sein. Sie sind großartig! Zeigt sie doch!‹ Dann begannen wir, die Halden städtebaulich zu sehen und zu gestalten: Wir schütteten künstliche Berge. Das erste bewußt gestaltete Landschafts-Bauwerk war die Rungenberg-Halde neben der Siedlung Schüngelberg. Das war nicht uneigennützig für den Bergbau: Ich hatte schnell umgerechnet, wieviel Tonnen Berge mehr geschüttet werden können. Betriebsintern wurde der Begriff Halde verboten, nun hieß es: Landschafts-Bauwerk. Das war quergedacht: Ich baue mitten in der Stadt Pyramiden.«

Die Finanzierung war das Schwierigste. Am Anfang stand die Rungenberg-Halde in Gelsenkirchen-Buer. Dann folgte der ›Tetraeder‹, die Halden-Pyramide, in Bottrop. Um ein Gestrüpp an bürokratischen Vorschriften zu umgehen, entstand er unter Berg-Recht. Das nächste Werk: die Schurenbach-Halde in Essen-Karnap mit der hohen Stele von Richard Serra. Diese drei Landschafts-Bauwerke bilden ein Dreieck – in der Mitte des Ruhrgebietes.

Die Magistrale der Land-Marken und der Kunst-Orte ist die A 42. Eine Legende. Ein Mythos. Eine Documenta an der A 42.«

Am Ende der IBA entstand ein besonders eindrucksvolles Werk von Herman Prigann: auf dem Gelände der Zeche Rheinelbe in Gelsenkirchen: der Spiral-Berg mit der Himmels-Treppe.

Dieses Programm ist der früheste Versuch, dem Problem der industrialisierten Veränderung der Region produktive Fähigkeiten abzugewinnen.

Industrie-Geschichte als Kultur-Geschichte. Bundespräsident Johannes Rau im IBA-Finale 1999: »Wer ausgetretene Pfade verläßt und Neues wagt, der weckt oft Zweifel … Die Internationale Bauausstellung zeigt, daß sich visionäre Leitvorstellungen in praktische Politik umsetzen lassen … Es lohnt sich, die Geschichte der Industrialisierung als wichtigen Teil unserer Kulturgeschichte zu begreifen …«

Kunst setzt Zeichen: Die IBA-Kette der Land-Marken und Kunst-Orte

Skulpturen setzen Zeichen. Sie können etwas spiegeln, das Menschen erst durch diese Spiegelung durchschauen: daß es nicht selbstverständlich war, daß es mit diesem neuen Blick erst wirklich erkennbar ist, daß es durch seine Fremdheit den Kopf öffnet – für Assoziationen über die Banalität hinaus.

In der Industrie-Natur stehen die Land-Marken, die Landschafts-Bauwerke und vielerlei Reste altindustrieller Bauten und Requisiten wie Skulpturen vor Augen.

Hinzu kommen neue Skulpturen. Im Industrie-Wald der Zeche Zollverein XII in Essen-Katernberg arbeitete Ulrich Rückriem an riesigen Granit-Blöcken. Sie lassen ein intensives Gefühl dafür entstehen, daß in diesem Milieu etwas Archaisches geschieht.

Im Gelände der Zeche Rhein-Elbe errichtet Herman Prigann aus Resten, Fund-Stücken und Maschinen, die nach dem Abbruch der großen Industrien noch bei einem Schrott-Händler greifbar blieben, eigentümliche Plastiken: Sie assoziieren die gigantische Welt der Arbeit und der Produktion – und darüber hinaus ihre Geburt, ihren Tod und ihr Weiterleben in der Kunst.

Orts-Spezifik der Kunst. Karl Ganser formulierte für die Kunst an solchen Kunst-

Orten das Kriterium: Sie darf darf nicht beliebig sein, sondern muß etwas mit dem Ort zu tun haben – ihn in Schwingung versetzen, ihn interpretieren, zuspitzen, Kontrast schaffen, ihn in eine Szenerie verwandeln.

Eine neue Gestalt für das Tal. Die IBA gab dem Emscher-Tal eine neue Gestalt: mit einer Kette von Land-Marken und Kunst-Orten.

In der Fülle, die inzwischen in allen suburbanen Gebieten mit dichter und diffuser Besiedlung herrscht, ist die IBA-Gestalt des Landschafts-Körpers nicht einfach erkennbar. Sie ist ein Bild – aber so funktioniert im Grunde doch alles: als Bild im Kopf. Auch die Toskana ist weithin ein Bild im Kopf – gemacht durch das Setzen von Bedeutungen mit Kultur, Literatur und Kunst.

Die Kette der IBA-Land-Marken und Kunst-Orte startet in Bönen: mit dem »Ost-Pol« – dem avantgardistischen Zechen-Turm (1927) von Alfred Fischer.

Eine riesige Ausdehnung erhalten im Landschaftspark Emscherbruch zwischen Recklinghausen und Herten die Halden der Zeche Ewald (Hohewardstraße): Halde Hoppenbruch (Im Emscherbruch). Sie erreichen 70 m Höhe. Ein riesiges Wind-Rad (1997) liefert Energie für 800 Wohnungen. Auf dem östlichen Plateau der Halde Hoheward entsteht 2004/2005 eine Sonnen-Uhr. Zunächst stellt der Künstler Klaus Dammermann den Zeiger auf: einen Obelisken aus Edel-Stahl – ein 8,70 m hoher spitzer Pfeiler. Hier lassen die beiden Städte Recklinghausen und Herten, auf deren Gelände sich sich die Halde ausbreitet, ein Horizont-Observatorium entstehen: zur Beobachtung des Sternen-Himmels. Die Sonnen-Uhr ist ein Teil davon.

In Herne-Börnig liegt neben der großartigen Siedlung Teutoburgia der »Kunstwald«: Industrie-Natur, ein Zechen-Turm und Kunst-Werke.

Martin Oldengott, Leiter des Grünflächen-Amtes in Castrop-Rauxel, begann am Anfang der 1990er Jahre als erster damit, auf einen künstlichen Berg Kunst-Objekte zu setzen. Hoch über Castrop-Rauxel erhebt sich auf einem Bergrücken die Halde Schwerin (Dortmunder Straße) – der höchste Punkt der Stadt mit 147 m. 1993 gestaltete der Künstler Jan Bormann zusammen mit Bürgern eine große Sonnen-Uhr aus 24 dicken blinkenden Rund-Stäben aus Edelstahl. Sie ist gewidmet dem Mythos der Sonne. Die Halde überzieht – als Wege über den Berg – ein Geo-Kreuz. Am Fuß steht ein Quell-Tempel: Antike – vom Künstler Peter Strege umgewandelt in Stahl.

Unweit ragt ein Hammerkopf-Zechenturm (1928) auf. Martin Oldengott ließ ihn im Rund rituell umgeben: mit einem »irischen Baum-Kreis«.

Westlich vor Castrop hält in der Ebene der Turm der Zeche Erin im Erin-Park die Erinnerung an die Herkunft eines der wichtigsten Industrie-Gründers wach – des einfallsreichen Ingenieurs und Unternehmers Thomas Mulvany: Das Terrain ist wie eine irischen Landschaft gestaltet. Die Spezifik des Ortes besteht auch in den Substanzen, die die Zuwanderer schufen. Im Terrain windet sich eine Schlange: Sie trägt eine Brücke, entworfen von Stephan Polonyi.

Im Süden von Gelsenkirchen-Ückendorf, steht Herman Priganns Pyramide: der »Spiralberg« mit der »Himmelstreppe« – eine südamerikanisch wirkende Gestalt. Stille. Ausrufe-Zeichen. Frage-Zeichen. Erinnerung an die Mythen der Welt – in Zusammenhang mit den Mythen des Ruhrgebietes.

Nördlich der Emscher in Gelsenkirchen-Buer führt eine Achse durch der neue IBA-Siedlung Schüngelberg (1991 von Rolf Keller), trifft auf den Bach und führt als eine steile Treppe hoch- hinauf auf die Spitze der kahlen Halde Rungenberg. Dort stehen rostige Stahl-Röhren mit zwei Laser-Kanonen für die Licht-Installation ›Nacht-Zeichen‹ (1999 von Hermann Esrichter/Klaus Noculak).

Im Industrie-Wald neben der Zeche Zollverein XII in Essen-Katernberg schuf der Bildhauer Ulrich Rückriem eine große betretbare Stein-Skulptur.

In Essen-Karnap liegt neben der »Emscher-Schnellweg« (A 42) ein breiter Hügel (Emscher-/Nordsternstraße): eine Halde, die seit 1986 mit rund 250.000 Bäumen begrünt wur-

de: die Schurenbach-Halde. Auf ihrer kahlen Hoch-Fläche schuf 1996 der Stahl-Bildhauer Richard Serra eine »Wüste« – hier sieht es aus wie in einer Mond-Landschaft.

Rundherum wird uns ein spannender Blick über das Emscher-Tal geboten. Hier können wir es in seiner Struktur wahrnehmen: Südlich der Emscher beginnt der allererste Anstieg: des europäischen Mittelgebirges. Im Norden sind die flachen Hügel das Ende der eiszeitlichen Moränen-Ablagerungen. Längs des Tales bilden künstliche Hügel die Erkennungs-Zeichen der Industrie-Epoche.

Auf den Rund-um-Blick, der viele Spitzen von Kirch-Türmen und Schornsteinen zeigt, gibt Serra eine Antwort: mit einer schmalen, sehr hohen Stahl-Stele, der »Bramme«.

In Bottrop-Batenbrock schuf die Zeche Prosper-Haniel ein weitläufiges Halden-Gebiet. Auf der Halde Beckstraße wurde das Hoch-Plateau aus wüstenhafter Stein-Fläche angelegt. Über ihr ist der weite Blick inszeniert: mit einer Pyramide aus einer fulminanten Stahl-Konstruktion. Auf ihren schwindelerregenden Hänge-Treppen entsteht »das Gefühl, durch die Luft zu laufen« (Rosemarie Noack).

In Gladbeck sollte die Halde Mottbruch wie ein Vulkan geschüttet werden.

In Bottrop-Nord entstand auf der Halde Haniel (Fernewaldstraße), die noch in Teilen Betriebs-Fläche der Zeche Posper-Haniel ist, 1987 ein Kreuz-Weg, geschaffen von Künstlern und Azubis des Bergwerks für einen Besuch des Papstes (1987). Oben auf der Hochfläche ließ die IBA ein Theater anlegen: ein antikes Rund – ein griechisches Epidaurus über der Emscher. Die Deutsche Steinkohle (DSK) spendierte die Schüttung.

In Oberhausen-Osterfeld entstand als eine Landesgartenschau der Olga-Park. Darin stehen drei Land-Marken: der Zechen-Turm, der »Dom« der umgebauten Kokskohlen-Misch-anlage und eine neue Turm-Komposition an der Stelle, wo einst in der Kokerei der Lösch-Turm stand.

Die Achse der OLGA führt zum riesigen Gasometer (1928), einem weiteren bedeutenden Industrie-Denkmal.

Das Hüttenwerk Meiderich im Landschafts-park Duisburg Nord ist eine ausgebreitete Industrie-Welt – einst eine verbotene Stadt, heute für alle betretbar.

Den »West-Pol« der Kette von Land-Marken bildet der gigantischste aller Zechen-Türme: Rossenray (1963) nahe Kamp-Lintfort.

Nacht-Licht. Nachts treten an die Stelle eines Jahrhunderts von tausend Feuern heute die Gestalten der Licht-Kunst – die Fortsetzung der »Nachtschönheit« (Heinrich Hauser) mit anderen Mitteln: Nacht-Zeichen und Nacht-Bilder.

Bespielen von Stätten der Industrie-Kultur

Der Posaunist Vitus Böhler und der Schauspieler Christoph Quest »bespielten« als erste das große Theater der Industrie-Kultur – den Gasometer in Oberhausen. Dann folgte das Theater Oberhausen mit Shakesperes ›Sturm‹ (Inszenierung Klaus Weise). Für die Bühne auf der Halde Prosper-Haniel in Bottrop schrieb der Regisseur Ulrich Greb 1995 den »Jedermann« von Hugo von Hofmannsthal um – für das Ruhrgebiet mit dem ironischen Titel »Der Berg ruft«.

Die Theater-Truppe von »Forum Inter-Art« mit seinem Intendanten Wolfram Lenssen nutzte mehrere Schau-Plätze, darunter die Kokerei Zollverein in Essen-Katernberg (Pyro-Performance), die Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde. Die Theater-Truppe führte 1999 in der Maschinen-Halle (1909) der Zeche Zweckel in Gladbeck-Zweckel das Spektakel ›Himmel und Hölle‹ – eine Reise mit Motiven und Texten von Dante (1265–1321).

In der Lüfter-Maschinenhalle der Zeche Consolidation im Gelsenkirchener Stadtteil Bismarck entstand »unser Festspielhaus« (Pianist und Komponist Michael Gees): eine Spielstätte für Laien-Theater und vieles mehr.

In der Jahrhunderthalle Bochum inszenierte Dimiter Gotscheff ›Don Quixote‹.

Karl Ganser setzte noch eine Ebene drauf, als er nach der IBA mit einem weiteren Aktion den Intendanten der Salzburger Festspiele hol-

te: Gerard Mortier fesselte die Theater-Szenerie der Industrie-Kultur. Sein Festival, die »Ruhr-Triennale«, fällt nicht als Komet vom Himmel, sondern arbeitet die besonderen Potentiale der neuen Gestalt des Emscher-Tales in einer weiteren Ebene der Vision heraus.

Poetische Orte

Poetische Orte sind Stätten, die durch einen kurzen literarischen Text und ein künstlerisches Zeichen oder ein Environment überraschen. Solche Zünd-Funken regen zum Nachdenken an.[34]

Die Bürger-Werkstatt. Im Castroper Hügel-Land gibt es auf dem höchsten Punkt der vom Sauerland zum Emscher-Tal auslaufenden Berge, an der Wasser-Scheide zwischen Ruhr und Emscher, die Berge-Halde Schwerin. 1994 entsteht ein Gesamtkunstwerk.

25 Bürger arbeiten gemeinsam mit vier Künstlern in einer ›Bürger-Werkstatt‹, die der Dortmunder Professor Manfred Walz leitet. Zwei Entscheidungen bestimmen das Projekt: es soll sich an der Geschichte des Ortes orientieren; und es soll sich dem Thema Sonne widmen.

Das Geo-Kreuz. Über den Berg legt der Künstler Jan Bormann ein ›Geo-Achsen-Kreuz‹. In einer Achse sehen wir im Osten die Stahl-Werke von Hoesch. Und wir laufen auf Stufen: auf Eisen-Brammen. Im Norden gehen wir auf Holz, mit dem einst Untertage Strebe gesichert wurden.

Die Sonnen-Uhr. Auf der Kuppe gibt es eine Aussichts-Plattform. Darauf stehen im Rund 24 polierte Metall-Säulen, jede sechs Meterm hoch. Und in der Mitte ein zehn Meter hoher Pylon. In den Stäben fängt sich die Sonne – sie blinken. Wir stehen in einer Sonnen-Uhr (Jan Bormann).

Der Quell-Tempel. Am Fuß der Halde finden wir die Gestalt eines weiteren Mythos: den Quell-Tempel von Peter Strege. Seine Form weist in die mittelmeerische Antike. Und sein Material symbolisiert die Gegenwart: das Eisen.

Der irische Baum-Kreis. Unweit steht auf dem Hügel (Bodelschwingher-/Heinrichstraße) ein ungewöhnliches Zechen-Bauwerk: der Hammerkopf-Turm Erin Schacht 3 (1928). Um ihn herum pflanzte Martin Oldengott 1994 einen ›Irischen Baum-Kreis‹.

Auf dem Land schuf einst ein Ingenieur aus Irland die große Industrie: Thomas Mulvany: Er gab der Zeche den Namen seiner Heimat: Erin.

In uralter vorchristlicher Mythologie orientierten die Kelten ihr Leben an der Natur. Im Gegensatz zu mittelmeerischen Völkern, die ihr Schicksal in den Sternen lesen, sehen die Kelten es in den Bäumen. Die Geburt findet im Zeichen eines Baumes statt. Er verleiht Persönlichkeit und Eigenschaften. Das Jahr hat 36 und 4 Abschnitte. Für jede Periode steht eine besondere Baum-Art. Sie hat bestimmte Stimmungen und überträgt sie auf den Menschen.

In der Siedlung Eisenheim in Oberhausen-Osterfeld entstehen mehrere poetische Orte nach einer Anregung des italienischen Dichters und Film-Autors Tonino Guerra. Er arbeitete mit De Sica, Antonioni, Fellini, Tarkofskij, Anghelopulos, Wenders u.a. zusammen und erhielt alle großen Film-Preise dieser Welt. In seiner italienischen Umgebung übernahm er seit 1988 in der heruntergekommenen Landschaft im Tal der Marecchia zwischen Rimini und dem Hochappennin Verantwortung. Dazu schuf er, zusammen mit dem Organisator Gianni Giannini, eine Kette von 25 ›poetischen Orten‹. Das scheinbar Ohnmächtigste, literarische Texte und künstlerische Zeichen, weckten Aufmerksamkeit für die Potentiale des Tales. Daraus entstanden Impulse für einen positiven Wandel in vielen Bereichen.[35] 1994 weilte der Dichter in Eisenheim.

Der ›Wald der Tauben-Häuser‹ vor dem Volkshaus ist der erste poetische Ort in Eisenheim: phantastische Vogel-Häuser, die die Phantasien des Fliegens in Bewegung setzen. Sie sollen an Zeiten erinnern, in denen viele Bergleute in und über seinem Stall Tauben hielt. Tonino Guerra: »Der Wald der Tauben-Häuser. Der Ort der leisen Botschaften. Wer auch immer hier einhält, im Wald der Taubenhäuser, kann eine stille und geheime Botschaft auf den Weg zu bringen zu einer Person, die ihm sehr lieb ist. Eine geistige Botschaft. Sie wird überkommen. Denn die unsichtbaren Tauben stehen euch zu Diensten.«

Die Faszination des Eisens. Eisenheim ist zugleich der Ort des Eisens und der Kohle. Zum 150-jährigen Jubiläum der Siedlung entstanden 1996 weitere poetische Orte. Sie stellen die Faszination des Eisens dar. Autor ist Horst Wolfframm. Er arbeitet als Meister für Metall-Bau in der überbetrieblichen Lehrlings-Ausbildung der Handwerkskammer Düsseldorf und ist künstlerisch tätig.

Zwei Personen: Der Mensch mit dem Herzen aus Stein und der Mensch mit dem offenen Herzen – am Eingang zur Siedlung (Eisenheimer Straße 2).

›Die Idee‹ heißt ein großer Kopf aus Röhren (Ecke Wesselkamp-/Eisenheimer Straße). Tonino Guerra: »Dieses Denkmal für das Gehirn möchte ein Dank sein für alle Phantasie und alle Ideen die es in der Luft unseres Planeten ausbreitet.«

›Raum-Fahrt in die Erde‹. In einer großen Metall-Konstruktion hoch in der Luft wird sichtbar, was in der ›Raum-Fahrt in die Erde‹ unter unseren Füßen unten im Bergwerk geschieht. In einem Gerüst hängen große Bilder des Malers Alfred Schmidt, eines Freundes der Siedlung, der Jahrzehnte unter Tage gezeichnet hat. Tonino Guerra: »Es schweben über uns die Bilder, die Alfred Schmidt gemalt hat in den Labyrinthen im Unter-Grund.«[36]

Die poetischen Orte sind eine Perspektive für Architektur und Kunst. Und eine Perspektive in der Region des Struktur-Wandels.

Das Bahnwärter-Haus. In Gelsenkirchen-Buer steht ein kleines Bahnwärter-Haus (Horster-/Bergstraße), das der Bergmann Alfred Konter zum poetischen Ort gemacht hat. Neben ihm: Stollen-Mund und Grab des Gruben-Pferdes Alex.

»Der Wald hat seine Chance – wie gut – und wir haben ein schönes Fest gefeiert.«

(Gesine Soggan
aus dem Gäste-Buch von Rhein-Elbe)

Ökologische Ästhetik: Herman Prigann – auf Rhein-Elbe

Der Industrie-Wald Rhein-Elbe ist das größte Terrain, auf dem der Künstler Herman Prigann arbeitete – einer der wichtigsten Landschafts-Künstler der Welt.

Sein Werk gilt dem Struktur-Wandel: Der Bergbau soll keine verwüstete Landschaft hinterlassen, sondern einen positiven Beitrag zu einer neuen Landschaft schaffen – vor allem durch Land-Marken.

Seine bewegte Biografie ist ein Buch für sich – eine lange Geschichte an Erfahrungen und Tätigkeiten.

Die lange Wurzel: Unter König Sigismund kamen Hugenotten nach Polen. Der Name Prigann stammt von Brigant. 1708 wurde Polen von Preußen vereinnahmt.

Herman Prigann wurde in Recklinghausen geboren und wuchs in Bad Sassendorf auf. Dort hörte der Lehrer noch Latein-Vokabeln mit einem hölzernen Lineal ab: Damit bekam einen Schlag, wer ein Wort nicht sagen konnte. »Ich sagte: ›Es ist nicht mehr erlaubt, damit zu schlagen – und zerbrach das Lineal.«

Der junge Mann geht zum Studium nach Hamburg: zur Hochschule der Bildenden Künste. »Eine Kunsthochschule kann nur eine sein, wenn der Kunst-Begriff immer und immer wieder in Frage gestellt wird. Wenn Intellekt und Intuition zusammentreffen, entsteht etwas Authentisches – jenseit des herkömmlichen Kunst-Begriffs. Wenn ein heller Mensch keine List entwickelt, wird er nichts hell machen können.«

Hamburg. Seit der Mitte der 1960er Jahre macht er Happenings und Aktionen – ausdrücklich medial ausgerichtet. Sie haben ein vernetzendes, politisch motiviertes Denken.

Herman Prigann: »Ich organisierte eine Vereinigung von Obdachlosen in der BRD mit Namen Release – von 1969 bis 1974. Dann kamen die Schlapp-Hüte und sagten: Wir machen Sie darauf aufmerksam, was geschieht, wenn Leute vergessen, was sie gelernt haben – ich war mal in einer Aufklärungs-Truppe der Bundeswehr. Sie sagten: Daher haben wir Sie im Auge – lebenslänglich. Dann gingen sie wieder. Ich wurde observiert – seit den Tagen meiner Kriegsdienst-Verweigerung in der Bundeswehr. Die Schlapphüte verfolgten alle meine Happenings. Vor allem, wenn du eine hohe Potenz an Kreativität hast.«

1974 kam der Bruch: Der Organisation wird unterstellt, eine anarchistische Vereinigung zu sein – und sie wird gezwungen, sich aufzulösen.

Schweiz und Österreich. Herman Prigann emigriert in die Schweiz. »Ich haute ab – in der Nacht – als Mister Mausetot: in die Schweiz.

Dort hatte ich einige Jahre ein herrliches Leben. Dann ging ich nach Wien und fing 1979 wieder an, künstlerisch zu arbeiten.«

Bauhaus in Dessau. Nach 1989 arbeitete er viele Monate im Bauhaus in Dessau.

Spanien. Viele Jahre hat er seine Werkstatt auf Mallorca und einige Zeit in Barcelona.

Ökologische Ästhetik. Seit den 1980er Jahren arbeitet er mit den Themen Natur, Landschaft, Ökologie.

Sein Interesse gilt den Gebieten, in denen die Erde umgewälzt wird: Bergbau-Bereiche der Stein-Kohle und riesige aufgelassene Gruben des Braunkohlen-Tagebaues. Als Drittes kommen hinzu: brach gefallene Industrie.

Sinnliche Wahrnehmung wird seit der Antike vom Begriff Ästhetik gefaßt. Prigann nennt seine Tätigkeit eine ›ökologische Ästhetik‹. »Eine ökologisch fundierte Ästhetik betont den Anspruch, die Aufmerksamkeit der Wahrnehmung auf das Lebendige zu richten.«[1] Gegen das Denken in Ausschnitten setzt er die These: »Ökologie wäre die Wissenschaft einer ganzheitlich zu betrachtenden Natur, die den Menschen mit seiner kulturellen Einflußnahme integriert.«[2] Er folgert: »Nicht die Ökologie ästhetisieren, sondern die Ästhetik folgt den ökologischen Einsichten.«[3]

»Die ökologische Ästhetik ist unauflöslich mit der Idee verbunden, dass letztlich alles, insbesondere auch die Natur und Kultur und damit der Mensch und sein Lebensraum, in einem endlosen, vielfältigen Beziehungssystem miteinander verbunden sind.« (Heike Strelow)[4]

Herman Prigann: Künstler suchte häufig »die größte Leinwand« – in der weiten Natur.[5]

Ethik. Mit dem Stichwort ›ökologische Ästhetik‹ verbindet Prigann weitere Dimensionen: Ethik d.h. Verantwortung. Menschlichkeit. Gestaltung. Eine neue Landschaft der Kultur schaffen.

Metamorphose. Dazu gehört auch: das Flüchtige – das sich ständig Wandelnde – die Metamorphose. Die Natur besteht aus Metamorphose – der Künstler integriert sich in sie hinein – er arbeitet damit weiter.

Terra Nova. Landschaft in großem Stil umzuwandeln, zu transformieren, eine Metamorphose schaffen, dies nennt Herman Prigann ›Terra Nova‹ – d.h. Neues Land.

Der Prozeß gehört zum Werk: der Prozeß vorher, der Prozeß im Schaffen, und der Prozeß nachher – bis unter Umständen zum Verfall und zum Tod.

Im Prozeß ist nicht nur der Künstler tätig, sondern es handeln auch die Menschen, die damit in irgendeiner Weise zusammentreffen: Sie nehmen wahr, sie betreten, sie arbeiten daran. »Der Mensch gibt langsam die Position des distanzierten Gegenübers auf und erkennt, daß er mitten drin lebt. Und er erfährt das Erstaunen über das ewig neue Erscheinen eines Werkes.«

Der entbanalisierende Blick. Die Identität eines Ortes ist weit mehr als ein Name und etwas Oberfläche. Der Ort, mit dem der Künstler umgeht, bleibt nicht so banal wie er zunächst dem banalen Blick erscheint. Der Künstler reicht dem, der sich darauf einläßt, einen anderen Blick: damit wird der Ort entbanalisiert. Denn: er bringt ihn auf die Suche nach Erkenntnis. Was ist der Charakter des Ortes? – was ist seine Faszination? – was ist sein Geheimnis?

Der spezifische Ort. Der Ort kann etwas Besonderes werden: durch Kunst. Darunter kann man sehr vieles verstehen. In jedem Fall soll er gegenüber dem »banalen Ort« ein »spezifische Ort« sein.

Den konkreten Ort intensivieren. In der IBA Emscher Park wird dieses Konzept weit entfaltet.

Nun sollen Künstler nicht mehr einzig nach ihrem Willen oder einzig eigengesetzlich über den Ort verfügen, sondern sie sollen mit dem Ort so arbeiten, daß er in eine Entwicklung gerät. Er verliert sich nicht durch Kunst, sondern er wird durch Kunst mehr als je zuvor. Zunächst wird sein Wesen durchschaubarer. Dann wird es zu starker Präsenz herausgearbeitet. Drittens soll sein Potential weiter entfaltet werden.

Dieser Vorgang entspricht auch beim Künstler der Arbeit eines guten Regisseurs.

Herman Prigann nennt seine Tätigkeit oft auch eine »Kommentierung, dessen was in den Prozessen zu beobachten ist.«[6]

Damit verläßt die Kunst den Raum der Beliebigkeit, der eine Zeit lang ihr Medium war. Es wird an den Ort nicht etwas aus Paris oder New York eingesetzt oder abgeladen, was dort nicht verkäuflich war, sondern es kommt darauf an, aus dem »Geist des Ortes«, aus dem »genius loci«, ein künstlerische Gestalt zu entwickeln.

Die Zeit als Metamorphose. »Metamorphe Objekte integrieren die Zeit als verändernde Bewegung am Material und im Material selbst«, meditiert Herman Prigann. »Die Metamorphose wird erfahrbar … Diese Kunstwerke bilden, wie die Landschaft, in der sie entstehen, immer eine offene Situation im Sinne einer beiden innewohnenden Geschichtlichkeit vom Werden und Vergehen.«[7]

Jahrtausende lang bestand Kunst weitgehend darin, etwas der Vergänglichkeit zu entziehen. In der Industrie-Kultur entsteht jedoch auch die Neigung, die Vergänglichkeit zu thematisieren. Denn in der Industrie-Epoche ist alles eigentümlich kurzlebig: Fabriken bestehen keine lange Zeit – das Ruhrgebiet zeigt dies – als ein gigantisches Beispiel. Aber Ähnliches geschieht rund um die Welt, wird jedoch nur wenig wahrgenommen.

Auch der Wald steht nicht still, sondern er verändert sich. Vor allem geschieht dies in einer

Phase, in der er gewaltig wächst – und Folgen von unterschiedlichen Bäumen hervorbringt.

Art in Nature. Am Ende der 1980er Jahre entstand ein lockeres Netz von Künstlern um Elmar Zorn (München), das sich ›Art in Nature‹ nannte.[8] Elmar Zorn spricht von »Ingenieuren der Zukunft«. Prigann gehört dazu.

Werke

1980 bis 1985 entwickelt Herman Prigann Thesen und Konzepte, die er in Wien in der Ausstellung »Der Wald ein Zyklus« vorstellt.

»Der duftende Meiler«. In dieser Zeit inszeniert er 1985 das erste »metamorphe Objekt« – in Wien zwischen dem Burgtheater und dem Rathaus: der »Duftende Meiler« vor dem Rathaus. Der Meiler, eine Pyramide, im Durchmesser 12 m breit und 5 m hoch, erinnert an die Anfänge der Stadt. Er ist das »domestizierte Feuer«. Er raucht – fünf Wochen lang. Das Feuer verändert sich. Dies ist ein Gleichnis für die Zeit, die sich verändert. Eine Metamorphose.

»Die Pyramide« (1985). Auf der Donau-Insel in Wien schichtet Prigann Holz aus dem Wald in die Höhe: Bis zu 8,5 Metern und mit einem Durchmesser von 15 Metern. Eine Skulptur aus Feuer – mitten in der Wasser-Landschaft der Donau. Die Flammen bilden eine gigantische Figur – 25 m hoch. Die Hitze strahlt aus – in einem Kreis bis zu 80 Metern. Das Feuer verbrennt in fünf bis sechs Stunden – ein Symbol dafür, daß die Zeit rasch vergeht. Alles wandelt sich. Am schnellsten ein Stoff wie das Holz – und eine Figur aus Feuer.

»Der Hanging Tree« (*arbor inversa*). Ebenfalls in Wien hängt Prigann 1985 an der Donau an einem riesigen Drei-Bein aus Stahl einen Baum-Stamm in die Luft – umgekehrt: mit den Wurzeln nach oben. Es ist eine 16 m hohe Lärche. Der Wind bewegt sie wie ein Pendel. Darunter: ein 20 m breiter Stein – ein Granit. In ihn hat der Künstler die Himmels-Richtungen eingraviert – die Wege des Pendels.

»Adam im Feuer« (1985) in Mürz/Steiermark (Österreich) – ein intensives politisches Kunst-Werk. Prigann schreibt dazu: »1857 fragt John Stuart Mill: ›Zu welchem Endziel führt uns der technische Fortschritt der Menschheit? In welchem Zustand wird sie sich befinden, wenn der Prozess zu Ende ist? ‹ 1985, im Steirischen Herbst in Mürzzuschlag, eine Aktion aus der Folge Feuertürme – Brandstätten: Adam im Feuer – eine Geschichte – Adam = der Mensch – adama = aus Erde – Feuer = Licht – Wärme = Metamorphose der Materie – die Zeit. Adam zwischen zwei Bäume gestellt, jenem der Erkenntnis von Gut und Böse und jenem des Lebens – der Unsterblichkeit – baut seit dem ›Verlust‹ von Eden babylonische Türme – Twin Towers und Raketenrampen weisen himmelwärts. Erigierte Angst findet ihre Form in Raketen und Bomben. Adam, der Mensch, wartet zwischen den babylonischen Türmen auf die Hybris seines atomaren Feuers. Die Imagination des Bedrohlichen im Feuer kann sich in die Lust an der Zerstörung wandeln …«[9]

»Feuerlinie« (1991) ist ein Werk in der 1. Internationalen Biennale für Land Art & Multimedia in Cottbus an der Oder. In einer gewaltigen Grube des Braunkohlen-Tagebaus läuft Feuer – in einer langen Linie: längs auf der Kante, wo die Landschaft in die Tiefe der Grube abstürzt. Auf dieser langen Grenze verbrennen die Reste des Waldes, der für den Tagebau gerodet wurde. Nachdenken: Was geschieht im megalomanen Umgang mit der Erde?

»Torfturm« (1991) auf dem Gelände der Bundesgartenschau in Dortmund (Museum am Ostwall).

»Ring der Erinnerung« (1992/1993) im Harz beim Dorf Sorge – auf einer Grenze zwischen Deutschland und Deutschland – sie war gerade gefallen. Ein runder Wall aus Baum-Stämmen. In der Mitte: zusammen geholt und eingeschlossen – neun Grenz-Pfähle.

»The Hill of Contemplation« (1993) in Tickon, im Park von Schloß Tranekär/Langeland (Dänemark). Auf einem Hügel: drei Buchen – dazwischen Steine – eine ovale Kuhle.

»Die gelbe Rampe« (1993/1995). Im Tagebau bei Cottbus steigt ein Erd-Damm langsam an – in einer Linie – 220 Meter weit – überzogen von gelben Ginster-Büschen – Farbe von Mai bis September. Auf der 15 Meter hohen

Spitze stehen Granite und Findlinge – weithin erkennbar – als ›Male‹. Am steilen Hang bilden im Rund breite Treppen ein antikes Theater. Davor breitet sich ein Feld aus großen Steinen aus.

»Hanging Stones and Stone Table« (1994) in Arte Sella im Trentino, Borgo Valsugana (Italien). An starken Buchen-Ästen hängen Steine. Damit fügt der Künstler der Landschaft minimale Zeichen hinzu – so entsteht mit fast nichts ein neuer und weitreichender Gedanke zur Landschaft.

»Two Trunks – Three Stones« (1995), im ›Art in Nature Park‹ in Krakamarken/Jütland (Dänemark). Vor Augen geführt wird eine Katastrophe des Waldes: das Ulmen-Sterben – in einer Komposition mit großen Steinen und Stämmen – in einer Balance.

»Türme der Wandlung« (1995) entstehen auf einer Industrie-Brache der Eisen-Verhüttung bei Athus (Belgien) – im Dreiländer-Eck. Metamorphose: Eine Industrie geht mit ihren Ruinen in Wildnis über.

»Parler de la nature – c´est parler de l´amour« (1996) in Luberon/Provence (Frankreich) – mit Vera David, der Frau des Künstlers, und neun Kunst-Studenten der Ecole des Beaux Arts von Aix-en-Provence. In einem Prozeß entstehen Metaphern.

»Das Museum der verlorenen Wünsche und der Landschaftspark Arkenberge mit der Landmarke Vulkan und Pyramide (1996/1999), in Berlin. Der Un-Ort einer Deponie soll verwandelt werden: in eine Gestalt. Aus dem, was in der Stadt verfällt, aus der verfallenen Stadt, entstehen weithin sichtbare künstliche Berge – als Land-Marken. Der Künstler gibt ihnen Namen: Vulkan und Pyramide. In ihren Bäuchen soll ein Museum entstehen – mit aussortierten Fund-Stücken plus Informationen zur Technik des Abfall-Deponierens. Eine »gläserne Schlucht« führt in die Tiefe des Berges: in das »chemische Innenleben« der Deponie – in einen Kuppel-Raum – dort lodert eine Flamme aus Bio-Gas.

»**Wahrnehmung und Landschaftserfahrung**« – auf dem Universitäts-Campus in Ankara (1997). Jeder Teilnehmer des Seminars sammelt in zwei Brüchen Steine und baut seine kleine Behausung – seinen »Iglu«.

»**The Typhoon Came, eine Installation – Art with Nature**« (1997) im Sameura Park in Tosa Cho/Shikoku (Japan), mit Vera David. Das Leben nach dem Taifun: in einem Zedern-Wald entstehen aus abgebrochenen Bäumen Skulpturen.

»**Skulpturenwald Rheinelbe**« (1996/2000) auf der Industrie-Brache Rhein-Elbe in Gelsenkirchen. Dazu gehört das »Archäologische Feld«.

»**Spiralberg mit Himmelstreppe**« (1998/1999) auf der südlichen Halde der Industrie-Brache Rhein-Elbe in Gelsenkirchen.

»**Place of the Roots**« (1998) in Schloß Dragsholm (Dänemark), mit Vera David. Quadrate im Englischen Park.

»**Tower of the Roots**« (1999) im Wald von Tosa Cho, Sameura Park/Shikoku (Japan): ein Turm aus Baum-Stämmen.

»**Wahrnehmung und Muster**« – eine Werk-Statt mit Künstlern und Kunst-Studenten in Salamanca: »Kultur und Ökologie – Entwicklung des Flussparks Rio Tormes«. Sie sind auf der Suche nach den »Erzählungen« des Flusses: im Wasser, am Ufer, in den Anhäufungen, in der Strömung, im Wirbel, im Stau, im Ausgewaschenen und Abgelagerten.

»**Das große Steinfeld**« (1999) auf dem Gelände um die Akademie Mont Cenis in Herne. Die gigantische Zeche Mont Cenis wurde abgerissen. Später stellte die IBA einen riesigen transparenten Glas-Kubus auf: die Fortbildungs-Akademie für den öffentlichen Dienst. An der Nord- und West-Seite gestaltet der Künstler aus ein weites Gelände (56 × 90 m) – aus Fundament-Resten der Zeche. Das gewaltige Stein-Feld sieht archaisch aus. Es schafft eine intensive Assoziation: an mittelmeerische Ausgrabungs-Stätten.

»**Die Mottbruchhalde**« (1999) in Gladbeck – ein Entwurf zur Gestaltung einer Halde – im Prozeß der Aufschüttung (nicht realisiert).

»**Strohlandschaften**« (1999) in Prignitz, mit Frank Schumann und Bernd Schindler. In der Zusammenarbeit mit einigen Bauern entstehen für kurze Zeit Skulpturen: aus Heu-Ballen – in der weiten Fläche bildet sich eine Choreographie.

»**Farbfeld Gröden**« (2000) in Gröden (Brandenburg), mit Frank Schumann und Bernd Schindler. Auf einer stillgelegten Fläche sät ein Bauer Gelbsenf, Phacelia und Buchweizen an – so entstehen im Halbrund streifenförmige Farb-Felder – für kurze Zeit.

»**Der verschwundene Fluß – die Erdwelle**« (1998/1999) im Tagebau Goitsche bei Bitterfeld (Sachsen-Anhalt). Der Fluß Mulde wurde umgeleitet – ein Landschafts-Kunstwerk assoziiert die vorhergehenden Jahrhunderte seines Laufes.

Entwürfe zur »Terra Nova Landschaft« (1990/2000) im Tagebau-Areal bei Cottbus. Planung für eine Wassergarten-Landschaft. »Erdwerke für das 21. Jahrhundert«.

»**Wasserstände**« (2000) im Chemie-Park Degussa-Hüls in Marl. 1938 entstand neben der Lippe ein riesiges Pump-Werk für ein gigantisches Chemie-Werk. Der Bergbau ließ das Gelände sinken – und so wurde das Pump-Werk unbenutzbar. Priganns Idee: »kreativer Abriß«.

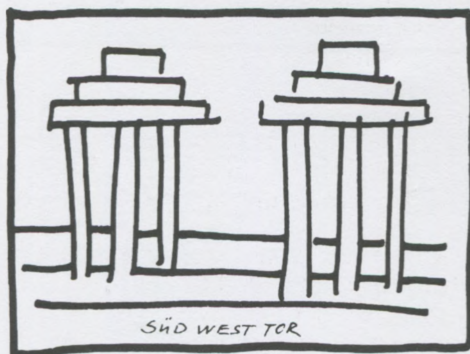
Er macht den industriellen Ort zum Kunst-Werk der Landschaft. Ein Graben mit Wasser bildet eine geheimnisvolle Insel: »das unbekanntes Land« – unbetretbar – geheimnisvoll mitten in einer funktionalisierten landschaft. Der Stand des Wassers wechselt. Industrie geht eine Metamorphose ein: sie wandelt sich zur Kunst.

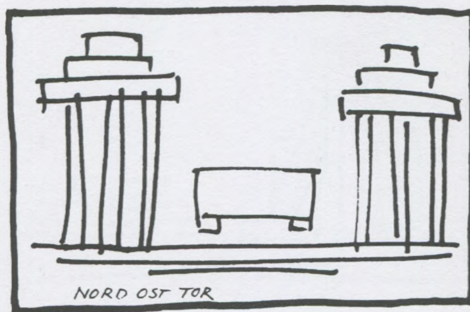
Poetischer Garten um den »Blauen Turm der vielen Bücher« (2004) – eine Gelehrten-Bibliothek am Rand der ältesten Ruhrgebiets-Siedlung Eisenheim (1846–1901; in Oberhausen). In einem Ensemble mit dem Gebäude, entworfen von Bernhard Küppers und Texten im Garten von Tonino Guerra, dem Drehbuch-Autor von Fellini, Antonioni, Tarkofskij.

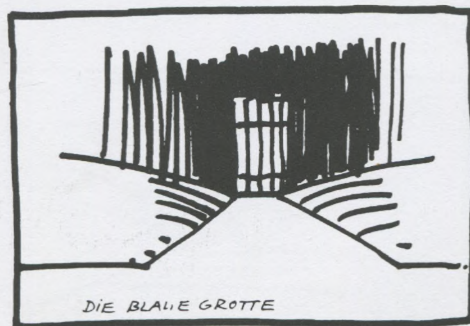
Das Schöne in einer schwierigen Landschaft

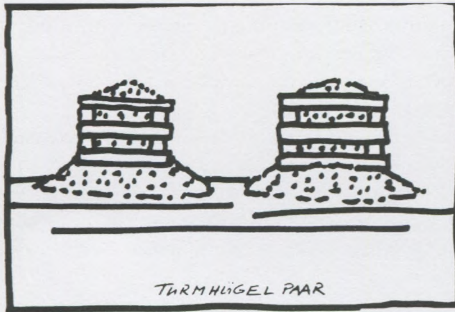
Herman Prigann (1992): »Wir sind Teil der Natur, daher ist für mich das, was du einen Dialog mit der Natur nennst, eher ein Dialog mit uns selbst, – mit uns Menschen, insofern wir integraler Teil jener »Natur« sind, die zu oft und zu Unrecht für etwas uns Äußerliches gehalten wird.«[10]

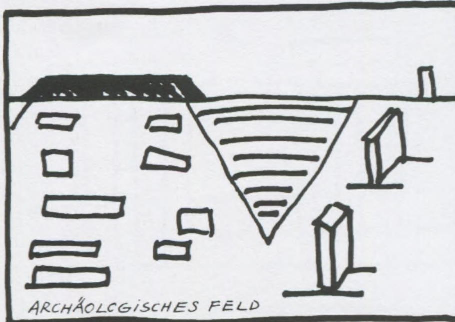
»Es ist eine Tatsache, daß wir ein ästhetisches Bewußtsein des ›Schönen‹ in der Natur entwickeln müssen, was unserer Zeit adäquat ist. Das sich ökologisch und humanistisch der Gestaltung nähert. Denn ohne dieses Bewußtsein

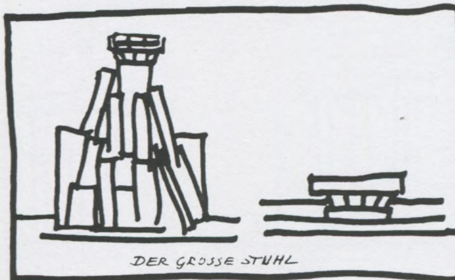


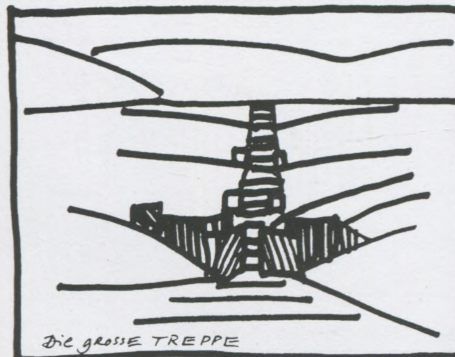












wird es nicht gelingen, die kulturellen und die ökologischen Probleme zu lösen.

Dies ›Schöne‹ definiert sich in einer Landschaft, die überall Spuren von Zerstörung aufweist, als etwas, das dieses Zerstörte transformiert zu Orten einer künstlerischen und ökologischen Veränderung von Naturerscheinungen.

Oskar Wilde sagte: ›… die Dinge sind, weil wir sie sehen, was und wie wir sie sehen, hängt von den Künsten ab, die uns beeinflußt haben …‹

Landschaft als ästhetischer Gegenstand – als Raum, wie Anlaß einer künstlerischen Konstitution von Natur. Natur ist Landschaft, wahrgenommen und vorgestellt aus einer Sicht der Ideen – Werte oder Normen, deren Ursprung in der Entwicklung des historischen Subjekts liegt.

Was wir in und für die Landschaft – unseren Lebensraum – tun, hängt entscheidend davon ab, was wir von ihr wahrnehmen.

Ein Hauptproblem, das wir heute mit der Landschaft haben, ist die weitgehende Verdrängung unserer Mitverantwortung an ihrem Zustand.

Es geht um eine Revision unserer Einstellung zur Natur und Landschaft, denn wo der Gegenstand des Interesses zerstört wird, wird auch die Grundlage dieses Interesses eliminiert.

Strukturen der Landschaft, die das Leben ihrer Bewohner formen – verformen – weisen auf den Sachverhalt, weisen auf den Sachverhalt, daß wir nicht nur in Geschichten und Geschichte verstrickt sind, sondern auch in Szenarien.

Unsere Identität hat stets auch etwas von einer ›place identity‹.

Dies ist ein weiterer Aspekt einer Landschaftskunst, die nicht schönen Schein produziert, sondern alte Erfahrungsstrukturen verändert und neue inauguriert.«[11]

Der Gestaltungs-Prozeß auf Rhein-Elbe – erste Phase (1994/1995)

Die Überformung. Was stellen wir uns unter Erd-Boden vor? Meist Acker, Wiese, Garten.

Aber dann merken wir, daß die Straßen asphaltiert sind, daß es in Städten kaum noch etwas anderes gibt.

Die Industrialisierung hat in den Fabriken und vor allem in den großen Betrieben, zu denen auch die Zeche Rhein-Elbe gehört, die Flächen stärker als je zuvor und anderswo überformt. Nicht nur mit Asphalt, sondern auch mit allerlei anderen Substanzen.

Darin steckt außerordentlich viel Technik: angefangen von den Materialien – über ihre Zusammensetzungen – zu Verdichtungen – und schließlich zu Verunreinigungen.

Industrie-Flächen sind für Pflanzen und Tiere, die Jahrtausende in natürlichen Milieus lebten, ganz neue Stand-Orte.

Sie haben darauf weithin andere Bedingungen als die herkömmlichen. Vieles ist extrem. Wenig Nähr-Stoffe. Trockenheit. Im Sommer Hitze.

Was kann sich da niederlassen? Lange Zeit dachte man: Da wächst kein Gras mehr. In der Tat, oft haben einheimische Pflanzen keine Chance. Aber es gibt zugereisten Pflanzen (Neophyten), die mehr aushalten.

Das Experiment. Die IBA startet 1994 ein Experiment im Umgang mit Industrie-Brachen. Zunächst heißt das Unternehmen »Restflächenprojekt« – aber rasch wird der Name als diskriminierend empfunden. Dann ändert die IBA das Stichwort und sagt »Industriewaldprojekt Ruhrgebiet«.

Zur allgemeinen Diskriminierung dieser Bereiche hatten zunächst auch Ökologen beigetragen, weil sie das Terrain als ökologisch minderwertig ansahen. Dann aber begannen einige von ihnen, den Sachverhalt genauer zu studieren – und heraus kam Spannendes.

Die IBA hatte durchgehend die Strategie, abqualifizierte Bereiche dadurch in Wert zu setzen, daß sie die Tatsachen-Feststellung intelligenter machte, sie querdenkend interpretierte, daraus neue Konzepte schmiedete und dafür gute und anschauliche Beispiele setzte.

Die Künste. Oben drauf stellte die IBA eine weitere Ebene: Sie gestaltete daraus einen kulturellen Vorgang. Dafür zog sie auch die Künste heran.

Allerdings hielt sie sich einige Zeit lang die Künste, die aus mehreren Richtungen Lobby machten, vom Leib. Denn zum Konzept der IBA gehörte: Gefragt ist nicht Beliebigkeit, sondern eine künstlerische Arbeit, die aus dem *genius loci*, dem Geist des besonderen Ortes, heraus entwickelt.

IBA-Dirigent Karl Ganser gibt das Terrain von Rhein-Elbe in die Hand des Künstlers Herman Prigann. Er soll die Geschichte und Gegenwart dieses Industrie-Waldes künstlerisch thematisieren.

Energie-Punkte. Wie durch Akupunktur setzt Prigann so etwas wie Energie-Punkte in den Wald. Dadurch werten sich wechselseitig Wald und Objekte auf: mit Bedeutungen, die sie sich gegenseitig zuspielen. Dies steigert die ästhetische Qualität des Industrie-Walds.

Herman Prigann entwirft neun »Setzungen« – so nennt er diese Objekte.

Prigann arbeitet wie ein Theater-Regisseur, der für seine Schauspieler die Stellen aufsucht und sie dort inszeniert, wo er meint, daß die Ausstrahlung, die sie brauchen, intensiv ist.

Oder/und: Der Akupunkteur sucht die Stellen auf, die nach seinem Gefühl die meiste Energie enthalten.

Der Theater-Macher und der Akupunkteur – im Landschafts-Künstler – suchen und besetzen in ihrem jeweiligen Terrain Punkte: Dadurch lösen sie Blockaden auf und bringen Energien in Fluß. So entstehen »skulpturale Orte«.

Metamorphose. Herman Prigann nennt die großen Plastiken »metamorphe Objekte.« Metamorphose ist ein Stichwort, das bereits in der Antike geschaffen wurde und jahrtausendelang Menschen fasziniert: Sie reflektieren, daß die Zeit verwandelt. Sie ist ein gigantischer Prozeß des Umwandelns. Der wichtige antike Autor ist Ovid: Er schreibt die »Metamorphosen«. Der Dichter Goethe hat am Vorgang des Verwandelns zeitlebens sehr großes Interesse.

Was ist auf Rhein-Elbe Metamorphose? Mehr als hier kann sich kein Terrain verwandeln! Herman Prigann greift sich Fund-Stücke, die den dramatischen Prozeß des gigantischen industriellen Aufbaues und dann seiner Zerstörung durch De-Industrialisierung erfuhren und

deutlich machen können. Nun setzen sie die Verwandlung fort: durch des Künstlers Hände des Künstlers und mit seinem hilfreichen Bagger: Er setzt sie erneut zusammen – zu einer spannenden Konstruktion.

In diesem Objekt zeigen sie zur selben Zeit: Vergangenheit und Gegenwart, Aufbau und Zerstörung. Damit gestaltet der Künstler eine neue Landschaft.

Zum Wesen der Metamorphose gehört, daß nichts völlig verschwindet, sondern etwas stets weiterhin besteht. So legen sich mehrere Schichten übereinander.

Dies schafft Nähe und Distanz – ein Spiel mit Spannungen.

Natur verschwindet – kommt zurück – Künstliches verschwindet – erscheint erneut in Gestalten der Kunst. Die Skulpturen von Rhein-Elbe überhöhen den Industrie-Wald – es entstehen zugleich: ein Natur-Raum und ein Kunst-Raum – ineinander dialektisch verwoben.

Der Wunsch nach Schönheit. »Verwegen verließ ich mich darauf, daß in jedem von uns – unabhängig von seiner Bildung – ein Wunsch nach dem Erlebnis von Schönheit vorhanden ist. Was kann Natur-Schönheit sein – in so einem Gelände? Wenn man nur den Müll weggemacht hätte, wäre schnell wieder neuer dazu gekommen. Was gibt es an Positivem auf der Fläche?«

Die Archäologie. Herman Prigann beginnt mit einer Aktion, die er »Archäologie des Ruhrgebiets« nennt. Mit Schülern von der Gesamtschule nebenan in Ückendorf gräbt er ein Terrain aus.

Das Eingangs-Tor. An den wichtigsten Zugängen auf das Gelände Rhein-Elbe werden die Menschen empfangen: von Eingangs-Toren. Sie sollen zum Nachdenken anregen.

Tore haben eine archaisch-magische Kraft: Sie verwandeln Menschen – ihr Verhalten und ihre Denk-Weisen. Wer vor einer Tür steht, hat Vermutungen, Erwartungen, Vorstellungen, Ungewißheit – wer durch die Tür hindurch gegangen ist, erhält das Gefühl, daß er akzeptiert ist, daß ein bißchen Gewißheit entsteht, daß ein Klärungs-Prozeß läuft, daß einiges handfest wird.

Nord Ost Tor: Oben auf stehenden Eichen-Stämmen ließ der Künstler von zwei Arbeitern mithilfe eines Krans mächtige Stücke aus Beton-Fundamenten auflegen.

Als einige skeptische Zeit-Genossen dies sahen, riefen sie sofort die Ordnungsbehörde an – und ließen die Arbeit stoppen. Das Amt verlangte ein statisches Gutachten. Erst dann stimmte es dem Künstler zu, aber unter einer einschränkenden Bedingung: Die Baum-Stämme verrotten – daher müssen sie nach fünf Jahren auf die Erde gelegt werden.

Der Prozeß lief noch schneller ab, als vorausgesagt: Nach vier Jahren griff der Künstler ein und brachte die Stämme aus der Vertikalen in die Horizontale.

Bereits hier begegnen wir der Verwandlung des Konzeptes.

Der Gestaltungs-Prozeß auf Rheinelbe – zweite Phase (1998/1999)

Der Spiral-Berg. Die größte Arbeit: Im Süden von Rhein-Elbe wird ein Teil der ausgedehnten Halde umgestaltet. Für diesen Bereich des alten Plateaus entwickelt Herman Prigann eine neue Gestalt – eine dramatische topografische Figur: eine Halde in der Form eines hohen Kegels – den Spiral-Berg.[12] Weit ragt er über die umgebenden Bäume hervor.

Prigann intensiviert die spitze Form dieses ungewöhnlichen Berges – durch eine markante Gestalt auf dem Kegel: eine riesige Skulptur – von rund zehn Meter Höhe. So wirkt das Ensemble noch schärfer zugespitzt. Es ist der Höhepunkt des umfangreichen Programms von Rhein-Elbe.

Dieser Spiral-Berg ist eine weithin sichtbare Land-Marke – sie korrespondiert mit den Land-Marken an der Emscher. Von ihrer Aussichts-Fläche im Rund um die Skulptur erschließt sich ein großer Teil des Ruhrgebietes: ein lebhaftes Panorama.

Ein Mann, der den Spiral-Berg bestieg, sagte: »Ebenso wie in einem Vulkan sind auch im Industrie-Wald aus der Tiefe der Erde große

Massen an die Oberfläche gebracht worden – die Berge-Materialien von Untertage. Und: die Kegel-Form des Spiral-Berges ruft die Assoziation eines Vulkans hervor.«

Viele Besucher empfinden den Spiral-Berg als Sensation. So zählt er zu den am meisten fotografierten Objekten in der Region.

Herman Prigann: »Die poetische Sprache liegt jenseits der herkömmlichen Logik. Die Schamanen machten etwas, ohne von Kunst zu reden. Sie waren träumende Leiter ihrer Gesellschaft.

Wenn du nichts weißt, kannst du nichts assoziieren. Das hängt mit dem Träumen zusammen. Träum darüber!

Was treibt uns um, daß wir seit 3.000 Jahren den Intellekt von der Intuition abspalten.

Auf nächtlichen Wanderungen mit Studenten machte ich eine Übung: Eine Stunde lang die Sterne gucken: du siehst, daß die Erde sich dreht und das Gestirn sich verändert – und daß du dich drehst.

Die Sonne geht nicht unter – vielmehr drehen wir uns.«

Der Gestaltungs-Prozeß auf Rheinelbe – dritte Phase (2004/2005)

Im Herbst 2004 ist Herman Prigann erneut auf der Fläche tätig. Der Winter unterbricht die Arbeit. Er nimmt sie im Sommer 2005 wieder auf. Am Weg zur Forst-Station entstehen zwei große Skulpturen. In die Kurve des Hohlweges, der zum Spiral-Berg führt, stellt der Künstler eine Anzahl Stelen auf: mit Texten zur Arbeit Untertage.

Gedächtnis-Identität. Herman Prigann inszenierte Bruch-Stücke neu – als eine Ästhetik der Ruine. Das hat im Bereich des Mittelmeeres eine lange Tradition – und ist sehr wirkungsvoll: Es ruft Erinnerungen und Phantasien hervor.

Diese Überlegungen sind eingebettet in eine Kern-Frage der IBA: Wie kann man eine Gedächtnis-Identität für das Gebiet schaffen?

»Ich denke, das Vorhaben ist geglückt«, sagt Herman Prigann. »Für mich ist das ganze Gelände eines der archäologischen Felder, die ich im Ruhrgebiet gemacht habe – so wie das »Große Steinfeld« um die Halle Mont-Cenis in Herne oder die »Wasserstände« im ehemaligen Wasserwerk in Marl-Hüls.«

Gefahren: Vandalismus und Mangel an Pflege

Vandalismus. Herman Prigann: »Der Ministerialdirigent Thomas Neiss sprach neulich von einem Urwald, wo die Leute ihre Pfade selbst machen. Da habe ich darauf hingewiesen: Das ist wunderbar gedacht.

Aber wir können es uns nicht mehr leisten, öffentliches Geld für so schöne Ideen und Visionen auszugeben, und sie nachher dem Vandalismus ausliefern. Die Menschen, die Freude am Schönen haben und eine neue Form der ästhetischen Erlebbarkeit suchen, finden dann vor: die Spuren von Ignoranz, von Vandalismus.«

Ignorantes Bagatellisieren. Herman Prigann: »Für Rhein-Elbe habe ich mit Thomas Neiss besprochen, daß er das auf die Tages-Ordnung des Sachverständigen-Rates bringt. Förster Oliver Balke ist überfordert – er hat berechtigte Angst vor den harten Gruppen.

Ich will den Bau-Dezernenten Michael von der Mühlen dazu verpflichten, daß Gelsenkirchen sich endlich für diese Flächen verantwortlich fühlt.

Denn: die Stadt hat die Ordnungs-Kräfte an der Hand. Als es neulich brannte – irgendwelche Leute haben meinen Holz-Platz wieder angesteckt – mußte die Feuerwehr kommen. Aber ein junger Förster sagte bagatellisierend: Wald-Brand interessiert mich nicht – das sind doch nur Birken.

Die Förster rufen die Polizei, doch sie kommt nicht – oder erst nach einer halben Stunde. Desinteresse.

Ich möchte Herrn von der Mühlen dazu verpflichten, daß über den Sommer hin täglich eine berittene Polizei-Streife am späten Nachmittag aufkreuzt und mit den Pferden das Gelände abreitet. Wenn die jugendlichen Vandalierer es ein paarmal mitkriegen, daß die

Fläche von der Polizei observiert wird, hört für sie die Faszination des Spaßes auf, ihrem Vandalismus freien Lauf zu lassen.

Eine Minderheit, die nicht mit dem Gelände umgehen kann, darf einer Mehrheit nicht viel Freude vermasseln.«

Geschenke und Undank. Herman Prigann klagt: »Die IBA schenkte den Städten allerlei Innovationen. Aber die selbstverständlichen Dinge jeder normalen Straße – die Stadt-Reinigung und die öffentliche Sicherheit – geschehen hier und anderswo nicht – als ob die IBA exterritorial war.«

Verständnislosigkeit. Die Stadt Gelsenkirchen hat viel verpaßt: daß die IBA sie zur Hauptstadt des Ruhrgebiets machte. Daß sie die Stadt der Triennale ist. Unbegreiflich – man kann nicht alle Politik auf die Arbeitslosigkeit abstellen, an der man doch nichts ändert. Dies ist eine Gebets-Mühle, die davon ablenkt, daß die Stadt-Verwaltung in wichtigen Bereichen unterdurchschnittlich arbeitet.

Vorteilnehmer. Herman Prigann: »Ich will dir die Kehrseite sagen. Die Stadt weiß genau, daß Rhein-Elbe eine Aufwertung des Terrains ringsum ist. Auf der Seite nach Ückendorf wurde eine Serie neuer Häuser gebaut – für Leute, die richtig Geld haben. An der anderen Ecke von Rhein-Elbe hat die Stadt vom Rhein-Elbe-Gebiet ein ganzes Stück Wald geklaut.

Das machte sie, weil inzwischen Nachfrage am aufgewerteten Gelände entstanden ist: Da wollen nun manche Leute wohnen – am Skulpturen-Wald mit dem Spiral-Berg, an einer schönen Grün-Anlage. Dafür ließ die Stadt ein ganzes Stück Wald abgeholzen und legte eine Infrastruktur an. Die Stadt-Räte wissen, wozu eine Aufwertung des Geländes führt. Wo sie verdienen können, nutzen sie es, aber sie kümmern sich nicht darum, daß der Zustand wertvoll bleibt.«

Geschenke. Wir leben in einer Landschaft, in der viele Leute ein gespaltenes Bewußtsein haben: Auf der einen Seite fordern sie alles billig. Auf der anderen Seite respektieren sie nichts, was ihnen billig gegeben wird.

In den 1970/1980er Jahren wurde sehr viel erkämpft. Zum Beispiel der freie Zugang zu den Hochschulen, der sehr billige Zugang zu den kulturellen Stätten. Grotesk: Der Null-Tarif wurde nicht geschätzt.

Auch dieses Gelände ist ein wertvolles Geschenk – für die Menschen der Region. Es verdient einen guten Umgang – von vielen.

Die Kosten. Der Bergbau hat Arbeit und Brot gegeben. Er zieht sich zurück. Das kann er in Würde tun. Oder: mit der Dreistigkeit, mit der er sich in der Geschichte vieler Dinge bemächtigt hatte.

Er soll darüber nachdenken, keine verbrannte Erde zu hinterlassen, sondern Kultur, zumal es deutlich ist, dass sie gar nicht viel kostet, manchmal überhaupt nichts. Hinterm Komma sind das Millionstel seiner Einnahmen.

Herman Prigann: »Als der Skulpturen-Wald Rhein-Elbe am Ende der IBA eröffnet wurde, sagte Karl Ganser: ›Wenn man das, was Prigann hier gemacht hat, auf den Quadratmeter umlegt, dann hat der Quadratmeter 1 Mark [= 50 Cent] Gestaltungs-Kosten. Das ist phänomenal. Das haben wir nirgendwo.‹

Ich sagte ihm später: ›Vielleicht hättest du sagen müssen – 10 Mark [= 5 Euro]. Bei einer Mark sagen sich die Leute: Das ist aber billig. Und so gehen sie dann auch damit um.‹ Du machst ja eine Wert-Setzung der Region.«

Ein Studien-Tag mit Herman Prigann

Eine Gruppe von interessierten Menschen hat sich auf Rhein-Elbe getroffen (16. September 2004).

Archäologie mit Schülern. Herman Prigann erzählt: »Als wir an das Feld der Industrie-Archäologie gingen, drehte sich die Tätigkeit der Jugendlichen aus der Gesamtschule Ückendorf, die nebenan steht, ums Sammeln, Finden, Selektieren, Schichten.

Eigentlich wollten die jungen Leute am Ende nur ein fröhliches Sommer-Fest machen. Aber was dann aus dem ganzen Prozeß dort sichtbar herauskam, ließ mich staunen. Denn niemand von den Jugendlichen hatte Kunst oder Ähnliches studiert. Am Schluß aber pil-



Ein Studientag mit Herman Prigann

gerte das ganze Dorf dahin – denn es hatte sich herumgesprochen, daß etwas Seltsames geschehen war: Dieser Stein-Bruch besaß den Charakter eines Märchen-Waldes. Er steckte voller Überraschungen.«

Spiele für Erwachsene. Herman Prigann macht eine Pause zum Nachdenken – dann schaut er in erwartungsgespannte Gesichter: »Sie haben nun einen schönen Tag vor sich. Scheuen Sie sich nicht, sich an Ihre Kindheit zu erinnern. Spielen Sie mit Hölzchen, Stöckchen und Steinchen! Ich mache Sie darauf aufmerksam: Ein Großteil der Welt besteht aus Steinchen und Stöckchen. Sie sollen sich erinnern: Viele Kinder haben kleine Welten gebaut. Es geht um diese kleinen Dinge des Erinnerns in der eigenen Fantasie.

Hier ist das Gelände zugewachsen. Wir haben wenig Möglichkeiten, Bereiche zu besetzen. Aber auf der Süd-Halde gibt es größere freie Räume. Und dorthin begeben wir uns jetzt.« Die Gruppe macht sich auf den Weg.

Vergegenwärtigen. »Laufen Sie herum und schauen Sie! Überlegen wir: Wie kann man sich solch einen Raum, der uns nun begegnet, vergegenwärtigen?«

Arbeits-Weise. Die Gruppe hält auf der Süd-Halde. Da sieht das Terrain licht aus – es gibt kleine und unterschiedliche Baum-Gruppen. Dahinter stürzt steil der Hang hinab in ein Tal.

Herman Prigann bittet jeden aus der Gruppe, sich einen kleinen Bereich zu suchen, darüber nachzudenken, welches Potential darin steckt – und dies in irgendeiner einfallsreichen Weise herauszuarbeiten, zu intensivieren und zu ergänzen.

Verändern. »Wie kann hier etwas geschehen? – mit welcher Veränderung durch ganz wenig Material? Was würde die Atmosphäre verändern? Was passiert, wenn ich einen Mittel-Punkt bilde? Oder wenn ich eine bestimmte Sicht-Achse markiere? Oder eine eigene Gestalt bilde – also einen Ort, auf den ich mich konzentriere. Wie wird dadurch die Wahrnehmung des gesamten Ensembles der Raum verändert? Denken Sie daran: Es geht immer um 360 Grad.«

Förster Oliver Balke, der die Gruppe begleitet, bemerkt: »Ich beobachte, wie die Natur selbst im Laufe der Zeit alles verändert. Ich weiß, daß es vor zwei, drei Jahren auf dieser Fläche nur schwarze Asche gab – da wuchs noch gar nichts.«

Der Arbeits-Bereich der Gruppe. »Wir wollen«, sagt Herman Prigann, »in diesem Bereich arbeiten – bis dort hinten zur Kurve. Die Begrenzung unseres Arbeits-Feldes hat den Vorteil, daß Sie sich untereinander verständigen können. Man kann also auch als Ensemble agieren.

Wir haben überhaupt keine Eile.

Und es gibt auch keinen Zwang, irgend etwas fertig zu machen.«

Die Wahrheit ist einfach. »Ich möchte Ihnen demonstrieren, wodurch man etwas verändern kann. Mit ganz einfachen Gedanken – sie spielen in meiner Arbeit eine zentrale Rolle – durchgängig. Philosophisch gesprochen: Die Wahrheit, wenn man sie gefunden hat, läßt sich immer einfach ausdrücken.

Beobachten Sie: Die Wertigkeit der Materialien in ihrer Kombination macht die Landschaft aus.

Dasselbe können Sie für eine Stadt umformulieren. Wenn Dinge nicht stimmig zueinander gehören, dann wirken sie störend oder häßlich.«

Kontraste herausarbeiten. »Stellen wir uns dieses kleine Gelände hier als eine Miniatur-Landschaft vor. Vor uns liegt ein kleiner Tümpel – aber plötzlich erscheint er ganz groß, – obwohl er kaum mehr als eine Pfütze ist. Nun haben wir hier ein flaches Wasser und einen tiefen See. Man kann diesen Gedanken durchspielen. – Wie erkenne ich im Mikro das Makro?«

Ein spannendes Gelände. Mehr Unterschiede in einer Gelände-Formation kann man sich kaum vorstellen: Steil und flach, jede Form von Wölbung, sanft und schroff. Lichtung und urwaldhafte Verdichtung von Bäumen. Von Grün und Moos überzogen. Asche von der Halde. Sonne und Schatten. Völlig unterschiedliche Bäume. Überraschung: Alles ist anders gewachsen, als man es normal kennt.

Einige Meter weiter stürzt eine ganz steile Rampe abwärts. Der Blick nach unten: Er kann dort nichts mehr identifizieren.

Das Terrain bietet eine Fülle von Möglichkeiten an, sich zu bewegen. Eine Anzahl von Pfaden – aber auch Flächen, auf denen man wie auf einem Spiel-Feld hin und her laufen kann.

Ein Teilnehmer sagt: »Ich habe das Gefühl: Da hat schon ein Landschafts-Künstler gearbeitet.«

Funktion plus Zufall plus Weiterwachsen. Es ist erstaunlich, was der »Lauf der Welt« zustande bringt. Vor allem unter so besonderen Umständen wie diesen.

Die Bäume wachsen in der überraschendsten Weise. In vielen Variationen. Eine Birke schleicht ein Stück über die Erde und wächst dann weiter. Es entsteht eine Art wildes Ballett der Bäume. »Das sieht aus, als hätten sie sich irgendwie unbewußt verstanden.«

Die Bäume lassen Zweige regnen. Sie liegen auf dem Moos.

Was ist ein Weg? Was ist verstellt? Warum kann ich da nicht durchlaufen? Wieso soll ich dort hin gehen? Führe ich oder werde ich geführt?

Ursprungs-Phänomene – »Ich beginne«, sagt Herman Prigann, »darüber nachzudenken. Dabei merke ich, wieweit ich mich der Natur entfremdet habe. Wie sehr ich mich in anderen Bereichen bewege. In den Städten. Im Gebauten. Das ist faszinierend, aber hier entdecke ich erneut Elementares und – zum erheblichen Teil viel stärker als mitten im Gebauten.«

Ein Baum ist umgefallen. Er liegt quer. Er hält den Wanderer auf. Was kann das bedeuten? Was ist das Umfallen? Der Tod eines Lebewesens. Vor uns steht ein anschaulicher Gedanke über den Tod!

Was bedeutet es, keinen Gedanken über den Tod zu haben?

»In dieser Wildnis vermutet man niemanden, – – aber vor mir sind sehr viele da gewesen.« Ironisch: »Das sehe ich an dem, was sie hier hinwarfen: Papier, Dosen ...«

Diese Industrie-Natur steckt voller Brüche.

Ein überwuchertes Gelände. »Ein Zweck ist nicht mehr ersichtlich. Aber: niemand stellt etwas hin, das Geld und Fertigkeiten kostet, ohne daß er damit eine Funktion verbindet. Jetzt aber erkenne ich, was Funktionslosigkeit heißt. Funktionslos geworden nimmt das eiserne Geländer da drüben eine andere Gestalt an.« Die Reste eines Maschen-Drahts liegen auf der Erde. In dem Moment, wo etwas seine Funktion aufgibt, wird es etwas Anderes. Das ist eigentümlich. Was wird es?

Die Surrealisten haben so etwas entdeckt – und damit seltsame Spiele aufgezogen. Funktionsloses läßt sich anders zusammensetzen – dann wirkt es neu.

Die Industrialisierung schuf eine total funktionalisierte Welt. Sie ist hoch komplex aufgebaut. Mit ihrem Verfall löst sie sich auf – und alles einst total Funktionalisierte gerät in völlig andere Bezüge.

In diesem Wald gibt es außerordentlich viel vital Lebendiges – und gleichzeitig liegt da vieles, was auf den Tod hin weist: Eine Menge totes Holz. Abgestorbene Bäume. Einst extremes Leben – jetzt extremer Tod.

Kann man hier durchgehen, ohne auch nur das Geringste zu denken?

Wann kommt es zu einer Situation, wo Menschen so berührt werden, daß sie ins Nachdenken geraten? Vielleicht ist es Kunst: so etwas herzustellen und damit Menschen in solche Situationen zu bringen.

Manchmal scheint es gut, daß sie sich nicht dagegen wehren können: plötzlich sind sie mitten drin.

Fragen stellen: Wie geht es es weiter?

Von draußen dringen Motorrad-Geräusche in die Szene. Rufe von Kindern.

Fragen ins Offene.

Ein junger Mann spielt an einem Tümpel. Er greift sich einiges an Holz und Steinen und fängt an, Inseln zu bauen. Wie kommt jemand auf die Idee, sich eine Insel zu wünschen?

Offener Horizont. Unten am Fuß des steil abfallenden Geländes steht ein Schild aus Eisen. Von hier aus kann man nicht lesen, was darauf geschrieben ist. In jeder Art von Ratlosigkeit entstehen Phantasien. Immer wenn man schon alles zu wissen meint, hat man sich den offenen Horizont abgeschafft.

Größen-Verhältnisse wandeln sich – ständig – wie in der Märchen-Welt von Guliver.

Etwas Kleines wird plötzlich riesig – gigantisch. Heimische Bäume erscheinen wie exotische Mammut-Bäume.

Im Alltag sind die Gegenstände und Prozesse ziemlich festgelegt: reduziert, minimalistisch – mit dem Vorteil, daß man sie leicht zu verstehen meint und sich auf sie bequem verabreden kann. Im Gegensatz dazu können künstlerische Weisen des Vorstellens mit demselben Sach-Verhalt anders umgehen. Warum? Durch einen Blick-Wechsel. Was enthüllt sich dadurch in den Phänomenen und Prozessen? Weite Flüge. Projektionen: Phantasien werden übertragen.

Ist der Baum nun etwas anderes als zuvor? War er wirklich so, wie zuvor behauptet – oder blieb er im engen Blick gefangen?

Künstlerisches stellt die scheinbar festen Alltags-Behauptungen in Frage – und öffnet sie dadurch.

Was ist hinter jenem Dunkel? Was ist in jenem Licht? Wie geht es weiter? Wir neigen dazu, uns die Erde durch Erklärungen durchschaubar zu machen. Das ist verständlich, weil es uns Sicherheit verspricht – aber es kann auch bequem einschläfern.

Der Sand-Kasten. Jeder aus der Arbeits-Gruppe konzentriert sich auf den kleinen Raum, den er sich ausgesucht hat. Er ist intensiv damit beschäftigt, an ihm zu formen – wie im Sand-Kasten. Dieses Terrain der Kindheit wird zum Symbol.

Der Sand-Kasten grenzt sich ab vom Unendlichen.

Ein junger Mann zieht wie ein Kind Kreise um einen kleinen Bereich. Er sucht darin. Dann greift er einiges Material, setzt seinen Gedanken in eine Form, verändert sie, denn auch das Material gibt ihm Gedanken.

Ein anderer arbeitet am Profil einer Kuhle. Er verändert die Abhänge – da entsteht sein Bild, das er sich von einem Tag im Gebirge macht.

Eine Phänomenologie einfachen menschlichen Tuns – hier kann man sie schreiben.

Hinter jeder Geste steckt etwas Elementares. Urwüchsiges. Ist das Kinder-Spiel? – Ja und Nein. Das ist keine Verniedlichung, sondern eine Philosophie. Das Spielen überhaupt. Wir erinnern uns an den holländischen Denker Joan Huizinga, der seine Erforschung des Spielens im Buch ›Homo ludens‹ (Der spielende Mensch) niederschrieb.

Es entsteht eine urtümliche menschliche Verbindung zu der Fülle, die die Natur hat – und plötzlich kommt der Gedanke, daß das alles vielfältiger ist als das, was in unseren funktionalisierten Städten geschieht.

Die Theorie eines reduktiven Funktionalismus, die alle Köpfe eingesogen haben, hat uns dazu gebracht, uns auf weniges zurück zu ziehen und nur noch weniges zu tun. Dies mag vehement geschehen – mit viel Kraft-Aufwand. Aber jetzt wird deutlich, daß es mit wenig Reflexion getan wird.

Durch Licht und Schatten entstehen Bilder. Ständig verändern sie sich. Denn die Sonne wandert – sie nimmt die Bilder mit. Sie läßt die lichten Bilder der Bäume unmittelbar neben ihnen als Schatten auf dem grauen Boden wachsen. Diese Schatten laufen auf dem grauen Boden. So erlebt man die Birken.

Wie Bäume wachsen. Rechts von uns wachsen die Bäume völlig anders als wir eine Vorstellung vom Wald haben. Dort sieht der Wald geradezu militärisch aus: gepflanzt – wie eine Plantage.

Hier, wo er wild entstand, besitzt er eine Vielfalt, die nicht enden will. Wenn wir uns jetzt ein Überblicks-Foto von diesem Gelände machen würden, wäre schlagartig diese Vielfalt verschwunden. Daran können wir erkennen, daß Übersicht oft zerstört.

Die Übersicht ist eine andere Ebene des Vorstellens – das macht man sich selten klar, und so rutscht man in eine Falle: Sie löscht den vertiefenden Blick in die Phänomene aus.

Wir sind umstellt von solchen Überflügen – von leeren Oberbegriffen.

Das Staunen. Ein Ehepaar kommt und es entsteht ein Gespräch.

»Frage: Was machen Sie da?«

– Ein Mann aus der Gruppe antwortet: »Landschaft verändern. Ich spiele wie ein Kind.«

– Das Echo: Erstaunte Blicke.

– Ein anderer von uns gibt antwortet: »Wir haben den Motor ausgebaut, der uns sonst rasend schnell und fast mit geschlossenen Augen durch den Wald treibt – die Blick-Weise, die das Auto den Leuten aufzwingt und sie wenig mehr als Verkehrs-Zeichen sehen läßt. Ist das die Welt?«

Tausend Augen. Ein Mann, der vorbei kommt, sagt: »Schauern Sie doch mal mit den Hunden, die ich bei mir habe: Gehen Sie durch den Wald – und gucken mit deren Augen.«

– »Wir müssen immer wieder lernen, mit anderen Blicken zu sehen – nicht ständig mit funktionalisierten, die wir uns angewöhnt haben. Aber es gibt noch mehr Blicke als die der Hunde.« – »Ja«, sagt der Mann, »die Blicke der Vögel.«

– »In der Tat, und es gibt noch viel viel mehr. Das ist das Ereignis: Wir fangen an, mit tausend verschiedenen Augen zu schauen.«

Der Baum und das Spinnen-Netz. Wir beobachten, wie Herman Prigann einen Baum verändert. Er macht aus dem Baum ein Geflecht, indem er tote Äste heraus reißt und sie in die lebendigen Äste einbaut – so entsteht eine Art Spinnen-Nest.

Einfangen. Verwirren. Wandel von einem Bild in ein anderes. Zaubern. Festhalten. Entkommen. Natur wird Kunst – Kunst wird Natur. Der Baum als Labyrinth. Oft sehen wir ein Bild erst, wenn uns ein zweites Bild hilft.

Den Abhang dort unten haben viele Leute in eine Müll-Halde verwandelt. Wir suchen mit den Augen ab, was da alles hin geworfen wurde. Dann sehen wir überrascht, daß jemand versucht hat, sich dort eine Art Haus-Pergola zu bauen. Aber dann verließ er den Ort.

Was bedeutet es, einen Ort aufzugeben? An einem Ort nicht weiter zu leben? Ihn der Ungewißheit anheim zu geben? Was ist das? Etwas verlassen. Wir fangen an, über Worte nachzudenken – über Vorstellungen.

Dies sind alles Gleichnisse.

Ein Terrain aufzugeben, das das eigene war? Weggehen? Die Mutter hat jetzt ihr Haus verlassen – mit ihrem Tod? Was geschieht mit ihrem Haus? Es steht da wie die verlassene Pergola. Wieviel Schutt sammelt sich jetzt? Da entstehen Vorstellungen wie in Bildern von Piranesi. In solchen Gedanken nistet Unbekanntes. Das ist die Wildnis der Existenz.

Das Unmögliche. Herman Prigann hat inzwischen aus dem Baum eine Mobile gemacht. Wir denken an Calder. Das Mobile – ein Gemisch von Natur und menschlichem Eingriff.

Der Baum ist etwas, das aus der Erde treibt. Es kommt aus undenklichen Zeiten. Und jetzt ist es ein Teil von dem, was gerade ein Mensch mit seinen Überlegungen anstellt.

In solchen Kleinräumen kann man die Erde verändern, als ob man eine Art lieber Gott wäre. Man kann mit den Füßen ein Holz durch einen kleinen Tümpel treiben und verändert dadurch einen großen See oder ein Meer, als ob man eine Brücke über einen Ozean schlägt.

Das Unmögliche läßt sich im Bild erschaffen. Auch in einer Plastik. Es verändert die Landschaft – das ist ein Kern der Landschafts-Kunst.

Kinder spielen so etwas. Darin steckt ein Allmachts-Traum. Schön, eine solche Allmacht zu haben! Obwohl manch einer dagegen protestiert.

Wie kann man darüber nachdenken, daß man sie nicht hat? Ach, drei Schritte weiter wird man schon wieder bescheiden. Allmacht relativiert sich. Aber es ist ermutigend, sie erneut finden zu können. Ein Wechsel-Spiel.

Phänomenologie. Herman Priganns Baum hat nun allerlei Assoziations-Kraft. Er ist nicht mehr die reine Natur. Auf den ersten Blick folgt der zweite Blick: Entdeckt wird eine Konstruktion.

Im Mobile geht es ständig um das Phänomen der Waage. Die Waage ist ein kühner Gedanke. Sie bewegt sich – und man hat Angst, daß sie die Balance verliert. Aber sie löst sie nicht auf.

Erwartung. Verblüffung. Erstaunen. Der Gegenstand ist ein Prozeß.

Auf so wenig Raum kann eine Phänomenologie entstehen.

Magie und Rationalität. Ein Bündel von Wurzeln im Boden sieht aus wie eine Hand – aber mit nur drei Fingern. Doch einer dieser Finger ist riesengroß geworden. Er hat etwas Kralliges und jagt Angst ein.

Zugleich weiß man, daß man darauf treten kann. Und daß dann nichts geschehen wird.

Aber es kommen auch wieder Anflüge von Ur-Ahnungen, daß hinter allem viel viel mehr stecken mag, als wir glauben.

Sofort hält die Aufklärung die Hand hoch: Nein, nichts geschieht. Dies ist eine Wurzel.

Wir leben in einem Spektrum: Zwischen Magie und Rationalität. An beiden ist viel dran. Was tun sie miteinander?

Uns fällt ein: In dieser Spannung, die sich nie auflöst, lebt die italienische Kunst in ihren großen Jahrhunderten.

Der Garten. Auf der grauen Fläche baut eine vorgestellte Frau einen ganz kleinen Garten: mit einem einzigen Baum. Sie umgibt ihn mit einer Art Wall aus Zweigen und Laub. Das sieht aus wie eine kleine Oase in der Wüste, denn drumherum wächst nichts. Ein gewaltiger Kontrast! Und der Baum erscheint plötzlich riesig, obwohl er aus kaum kniehohen Zweigen gebildet ist.

Das Terrain der alten Halde ist ein Erlebens-Ort. Er zieht Menschen an, weil er ein immenses Spektrum an Ereignissen bietet: Höhle und Aussicht, Industrie mit vielen Details und wilde Natur.

Das mag meist unbewußt sein – auch bleiben. Aber es ist wirksam. Dies Terrain ist mehr als eine Ziffer an Quadrat-Metern oder ein funktionalistisch gemeinter Begriff.

Die juristischen Machthaber über dieses Terrain könnten begreifen, daß es hier um mehr geht: um die Fülle des Lebens.

Oben an der Himmels-Treppe gab es einmal eine Hochzeits-Feier.

Die Stationen

Das Ost-Tor. Herman Prigann sucht und findet Reste von den alten Fabrik-Bauten: er nennt sie Fund-Stücke. Daraus gestaltet er das Ost-Tor.

Die blaue Grotte. Das Ost-Tor führt zu einem Bunker. Der Blick geht in die Tiefe – in ein magisches Medium mit eigentümlichen Objekten: in eine Blaue Grotte. Davor bleiben viele Menschen stehen – in Spannung, denn sie ist unbetretbar. Neugier. Blick durch ein Gitter-Portal. Innen sind alte elektrische Isolatoren aufgebaut. Nachts leuchten sie in eigentümlichem Blau – ein zweites Blau neben dem Blau von Yves Klein im Theater (1956) in Gelsenkirchen.

Der gepflasterte Weg. Ein alter Weg mit kleinen Pflastersteinen – für Autos gesperrt.

Die drei Objekte am Weg bilden eine Folge. Sie deuten einen kleinen Platz an: einen Zusammenhang. In der Mitte geschieht räumlich am meisten. An den Seiten gibt es eher Eck-Pfeiler.

Auf dem dritten Objekt liegt oben eine Metall-Kugel, das Symbol des Abreißens von Bauten – die »Bombe«. Aus dem Abriß stammen sämtliche Teile der beiden steinernen Objekte. Zugleich wird der Abriß, der vor Jahren Rhein-Elbe umgewandelt hat, symbolisch vorgeführt – überhöht in der Kunst-Figur.

Worin liegt die Wirkung? Im Paradox. Es fasziniert. Zugleich geht – ähnlich wie surrealistische Bilder – die Wirkung daraus hervor, daß sie an dieser Stelle ausgezeichnet plaziert sind – geradezu magische Punkte bilden.

Darin liegt ein Zauber: verzahnt sind wildes Wachstum und Gestaltetes. Durch die Schöpfung solcher Kristallisations-Kerne erfährt der umgebende Industrie-Wald einen anderen Wert. Eine andere In-wert-setzung und einen neuen Blick.

Wichtig ist zu betonen: Alles hier Verbaute stammt aus der Region, aus dem Ruhrgebiet, und spiegelt in Spuren die Geschichte dieser Landschaft.

Die Baum-Skulptur. Zwischen den beiden Stein-Skulpturen. Raffiniert sind zwei aufrecht stehende Bäume quer verschränkt. Das Spiel: Konstruktion und Verknotung. Das Labile des Gefüges wirft Fragen an den Zuschauer auf: Kann es ausbrechen? Bleiben die Stämme drin?

Man kann viel assoziieren, etwa an einen Scheiter-Haufen.

Thomas Engelhard: »Im Urwald spricht man von Tot-Holz, wenn Bäume einfach umfallen. Weil aber tatsächlich das Gegenteil von tot












SCHLEGEL UND
EISEN
„GLÜCK AUF"
STETS LOBT DEN
BRAVEN
BERGMANNSSTAND
WER SELBER NIE
ZUM SCHACHT
GERANNT.
J. BURGER
1920


... UND SEH ICH DEINE
SCHLOTE RAUCHEN,
WEISS DOCH, DASS SIE
GIFT NUR HAUCHEN –
WEISS WIE AN DEN
FEUERESSEN
DER ARME FRÖNER
SCHNELL VERDIRBT –
WILL DEN BERGMANN
NICHT
VERGESSEN DER
EINEN
FRÜHEN TODES STIRBT.
H. KÄMPEN
1912


NARBIGE FÄUSTE
LEBENDIGE KLAMMER
UMSPANNT DEN GRIFF
AM ABBAUHAMMER
LÄSST IHN SICH IN DIE
KOHLE FRESSEN
DRÖHNEND
WIE
BESESSEN.
HÄMMERN, HÄMMERN
SICH INS LEBEN!
BERGMANNS TOD:
DU ABBAUHAMMER!


AM
MORGEN
WARF SICH
SCHREIEND
AB VOM
TOTEN
VERLASSENE
ZECHE
FÖRDERTURM
EIN
FALKENPAAR
UND FLOH.


VERGRABEN HIER IN
MITTERNACHT SUCH ICH
IN MEINEM TIEFEN SCHACHT
DEN ABGOTT ALLER WELT
ERNTE SELTEN ODER NIE
DIE FRUCHT VON MEINEM
FLEISS – DER MÜSSIGE
DROBEN ERNTET SIE –
ANONYM
1789
WIR
KAUERN VOR
DER KOHLE-
WAND
UND BRECHEN
SCHWEIGSAM
UNSER BROT.
H. KOSTERS

geschieht, sagt man jetzt bei uns im Saarland Biotop-Holz. Doch ich finde den Ausdruck Tot-Holz schöner. Denn damit wird sowohl eine Geschichte vom Tod erzählt wie auch weitere Geschichten: Dieses tote Holz bietet Lebens-Raum für viele Lebe-Wesen, vor allem für Käfer.«

Das Holz wird umgewandelt – oft kann man es mit bloßem Auge nicht sehen. Aber der Kenner weiß, daß darin Pilze, Insekten, Bakterien und vieles mehr tätig sind: Sie zerlegen das Holz – ganz langsam, in langen Zeit-Räumen, in Tier-Generationen. Alles, was diese Tiere aufnehmen, bleibt bei ihnen bestehen oder wird auch wieder vergraben.

Der Schieber – eine gigantische und groteske Figur aus Beton und Eisen. Funktionell war er einst der Verschluß eines Rohres – in der Sprache der Technik: der Schieber.

Die Hälfte der Skulptur besteht aus Beton-Blöcken – darüber ruht ein massives Teil aus der großen Industrie.

Die Menschen, die ihn sehen, haben verrückte Assoziationen – meist an ein Gesicht eines Riesen.

Die Gestaltung ist ein gelungenes Beispiel dafür, wie man aus der Geschichte der Arbeitswelt etwas in den Bereich der Ästhetik hineinbringen kann, das sehr symbolisch wirkt.

Ästhetik bedeutet: Einen Sinngehalt, der sich nicht immer ganz unmittelbar erschließt, sondern erst in einem Nachdenk-Prozeß, zu etwas Symbolischem zu machen – einen intensiven Ausdruck zu bilden.

Diese Skulptur läßt nachdenken über 200 Jahre Geschichte der Region. Sie ist groß geworden – sichtbar an der technisch hoch entwickelten Gestalt vor uns – und dann wieder herabgefallen – deutlich an der Zerstörung, die die Figur überzieht.

Ein Drittes kommt hinzu: Diese Gestalt steht jetzt in einem Wald und es sperrt sich etwas gegen die Vorstellung, daß dies pure Dekadenz ist, sondern es keimt etwas auf wie: Daraus entsteht erneut eine Gestalt – jetzt im Nachdenken, d.h. in einer Kultivierung der menschlichen Köpfe.

Für die Kunst ist dies ein Beispiel für eine neue Authentizität. Was zunächst ziemlich surreal als ein eigener Bereich vor uns steht, entpuppt sich als etwas mit intensivem und betroffen machendem Hintergrund.

Alles einzelne ist aus seinem ursprünglichen Zusammenhang herausgeholt. Man ahnt, daß der Zusammenhang einst ein industrieller, ein ganz funktionaler war. Angefangen von den Beton-Blöcken – bis zu den Metall-Stücken. Aber jetzt haben die Teile keine Funktion mehr. Dadurch erscheinen sie surreal.

Thomas Engelhard, Schauspieler in Saarbrücken: »Ich muß an den Keller meines Vaters denken. Er war Installateur, später arbeitete er als Maschinen-Hauer auf der Grube. Der Keller war voll von Rohr-Stücken, Verteilern, Knicken. Ich habe mit Leidenschaft die Rohre zusammengeschraubt – zu irgendwelchen komischen Gebilden. Mein Vater schimpfte mit mir, wenn solche Riesen-Teile auf der Werk-Bank lagen.«

An diesem Objekt fällt auf, wie rasch sich die Assoziationen verändern. Hier kann man erfahren, wie wichtig der Blick ist – wie sich Dinge verändern, wenn man seine Position verändere.

Man kann Landschaft umgestalten, ohne daß man in die Landschaft eingreift, – oft genügt es, mit einem Objekt den Blick zu verändern.

Ursprünglich war die Welt der reinen Technik *gegen* den Wald angelegt. Aber jetzt entwickeln sich Technik und Wald friedlich *zusammen* – mitten im Wald.

Das Archäologische Feld breitet sich seitlich aus, am Abzweig des Weges, der zur Halde führt. Was dort gefunden wir, hat kein langes Alter – aber man gerät in tiefes Nachdenken darüber, daß bereits Orte und Gegenstände, die vor wenigen Jahrzehnten entstanden, untergingen, verschüttet wurden und Thema einer Ausgrabung sind.

Aus Großbritannien stammt das bezeichnende Wort *»industrial archeology«*.

Weitere Elemente kommen hinzu – so entsteht ein umfangreiches Programm. das die Fläche durchsetzt und strukturiert.

Herman Prigann unternahm das Projekt zusammen mit der Gesamtschule Ückendorf: Schüler gruben auf dem Terrain Grund-Mau-

ern aus. Sie legten frei, was seit 60 Jahren verschüttet war. Diese symbolische Aktion läßt tief nachdenklich werden: Wir blicken auf die eigene Geschichte, als wäre sie vor tausend Jahren gelaufen. ›Grabe, wo du stehst.‹

Ein Baum-Platz liegt vor der großen Treppe. Stämme umgeben den Ort. So einfach ist es, einen Platz zu schaffen.

Eine großartige Eingangs-Situation zur Treppe: schräg gestellt sind Beton-Stücke.

Die lange Treppe führt aus der Ebene hinauf zum oberen Plateau der älteren Halde – auf die Hochfläche. Neben den Stufen steht die »Wilde Karde«, eine aus dem mediterranen Bereich eingewanderte Distel-Art. Sie gibt ein mediterranes Flair.

Die Treppe hat mehrere und unterschiedliche Bereiche – man kommt wie in neue Räume mit neuen Bedeutungen: stupende Variationen an elementaren Erlebens-Weisen, vor allem für die Füße. Eine weitere Tor-Situation entsteht – gebildet durch Säulen. Und dann werden die Stufen begleitet von seitlich aufragenden Steinen. Ein mächtiger, quer liegender Baumstamm.

Mehr Variation kann keine Treppe haben.

Die wilde Konstruktion aus Holz. Schließlich erreichen wir den Platz mit dem wilden Holz, das eine fantastische Szenerie bietet. Man kann Theater-Stücke von Samuel Beckett assoziieren. Hier spielt das Westfälische Landestheater den ›Sturm‹ von Shakespeare.

Schalt-Haus Rhein-Elbe/Forst-Station. Das Schalt-Haus dient heute als Forst-Station. Es ist das am meisten exotische Forsthaus in Nordrhein-Westfalen.

Durch einige wenige Eingriffe (2005 von Heinrich Böll/Hans Krabel) wurde dieses Gebäude zu einem transparenten Haus umgewandelt. Die Verglasung ist nicht nur symbolisch, sondern auch funktionell: Die Besucher sollen sich in einem offenen Haus informieren können.

Im labyrinthischen Industrie-Wald sorgt der Förster Oliver Balke für Ordnung. Der Wald wächst gut, denn er wird heute stark aus der Luft gedüngt – vom Regen. Darin steckt mehr Stickstoff als früher in der Pflanzen-Düngung.

Warum Wald statt Park? Leider ist Park ein enges Rechts-System, das aufwendig ist – zum Beispiel mit der Wege-Sicherung. Aber im Wald ist jeder für sich selbst zuständig und verantwortlich. Das ist ein geschickter Schach-Zug der Planer.

Die Umspann-Anlage. Eine gigantische Umspann-Anlage. Ihr Hochspannungs-Leitungen breiten einen gewaltigen Ton aus – »hier brummt der Bär«.

Hier wird eine Fülle von Kaninchen völlig in Ruhe gelassen. Die Menschen sind auf etwas ganz anderes konzentriert: den Strom umzuformen. So kann sich die Natur mit sich selbst beschäftigen.

Die Pyramide. Gegenüber der Forst-Station: eine Pyramide. Altlasten wurden zusammengefahren, hoch aufgehäuft und überdeckt. Dies wird nicht versteckt, sondern sichtbar gemacht. Darauf entsteht eine andere Vegetation.

Das Süd West Tor.[13] Der Abzweig eines Weges neben dem Gasometer, einem Kugel-Ballon, ist markiert mit einem Tor. Auf Baum-Stämmen liegen mächtige Beton-Teile. Ursprünglich standen sie darauf. Dann faulten die Bäume allmählich weg. Es wurde gefährlich und deshalb ließ der Künstler die Beton-Teile herunter nehmen.

Reflexionen darüber, was ein Tor ist: Eintritt, Austritt, Überwindung, magische Grenzen und ihre Aufhebung,

Die Werks-Bahn. Ein kurzer Quer-Weg verknüpft die beiden Hauptwege durch das Terrain. Der untere ist der Weg der Ebene. Der obere ist der Weg auf der Halde.

Wir gehen durch das Tor und kommen auf den oberen Weg. Er ist die Trasse einer alten aufgelassenen Werks-Bahn, die neben der Verwaltung des Gußstahl-Werks abzweigte und hierher lief.

Der Platz der Ruhe. Herman Prigann: »Diesen Platz habe ich vollkommen umgedacht. Er ist jetzt ein Objekt, wo Klang entstehen wird. Eine Windharfe.

Die Ausgangs-Idee: am Eingang, wo du ins Gelände zum Spiralberg kommst, wollte ich

eine Skulptur machen, wo ich nochmals Stahl ins Spiel bringe. Die Anfangs-Idee war ein Drei-Bein, dann hatte ich einen Brücken-Balken von den Brücken, die als Lauf-Kran durch die Hallen laufen. Innen hohl. Wenn man dran klopft, gibt es Klang.

Anfangs sah ich den Brücken-Balken auf dem Drei-Bein als Waage-Balken. Ich wollte ursprünglich ein stählernes Netz auf die eine Seite hängen und in diesem Netz Wurzel-Stöcke, fünf oder sechs, in den Korb hängen und langsam verrotten lassen. Auf der anderen Seite: eine dicke Kette nach unten, die von einem Beton-Klotz gehalten wird. Die Waage ist aus der Balance geraten und festgezurrt.

Dann bin ich darauf gekommen: Das ist zwar eine sehr expressive Aussage, aber sie hat mich nicht wirklich erfreut.

Ich merkte plötzlich: Da ist ein Motiv drin, das zwar mit meiner persönlichen Lebens-Situation zu tun hat, aber dies muß ich nicht unbedingt in einem Kunst-Werk zum Ausdruck bringen.

Dann habe ich den Klang-Körper entdeckt: 14 Meter lang – aus Metall. Ich habe das Ganze umgedreht. Der Klang-Körper wird in die Diagonale gestellt. An der obersten Spitze, 9 m über dem Erd-Boden, konstruierte ich ein Wind-Rad mit vier großen schönen Flügeln und vier Stäben, die kleine Wimpel haben. Oben laufen zu einem der drei Beine drei Gitarren-Saiten.

Gezwirbelte Stahl-Seile, die ganz hoch gespannt werden. Sie sind mit drei Nocken am Brücken-Balken befestigt. Der Wind dreht das große Wind-Rad und die kleinen Wimpel – sie schrappen je nach Wind-Stärke über die drei Saiten.

Es ist ein Rätsel, was für ein Klang entsteht. Am Montagmittag werde ich das zum erstenmal hören.

Der Brücken-Balken ist in einem intensiven Ultramarin-Dunkel angepinselt. Das Drei-Bein ist rostig. Aber welcher Klang entsteht, das ist noch das Rätsel.

Es hat mir Freude gemacht, wie sich das Konzept in meinem Kopf verändert hat. Es war spannend, weil ich jetzt noch ein spielerisches, leichtes Moment in den Skulpturen-Wald gesetzt habe.«

Um die Waage auf dem Drei-Bein entstand eine harte Kontroverse. Wie viele Besserwisser gibt es in der Bevölkerung. Einige machten Eingaben an die Verwaltung – keine konstruktiven sondern destruktive.

Zuerst mußte die Stadt-Verwaltung hinnehmen, daß es für die Kunst-Werke keine Bau-Ordnung gibt, d.h. daß dafür keine Bau-Genehmigung erforderlich ist, wie sie es lange Zeit gefordert hatte. Dann aber rächte sich die Verwaltung: Sie forderte ein Sicherheits-Gutachten. Dies verteuerte die Aktion erheblich.

Herman Prigann: »Ursprünglich sollte das Waage-Gerüst überwiegend aus Holz entstehen. Dazu gibt es Skizzen. Je mehr Zeit ins Land ging, desto mehr veränderte sich die Konstruktion – ein spannender Prozeß. Am oberen Schenkel sollte eine Baum-Wurzel an einer Kette befestigt sein. Sie sollte in den Himmel ragen. Jetzt ist das Ganze aus Eisen. Und oben bewegt sich eine Art Windrad – eine Windharfe. Bei stärkerem Wind rotiert das Wind-Rad: Es bringt die drei Saiten zum Schwingen – so entstehen unterschiedliche Laute. Das Objekt ist eine Kombination aus Meteorologie und Ästhetik.«

Die Stelen. Wir laufen den gebogenen Weg hoch. In der Biegung, wo er zum Hohl-Weg wird, erscheinen zunächst drei Stelen mit Texten. Dann die vierte. Und dann eine fünfte. So entsteht ein Panorama an Sprache.

Das Erd-Werk. In der Verlängerung der engen Wege-Schleife öffnet sich das Terrain. Wir kommen zu einer Art Friedhofs-Situation. Wenn wir drum herumgehen, sehen wir mit einem der angedeuteten Eingänge durch Steine eine Säule in Gußeisen aus einer Fabrik des 19. Jahrhunderts. Dies ist in dem kleinen Amphitheater die Mitte, die die Ruhe ist.

Im ›Erd-Werk‹ entsteht eine Form wie ein offenes O – wie ein Oval. Nach vorne hat erleben wir einen steilen Abfall, denn in den 1930er Jahren hat man das Berge-Material nur aufgekippt und runterrutschen lassen. Unten in der Schlucht ist ein Bach. Man hört ihn, wenn man oben steht.

Herman Prigann: »Ich habe einen akkustischen Raum geschaffen, indem ich die Erde bis zu 3 Metern hochzog – sie fällt dann ab zu einem Tor. Dort schließt sich eine schöne flache Treppe aus acht großen Beton-Platten an.

Du gehst über acht Stufen durch den Erdwall durch und kommst in ein Innen-Refugium mit Sitz-Steinen – wie in einem kleinen Amphi-Theater. In der Mitte steht die letzte Säule. Und wenn du dort sitzt, ist die Akustik, die von der Schlucht hochkommt, eingefangen. Du sitzt wie in einer Ohr-Muschel.

Auch hier hat sich beim Planen die Entwicklung verändert. Es gibt Skizzen. Ursprünglich war eine Kugel vorgesehen. Jetzt ist es eine Säule. Was ist intensiver?«

Was ist Ruhe? Was ist die Mitte? Wenn die Bäume weggenommen werden, ergibt sich eine Aussicht und damit ein Paradox: hier an dieser Stelle zu bleiben und gleichzeitig zu expandieren.

Man kann aber dieses Paradox auch aus unterschiedlichen Situationen betonen. Der Ausblick ist die Extension und wenn man auf die Gegenseite an den Hang geht, kommt man aus der Extension zur Konzentration. Mit diesem Paradox bekommt man eine Szenerie, die vielfältiger ist, als wenn man sie um die Mitte abschließt.

Es gibt noch einen Grund dafür, den Blick zu öffnen: Wir haben bislang keinen einzigen Blick in dieses Tal gehabt – auf dem ganzen Weg. Und dieses bleibt auch der einzige – es sei denn, man geht auf einem andern Weg zurück.

Der Spiral-Berg. Zwischen den letzten Bäumen des Waldes erhalten wir plötzlich den Blick auf den Berg – eine unglaubliche Überraschung. Vor Augen entsteht etwas völlig anderes, als wir von einem Berg gewohnt sind: Es ist grau, hat aber zwei elementare und dadurch starke Konturen: Eine ganz lange und eine vulkanartig steile.

Auf dem Gipfel erfährt der gewaltige Kegel eine weitere Zuspitzung: er bekommt seine Pointe durch eine Skulptur. Im Gegensatz zu den weichen Formen des Kegels steigt sie gezackt in große Höhe. Mehr Kontrast ist kaum möglich.

Auf dem Gipfel sind fast immer Menschen. Man hört ihre Stimmen – und empfindet, daß sich da oben lebhafte Szenen abspielen.

Wir kommen auf ein Plateau. Immer im Blick: der mächtige Pyramiden-Berg mit der gigantischen Skulptur.

Der Weg windet sich spiralig um den Berg. Er hat unterschiedliche Situationen. Eine kleine Hochebene. Ein kleines Tal mit einem See. Von Zeit zu Zeit verschwindet das Wasser, dann kommt es wieder – je nach dem Regen, der gefallen ist.

Die Himmels-Treppe führt ganz gerade und sehr steil zum Gipfel. »Sie hat einen archaischen Charakter. Man geht wie zu einem Tempel-Bau«, sagt der Schauspieler Thomas Engelhardt.

»Natürlich kommt man auch dem Himmel ein Stück näher. Ich habe das Gefühl von einem Monument, das ganz ganz alt ist. Und dabei sind es, das weiß ich, Beton-Stücke aus einem Industrie-Bau. Aber das Gefühl ist das gleiche, als wenn man zu einem Tempel oder zu einem Mahnmal hochgeht. Faszinierend: dieser Gang nach oben – und dann öffnet sich alles.«

Das Monument – zerklüftet: Es steckt voller Höhlen. Von der Süd-Seite aus kann man in das Monument hinein gehen. Über dem Kopf gibt es viel Raum. Das ist der Raum des eng Begrenzten – gegenüber dem unendlichen Welt-All.

Dann geht man durch den Raum – und nach draußen: Es öffnet sich ein gewaltiger Rund-Blick in den Norden des Ruhrgebietes.

Das Plateau des Gipfels. Links im Hintergrund sieht man die riesigen Anlagen von Wellheim in Bottrop, dann Gelsenkirchen. Weiter rechts kommt man nach Castrop-Rauxel, und dann schließlich nach Dortmund.

»Das Wort »erhaben«, das früher viel strapaziert wurde, drückt es nicht schlecht aus, wenn man es sehr wörtlich nimmt. Ich hab es. Ich bin da drüber. Es gehört mir auch irgendwie. Das Rauf-Gehen und immer Näher-Kommen. Das ist ein Gang, ein Sich-Erheben.« (Thomas Engelhardt)

Industrie-Wald und Theater

Der Wald als Bühne

Thomas Engelhard (TE) ist Schauspieler.[1] Er arbeitete am Stadttheater in Saarbrücken. Eines Tages stieg er aus, um in die Praxis zu gehen: In den Wald, der tief in die Landes-Hauptstadt hinein reicht. Dort machte der Forst ein Projekt, das heute ›Wald-Kultur‹ heißt. Der Schauspieler vermittelt es mit seinen besonderen Fähigkeiten.

TE: »Wenn im Wald ein Theater aufgeführt wird, macht man meist aus dem Wald eine Kulisse. Aber: eine Kulisse ist etwas völlig anderes als eine Bühne. Nach meiner Vorstellung soll der Wald eine Bühne sein.

Ich rege mich immer wieder darüber auf, daß die Leute der Industrie-Kultur Saar die Industrie-Räume nur als Kulisse benutzten. Sie setzten irgendetwas hinein, das auch anderswo seinen Ort finden konnte, – in Paris, London, New York – auswechselbar. Sie bezogen die Industrie-Räume nicht essentiell ein – sie ließen sie nicht mitspielen.

Auch ich bin am Anfang meiner Tätigkeit als Theatermann in der Wald-Kultur des Saarlandes dieser Verführung erlegen. Ich dachte: Du brauchst nur einen Schein-Werfer aufzustellen – dann hast du einen traumhaft leuchtenden Raum – und kannst darin machen, was du willst.

Nach viel Erfahrung weiß ich: Es qualifiziert den Wald ab. Doch das will ich nicht. Der Wald soll mein bester Schauspieler sein – und auch als Milieu – wie mit all dem, was er zu sagen hat.

Wenn der Wald aber tatsächlich eine Bühne ist, darf er eine eigene Rolle übernehmen. Was sich dann ereignet, hat unmittelbar mit dem Wald zu tun – als besonderem Ort.

Das gehört übrigens zu den fundamentalen Überlegungen jedes Theater-Machers. Er muß wissen, warum er eine bestimmte Geschichte an einem bestimmten Ort erzählt.

Roland Günter (RG): Wunderbar! Das ist auch eine Kritik an der Triennale im Ruhrgebiet. Es ist gut, daß sie in den Industrie-Hallen des Ruhrgebietes spielt, aber sie macht sie leider meist nicht zur Bühne und zu Schauspielern ihrer Stücke …«

TE: »… weil es da eine Industrie-Halle gibt und auch eine Tango-Gruppe, das wird oberflächlich zusammengesetzt, ohne daß es im tieferen Sinn etwas miteinander zu tun hat.

Die Industrie-Geschichte ist das, was Menschen in den Milieus der Industrie erlebt haben – was in ihnen lebt. Und was jetzt in den Hallen aufgeführt wird, hat selten mit ihrem insgeheimen und tieferen Sinn zu tun.«

Der Ort und die Stücke. RG: »Ich sah ein Stück, das in Afrika spielte – inszeniert von einem berühmten Regisseur, aufgeführt in der Gebläse-Halle im Landschaftspark Nord in Duisburg. Fehlt Autoren die Kraft, aus dem Ort ein Stück zu entwickeln? Sie sollten die Fähigkeit entfalten, etwas daraus zu machen. Der Kern: Entdecken und gestalten, was die Industrie-Kultur in sich hat – und was auch die Gegend in sich an Potentialen besitzt.«

TE: »Es ist problematisch, wenn eine Inszenierung von irgendwo irgendwo reingesetzt wird …«

RG: »Diese Beliebigkeit ist in herkömmlichen Theater-Bauten vorgegeben: Sie sind neutral – in ihnen ist fast jede Art von Stück aufführbar. Gut, das muß man nicht kritisieren – aber in der Industrie-Kultur zu spielen, ist ein Schritt weiter: Die Industrie-Kultur bietet besondere Orte – sie wollen nicht nur im Sinne einer Oberflächen-Attraktion benutzt werden, sondern sich mit all ihren insgeheimen und offenen Potentialen ausspielen.

Dies ist auch die Herausforderung, im Industrie-Wald Theater zu machen.«

Inszenierung am Ort. RG: »Als der italienische Dichter Tonino Guerra in den Gaso-

meter in Oberhausen kam, blickte er sich in dem riesigen Raum um. Ich fragte ihn: Was könntest du für diesen Ort schreiben oder inszenieren wollen? Er antwortete: Ich würde anders entwerfen und inszenieren als das Stück, das heute abend hier auf der Plattform läuft. Ich möchte es nicht in die Breite entwickeln, sondern in die Höhe – das ist das wirklich Besondere dieses Raumes. Diese gewaltige Höhe ...!«

Tonino Guerra, trainiert als Drehbuch-Autor für große Filme mit Fellini und Antonioni, erkannte unmittelbar, was in dem gewaltigen Raum des Gasometers steckt.

Leider gibt bislang in der Industrie-Kultur keine Inszenierung in die Höhe. Auch keine Inszenierung, die zum Beispiel mit einem Förder-Turm umgeht.«

TE: »Es wäre sehr schön, wenn man aus dem Ort etwas herausholt.

Vor dem gleichen Problem steht auf seine Weise der Landschafts-Künstler Herman Prigann. Ich sehe, daß ihm viel gelungen ist: eine Kultur, die aus den Potential des Industrie-Waldes eine Kunst entwickelte, die nur hier entstehen konnte.«

Die Mittel des Theaters. TE: »Das Theater mit seiner Fähigkeit, alle Künste zu vereinen, ist die beste Form, an den Themen der Industrie-Kultur zu arbeiten.

Ich kann mit dem Theater den Menschen die Gelegenheit geben, dem umfassend nachzuspüren, was ein besonderer Ort an Substanz besitzt. Das liegt nicht einfach auf der Hand: ich muß es entdecken und hervor inszenieren.

Wer die Mittel verstanden hat, mit denen man Theater herstellt, der kann auch erzählen, was zum Beispiel ein Grenz-Stein tut, an dem ein Spazier-Gänger achtlos vorbei läuft. Daraus könnte ich ein ganzes Stück entwickeln.

Allein so ein kleiner Stein mag andeuten, daß die Wirklichkeit, wenn wir sie entdecken, hundertmal umfangreicher ist, als sie uns in der üblichen vordergründigen Unachtsamkeit erscheint.

Überdies kann der Theater-Macher mit dem arbeiten, was gar nicht mehr betretbar, anfaßbar, sichtbar da ist: mit Prozessen der Geschichte.

Dafür gibt es meist Spuren, Reste, Relikte – wie Herman Prigann sie zusammenholte und aufstellte.

Bei uns im Saarkohle-Wald gibt es eine wunderbare Stelle, die ich liebe: drei Treppen-Stufen. Sie sind ein letztes Überbleibsel – von einem Dorf. Von einem kompletten Dorf, das einst da stand. Drei Stufen und eine Schwelle. Auf der nahen Wiese kann man noch Grund-Risse von Häusern ahnen. Auf dieser Schwelle zu stehen und etwas Sinnhaftes zu sprechen, das diese besondere Stelle zum Leuchten bringt, ist ein anderes Gefühl, als wenn man bloß irgendwo steht.

Wir müssen den besonderen Ort erspüren, uns Wissen holen, von all dem, was da war, da ist und kommt – und dann erfinden, wie wir es inszenieren.«

Die Menschen. TE: »Niemand wird mehr unterschätzt als der sogenannte kleine Mann auf der Straße. Aber: man muß ihn herausfordern. Meine Erfahrung ist, daß er – gefordert – in konkreten Situationen ein hohes Maß an Interesse hat – an Lust, sich mit dem auseinander zu setzen, was ihn umgibt.

Der Wald ist deshalb eine so phantastische Bühne, weil jeder Mensch eine Beziehung zu ihm hat. Jeder Mensch verbindet eine Emotion mit dem Wald.

Unter dieser Voraussetzung, kann ich im Wald Dinge tun, die ich woanders nicht inszenieren könnte.«

Poetische Wanderungen. TE: »Im Jahr 2001 habe ich ›Poetische Wanderungen‹ im Wald gemacht. Ich suchte mir Stellen aus, – und Literatur, die etwas mit ihnen zu tun hatte, u.a. Brecht und Enzensberger. Und ich holte zwei Jazz-Musiker dazu.

Am Tag des Spaziergangs kamen 80 Leute mit Knickerbockern und roten Strümpfen und sangen »Im Frühtau zu Berge«. Für mich wurde es ein Schlüssel-Erlebnis, wie diese Leute später da standen und mit offenem Mund zuhörten: Enzensberger.

Hinterher fragten sie, wann ich so etwas noch mal mache. Das waren Leute, die nie und nimmer ins Theater gehen würden, auch nicht in ein Jazz-Konzert.«

Handwerk. TE: »Ich finde es sehr spannend, mit Handwerkern zu arbeiten – etwa mit Leuten, die mit Herman Prigann einen Schaufel-Bagger fahren, an seinen Kunst-Werken mitarbeiten und dadurch ebenfalls ihre Bedeutung bekommen.

Auch für Macher wie Herman Prigann oder für mich sehen Dinge immer etwas anders aus, als man sie sich zuerst beim Entwerfen vorgestellt hat, denn im zweiten Schritt, bei der Realisierung, müssen sie sich an Machbarkeiten messen.

Es ist auch ein spannender Prozeß, wenn man angewiesen ist auf Menschen, die etwas verstehen, was ich nicht verstehe.«

Wald und Jahreszeit. TE: »Ich mag den November – da fängt der Wald an, licht zu werden. Der Wald wird durchscheinend: Wir haben das Gefühl, daß er anfängt, sich zu offenbaren. Im Gegensatz dazu steht der Wald des Sommers: Er hält unter dichtem Laub und unter den Kronen viel verdeckt – er versteckt es.«

Theater und Terrain. TE: »Es schwingt in allem ein gewaltiger Zusammenhang mit. Das hat auch viel zu tun mit dem, was ein Schauspieler im Theater macht. Wie er sich bewegt. Was er darstellt.

Er macht im Prinzip das Gleiche wie jeder Mensch. Es ist nichts anderes. Ich gehe. Ich hebe den Arm. Ich rieche. Ich gebe meinen Gefühlen Ausdruck. Das heißt: im Theater spielt der Schauspieler das Leben.

Was zwischen den Dingen schwingt. Aber es ist noch mehr. Für mich ist es die Vorstellung davon, dem nachzuspüren, was zwischen den Dingen ist. Was zwischen den Menschen schwingt. Es muß im Theater immer Dinge geben, die über das Wort, über die Geste hinausgehen. Sie sollen erzählen, was dahinter liegt.

Eine Bühne ist für mich grenzenlos.

Spannend ist, diese Gesetze, diese Haltung, dies Geschehen aus dem Raum, aus dem Theatralischen, aus dem klassischen Theater-Raum in diese Natur hinüber zu holen: durch Skulpturen und Szenerien.

Das Aufbrechen fester Bilder- im Industrie-Wald. Rhein-Elbe ist ein surreales Gebilde. Es steckt voll von Überraschungen. Jede Überraschung bricht etwas auf. Dann schauen wir über das gewohnte Bild hinaus. So ist der Industrie-Wald steckt voller Provokationen zu allerlei Denk-Prozessen.

Daher ist es nicht zufällig, daß bestimmte künstlerische Tätigkeiten eine Rolle spielen: weil auch sie surreal sind. Und weil sie das Surreale der Industrie-Natur aufnehmen.

Das Westfälische Landestheater gastiert in Gelsenkirchen

Regisseur Christian Scholze ist begeistert von der Magie des Ortes in Gelsenkirchen-Ückendorf. »Eine Fläche, die in ihrer Vielfältigkeit meine Kreativität beflügelt«, schwärmt er während einer Visite angesichts der Fülle landschaftlicher Facetten und läßt die Schauplätze der fünf Akte vor seinem geistigen Auge entstehen.

Der Sturm von William Shakespeare: Seit zwanzig Jahren lebt Prospero, vertriebener Herrscher von Mailand und Zauberer, mit seiner Tochter Miranda und dem Sklaven Caliban auf einer Insel. Seine Zauber-Kraft erhält er durch Ariel, einen Luft-Geist, den er einst rettete und der ihm deshalb verpflichtet ist. Als sich eines Tages ein Schiff mit den Menschen der Insel nähert, die ihn auf die Insel vertrieben haben, läßt Prospero einen starken Sturm entstehen: Das Schiff zerschellt am Ufer. Seine früheren Widersacher überleben, nun sind sie ihm ausgeliefert. Es folgen Ränke um Macht und Liebe. Am Ende gelangt Prospero zur Erkenntnis: Der Mensch profitiert nicht vom Streben nach Macht, wenn er nicht darüber hinaus denkt. Deshalb gibt er seine Zauber-Kraft auf.

Tag der Aufführung: 21. Mai 2006 auf Schau-Plätzen inmitten der neuen Wildnis auseinander: Walter Theil stellt den Prospero dar, Simone Kabst die Miranda. Andrej Lexow spielt den Ferdinand und Stephan Tacke-Unterberg den Trincolo.

»Für das Projekt Industriewald Ruhrgebiet stellt diese Form der Zusammenarbeit

mit dem Westfälischen Landestheater einen wichtigen Baustein dar, durch kulturelle Bespielung des Ortes die Wertschätzung ehemaliger Industrie-Brachen bei den Bürgerinnen und Bürgern zu fördern«, so Michael Börth, Dezernent im zuständigen Forstamt Recklinghausen.

Shakespeare auf der Halde um den Spiral-Berg

1. Schau-Platz: Die Grotte. Vor der Blauen Grotte breitet sich ein Film-Team aus. Der Regisseur Christian Scholze erklärt einem Journalisten: Das Westfälische Landestheater führt Shakespeares Theater-Stück ›Der Sturm‹ auf, das der große Dichter 1610/1611 schrieb.

Es erhält eine neue Fassung.

– Einer der Schauspieler sagt nachdenklich zu einer Schauspielerin: »Irgendetwas in meinem Leben funktioniert nicht.«

– Sie schaut ihn an: »Es funktioniert alles – aber das ist es wohl, was dich stört. Du denkst, es könnte mehr sein.« Stille.

– Der Schauspieler: »Es war schwierig, diese Art von Verstand zu erwerben, daß alles funktioniert.«

– »Ich weiß«, sagt die Schauspielerin, »das war ein gewaltiges Ringen der Menschheit. Wir dürfen es hoch achten.«

In die Szenerie sind viele Menschen gekommen: eingeladen, mit den Theater-Leuten durch den Industrie-Wald zu gehen: in mehreren Stationen kann Shakespeare tieferen Sinn öffnen, den die Orte haben.

Vor der Blauen Grotte spielt die erste Szene: Wir stellen uns ein großes Schiff auf dem Meer vor – ein dramatisches Unwetter packt es, die Menschen werden herumgewirbelt. Schreie.

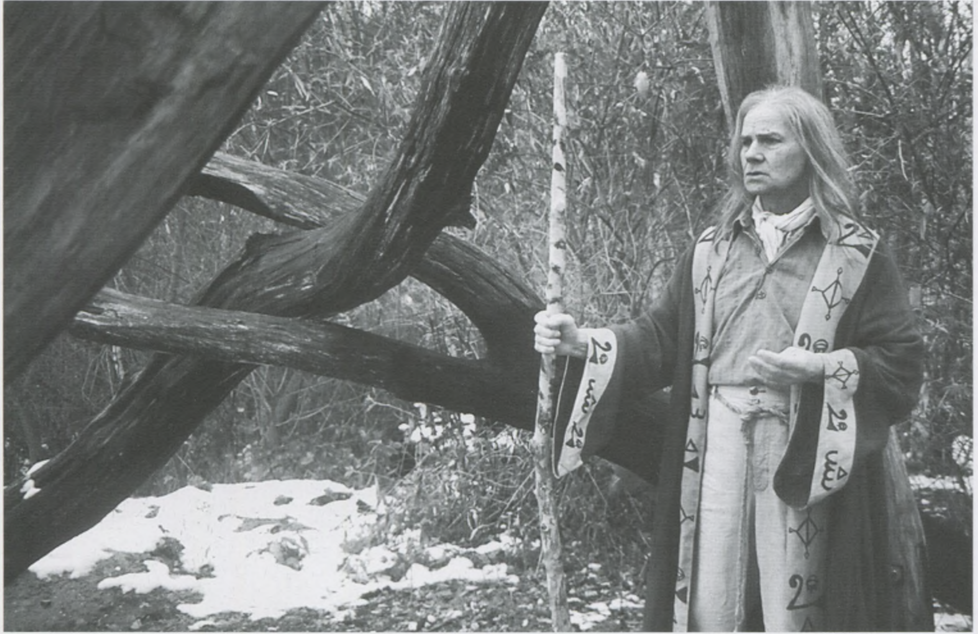
– »Wir treiben auf den Strand. Zieht das Bramsegel ein. Dankt Gott, daß ihr so lange gelebt habt und bereitet euch auf euer Stündlein, wenn es schlagen sollte.«

– »Hol der Henker das Heulen!«

– »Wir sind verloren!«

2. Schau-Platz: Der Platz und die große Treppe. Die Zuschauer werden auf einen Weg geleitet, der mit Bäumen gesäumt ist – und





schließlich zu einem Platz. An einer Seite gibt es am Hang eine Treppe.

Von oben kommt ein Mann herunter.

– »Was ist Gegenwart? – zählt wirklich nichts als die Gegenwart? Ist sie in fünf Minuten vorbei – vorbei – vorbei? Vergangenheit? In Neudeutsch: No interest? Akten-Ablage? Schreddern? Zukunft? Ich drücke auf einen Knopf und ein großer bunter Luft-Ballon steigt auf. Ein Knall: Der Ballon zerplatzt und ein farbige Fetzen Kunst-Stoff regnen herab – und bedecken dich.«

– Eine Schauspielerin: »Diese Weise, mit der Zeit umzugehen, war der Irrtum des 20. Jahrhunderts.«

– »Wir haben daran geglaubt, uns dafür geschlagen. Die Zeitungen und Fest-Reden waren voll davon – sie machten uns besoffen.«

Panorama-Schwenk.

Der Mann steigt wieder die Treppe hoch. Nach einigen Stufen dreht er sich um und ruft: »Es kommt darauf an, einen anderen Blick zu gewinnen.«

– »Und welchen?«, fragt ein Schauspieler.

– »Gegenwart und Zukunft stecken prall gefüllt von Vergangenheit. Es gibt keinen leeren Augenblick. Keine pure Gegenwart. Eigentlich ist das sehr einfach:

Was du den Augenblick im Kopf hast, ist das Gelernte die Erfahrung von vielen Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten, Jahrtausenden. Du bist ein Gefäß. Es hat die wunderbare Kraft des Sammelns.«

– »Ich kann mir vorstellen«, sagt eine Schauspielerin, »daß viele Menschen diese Fähigkeit haben. Was könnten sie Wunder-Werks an Kenntnis sein …«

– »… das mußte aufgesammelt zusammen kommen«, sagt der Mann. »Darin steckt Shakespeare.«

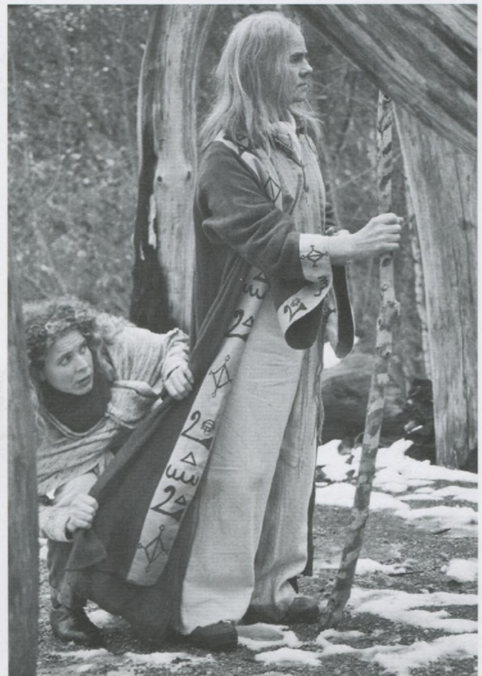
Im letzten Stück seines Lebens faßte dieser Dichter seine Biografie und seine Welt zusammen – so entstand aus beiden ein Kosmos.

Darin ist Shakespeare selbst die Hauptfigur. Sie trägt den symbolischen Namen Prospero.

Der Name Prospero ist italienisch und heißt: gedeihen, blühen, gesund, blühendes Aussehen.







Sorte prospera ist das glückliche Los. Eine *ragazza prospera* ist ein üppig blühendes Mädchen.

Shakespeares Stück ist die Geschichte von Menschen, die viel erleben. Und zugleich ist ›Der Sturm‹ Gesellschafts-Geschichte.

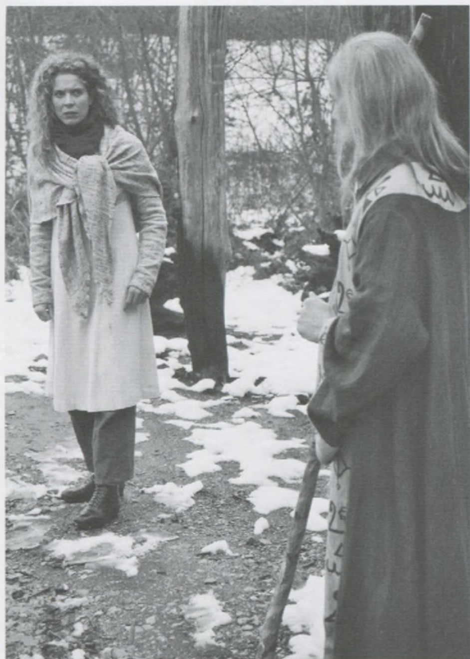
Die Zuschauer sehen, daß Prospero und seine Tochter Miranda aus einer Hütte ins Freie treten. Sie erfahren, daß die beiden darin seit 12 Jahren leben. Miranda wuchs hier auf.

Die junge Frau bittet den Vater, endlich zu erzählen, woher sie kommen.

Prospero enthüllt seine Geschichte. Er war ein Regierungs-Chef – ein mächtiger Fürst – als Herzog von Mailand. Langsam wechselte er den Blick. Er wurde ein suchender Philosoph: widmete sich den Büchern, forschte und experimentierte.

Das Verwalten übertrug er seinem Bruder Antonio.

Aber: was machte dieser mit der anvertrauten Macht? Vertrauen weckte Verrat. Der Stellvertreter entmachtete den Philosophen auf dem Thron. Und damit der legitime Herr mit seinem anderen Blick nicht wiederkehre, ließ er



Prospero mit seiner Tochter und einigen seiner Leute auf ein marodes Schiff bringen. Auf dem Weg zum Ort der Verbannung ließ ein Sturm sie an dieser Insel stranden.

3. Schau-Platz: Die Lichtung oben auf der Halde. Die Schauspieler steigen mit den Zuschauern hoch auf die Halde. In einer Lichtung läßt Prospero, ausgestattet mit magischer Zauber-Kraft, die über die Kräfte der Natur verfügt, den Wind-Geist Ariel, den er gefangen hält, kommen.

Ariel muß berichten, wie er den Sturm entfachte, der soeben die Feinde Prosperos, den falschen Herzog von Mailand und den König von Neapel mit der Hofgesellschaft, mit ihrem Schiff stranden ließ. Dann zerstreute Ariel sie in Rotten auf der Insel.

– Ariel versichert: »Keinem wurde ein Haar gekrümmt.«

– »Und der König von Neapel?«, fragt Prospero.

– In der Meinung, er sei mit den seinen umgekommen, segelten die Seeleute mit dem Schiff heim.

4. Schau-Platz: Die Pyramide. Die Zuschauer gehen eine zweite Treppe am Hang hinab und kommen südlich der Forst-Station zu einer Pyramide. Hier hat man den verseuchten Boden des Gebietes zusammengetragen und deponiert.

Für Prospero und Miranda gibt es auch in dieser Einsamkeit Probleme. Das heißt: Stets im Leben haben wir es mit Konflikten zu tun.

Die Deponie ist der Ort des Monsters Caliban. Er ist eine Personifizierung des Bösen, geboren aus dem Bösen, von der Hexe Sycorax. Hier lebt er, verschlagen und häßlich. Er beansprucht das gesamte Terrain der Insel als sein Erbe – aber Prospero hält ihn mit seiner magischen Kraft gebändigt: Er hat ihn in einen Felsen eingesperrt – und dienstbar gemacht.

Jedoch: Prospero ist in diesem einsamen Gebiet am Ort der Erkenntnis.

Hier kann man sehend werden.

Wir stehen mit unseren Füßen mitten in einer Region, die sich wie in Goethes Faust II in einem ungeheuren Prozeß befindet.

Auch uns hat ein ›Sturm‹ an diesen Ort gebracht. Ein Sturm, der jahrzehntelang anhält.

Wie der berühmte Regisseur Roberto Ciulli in seinem ›Theater an der Ruhr‹ blendet nun Prospero das Geschehen auf Rhein-Elbe in die Shakespeare-Texte. Nun entwickeln sich Gestalten die dort und hier spielen und denken – ein surreales Geschehen.

– »Dieser Ort liegt mitten im Werk einer stürmischen Verwandlung des Gebietes. Aus riesigen Flächen von gigantischen Industrien, die zusammen fielen, – aus dieser Titanen-Landschaft, wird mit dem Emscher Landschafts Park eine neue Existenz geformt: Da entsteht eine neue Weise des alten Arkadien – eigentümlicher als Arkadien jemals war.





Wir versuchen, sehend zu werden: den Mythos zu entdecken – ihn festzuhalten und im Proze? des Entdeckens eine Gestalt zu geben.

Sehen wir nun, was im Blick-Wechsel und in einem anderen Geschichts-Denken Zukunft heißt?

Die Potentiale einer langen Erfahrung erkennen, aufgreifen, mit ihnen auch in einer zusammengefallenen Landschaft zu prosperieren.

Dies kann der symbolische Ort werden, wo die Verwandlung der Region sich in geradezu Shakespeareschen Dimensionen entwickeln kann und Erkenntnis öffnet.

– »Im Ruhrgebiet mußte die montane Industrie schließen – das heißt: wir strandeten.«

– »Aber niemand strandete so schön wie wir. Wir strandeten mit Shakespeare. Großartig, so zu stranden!«

– »Aber das Stranden ist Unglück!«

– »Das Stranden ist Unglück und Glück zugleich.«

5. Schau-Platz: Ein Abhang. Die Leute gehen durch den Wald zu einem Abhang. Oben steht der Wind-Geist Ariel und singt.

Aus dem Publikum löst sich eine Frau und fragt: »Was bedeutet Ariel?«

Der Regisseur antwortet: »Ariel ist der Animismus.«

– »Aber warum fesselt Prospero den Ariel?«

– »Die Aufklärung nimmt den Animismus gefangen. Sie benutzt ihn, sie macht ihn sich dienstbar, sie instrumentalisiert ihn.«

– »Warum läßt Prospero den Wind-Geist später wieder frei?«

– »Wenn die Aufklärung weiter schreitet, erkennt sie den Animismus – und daß man in dieser Weise mit ihm auf Dauer nicht umgehen darf, – dann, weise geworden, läßt die Aufklärung die animistische Natur wieder frei.«

– »Wie können wir Shakespeares Weisheit in der Region finden? Und was läßt sich daraus für die Metamorphose der Landschaft gewinnen?«



– »Diese Landschaft wurde in Dienst genommen und dadurch umgewandelt – so heftig wie keine andere auf der Erde.«

Diese Landschaft hat fast überall, wo wir hingehen, den Ausdruck einer Gefangennahme und Instrumentalisierung der Natur. Tief in die Erde vorzudringen, war eine Meister-Leistung der Aufklärung. Aber: sie war auch eine Verletzung. Einerseits lernte sie die Natur mehr kennen als jemals zuvor. Andererseits beschränkte sie die Natur – und damit auch sich selbst.

– Miranda, Prosperos Tochter, fragt den Vater: »Was war das? Ein Unglück?«

– Prospero antwortet: »Es war Unglück und Glück zugleich, daß die Giganten der Kohle und des Stahls zusammen brachen.«

– »Dann können wir uns hier als eine Arche Noah einrichten.«

– »Die Arche Noah ist Ausdruck eines großen Unglücks – und zugleich ein Traum-Schiff.«

Ariel bittet Prospero, er möge ihn frei lassen.

Prospero: »Noch nicht – später.«

Ferdinand erscheint, in seiner vom Schiff-Bruch abgerissenen Kleidung nicht erkennbar als Sohn des Königs von Neapel.

Prospero nimmt ihn gefangen.

6. Schau-Platz. Eine andere Gegend – wo die Schiffbrüchigen angelandet sind.

Ironisch reden sie vom Terrain, das sie hier vorfinden.

Gonzalo, ein ehrlicher und weiser Ratgeber des Königs von Neapel sagt, was er selbst in der Rolle eines Herrschers mit diesem Terrain beginnen würde – er entwickelt ein Gegen-Bild: »Ich wirkte im gemeinen Wesen alles/Durchs Gegenteil: denn keine Art von Handel/Erlaubt ich, keinen Namen eines Amts;/Gelahrtheit sollte man nicht kennen; Reichtum,/Dienst, Armut gäb's nicht; von Vertrag und Erbschaft,/Verzäunung, Landmark, Felde- und Weinbau nichts;/Auch kein Gebrauch von Korn, Wein, Öl, Metall, Kein

Handwerk; alle Männer müßig, alle;/Die Weiber auch; doch völlig rein und schuldlos;/Kein Regiment -/In der gemeinsamen Natur sollt' alles/Frucht bringen ohne Müh' und Schweiß; Verrat, Betrug,/Schwert, Speer, Geschütz, Notwendigkeit der Waffen/Gäb's nicht bei mir; es schaffte die Natur/Von freien Stücken alle Hüll' und Fülle,/Mein schuldlos Volk zu nähren.«

Die Hof-Gesellschaft lacht Gonzalo aus.

Aber dann macht der unsichtbare Ariel diese Leute schläfrig und bringt sie in den Schlaf.

7. Schau-Platz: Der Hohlweg und der Platz. Caliban, Stephano und Trinculo öffnen den Blick ins Absurde – alles klingt sehr komisch.

Vor Prosperos Hütte erscheint Ferdinand, der Königssohn, von Prospero zum Diener gemacht. Er schleppt Holz. Miranda kommt und bietet ihm Hilfe bei der Arbeit an. Ferdinand versucht, ihr zu erklären, wer er ist – aber Miranda, die auf der Insel nie von so etwas gehört hat, versteht es nicht.

Die beiden verlieben sich.





8. Schau-Platz: Oben auf dem Spiralberg.

Die gestrandete Hof-Gesellschaft tritt in den Kreis, den Prospero gezogen hat. Sie wird verzaubert.

Die Schauspieler laufen durcheinander: eine Choreographie entsteht, die Szenerie wird äußerst lebendig, gebannt schauen die Leute zu – dann werfen die Schauspieler Worte in die Luft.

Das Publikum mischt sich ein. Es entsteht Werner Ruhnaus Mitspiel-Theater..

– »Das neue Land hat mit dem uralten Land zu tun – so greifen die Bereiche ineinander.«

– »Wir denken …«

– »Dadurch entsteht Fülle. Und Überschichtungen. Und vor allem Mehrdimensionalität. Dies zeichnet alle faszinierenden Bereiche aus. Alte Städte hatten dieser Region etwas ganz Wichtiges voraus: solche Überschichtungen. Jetzt hat die Region das uralte Straßburg und das uralte Köln eingeholt – ja, die Region kann nun viele große Städte überholen.«





– »Endet ein Niedergang in der Ausplünderung?«

– »Das ist hier geschehen.«

– »Aber wir konnten die Ausplünderung stoppen – und begrenzen. Wir retteten mehr als andere niedergegangene Regionen in Europa.

Wir überließen die Region nicht dem Niedergang. Ein Genius organisierte, daß an der Region weiter gearbeitet wurde. Hier geschieht nun viel Gescheites. Nirgendwo in der Welt gab es eine so weit ausgreifende und qualitätvolle Entwicklungs-Maßnahme – mit dem eigentümlichen Namen IBA. In Gang kam der Umbau der Emscher – das Neuentstehen des Flusses. Der Landschafts Park. Die Insel zwischen den Gewässern. Das gehört zum Exzellentesten in dieser Welt. Seither kommen viele Menschen in diese Region und lernen lernen lernen …

Sie finden eine Landschaft zum Staunen.

Die Zäune, Mauern, Verbote verschwinden, das Unbetretbare wird zugänglich, – hier wird die Erde neu erschlossen.«

– »Dieser Ort ist der abgelegte Rest einer verbrauchten Industrie-Landschaft.«

– »Hm …«

– »Meine Damen und Herren, Sie wissen, daß dieses Land zuerst im 19. und 20. Jahrhundert von Menschen und Maschinen völlig umgestaltet wurde – mehr als irgendwo anders.

Dann stürzten die hochgetürmten Giganten.

Aber mitten im Niedergang starteten viele Menschen erneut – ungefähr um 1985 – das sind nun über 20 Jahre her. Seither arbeiten sie an einer dritten Umwandlung: einzigartig – nun entsteht eine neue Landschaft. Dieses Projekt wird uns noch weitere 20 Jahre beschäftigen. So stehen wir hier inmitten eines Zwei-Jahrhunderte Projektes.

Aus Grau mach Grün!

Wir laufen hier durch eine Kette von unterschiedlichen Atmosphären – von schillernden Milieus. Wir erfahren, verstehen und skizzieren sie – das ist eine Inszenierung – ein Welt-Theater.«

Die Zuschauer sind ganz still – in tiefem Nachdenken.

– Nach einer Weile: »Schaffen wir diese Inszenierung, dann bewegt sich die Ruhr-Metropole nicht mehr nach dem Motto, ›endlich so gleich sein wie alle anderen‹, sondern dann ist sie anders als die anderen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Metropolen werden keine Giganten entstehen, sondern Orte der Menschlichkeit. Menschliche Dimension. Menschliche Szenerien. Menschliche Inszenierung.«

Der Wind-Geist Ariel fliegt herein und setzt sich vor Prospero auf den Boden.

– »Ist es möglich«, fragt er ins Publikum hinein, »ein Bild einer Landschaft zu schaffen, das sich tief und merkbar einprägt?

Ja, ich weiß es«, antwortet er auf seine eigene Frage, »die IBA hat es geschafft. Sie hatte eine Vision und realisierte sie:

Mit der Kette der Land-Marken aus der Industrie-Kultur. Und mit der Folge der Halden und ihrer Zeichen, die die Kunst gesetzt hatte.«

Prospero fährt fort: »Vielleicht wissen Sie, daß es seit jeher die Poeten waren, die die Mythen aufspürten. Die Poeten haben sie auch gestaltet.«

Auch an die Emscher kamen Poeten – in vielerlei Weisen. Hier ist Herman Prigann mit Steinen und Bäumen tätig. Über das Wasser schlugen Ingenieure nun wie Dichter die seltsamsten Brücken – Stephan Polony und Jörg Schlaich.[2]

An der Toskana arbeiteten vielerlei Dichter in mehreren Jahrhunderten.

Die IBA schuf sogar in wenigen Jahren den Mythos vom ›Tal der Könige‹.«

Nun entsteht ein geheimnisvolles Gespräch unter den Zuschauern und mit den Schauspielern:

– »Dieser Ort ist der Auszug aus der alltäglichen Banalität.«

– »Draußen sein. Rückzug. Und zugleich Vision.«

– »Feuer-Anzünder unserer Phantasien.«

– »Hier kehren die Dramen deines Lebens wieder – und zugleich verwandeln sie sich.

In dem Getriebe des Banalen, das sich rasend zu bewegen scheint und doch nicht bewegt,

das die aberwitzigsten Filme zeigt und doch fern bleibt, ist dieser Ort das Terrain, in dem du selbst auf den Punkt kommst.«

– »Es nutzt der Region, wenn wir den Ort als eine Philosophie begreifen.«

– »Wir können die Mythen aufspüren und entfesseln – wie in dem wunderbaren Theater von Shakespeare, das unser aller Spiegel ist – und uns zeigt, was Zukunft ist: etwas zu wissen und zu sagen, was auch nach Jahrhunderten von den Menschen als ein Teil ihrer eigenen Existenz wahrgenommen wird.«

– »Wir wollen vieles von dem nutzen, was ohnehin und notwendig läuft – aber wenn wir mehr nachdenken, können wir damit stets einen Mehr-Wert machen.

Wie das zustande kommt, hat die IBA gezeigt.

Davon leben die besten Bereiche der Welt.

Das Theater soll es an Beispielen zeigen – und damit intensivieren.

Meine Damen und Herren, schreiben Sie – aber lassen Sie im Getriebe Ihrer Nachrichten nicht das Beste untergehen: die Poetik.«

– »Jetzt«, sagt Prospero, »beginnen wir als Nomaden unsere Kreise zu ziehen. Wir stehen am Beginn einer Vision. Dante hatte auf seiner Wanderung einen Begleiter: Vergil. Hier kann ein neuer Shakespeare entstehen.«

– Der Regisseur: »In dieser Landschaft war alles inszeniert. Dann verfiel es und viele Menschen mußten ihre Stätten der Arbeit verlassen. Jetzt wird neu inszeniert.«

– »Wir möchten nun eine poetische Inszenierung des Industrie-Walds. Sie soll den Geist und die Phantasie anregen. Der Ort ist eine ständige Metamorphose.«

Die Schauspieler tragen Holz zusammen und legen trockenes Reisig dazwischen – dann zünden sie ein Feuer an.

– »Die Leute sind anfällig dafür, wenn da ein Feuer brennt – sie laufen hin, weil es sonst ziemlich energielos zugeht.«

– »Wir schaffen ein neues Netz der Erlebbarkeit. Wir stricken ein Gewebe.«

– »In diese reale Transformation der Landschaft werden viele Menschen hinein gebeten. Ich versichere euch, daß Shakespeare und Hölderlin nicht tot sind, sondern sich hier herum treiben.«

Im Shakespeares Schau-Spiel lösen sich nun alle Konflikte. Vergebung und Versöhnung. Sebastian und Miranda beschließen zu heiraten. Prospero erhält sein Herzogtum zurück.

»Jede große Liebe ist die Geschichte großer Geduld.«

(Klaus und Birgit Brundelt-Stiepelmann, aus dem Gäste-Buch von Rhein-Elbe)

Perspektiven

Wald: Untergang und Aufstieg. 1927 gab der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk in Essen die Broschüre ›Walderhaltung im Ruhrkohlenbezirk‹ heraus. Im Geleitwort schrieb der preußische Minister für Volkswohlfahrt Hirtsiefer (Zentrum; er stammt aus Essen): »Gesundheit an Leib und Seele erhalten und fördern, heißt, sich die Freude am Dasein bewahren und steigern, heißt aber auch das unentbehrlichste, kostbarste Wirtschaftskapital eines Volkes pflegen und vermehren … Wohl denen, die Gelegenheit haben, nach der alle Kräfte beanspruchenden Arbeit am glühenden Eisen, am Kohlenflöz im dunklen Stollen, im Rauchschwaden der brüllenden, stampfenden Arbeitsmaschinen, im Walde ihre Kräfte für den morgigen Arbeitstag neu zu sammeln! Verhängnisvoll wäre der weitere Untergang der Waldreste im Gebiet der Ruhr und Lippe. Möge die eindringliche Sprache der Denkschrift des Direktors des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk [Robert Schmidt;] weithin gehört werden.«

Die Mahnung fruchtete wenig: es ging viel Wald unter.

Jetzt haben wir die Chance, wieder Wald zu gewinnen: Wald auf Industrie-Brachen.

Verbotene Bereiche werden geöffnet. Noch etwas weiteres macht die Flächen des Industrie-Waldes spannend: Sie waren in der Zeit ihres industriellen Gebrauchs ein Tabu – verbotene Städte. Auf ihnen durfte sich nur ein kleiner Kreis von Menschen aufhalten – hochgradig funktionalisiert und reglementiert.

Die Montan-Industrie schrumpfte – aber ihre Flächen bleiben. Das Ziel des Projektes Industriewald ist es: Diese Flächen sollen für die Menschen aktiv zugänglich werden.

Im Ruhrgebiet leben mehr als fünf Millionen Menschen.

Neue Infrastruktur: Industrie-Wald. Zur herkömmlichen städtischen Infrastruktur kommt nun eine weitere, die die Freizeit-Gestaltung farbiger macht.

Förster Michael Börth: »Im Industrie-Wald schimpfen wir nicht, wenn Kinder erleben, was sie anrichten: wenn sie einen Baum so stark verletzen, daß der Organismus umfällt, das Laub trocken wird und er anschließend tot ist. Dann lernen sie nachzudenken: Was ist Leben?«

Der Wald bringt wichtige Leistungen für viele Infrastrukturen. Klima-Schutz. Wasser-Schutz. Immissions-Schutz. Erosions-Schutz.

Wald ist ein immenser Sonnen-Kollektor. Wald ist ein riesiger Energie-Speicher. Holz dient als klima-neutrale Energie-Quelle. Der Wald hat eine Struktur der Stoff-Kreisläufe und des Recycling. Grund-Prinzip des Waldes: Nachhaltigkeit.

»Zu den biologischen Schutzfunktionen kommen die sozialen Wohlfahrtsleistungen hinzu, … Wälder in Stadtnähe sind bereits heute, …, die größten aktiv genutzten Freiflächen überhaupt.«[1]

Neuer Umgang mit dem Wald. Viele Industrie-Brachen können nicht mehr besiedelt werden.

Es ist auch die Frage, ob das sinnvoll wäre. Denn: dieser Landschaft wurde soviel weggenommen, daß wir nun darüber nachdenken müssen: Wie können wir ihr wieder etwas hinzu zufügen.

Im Industrie-Wald wird keine klassische Forst-Wirtschaft betrieben. Die Forststation Rhein-Elbe hat nicht die Aufgaben, Baum-Forstung, Holz-Nutzung und Jagd zu betreiben. Im Vordergrund steht etwas anderes: die weitgehend unbeeinflußte natürliche Entwicklung des Terrains.

Jochen Boberg: »Aus Erfahrung haben wir gelernt, dass ein neues Begreifen nur gelingen kann, wenn Politik und Ökonomie nicht allein das Feld bestimmen. Es müssen die vielfältigen Mauern in den Köpfen eingerissen werden. Im Bewußtsein der Menschen ist der Ort zu schaffen für neues Denken …«[2]

Rhein-Elbe ist der Geburts-Ort des Industrie-Wald-Projektes. Hier zeigt es sich zum

ersten Mal – und in seiner Entwicklung. Es stellt sich zur Diskussion. Es fordert heraus – unter vielen Aspekten.

Perspektive: Ausdehnung. In der Nachbarschaft von Rhein-Elbe stehen bis zu 10.000 Hektar solcher Flächen bereit. Ein Hektar sind 100 × 100 Meter – also zwei Fußball-Felder: 10.000 Hektar ergeben also 20.000 Fußball-Felder.

Im Ballungs-Raum Rhein-Ruhr gibt es eine große Zahl von Industrie-Wäldern. Das Projekt möchte so viel wie möglich davon erwerben, unter seine Obhut nehmen und dann mit seinen Förstern betreuen.

Aber noch gehen die Vorstellungen über den Boden-Preis weit auseinander: Wenn die Öffentliche Hand die Brache für das Industriewald-Projekt kauft, zahlt sie 1,03 Euro/qm (2005). Die großen Grund-Eigentümer stellen sich jedoch vor, mit Spekulation auf 500/600 Euro/qm zu kommen. Dies gelingt ihnen jedoch fast nirgends. Doch die Illusion hemmt die Entwicklung.

Burkhard Drescher, erfolgreicher Oberbürgermeister in Oberhausen und seit 2004 im Vorstand der MGG, einer Tochter der RAG, sieht 2005 den Struktur-Wandel realistischer – und selbst im Wandel: »Die alten Konzepte sind überholt und nicht mehr attraktiv.« Für Technologie- und Büro-Parks sei die Zeit abgelaufen. Die Zukunft gehöre Bereichen wie Freizeit, Wasser, Wellness und Gesundheit. Und viele Grundstücke lassen sich überhaupt nicht mehr verkaufen – wir überlegen, ob wir einiges verschenken.«

Auf Burkhard Drescher wird die Hoffnung gesetzt, daß er den langen planlosen Umgang mit den RAG-Liegenschaften beendet und daß in den Umgang mit diesem immensen regionalen Grund-Besitz eine Dimension einzieht, die stadtplanerische und regionalplanerische Qualität hat.

Eine solche erhoffte Weitsicht wird sich für die RAG auch insgesamt als wirtschaftlicher erweisen.

Der Förder-Verein Industrie-Wald. Am 23. Mai 2005 wurde in Bochum-Hamme der Förderverein Industrie-Wald gegründet. Aufgabe: Er möchte Brachen kaufen, wenn der Markt sie nicht haben will.

Interessant im Förder-Verein: nicht nur der Sachverständigen-Rat für den Industrie-Wald schafft Richtlinien, sondern auch darüber hinaus kreative Köpfe, die Fühler und Antennen haben.

Stadtplanerische Perspektive: Ausgleichs-Fläche

Öko-Punkte und Öko-Handel. Michael Börth: »Die meisten Industriewald-Flächen des Ruhrgebietes gehören der Deutschen Steinkohle AG (DSK), Thyssen/Krupp und wenigen weiteren Firmen. Sie haben das Interesse, auf den Flächen wirtschaftliche Erfolge zu erzielen.

Unser Konzept: Wir wollen den Natur-Haushalt verbessern. Maßnahme: Die natürliche Bewaldung ausbreiten! Unser strategisches Mittel: Öko-Punkte – nach der letzten Fortschreibung des Landschafts-Gesetzes.

Im Klartext: Wenn ein Bau-Herr irgendwo einen Eingriff macht, muß er dafür einen Ausgleich schaffen.

Wer Industrie-Wald besitzt, kann dafür ein Punkte-Konto eröffnen. Wir können den Firmen anbieten, die qualitative Verbesserung ökologisch mit Punkten zu bilanzieren.

Für jede Fläche gibt es ein Blatt Papier. Darauf ist sie wie mit einer Haus-Nummer festgelegt. Denken wir uns, daß eine Fläche 100 Öko-Punkte hat. Stellen wir uns vor: an anderer Stelle geschieht ein Eingriff – durch eine Bau-Maßnahme, Straßenbau oder eine neue Halde oder sonst etwas. Dann können diese 100 Punkte als Kompensation eingesetzt werden.«

Wenn eine Firma selbst keine Ausgleichs-Flächen hat, kann sie ökologische Punkte kaufen: von der Firma, mit der wir als Forst Kontakt haben. Wir nennen dies den Öko-Handel.«

Aktive und passive Aufforstung. Als Kompensation für Eingriffe kann man aktiv oder passiv d.h. wie im Industrie-Wald auffors-

ten. Beides ist nach dem Landes-Forst-Gesetz möglich. »Aktive Ersatz-Aufforstung«, sagt Michael Börth, »ist erheblich teurer: Pro Hektar (= zwei Fußball-Felder) sind etwa 5.000 Euro notwendig, um Wald-Kultur entstehen zu lassen. Das ist nicht wenig.«

Vereinfachung. Mit dem Öko-Handel sind viele notwendige Infrastruktur-Maßnahmen für eine Neuansiedlung eines Betriebes erledigt: Die erforderlichen Ersatz-Maßnahmen erfolgen durch den Umwandlungs-Prozeß von Industrie-Brache zu Industrie-Wald.

Gefahr. Der Förster: »Allerdings besteht die Gefahr, daß der Öko-Handel zur Routine degradiert – daß er zur Formalität wird. Er soll möglichst ortsnah stattfinden.

Beim Wald haben wir aus guten Gründen die ziemlich strenge Regelung: Beim Eingriff in die Wald-Substanz soll der Ausgleich in der Nähe stattfinden.«

Das reformierte Landschafts-Gesetz. Die RAG machte alle ihre Brach-Flächen platt. Die Strategie: Sie sollten sich nicht zu einer Wert-Stufe entwickeln, die dann eine kommerzielle Nutzung verhindert. Daher wurden sie konsequent »schwarz gehalten«. Die kleinen Bäumchen durften nicht über einen Meter Höhe wachsen.

Das ist ökologisch total unsinnig. Und es wird dafür aberwitzig viel Energie aufgewandt.

Das neue Forst-Gesetz von 2005 schafft neue Möglichkeiten.

1) Man kann Natur auf Zeit vertraglich vereinbaren – und damit das absurde ständige Abmähen vermeiden, mit dem eine Wald-Entstehung verhindert wird. Darüber hinaus gibt es die Hoffnung, daß viel gewachsener Wald letztendlich doch stehen bleibt, weil er zu Illusions-Preisen dann doch nicht verkäuflich ist.
2) Flächen, die sich dauerhaft entwickeln sollen, kann man sich auch auf Vorrat legen – als Ausgleichs-Maßnahmen. Es gibt Öko-Punkte für Flächen, die dauerhaft grün bleiben.

Ausgleich von Kommunen. Auch Kommunen müssen Ausgleich schaffen. Normalerweise sind sie verpflichtet, den Ausgleich innerhalb desselben Bebauungs-Planes zu leisten. Aber in der Regel schaffen sie das nicht. Was machen sie dann?

Man kann ihnen anbieten: Geht mit euren Ausgleichs-Verpflichtungen in den Industrie-Wald hinein und betrachtet ihn als vorgezogene Ausgleichs-Maßnahme.

Neuer Stadt-Wald. Der Industrie-Wald kann ein neuer Stadt-Wald werden – als Bestandteil einer »urbanen Forst-Wirtschaft« eine riesige Chance für das Gebiet.

Wald-Kultur und Bildung

Wald-Kultur: Wildnis. Eine ähnliche Struktur wie Rhein-Elbe hat bei Saarbrücken der Saarkohlewald: mit seinen weiten Halden ist er ein sehr alter Industrie-Wald.

Was geschieht, wenn der Forst diesen Wald nicht mehr wirtschaftlich nutzt, sondern ihn wild wachsen läßt – wenn sich also die Motor-Sägen zurück ziehen? Es entsteht Wildnis. Sie hat beachtliche Ausmaße – und Qualitäten. »Die Natur kehrt zurück, so oder so, über kurz oder lang, mit den Menschen oder ohne sie, in geordneter Formation oder ungepflegt, zerlumpt und verwildert, wie der listige Odysseus, der seine Verbündeten im Hause hat« (Werkstatt Scheune Neuhaus 2004).

Die Lage gibt dieser Wildnis eine Chance: Dicht nebeneinander liegen diese Wildnis und die Stadt Saarbrücken.

Als die Erkenntnis entstand, daß dieser Zusammenhang eine Chance ist, entstand ein weitreichendes Projekt: zur Wald-Kultur.[3] Es schuf im »Urwald vor den Toren der Stadt« »Erlebnis-Orte in der Natur«. Die Scheune des alten Jagd-Schlosses Neuhaus wurde ausgebaut – als Expo 2000 Projekt – mit dem Motto ›Low Tech – High Nature‹.

In der Projekt-Arbeit werden kulturhistorische Relikte gefunden und heraus gearbeitet: Abgrabungen der Kohlen-Flöze, die hier an der Oberfläche erscheinen. Stätten der Holz-Kohle. Der fürstliche Jagd-Wald. Jagd-Schloß Philippsborn. Forsthaus Neuhaus. Schlaf-Häuser für Wald-Arbeiter.

Unter dem Rücken zwischen Saarbrücken und Neunkirchen lief einst Bergbau – mit mehreren Schacht-Anlagen, Halden mit Aussichts-Punkten und Schlamm-Weihern.

Ein Zentrum für Wald-Kultur wird aufgebaut: Zur Kultur-Geschichte des Waldes. Zum historischen Wald-Bau. Und zu heutiger naturnaher Wald-Wirtschaft. Zur Jagd – von der höfischen Tradition bis zur Gegenwart. Zum »wilden Wald« und seiner Entwicklung zur »Wildnis«.

Es gab mehrere Planungs-Werkstätten.

Themen des Waldes werden inszeniert: Orte der Legenden, der Mystik und der Poesie. Klänge. Themen-Zyklen wie Wolf, Eule u.a. Im Sommer 2001 gab es eine ›Wald-Theatergruppe‹. Zeitgenössische Kunst setzt sich auseinander mit Holz, Wald und der Kultur-Landschaft.

Der Mangel. Aber das Projekt leidet unter einem Mangel an Kontinuität. Denn das finanzierende Umwelt-Ministerium wankelt hin und her und rein und raus.

Der größte Feind solcher Projekte ist sehr menschlich und wird daher leicht unmenschlich: in einer Gesellschaft des Überflusses wollen viele Leute ständig etwas anderes – brechen auf und brechen ab …

Themen-Wanderungen. Die herkömmlichen Vorstellungen zum Wandern wurden im Saarland zum ersten Mal 1995 gegen den Strich gebürstet: als aktive Erholung und als Kultur-Erlebnis.

Zu einer guten Geschichte gehören immer: ein Ort, ein Mensch, ein Konzept. Der Wald wird als Schlüssel zur Kultur-Geschichte genutzt. »Wald-Geschichte und Wald als gewachsene Kultur-Landschaft« werden als Themen-Wanderungen im saarländischen Hochwald vermittelt – mit Informations-Blättern, Programm, »Wander-Kiste«, Wander- und Panorama-Karte, Markierung des Strecken-Verlaufs, Texten, Theater.

Lothar Wilhelm (Saarbrücken), der bedeutendste unter den kulturellen Touristikern: »Die Wanderung wird zur »Wunderung.« Stichworte: Poetische Inszenierungen. Unvorhergesehene Ereignisse. Sehen. Verstehen. Die Kunst des Gehens. Wald-Bilder. »Grabe, wo du stehst« – dem Archäologen über die Schulter schauen.

Themen: Historische Wirtschafts-Formen. Baum-Arten. Holz. Verstehen: »Was uns natürlich erscheint, ist künstlich gemacht« (Lothar Wilhelm). Naturnahe Wald-Wirtschaft. Mythos Wald. Natur-Elemente: Wasser, Bäche, Wetter, Klima, Regen, Sonne.

Waldkultur e.V. Seit einigen Jahren arbeiten – mit Unterstützung des saarländischen Umwelt-Ministeriums und des SaarForst Landesbetriebes – Menschen aus vielen Berufen in einem Verein zusammen. Ort ist das ›Zentrum für Wald-Kultur in der Scheune Neuhaus‹. Themen: Stadt und Wildnis. Natur-Stoff Holz. Der Wald und die Künste. Die Arbeit im Wald – im umfassendsten Sinn.

Das Jahres-Programm dieser bundesweit einzigartigen Initiative wird von Musikern, Schauspielern, Literaten, Soziologen, Wald-Arbeitern, Künstlern, Biologen, Medizinern und Märchen-Erzählern gestaltet.

Wildnis-Seminar. Lothar Wilhelm ist auch der wichtigste Experte zum ›Wald-Erlebnis und erlebendem Lernen‹: »Im Saarland wachsen die Stühle auf den Bäumen. Ein Wildholz-Stuhl wird gebaut. Wildholz nennt man Holz, das so, wie es gewachsen ist, zum Bau eines einzigartigen Stuhles benutzt wird. Der Kurs beginnt Ende April mit der Ernte und dem Schälen des Holzes. Dabei kann man im Wald eine ganze Menge mehr erfahren: wie sich Menschen verhalten, ohne die Vögel zu stören, wie sie Tiere beobachten können, welche Bäume entnommen werden, um das Wachstum anderer zu fördern, welche Bäume sich zum Stuhl-Bau eignen und wo sie zu finden sind. Sogar Äste zum Bauen von Arm-Lehnen lernt man zu finden. Der ganze Wald hängt voller Stühle. Man muss nur sehen lernen. Wer mehr wahrzunehmen vermag und Zusammenhänge verstehen lernt, hat einen größeren Genuss dabei – nicht nur im Wald.«

Die Wildnis-Schule vermittelt im Wald bewußt Haltungen, die auch im Alltag eine wichtige Rolle spielen. Patrick Schank von der Wildnisschule Corvus: »Wer bei Basiswissen

oder Tree People wieder von den Bäumen steigt und aus dem Wald geht, ist nicht mehr der gleiche, wie vorher. Wir vermitteln im Wald und mit dem Wald nicht nur Techniken des Waldlebens und Einblicke in ökologische Zusammenhänge, sondern auch in uns selbst.«

Das Programm »art craft & nature« zur Wald-Kultur leitet ein Satz von Max Frisch das Spektrum der Aktivitäten ein: »Die meisten Menschen verwechseln Dabeisein mit Erleben«.

Im ›Basis-Kurs Wildnis‹ kann man Elementares erleben: Das Feuer-Entzünden – ausschließlich mit Mitteln der Natur. Eine Einführung in die Welt der Spuren des Waldes. Das Fährten-Lesen. Den Bau einer Schutz-Hütte. Eine Wasser-Kunde. Eine Pflanzen-Kunde. Übernachtung in Zelten. Gemeinsames Kochen.

Das Programm »Wald-Leute« (Tree People) erschließt den Lebens-Raum der Baum-Kronen – er ist normal für den Menschen fremd und unzugänglich. Klettern auf Bäumen. Einfache Sicherungs-Techniken. Bau von Nestern im Baum zum Übernachten. Das Programm »Baum-Kinder« (Tree Kids) bietet an: Klettern für Kinder ab zehn Jahren und für Jugendliche.

KinderWaldWerkstatt. Im viertägigen Sach- und Spaß-Projekt »lernen die Kinder (ab zehn Jahren) den Umgang mit den (guten) Waldgeistern, den bärenstarken Holzhauern, den gefährlichen Schneid-Teufeln und natürlich: dem frisch geschlagenen grünen Holz des Saarkohlewaldes ... Gemeinsam entdecken die Kinder den Zauber des Waldes, erkennen seinen vielfachen Nutzen und seine Produkte. Das Holz der ehrfürchtigen Bäume hat dabei eine zentrale Rolle. Es gab den Menschen seit Jahrhunderten Wärme, ein Dach über dem Kopf und auch das Brot zum Essen. Damals wurde nämlich noch fast alles aus Holz hergestellt. Und das lernen die Kinder selbst mit eigenen Händen.«

»Wildnis Stadt Wildnis«. Der Saarkohlenwald mit der angrenzenden Stadt wird zur Bühne für die Freunde der Wald-Kultur und ihre Gäste: Zusammen mit Künstlern nähert sich im August ein workshop der wechselhaften Geschichte und den Veränderungen der heutigen Stadt-Landschaft. Mit dem Motto »Wildnis Stadt Wildnis« stehen auf dem Programm der »WALD-ARTisten«: die ›Übergänge von Stadt in Land und Wald in Wildnis‹.

Wald und Kunst. Im Kunst-Workshop wird eine Kreativität gefördert, Natur in ihren Formen und Bezügen zu erkennen und mit ihr zu arbeiten. Wildholz-Bau oder WaldWerkstatt realisieren die Philosophie der Wald-Kultur. Natur und Raffinesse vereinen sich in einer »minimal art«, die den »Luxus in der größtmöglichen Einfachheit« entwickelt.

Was ist Wildnis in der Stadt? Wo finden wir in der Stadt Wildnis? Auch außerhalb des Waldes. Es gibt soziale Verwilderungen. Darin leben Grenz-Gänger der städtischen Gesellschaft. Ungeliebte Ecken bieten ihnen Nischen – als Zuflucht und Schutz.

Was können die Künste lehren? Mitten in der Stadt Saarbrücken wurden viele Projekte, von Punkt zu Punkt zu Fuß erlebbar, am 19./21. August 2004 drei Tage lang präsentiert. Lothar Wilhelm lieh sich vom Liegenschafts-Amt ein Grundstück: für den ersten städtischen Wildnis-Garten. Dann sagte das Amt: Er kann dauerhaft bleiben.

Projektzentrum »Mensch – Technik – Natur – im Wandel«. In Dortmund-Huckarde wird auf der Kokerei Hansa seit 1992 kein Koks mehr produziert. Heute ist die großindustrielle Anlage der 1920er Jahre ein hochrangiges Industrie-Denkmal. Seit 1997 befindet sie sich in der Obhut der ›Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur‹.[4] Sie kümmert sich um den Erhalt des Denkmals, hält es zugänglich und etabliert darin neue Nutzungen.

1998/2002 wurde – mit Mitteln des Ökologie-Programms-Emscher-Lippe (ÖPEL) – ein Erlebnis-Pfad realisiert: »Natur und Technik« – zum Entdeckungs-Reisen. Er bietet Einblicke in den Produktions-Ablauf und in Arbeits-Bedingungen. Die Besucher-Zahlen stiegen stetig. 2002 nahmen an den zweistündigen Führungen 12.000 Gäste teil.

Die Kokerei Hansa zeigt anschaulich, wie eine großindustrielle Anlage die Landschaft radikal in Besitz nahm – und dann überformte.

Auch mit einer ausgreifenden Verkehrs- und Infrastruktur.

Hansa hat ein spannendes und kontrastierendes Szenario: aus historischer Industrie und neuem Leben mit einem Industrie-Wald.

Dies ist das einzige Beispiel im Ruhrgebiet, in dem das Miteinander von Industrie-Denkmal und Industrie-Natur ausdrücklich zu einem öffentlichkeitswirksamen Programm gestaltet wurde.

Aufgrund dieser Verbindung von »Natur und Technik« ist Hansa ein Anker-Punkt: für die »Route der Industrie-Kultur« und für die »Route der Industrie-Natur«. Beide sind Tourismus-Projekte des Landes NRW und des Regionalverbandes Ruhrgebiet (RVR).

Weil die Industrie-Natur sich ausbreitet, ist die stillgelegte riesige Industrie-Anlage einem ständigen Wandel unterworfen. Damit entstehen zwei Aufgaben – ihren Widerspruch gilt es auszubalancieren: Der Bestand des Denkmals soll bewahrt werden – andererseits soll man mit der Industrie-Natur und dem Industrie-Wald flexibel umgehen – sie ist auf Veränderung angelegt.

Diese Konstellation fordert die Besucher auf, das Verhältnis von Mensch, Technik und Natur zu befragen – vor allem auf seine Hintergründe. So ist die Kokerei Hansa eine anregende Bildungs-Quelle.

Seit 2004 ist vertraglich eine Zusammenarbeit mit dem Forst-Amt Recklinghausen vereinbart: zur Betreuung einer Industrie-Waldfläche auf dem Gelände der Kokerei.

Für neue Wege der Vermittlung soll ein Projekt-Zentrum entstehen – – – mit dem Titel »Mensch/Technik/Natur/im Wandel«.[5] Das weite Themen-Spektrum: Wald und Infrastrukturleistungen. – – – Globaler und regionaler Klima-Schutz. – – – Wasser-Schutz. – – – Immissions-Schutz. – – – Erosions-Schutz. – – – Wald und Energie. – – – Wald als terrestrischer Sonnen-Kollektor. – – – Wald als Energie-Speicher. – – – Holz als klimaneutrale Energie-Quelle. – – – Stoff-Kreisläufe und Recycling. – – – Nachhaltigkeit als Grundprinzip der Forst-Wirtschaft. – – – Herausforderungen der Zukunft. – – – Entwicklung der Welt-Bevölkerung. – – – Klima-Wandel. – – – Stoff-Ressourcen. – – – Energie-Ressourcen. – – – Ernährung. – – – Wald, Bionik und (Evolutions-)Technik. – – – Materialien: Holz als Verbund-Werkstoff (Cellulose, Lignin). – – – Konstruktions-Bionik und Holzbau-Techniken. – – – Oberflächen: Rauhigkeiten, der Lotus-Effekt. – – – Stabilität: Halm – – – Baumstamm – – – Rohr. – – – Waben-Strukturen und andere Analogien. – – – Transport-Systeme in Natur und Technik. – – – Informations-Systeme in Natur und Technik. – – – Mensch und Industrie-Wald. Nutzungs-Strukturen der Menschen auf Industrie-Brachen. – – – Das Spannungs-Feld von Wildnis und Ballungs-Raum. – – – Industrie-Wald als weicher Standort-Faktor. – – – Landschafts-Ästhetik. – – – Natur-Schönheit. – – – Mythische Plätze (auch früher Kulturen). – – – Orte der Land Art. – – – ECO-Art. – – – Areale der Rekultivierung. – – – Visionen zukünftiger Umwelt.

Industrie-Wald-Führungen. Förster Michael Börth: »Wir wollen viele Leute in den Wald hinein locken – sie können lernen, was Wald ist.«

Im Jahr 2003 führte Förster Oliver Balke im Gelände Rhein-Elbe 3.500 Menschen.

Urbane Wald-Nutzung

Der Begriff bedeutet: Menschen beanspruchen Wälder in urban-industriell geprägten Räumen. Sie beschäftigen sich mit dem Wald als einem Bestandteil des Ballungs-Raumes. Was sind die Merkmale der Bewirtschaftung dieses Waldes?

Gespräche über den Wald. Liegt allem nur eine Strategie zugrunde, wie z.B. Unmut in der Bevölkerung zu vermeiden etwa wenn der Forst zu alte Bestände fällt und ersetzt? Nein, der Begriff ist ein Handlungs-Auftrag. In einem ersten Schritt geht es um eine gegenseitige Information der Öffentlichkeit und der Akteure über Ansprüche an den Wald. Daraus kann sich ein fortlaufender Dialog entwickeln. Sein Ergebnis: gegenseitiges Verständnis – und

die Wahl von Nutzungen des Waldes, die akzeptabel sind. Es können sich Muster des Umgangs mit dem Wald entwickeln, die spezifisch für den Ballungs-Raum sind. Und neue Standards der Bewirtschaftung.

Bildung. Forst-Leute bieten ihr Wissen den Menschen im Ballungs-Raum an. Sie leisten Pionier-Arbeit, weil sie nicht nur vor Bäumen stehen, sondern vor einer Vielzahl an interessierten und diskussionsfreudigen Menschen.

Wissen und Bildung sind keine Einbahn-Straße – sondern sollen auch in Richtung Forst laufen: mit der Frage ›Welche Anforderungen hat die urbane Gesellschaft an den Wald? ‹

Der bayerische Förster Wilhelm Stölb wirbt für eine umfangreiche menschliche, soziale und kulturelle Bildung – in seinem Buch ›Wald/ästhetik – über Forstwirtschaft, Naturschutz und die Menschenseele‹.[6]

Außerschulische Lernorte. Rhein-Elbe ist ein Industrie-Wald inmitten eines rundherum bebauten Raumes. Das Terrain ist umgeben von Schulen.

Nun gibt es den gesellschaftlichen Anspruch, Ganztags-Schulen einzurichten. Aber: Ganztags-Schule muß nicht einzig im Schul-Gelände stattfinden. Dazu bietet sich auch der Industrie-Wald an. Natur soll verständlich erklärt werden. In einen konzeptionellen Zusammenhang eingeordnet kann Wald ein Thema des Bildungs-Angebotes außerhalb des Schul-Gebäudes werden.

Im Auftrag des Ministeriums für Umwelt, Naturschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz entwickelt seit 2004 das Institut für Geographie der Ruhr-Universität Bochum Freizeit- und Lern-Einheiten: rund um das Thema Industrie-Wald.

Sie sollen den Kindern der offenen Ganztags-Schule dienen, die Schul-Reform ist: als eine neue Lern-Kultur.

Besonderheiten des Industrie-Waldes werden gezeigt: Stufen der Wald-Entwicklung, Typen an Vegetation, das eigentümliche Miteinander von Mensch und Natur, Möglichkeiten, sich Natur anzueignen. Ein Holz-Platz. Kinder können Meiler bauen und Holz-Kohle herstellen. In solchen Prozessen findet sozialkulturelles Lernen statt. Schüler studieren Leben in unterschiedlichen Facetten.

Am 15. November 2004 gab es in der Forst-Station eine Werk-Statt: »Außerschulische Lernorte« – für eine Ganztags-Schule.

In einer Tradition der Volks-Pädagogik macht die Landesforst-Verwaltung auch Wald-Pädagogik[7] und Umwelt-Bildungsarbeit.

Wald-Erlebnistage für Schüler – mit Behinderten. Thomas Engelhard: »Wir haben im Saar-Forst einmal ein Kommunikations-Konzept gemacht: unterschiedliche Wald-Erlebnis-Tage für Schul-Klassen. Dies erweiterten wir durch eine Kooperation mit einem Verein, der heißt ›Miteinander leben lernen.‹ Er kümmert sich um die Integration von Behinderten.

Wir machten zwei Camps. Die Veranstaltung wurde für die sogenannten normalen Kinder durch die Behinderten aufgewertet.

Alle Lehrer sagten nachher, der Effekt sei groß gewesen, weil sich die Strukturen in den Klassen veränderten. Die Kinder, die normalerweise etwas hintenan stehen, kommen im Wald oft wesentlich besser klar. Und die Lautesten, die Meinungs-Führer, können oft nicht so schnell Feuer machen und nicht so gut mit dem Messer umgehen.«

Kulturelle Gastronomie in der Forst-Station. Förster Michael Börth: »Sollte es hier in der Forst-Station einmal eine Gastronomie geben, dann könnte man sie kulturell gestalten: durch die Faszination des Feuers – vor einem großen Kamin. Mit Geschichten. Möglicherweise kann man über Hör-Stationen vieles von dem, was wir erzählen, in ein Tonband einbauen und sich anhören. Wir können die Kultur des Waldes, des Feuers, der Künste in eine solche Gaststätte ein bringen.«

Holz im Haus gibt Wärme und Geschichten. In den Häusern ist das Feuer im Kamin domestiziert. Durch das Heizen mit Holz-Scheiten wird der archaische Prozeß des Feuer-Machens wieder zum dramatischen Ereignis. Und zum sozialen Ereignis: das Sitzen um das Feuer herum – statt vor dem Fernseher.

»Ich denke an unsere Kinder. Wie schön, wenn im Ofen zu Hause abends im Dämmer-

Licht das Feuer flackert, draußen saust der November-Sturm ums Haus. Da entstehen wieder Geschichten.«

Die züngelnden Flammen regen die Phantasie an. So hat das Feuer eine Menge Geschichten geboren. Der Kamin und die Geschichten – das hängt in Italien seit jeher zusammen. Daher besitzen viele Kamine Bilder: Sie erzählen. Schloß Horst in Gelsenkirchen und Schloß Hugenpoet haben auf ihren Kaminen viele dieser Relief-Bilder. Das Feuer besitzt die Kraft, Menschen auf andere Zustände des Seins lenken.

Wirtschaftlicher Nutzen. Im Industrie-Wald gibt es Möglichkeiten, diese Flächen sogar wirtschaftlich zu nutzen. Es könnte so kommen, daß Holz genutzt wird für kleine Block-Heizkraftwerke.

Holz aus dem umgebenden Industrie-Wald hat, weil es vor Ort wächst, geringe Transport-Kosten. Teilweise kann es sogar von den Leuten selbst geschlagen werden – auch als ein Natur-Erlebnis.

Wenn der Industrie-Wald älter wird, dann wird er eine normale Durchforstung ertragen.

Die Wiederentdeckung des Holz-Ofens. Im Jahr 2005 heizen in Deutschland schon über 30.000 Haushalte mit Holz-Pellets.

Die Pellets werden hergestellt: aus getrockneten, naturbelassenen Säge- und Holz-Spänen. Durchmesser: 6 mm. Länge: 1–2 cm. Ohne Binde-Mittel gepreßt – unter hohem Druck. Pellet-Öfen haben einen hohen Komfort und einen hervorragenden Brand mit wenig Asche.

In Zeiten, in denen die Energie-Preise von abgesprochenen Oligopolen hochgedreht werden, kommt der uralte Ofen wieder zu Ehren: als eine energiesparende Wärme-Anlage. Holz wird wieder entdeckt – als Lieferant ökologischer Energie. Denn: Beim Verbrennen entsteht nur soviel Kohlendioxid, wie das Holz zum Wachstum gebunden hat. Und: Holz ist ein nachwachsender Rohstoff.

Es kostet weniger als Gas und Erdöl.

Ausbruch. Es gab in der Kultur-Geschichte immer wieder Bewegungen, vieler Menschen, die die Städte verließen und in die Natur gingen. Sie trennten sich von den ausgefahrenen Situationen, wollten banalen Klischees ausweichen und suchten Ursprünglichkeit.

Dazu gab es eine starke künstlerische Bewegung. Südlich von Paris entstand im Dorf Barbizon eine Künstler-Kolonie (M. 19. Jh.; Corot, Rousseau, Millet u.a.). Weitere folgten: Worpswede bei Bremen (1889; Mackensen, Modersohn, Vogeler, Hoetger, Rilke, Hausmann u.a.). Monte Veritá bei Ascona (Tessin; 1902). Schwalenberg in Lippe.

Paul Cèzanne (1839–1906) malte in den südfranzösischen Bergen. Vincent van Gogh (1853–1890) ging in die Provence. Paul Gauguin (1848–1903) floh in die Südsee. Die ›Moderne‹ in den Künsten entstand weitgehend mit dem Motiv des Ausbruchs.

Dies war nur die sichtbare Spitze des Eis-Bergs. Viele Menschen hatten eine Sehnsucht nach Werten, die sie im normalen Leben vermißten.

Der Industrie-Wald könnte sich in diese lange Tradition einordnen. Er bietet mitten in Gelsenkirchen, mitten im Ruhrgebiet, zwischen den Städten, eine Ausbruchs-Möglichkeit. Man muß sie jetzt nicht mehr gegen die Stadt anführen, sondern man kann sagen: Jedes zu seiner Zeit – und mitten in der Stadt.

Ausbruchs-Möglichkeiten gibt es heute viele. Sie sind unterschiedlich intelligent und unterschiedlich fruchtbar: hoch unintelligente und hoch unfruchtbare, auf die ganze Massen abfahren. Jetzt sollte man daran denken, die besseren Ausbruchs-Möglichkeiten zu realisieren.

In diesem kulturgeschichtlichen Zusammenhang sieht man, daß der Industrie-Wald eine doppelte Dimension an Werten hat. Er schafft etwas relativ Unbekanntes: das Unverregelte, Unorganisierte, Ungeplante – was frei abläuft. Eine völlig neue Umwelt entsteht.

Sie ist eine Herausforderung, weil sich die Menschen in diesem oft labyrinthischen Ambiente selbst orientieren müssen – und sich dann auch ein Stück weit selbst ausprobieren können.

Vision: ein Industrie-archäologischer Park. Aus seiner Erfahrung auf dem Gelände Rhein-Elbe entwickelt Herman Prigann eine Konzept-Idee. »Im Ruhrgebiet sind serienwei-

se Zechen verschwunden – nach dem Motto ›tabula rasa‹. Bisher ist niemand auf die Idee gekommen, eine ganze Zechen-Anlage nach der ästhetischen Idee der Ruinen-Romantik abzureißen.«

Diese Idee entstand aus der realen Anschauung der Ruinen in der mediterranen Kultur. »›Das große Steinfeld‹ um Mont Cenis in Herne habe ich bewußt in Assoziation zu mediterranen Ruinen-Feldern gestaltet.«

Anregung kam auch von Englischen Gärten, in denen Ruinen künstlich inszeniert wurden.

Aber das Mediterrane hat nicht nur den Verfall als Kultur in den Blick gerückt, sondern auch die Lebendigkeit, die eigentümlicherweise oft in den Ruinen steckt.

Daher gibt es Einwände dagegen, den Aspekt des Verfalls zu hoch zu hängen. Wichtiger wird wohl der Aspekt des Entdeckens sein: Wenn man auf Spuren stößt, wird ein Objekt wieder lebendig.

Wir beobachten eine tiefgreifende Ambivalenz: Einerseits Verfall und Tod – andererseits Verlebendigung. Die Ästhetik der Ruine funktioniert wie ein Kipp-Schalter: Da gibt es Melancholie und Euphorie.

Der Landschafts-Künstler hat den Gedanken des ›Archäologischen Parks‹ bereits modellhaft in kleinerem Umfang realisiert: im Projekt ›Wasserstände‹ in Marl. Dort wurde der Abriss einer umfangreichen Architektur wurde in einem bestimmten Moment gestoppt. Erhalten sind 32 Becken, in denen einst Wasser gefiltert wurde.

Herman Prigann: »Beim Archäologischen Park schwebt mir die Übernahme eines noch nicht abgerissenen Zechen-Geländes vor, das schon lange Jahre vor sich hin verrottet. Um einen gezielten Abriß zu machen, muß jedes Gebäude danach bewertet werden: Was kannst du statisch stehen lassen – und was gibt es in welcher Form her an ästhetischer Anschauung mit einer hohen Faszination. Der Besucher soll dazu assoziieren können.« Das wäre eine Via Appia des Ruhrgebietes!

Herman Prigann: »Und ein ›Forum Romanum des Ruhrgebiets‹ – dies möchte ich gern erhalten wissen.

Dazu käme etwas Weiteres: Was an Architektur-Ruine erhalten bleibt, bekommt eine Gräfte – rundherum einen Wasser-Graben, so daß es eine *terra incognito* ist. Keiner soll hingehen können.

Das hat in vieler Hinsicht Vorteile. Du bist die Sicherheits-Probleme los. Es ist ein Schutz vor Vermüllung. Und der Mensch muß nicht überall hinein gehen – es geht mir um die betroffen machende und nachdenkliche Anschauung.«

Das Beispiel ›Wasserstände‹ ist so inszeniert, daß in den 32 Sand-Flächen maximal Heckenrosen gedeihen können. Auf den Hügeln ist von vornherein wilde Wiese angesät – als eine dichte Decke. Darin kann sich kein anderer Samen festsetzen. Man kann solche Gebiete steuern.

Mit dem Aushub kannst du die Topografie des Ortes bestimmen. Du hast die Möglichkeit, Hügel entstehen zu lassen. Und darauf wächst Sukzessions-Wald.

Die dritte Möglichkeit ist: Du kannst Gelände so abkratzen und mit dem Verschredderten bedecken, daß sich dort Trocken-Wiesen bilden.

So erhalten wir einen Archäologischen Park einer anderen Dimension. Wortwörtlich genommen steckt darin, daß man auch die Archäologie des Parks in Erinnerung ruft. In einem kleineren Terrain gibt es die Partie eines Baum-Gartens, in dem du spazieren gehen kannst – mit Rosen …

Dann hast du die Anschauung eines Englischen Gartens, der in die offene Landschaft läuft. In diesem Garten bilden sich beizeiten Haine – auf den Hügeln.

Auf diese Weise komponiert sich dieser Archäologische Park – von der Ruine bis zu Erinnerungs-Gärten und anderer Formen von Park-Landschaften.

Darin integriert ist ein älteres Gebäude, das aus der Zeit der Zechen erhalten ist. Ihm wird ein neuer Inhalt gegeben – als Reflexions-Raum, der die Geschichte dieses Ortes erzählt, aber auch etwas von der Entwicklung und Gestaltung von Parks.

In der Schacht-Anlage möchte ich Horch-Räume entwickeln. Du gehst in einen Raum,

in dem nichts ist – nur Akustik. Eine rein akustische Architektur. Sie dient nur einem Sinn: Fein-Sensoren nehmen von tief unter der Erde auf: feinste Tropf-Geräusche, Stein-Schlag, Rieseln und andere unterirdische Geräusche – oben geben sie dies mit Lautsprechern wieder. Der Raum ist dann akustisch gefüllt: mit einem Tropfen, der tief unten in 500 Metern fällt. In diesem Raum horchen wir in das Innere der Erde hinein.«

Man soll den Archäologischen Park nur mit Führungen haben: Darin wird man zum Schweigen verpflichtet – wie bei den Trappisten-Mönchen. Denn man muß diesen Park zu einem besonderen Platz machen. Zugänglich: nur zweimal im Jahr. Mit langer Anmeldung.

Herman Prigann: »Auf Rhein-Elbe hat mir ein Teil des Publikums sehr weh getan. Daher verteidige ich die Interessen derer, die sagen: Können Sie nicht dafür sorgen, daß der Vandalismus und die Vermüllung des wunderschönen Geländes aufhören.«

Sonnen-Aufgang auf Rhein-Elbe. Abenteuer-Fläche. Wildnis. Eine exterritoriale Insel mitten in einer höchst verregelten Umwelt. Natur, in der man wunderbare Beobachtungen machen kann. Vor der Haus-Tür. Ohne eine lange Strecke bis zu einem National-Parks fahren zu müssen.

Es ist schön, da durchzulaufen – mit offenem Mund – staunend – den Kopf voller Assoziationen – mit Nach-Denken und Vor-Denken.

Literatur

Die lediglich an einer oder an zwei Stellen zitierte Literatur wird nur in der Anmerkung wiedergegeben – mit vollem Literatur-Zitat. In manchen Fällen wird die unten aufgeführte Literatur auch in der Anmerkung auszitiert.

W. Abel, Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland. Göttingen 3. Auflage 1986.

W. Abel, Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart 3. Auflage 1978.

Karl Abetz, Bäuerliche Waldwirtschaft. Dargestellt an den Verhältnissen in Baden. Hamburg 1955.

W. Achilles, Deutsche Agrargeschichte im Zeitalter der Reformen und der Industrialisierung. Stuttgart 1993.

AFZ (Allgemeine Forstzeitschrift).

Akademie der Künste (Hg.), Waldungen – die Deutschen und ihr Wald. Ausstellungs-Katalog. Berlin 1987.

Richard Alewyn/Karl Sälzle, Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste in Dokument und Deutung. Hamburg 1959 (mit umfangreichem Literaturverzeichnis u.a. zu Fest, Theater, Drama, Jagd).

Joachim Allmann, Der Wald in der frühen Neuzeit. Eine mentalitäts- und sozialgeschichtliche Untersuchung am Beispiel des Pfälzer Raumes 1500–1800. Berlin 1989.

B. Amedick, Das Forst- und Jagdwesen im Hochstift Paderborn während des 17. und 18. Jahrhunderts. Dissertation. Universität Münster 1909.

Bruno Andreolli (Hg.), Il bosco nel medioevo. Bologna 1988.

Michael Andritzky/Klaus Spitzer (Hg.), Grün in der Stadt – von oben, von selbst, für alle, von allen. Eine Veröffentlichung des Deutschen Werkbundes. Reinbek 1981.

Michael Andritzky/Margret Tränkle/Linda Katz, Baumstark. Wald, Holz, Kultur. O.O. und J.

Ludovico Ariosto, Orlando furioso. Ed. E. Bigi. Vol. 1.2. Mailand 1982. Deutsch: Der rasende Roland. In: Ludovico Ariosto, Sämtliche poetischen Werke. Übersetzt von A. Kissner. Band 1/3. Berlin 1922.

Ernst Moritz Arndt, Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forsten und der Bauern im Sinne einer höheren d.h. menschlichen Gesetzgebung. Schleswig 1820.

U. Asmus, Vegetationskundliches Gutachten über den Anhalter und Potsdamer Güterbahnhof in Berlin. Berlin 1980.

U. Asmus, Vegetationskundliches Gutachten über das Südgelände des Schöneberger Güterbahnhofs. Senator für Bau- und Wohnungswesen Berlin (West). 1981.

Rosario Assunto, Il paesaggio e l´estetica [1973]. Palermo 1994. Landschaft als Horizont der Freiheit.

Hans Paul Bahrdt, Umwelterfahrung. München 1974. Kulturelle Muster im Umgang mit dem Wald.

Alfred Bartelmeß, Wald. Umwelt des Menschen. Freiburg 1972.

Adolf Bastian, Der Baum in der vergleichenden Ethnologie. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 5/1868, 287/316.

Erich Bauer, Unsere Wälder im historischen Kartenbild. Grünstadt 1981.

Roland Bechmann, Des arbres et des hommes. Paris 1984.

Johann Gottlieb Beckmann, Anweisung zu einer pfleglichen Forstwirtschaft vom allgemeinen Besten ... Chemnitz 1759.

Uwe Beckmann/Birgit Freese, Hölzerne Zeiten. Die unendliche Karriere eines Naturstoffes. Museums-Katalog. Hagen 1994.

J. M. Bechstein, Forstbotanik: oder vollständige Naturgeschichte der deutschen Holzgewächse und einiger fremden. 4. überarbeitete Auflage Gotha 1821.

J. M. Bechstein (Hg.), Handbuch der Jagdwissenschaft. 2 Teile in 5 Bänden. Nürnberg/Gotha 1801/1822.

A. Becker, Der Siegerländer Hauberg. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer Waldwirtschaftsform. Kreuztal 1991.

I. Benninghoff-Lühl, Der Weselerwald. Wirtschafts- und Lebensraum. Stadtarchiv Wesel 1984.

Carl Heinrich Edmund von Berg, Das Verdrängen der Laubwälder im nördlichen Deutschland durch die Fichte und die Kiefer. Darmstadt 1944.

Carl Heinrich Edmund von Berg, Geschichte der deutschen Wälder bis zum Schlusse des Mittelalters. Dresden 1871 (Neudruck: Amsterdam 1966).

Carl Heinrich Edmund von Berg, Staatsforstwirtschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirte. Leipzig 1850.

H. Bergerhoff, Untersuchungen über die Berg- und Rauchschäden mit besonderer Berücksichtigung des Ruhrbezirks. Dissertation. Universität Bonn 1928.

August Bernhardt, Die Geschichte des Waldeigentums, der Waldwirtschaft und Forstwirtschaft in Deutschland. 3 Bände. 1872/1875. Nachdruck Aalen 1966.

Richard Bernheimer, Wild Men of the Middle Ages. Cambridge, Mass. 1952.

K. Berrens, Geschichte der Jagdkunst. Von der Höhlenmalerei bis zur Münchner Schule. Mainz 1984.

K. Bertsch, Geschichte des deutschen Waldes. 2. Auflage Jena 1949.

H. P. Blume/M. Horbert/R. Horn/H. Sukopp, Zur Ökologie der Großstadt unter besonderer Berücksichtigung von Berlin (West). Schriftenreihe des Deutschen Rates für Landschaftspflege 30/1978.

Wilhelm Bode/Martin von Hohnhorst, Waldwende. Vom Försterwald zum Naturwald. 2. Auflage München.

Wilhelm Bode (Hg.), Naturnahe Waldwirtschaft. Holm 1997.

J. Bölsche (Hg.), Das gelbe Gift – Todesursache Saurer Regen. Reinbek bei Hamburg 1984.

Wilhelm Freiherr von der Borch, Die Ästhetik im Walde. Sylvan – Jahrbuch für Forstmänner. Heidelberg 1824.

Martin Born, Die Entwicklung der deutschen Agrarlandschaft. Darmstadt 1974.

Arno Borst, Lebensformen im Mittelalter. Frankfurt 1973.

Charles R. Bowlus, Die Umweltkrise im Europa des 14. Jahrhunderts. In: Rolf Peter Sieferle (Hg.), Fortschritte der Naturzerstörung. Frankfurt 1988, 13/30.

S. Brakensieg, Agrarreform und ländliche Gesellschaft. Die Privatisierung der Marken in Nordwestdeutschland 1750–1850. Paderborn 1991.

Annette Braun, Walderholung im Spiegel der Sozialwissenschaften. In: Forstwissenschaftliches Centralblatt 117/1998, 44/62.

Annette Braun, Wahrnehmung von Wald und Natur. Opladen 2000.

Horst Bredekamp (Text)/Wolfram Janzer (Fotografie), Vicino Orsini und der Heilige Wald von Bomarzo. Worms 2. überarbeitete Auflage 1991.

S. Braun-Budde, Die Wald und Forstwirtschaft der Eifel. Dissertation Universität Bonn 1969.

Jacques Brosse, Mythologie der Bäume. Olten 1990.

Franz Josef Brüggemeier, Blauer Himmel über der Ruhr. Geschichte der Umwelt im Ruhrgebiet 1840–1990. Essen 1992.

Franz Josef Brüggemeier, Das unendliche Meer der Lüfte. Luftverschmutzung, Industrialisierung und Risikodebatten im 19. Jahrhundert. Essen 1996.

Anton Bühler, Wald und Jagd zu Anfang des 16. Jahrhunderts und die Entstehung des Bauernkriegs. Tübingen 1911.

Lucius Burckhardt; Landschaftsentwicklung und Gesellschaftsstruktur. In: Friedrich Achleitner (Hg.), Die WARE Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffs. Salzburg 1978.

Lucius Burckhardt, siehe: Andritzky, 1981.

Lucius Burckhardt, siehe: Ullmann, 1981.

Adrian von Buttlar, Der Landschaftsgarten. Gartenkunst des Klassizismus und der Romantik. Köln 1989.

Dieter Cwienk (Hg.), Holz Zeit. Natur, Mythos, Technik. Graz 1995.

Monika Daldrop-Weidmann, siehe Rossow, 1991.

Jörg Dettmar, Industriebrachen – vergiftete Wüsten oder lebendige Oasen. Ein floristisch-vegetationskundlicher Führer für Industriebrachen im Ruhrgebiet. Gelsenkirchen 1991.

Jörg Dettmar/Hamann & Schulte, Entdeckungsreise durch eine Industrie-Landschaft. Naturkundlicher Führer. Regionaler Grünzug D.

Jörg Dettmar, Industrietypische Flora und Vegetation im Ruhrgebiet. Berlin 1992.

Jörg Dettmar, siehe: Rebele/Dettmar, 1996.

Jörg Dettmar, Ökologische und ästhetische Aspekte der Sukzession auf Industriebrachen. In: Prigann/Strelow/David, 2004, 128/131.

(Kurt-Waldemar Dittmar, Bergassessor a.D.), Die Gruppe Dortmund der Gelsenkirchener Bergwerks-AG. in den Jahren 1942–1952. o.O. und J.

D. Ebeling, Der Holländerholzhandel in den Rheinlanden. Zu den Handelsbeziehungen zwischen den Niederlanden und dem westlichen Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert. Stuttgart 1992.

S. Ebner/A. Scherer, Die wichtigsten Forstschädlinge. Graz 2001.

Hans Wilhelm Eckardt, Herrschaftliche Jagd, bäuerliche Not und bürgerliche Kritik. Göttingen 1976.

Mircea Eliade, Der verbotene Wald. Frankfurt 1993.

Emscher, siehe unten.

Max Endress, Die Waldbenutzung vom 13. bis Ende 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Forstpolitik. Tübingen 1888.

Max Endres, Handbuch der Forstpolitik mit besonderer Berücksichtigung der Gesetzgebung und Statistik. Berlin 1905.

S. Epperlein, Waldnutzung, Waldstreitigkeiten und Waldschutz in Deutschland im hohen Mittelalter. Stuttgart 1993.

John Evelyn, Sylva or a Discourse on Forest Trees. London 1664.

Alfred Faber, 1000 Jahre Werdegang von Herd und Ofen. München 1950.

Vittorio Fagone, Art in Nature. With contributions by Laszló Beke, René Berger, Gertrud Kobke Sutton, Jaques Leenhardt, Sheila Leirner, Paul Nesbitt, Giovanna Parodi da Passano, David Reason, Dieter Ronte, Elmar Zorn. (Mazzotta) Milano 1996 (englisch und italienisch). Darin Prigann.

Franz-Maria Feldhaus, Die Säge. Ein Rückblick auf vier Jahrtausende. Berlin 1921.

Werner Feldkamp, Zur Waldgeschichte des Hochwaldes. In: Beiträge zur Botanik des Hochwaldes. Hochwälder Hefte zur Heimatgeschichte, Heft 30/1990.

H. F. von Fleming, Der Vollkommene Teutsche Jäger: Darinnern Die Erde, Gebeurge, Kraeuter und Baeume, Eigenschaft der wilden Thiere und Voegel … mit vielen Kupffern … Leipzig 1719/1749.

Günther Franz, Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges. Darmstadt 1963.

James Georg Frazer, The Golden Bough. A Study in Comparative Religion. 3. Ausgabe. 12 Bände. London 1911/1918.

Gerd Gröning/Ulfert Herlyn, Landschaftswahrnehmung und Landschaftserfahrung. Münster 1996.

Gerd Gröning/J. Wolschke-Bulmahn (Hg.), Landschaftswahrnehmung und Landschaftserfahrung. Texte zur Konstitution und Rezeption von Natur als Landschaft. München 1990. seiner Gesellschaften und Organisationen. Essen 1957.

Hans Gerke, Der Baum in Mythologie, Kunstgeschichte und Gegenwartskunst. Heidelberg 1985.

Rolf-Jürgen Gleitsmann, Rohstoffmangel und Lösungsstrategien: Das Problem vorindustrieller Holzknappheit. In: Freimut Duve (Hrsg), Technologie und Politik Nr. 16. Reinbek bei Hamburg 1980, 104/154.

Friedrich Gorissen, Heimat im Reichswald. Kleve 1950.

Eberhard Gothein, Entstehung und Entwicklung der Murgschiffahrt. Ein Beitrag zur Geschichte des Holzhandels. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 43/1889, 401/455.

Eberhard Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. Straßburg 1892.

Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst. 2 Bände. Jena 1926.

Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Band 1–3. Stuttgart 1980 (Nachdruck der Ausgabe Göttingen 1856/1857).

Ulrich Grober, Sunna, mao, wind und ek. Oder: Was kümmert es die tausendjährige Eiche von Erle [bei Raesfeld, Westfalen], wenn ein neues Jahrhundert an ihr kratzt! Eine Baumbiografie. In: Die Zeit 28.12.2000.

Gert Gröning/Joachim Wolschke-Bulmahn, Von der Stadtgärtnerei zum Grünflächenamt. 100 Jahre kommunale Freiflächenverwaltung und Gartenkultur in Hannover. Berlin 1990.

Georg Grüll, Bauer, Herr und Landesfürst. Sozialrevolutionäre Bestrebungen der oberösterreichischen Bauern von 1650 bis 1848. Linz 1963.

Roland Günter, Hexenkessel. Ein Reisebuch zu Sachsen-Anhalt. Halle/Saale 1998. Darin: Ein Gesellschafts-Entwurf: das Gartenreich um Dessau und Wörlitz, 486/529.

F. Hachenberg, 2.000 Jahre Waldwirtschaft am Mittelrhein. Ausstellung Landesmuseum Koblenz. Koblenz 1992.

Günther Haaf, Rettet die Natur. Gütersloh o.J.

O. von Hagen, Die forstlichen Verhältnisse Preußens. 2 Bände. 3. Auflage Berlin 1894.

Heinrich Hansjakob, Waldleute. Erzählungen. Stuttgart 1922.

Robert P. Harrison. Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur. Wien 1992.

Cyril E. Hart, Royal Forest. Oxford 1966.

Moritz Hartmann, Der Krieg um den Wald. Eine Historie. Berlin 1970 (zuerst 1850).

K. Hasel, Zur Geschichte der Forstgesetzgebung in Preußen. Frankfurt 1974.

Karl Hasel, Forstgeschichte. Freiburg 1985.

G. L. Hatig, Entwurf einer allgemeinen Forst- und Jagd-Ordnung, mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat. Berlin 1833.

Herman Graf von Hatzfeld (Hg.), Ökologische Waldwirtschaft. Heidelberg 1996.

Hans Hausrath, Geschichte des deutschen Waldbaus. Von seinen Anfängen bis 1850. Karlsruhe 1982.

Martin Heidegger, Bauen Wohnen Denken. Vortrag am 5. 8. 1951 in Darmstadt. In: Martin Heidegger, Mensch und Raum. Darmstadt 1972, 72 ff.

Dieter Hennebo, Die Entwicklung des Stadtgrüns von der Antike bis in die Zeit des Absolutismus. Geschichte des Stadtgrüns. Band 1. 2. bearbeitete und erweiterte Auflage Hannover 1979.

Dieter Hennebo, Gartendenkmalpflege. Grundlagen der Erhaltung historischer Gärten und Grünanlagen. Stuttgart 1985.

F. W. Henning, Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Deutschland. Band 2: 1750–1976. Paderborn 2. Auflage 1985.

Ulfert Herlyn, siehe: Gröning/Herlyn, 1996.

A. Herzig, Unterschichtenprotest in Deutschland 1790–1870. Göttingen 1988.

A. Hesmer, Wald- und Forstwirtschaft in Nordrhein-Westfalen. Bedingtheiten, Geschichte, Zustand. Hannover 1958.

A. Hexges, der Kottenforst. Bonner Geschichtsblätter 35/1984, 21/98.

Christian Cay Lorenz Hirschfeld, Theorie der Gartenkunst. 5 Bände. Leipzig 1779/1785. Fotomechanischer Nachdruck: Hildesheim 1973.

Christian Hlavac (Hg.), Zurück in´s Paradies. Neue Wege im Gartentourismus. München 2002.

Erich Hobusch, Von der edlen Kunst des Jagens. Leipzig 1978.

R. Hocker, Zur Jagdgeschichte des Kurfürsten von Köln. Bonner Geschichtsblätter 21/1980, 25/50.

Alfred Hoffmann, Der Landschaftsgarten. Hamburg 1963.

K. H. Hoffmann, das Forstwesen des Herzogtums Kleve zur Zeit des Merkantilismus. Dissertation. Universität Köln 1955.

Rudi Holzberger, Der Wald zwischen Wildnis und Monokultur. Ravensburg 1988.

Rudi Holzberger, Das sogenannte Waldsterben. Zur Karriere eines Klischees. Das Thema Wald im journalistischen Diskurs. Konstanz 1995.

M. Horbert, siehe: Blume/Horbert/Horn/Sukopp, 1978.

Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Frankfurt 1969.

R. Horn, siehe: Horn/Blume/Horbert/Horn/Sukopp, 1978.

Hövel, Die Erhaltung des Waldes im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Mitteilungen der Bezirksstelle für Naturdenkmalpflege 2/1, 1929/30.

Benno Hurt, Die Wälder der Deutschen. Hamburg 1993.

Samuel Heinrich Jachtmann, Anweisung, wie auf leichte Art alle nur mögliche Feuerungen zur Holzersparnis eingerichtet werden können, um dadurch der in jedem Lande höchst verderblichen Holzverschwendung Einhalt zu tun. Berlin 1786.

Wolfgang Jacobeit, Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Berlin 1961.

H. Jäger, Einführung in die Umweltgeschichte. Darmstadt 1994.

P. W. Janssen, Schreiner, Zimmerer & Co. Internationale Geschichte der Holzhandwerke. Holzhandwerke ab 3000 vor Christus bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts. Museum für Holzhandwerke. Sinzig 2000.

Albrecht Jockenhövel (Hg.), Bergbau, Verhüttung und Waldnutzung im Mittelalter. Auswirkungen auf Mensch und Umwelt. Stuttgart 1996.

Florian Judmann, Die Einstellung von Kleinprivatwaldeigentümern zu ihrem Wald. Dissertation. Universität Freiburg 1998.

Linda Katz, siehe: Michael Andritzky/Margret Tränkle/Linda Katz, Baumstark. Wald, Holz, Kultur. O.O. und J.

H. Kaspers, Zur älteren Geschichte des Königsforstes bei Köln. Allgemeine Grundlagen und urkundliche Nachrichten. In: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 45/1974, 15/48.

K. Kehr, Die Fachsprache des Forstwesens im 18. Jahrhundert. Eine wort- und sachgeschichtliche Untersuchung zur Terminologie der deutschen Forstwirtschaft. Gießen 1964.

Diethart Kerbs/Jürgen Reulecke (Hg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933. Wuppertal 1998.

H. W. Keweloh (Hg.), Flößerei in Deutschland. Stuttgart 1985.

H.-W. Keweloh, Auf den Spuren der Flößer. Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines Gewerbes. Stuttgart 1988. Darin: Die Flößerei auf Mittel- und Niederrhein im 18. Jahrhundert. 111/128, 242/247.

A. Knaut, Ernst Rudorff und die Anfänge der Deutschen Heimatbewegung. In: E. Klüting (Hg.), Antimodernismus und Reform. Darmstadt 1991, 20/50.

Otto Koenig, Das Paradies vor unserer Tür. Ein Forscher sieht Tiere und Menschen. München 1973.

Kommunalverband Ruhrgebiet, Atlas Karte + Luftbild Mittleres Ruhrgebiet. Essen 2000.

Michiel Koolbergen, In de Ban van Bomarzo. Het wonderlijkste beeldenpark van Europa als inspiratiebron voor de kunstenaars. Amsterdam 1984.

Gottfried Korff, siehe: Wilfried Ranke/Gottfried Korff, Hauberg und Eisen. München 1980.

Josef Köstler, Grenzen des Kapitalismus in der Forstwirtschaft. Dissertation. München 1927.

Josef Nikolaus Köstler, Wald – Mensch – Natur. Hamburg 1967.

I. Kowarik, Vegetationsentwicklung auf innerstädtischen Brachflächen – Beispiele aus Berlin (West). Tuexenia 6, 75/98.

F. Kurt, das Reh in der Kulturlandschaft. Sozialverhalten und Ökologie eines Anpassers. Hamburg 1991.

Hansjörg Küster, Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart. München 1998.

Hansjörg Küster, Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart. München 1999.

Helmut Lackner, Die Brennstoffversorgung des steirischen Eisenwesens. In: P.W. Roth (Hg.), Erz und Eisen in der Grünen Mark. Eisenerz 1984.

D. Laudert, Mythos Baum. München 2. Auflage 1999.

Louis G. Le Roy, Natur ausschalten – Natur einschalten. Stuttgart 1973.

Albrecht Lehmann, Wald als ›Lebensstichwort‹. Zur biographischen Bedeutung der Landschaft, des Naturerlebnisses und des Naturbewußtsein. In: BIOS. 9, 1996, 143/154.

Albrecht Lehmann, Wald. Über seine Erforschung aus volkskundlichen Fachtraditionen. In: Zeitschrift für Volkskunde 92/1996, 32/47.

Albrecht Lehmann, Von Menschen und Bäumen. Die Deutschen und ihr Wald. Reinbek bei Hamburg 1999.

Albrecht Lehmann/Klaus Schriewer (Hg.), Der Wald – ein deutscher Mythos? Berlin 2000.
Anette Lenzing, Gerichtslinden und Thingplätze in Deutschland. Königstein 2005.
Ludwig Lesser, Volksparke heute und morgen. Berlin 1927.
Claude Lévi-Strauss, Das wilde Denken. Frankfurt 1968.
Le Roy, Foret. In: Diderot, Band 7, 129/132.
Ekkehard Liehl/W. D. Sick (Hg.), Der Schwarzwald. Bühl/Baden 1980.
Bernd Lötsch, Stadtklima und Grün. In: Michael Andritzky/Klaus Spitzer (Hg.), Grün in der Stadt – von oben, von selbst, für alle, von allen. Eine Veröffentlichung des Deutschen Werkbundes. Reinbek 1981, 154/190.
Dieter Longdong/Rudolf Hurck, Der Umbau des Emscher-Systems. In: Garten + Landschaft 10/1991, 31/34.
Dietrich Lohrmann, Energieprobleme im Mittelalter: Zur Verknappung von Wasserkraft und Holz in Westeuropa bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. In: VSWG, 66/1979, 297/216.
Frederike Lorenz, Ein Wald, den es nicht geben dürfte. Ökologen rätseln, wie am Rand der israelischen Negev-Wüste Bäume gedeihen können. In: Süddeutsche Zeitung 13. 9. 2005, 12. Yatir-Wald. »Auf dem kargen Boden behaupten sich Kiefern, Koniferen und Pinien. Obst- und Olivenbäume tragen in dem warmen Klima reiche Früchte.« Forschungs-Station. Teil des internationalen Forschungs-Netzwerk Fluxnet.
J. Lorsbach, Hauberge und Haubergsgenossenschaften im Siegerland. Karlsruhe 1955.
Henry Lowood, The Calculating Forester: Quantification, Cameral Science, And the Emergence of Scientific Forestry Management in Germany. In: The Quantifying Spirit in the Eighteenth Century. Berkeley, Calif. 1991, 315/342.
F. Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart 3. Auflage 1976.
Friedrich Mager, Der Wald in Altpreussen als Wirtschaftsraum. 2 Bände. Graz 1960.
H. Majakowski/B. Buderath, Die Natur dem Menschen untertan. Ökologie im Spiegel der Landschaftsmalerei. München 1983.
Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. 1. Teil: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1975.
Kurt Mantel, Forstgeschichte des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß der Forstordnungen und Noe Meurers. Hamburg 1981.
Kurt Mantel, Wald und Forst in der Geschichte. Ein Lehr- und Handbuch. Alfeld 1990.
John Manwood, Abhandlung über die Gesetze des Forstes, worinnen nicht nur die Gesetze dargetan werden, so jetzt in Kraft sind, sondern auch der Ursprung und Beginn der Forste: desgleichen, was Forste sind und wie sie verschieden sind von Jagden, Lustwäldern und Gehegen; mit allen Dingen, so beiden eigen sind. 1592.
Karl Marx, Verhandlungen des 6. Rheinischen Landtags. Dritter Artikel: Debatten über das Holzdiebstahlsgesetzt. In: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke. Band 1. Berlin 1970, 109/147.
Karl Marx, Debatten über das Holzdiebstahlgesetzt 1842. In: Karl Marx, Werke und Schriften, Band 1, Glashütten 1970.
J. Matthieu, Geschichte der Alpen, 1500–1900. Umwelt, Entwicklung, Gesellschaft. Wien 1998.
Wolfgang Matz, Adalbert Stifter oder Die fürchterliche Wendung der Dinge. Biographie. München 1995.
Pia Mayer-Gampe, Der Wald als Symbol in Märchen und Mythen. Dissertation München 1999.
Georg Meister/Monika Offenberger, Die Zeit des Waldes. Frankfurt 2004.
Maurice Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1965 (zuerst: Paris 1945).
Georg Meister/Monika Offenberger, Die Zeit des Waldes. (2001) Frankfurt 2004. Bild-Band zu jahrzehntelanger Dokumentations-Arbeit. Georg Meister ist Förster in Bayern, National-park-Planer, Streiter für naturgemäßen Waldbau. Monika Offenberger schreibt Geschichte des Waldes.
G. Mitscherlich; Zustand, Wachstum und Nutzung des Waldes im Wandel der Zeit. Freiburg 1963.
G. Mitscherlich, Wald, Wachstum und Umwelt. 3 Bände. Frankfurt 1975/1978.
Siegmund Mohr, Die Flößer auf dem Rhein. Mannheim 1897.
Josef Mooser, Furcht bewahrt das Holz. Holzdiebstahl und sozialer Konflikt in der ländlichen Gesellschaft 1800–1850 an westfälischen Beispielen. In: Heinz Reif (Hg.), Räuber, Volk und Obrigkeit. Studien zur Geschichte der Kriminalität in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert. Frankfurt 1984.
Josef Mooser, Ländliche Klassengesellschaft 1770–1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen. Göttingen 1984.
Burkhardt Mücke, damit der Wald nicht stirbt. München 1983.
Dietrich Mülder, Helft unsere Buchenwälder retten! Siegen 1982.
Daniel Ernst Müller, Des Speßart's Holzhandel und Holz verbrauchende Industrien. Frankfurt 1837.
F. C. Müller, Vollständige Beschreibung der Sparöfen und Heerde, welche in der Grafschaft Mark schon seit vielen Jahren gebräuchlich und bewährt befunden sind. 1803. Nachdruck: Schwelm 1987.
Gerhard Naendrup, Die forstliche Öffentlichkeitsarbeit von Vereinen und Verbänden. In: Andreas Schulte (Hg.), Wald in Nordrhein-Westfalen. Band 1. Münster 2003, 483 ff.
Eduard Neuenschwander, natürliche Biotope im Stadtmilieu. In: Michael Andritzky/Klaus Spitzer (Hg.), Grün in der Stadt – von oben, von selbst, für alle, von allen. Eine Veröffentlichung des Deutschen Werkbundes. Reinbek bei Hamburg 1981, 2216/223.
J. Niethammer, Die Einbürgerung von Säugetieren und Vögeln in Europa. Hamburg 1963.
Nordrhein-Westfalen. Landesgeschichte im Lexikon. Düsseldorf 2. Auflage 1994.
Walter Nieß, Die Forst- und Jagdgeschichte der Grafschaft Ysenburg und Büdingen vom ausgehenden Mittelalter bis zur Neuzeit. Büdingen 1974.
Hans Jörg Oeschger, Douglasienanbau in Baden-Württemberg, unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entstehung. Stuttgart 1975.
Monika Offenberger, siehe: Meister/Offenberger, 2004.
José Ortega y Gasset, Über die Jagd. Reinbek 1957. Sozial-Geschichte und Philosophie der Jagd. Mit umfangreichem Literatur-Verzeichnis. Darin: Karl Sälzle, Kulturgeschichte der Jagd. S. 91/133.
H.-J. Otto, Waldökologie. Stuttgart 1994.
Josef Pacher, Untersuchungen der Zusammenhänge zwischen der Forstwirtschaft und den Veränderungen der Staatswirtschaft sowie der staatlichen Wirtschaftspolitik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Dissertation. Freiburg 1964.
Kaspar Papius, Die Holznoth und die Staatsforsten. München 1840.

Will-Erich Peuckert, Sagen. Geburt und Antwort der mythischen Welt. Berlin 1965.

Wiebke Peters, Nachhaltigkeit als Grundsatz der Forstwirtschaft. Ihre Verankerungen in der Gesetzgebung und ihre Bedeutung in der Praxis. Dissertation. Hamburg 1984.

Michael Petrak/Bernward Selter, Wild und Jagd. In: Schulte, 2003, 693/739 und ff.

Francesco Petrarca, Besteigung des Mont Ventoux. Frankfurt 1996 (Francesco Petrarca, Epistula familiaris IV 1, 1336).

Gerhard Pfeiffer, Die historische Funktion des Stadtwaldes. In: Städtisches Grün in Geschichte und Gegenwart. Hannover 1975, 113/123.

Friedrich W. L. Pfeil, Die Forstgeschichte Preußens bis zum Jahr 1806. Leipzig 1839.

Ohne Verfasser-Angabe, Das Proletariat und die Waldungen, mit besonderer Berücksichtigung der bayrischen Rheinpfalz. Kaiserslautern 1851.

Joachim Radkau/Ingrid Schäfer, Holz. Ein Naturstoff in der Technikgeschichte. Reinbek 1987. Ein fundamentales Standard-Werk. Darin ein umfangreiches Literatur-Verzeichnis.

Joachim Radkau, Das ›hölzerne Zeitalter‹ und der deutsche Sonderweg in der Forsttechnik. In: Ulrich Troitzsch (Hg.), ›Nützliche Künste‹. Kultur- und Sozialgeschichte der Technik im 18. Jahrhundert. Münster 1999, 97/117.

Joachim Radkau, Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt. München 2000.

W. Ranke/G. Korff (Hg.), Hauberg und Eisen. Landwirtschaft und Industrie im Siegerland um 1900. Photographien von Peter Weller. München 1980.

Rainer Rappmann, siehe: Harlan/Rappmann/Schatta, 1984.

Franz Rebele/Jörg Dettmar, Industriebrachen. Ökologie und Management. Stuttgart-Hohenheim 1996.

Franz Rebele, Ergebnisse floristischer Untersuchungen in den Industriegebieten von Berlin (West). In: Landschaft + Stadt 20, 49/66.

Stephan Reiß-Schmidt, Neue Gartenkunst im alten Revier. Drei Projekte im Emscher Landschaftspark: eine Strategie sucht ihre Gestalt. In: Bauwelt 12/1993/Stadtbauwelt 117, 578/587.

Johann Elias Riedinger, Weidwerk und Reitkunst. 36 Stiche von Johann Elias Ridinger (1695–1767). Bearbeitet von Wolfgang Schwarze. Wuppertal 1964. Der bedeutendste Tier- und Jagd-Zeichner des deutschen Barock mit ausgezeichnetem Fach-Wissen. Selbst Jäger und Reiter.

Gerhard Riehl, Die Forstwirtschaft im Oberharzer Bergbaugebiet von der Mitte des 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Hannover 1968.

Wilhelm Heinrich Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. I. Land und Leute. Stuttgart 6. Auflage 1867.

Wigand Ritter, Waldverwüstung und Wiederbewaldung. In: H. Kellenbez, Wirtschaftsentwicklung und Umweltbeeinflussung (14.–20. Jahrhundert). Wiesbaden 1982.

W. Rösener (Hg.), Jagd und höfische Kultur im Mittelalter. Göttingen 1997.

Markus Rösler, Ur-laub im Ur-Wald. In: Nationalpark, Nr. 120, 2/2003. Wildnis vor den Toren Saarbrückens.

Ulrich Rodenwaldt, Der Wald einer alten Stadt im Spiegel der Ratsprotokolle des 17. und 18. Jahrhunderts (1600–1834). Stuttgart 1977.

Lutz Röhrich, Der Baum in der Volksliteratur, in Märchen, Mythen und Riten. In: A. Fink/G. Gréciano (Hg.), Germanistik aus interkultureller Perspektive. 1988.

Franz Rosenhainer, Die Geschichte des Unterharzer Hüttenwesens. Von seinen Anfängen bis zur Gründung der Kommunionverwaltung im Jahre 1635. Goslar 1968.

Emil Adolf Rossmässler, Der Wald. 1863.

Walter Rossow, Die Veränderung des Landschaftsbegriffes in zwei Jahrhunderten. München 1975.

Walter Rossow, Die Landschaft muß das Gesetz werden. Hg. von Monika Daldrop-Weidmann. Stuttgart 1991.

K. Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland. Berlin 1879.

Heinrich Rubner, Forstgeschichte im Zeitalter der industriellen Revolution. Berlin 1967.

Heinrich Rubner, Deutsche Forstgeschichte 1933–1945. St. Katharinen 1985.

Jean Jacques Rousseau, Diskurs über die Ungleichheit. Mit sämtlichen Fragmenten neu herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Heinrich Meier. Paderborn 1984.

Jean Jacques Rousseau, Bekenntnisse. Frankfurt 1971. Tacitus, Germania. In: Tacitus, Die historischen Versuche ... Übersetzt und herausgegeben von K. Büchner. Stuttgart 2. Auflage 1963, 149/179.

Karl Sälzle, Kulturgeschichte der Jagd. In: José Ortega y Gasset, Über die Jagd. Reinbek bei Hamburg 1957, 91/133. Mit umfangreichem Literatur-Verzeichnis.

Heinrich von Salisch, Forstästhetik. 2. Auflage Berlin 1902 (zuerst 1885).

Antje Sander-Berke, Spätmittelalterliche Holznutzung für den Baustoffbedarf dargestellt am Beispiel norddeutscher Städte. In: Albrecht Jockenhövel (Hg.), Bergbau, Verhüttung und Waldnutzung im Mittelalter. Auswirkungen auf Mensch und Umwelt. Stuttgart 1996, 189/204.

S. Schama, Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. München 1996.

Peter Schatta, siehe: Harlan/Rappmann/Schatta, 1984.

Walter Schellhaas/Eberhard Wächtler, Der Plan der Einrichtung einer Forstakademie in Verbindung mit der Bergakademie Freiberg (Sachsen) 1799–1809. Freiberg 1975.

Franz Schneiter, Agrargeschichte der Brandwirtschaft. Graz 1970.

Robert Schmidt, Denkschrift betreffend Grundsätze zur Aufstellung eines General-Siedelungsplanes für den Regierungsbezirk Düsseldorf (rechtsrheinisch). Dissertation Königlich Technische Hochschule zu Aachen. Essen 1912.

Helmut Schreier, Bäume. Streifzüge durch eine unbekannte Welt. Hamburg 2004.

Klaus Schriewer, Die Gesichter des Waldes. Zur volkskundlichen Erforschung der Kultur von Waldnutzern. In: Zeitschrift für Volkskunde 1998/I, 71/90.

Ernst Schubert, Der Wald: wirtschaftliche Grundlage der spätmittelalterlichen Stadt. In: Bernd Herrmann (Hg.), Mensch und Umwelt im Mittelalter. Frankfurt 1989, 257/275.

Valentin Schübler, Der Kampf der Eisenhüttenwerke mit Holzkohlenbetrieb gegen die Hüttenwerke mit Steinkohlenbetrieb. Stuttgart 1852.

Anton Schuler, Wald- und Holzwirtschaftspolitik der alten Eidgenossenschaft. Zürich 1980.

Andreas Schulte (Hg.), Wald in Nordrhein-Westfalen. Wald- und Kulturlandschaftsgeschichte. Forst- und Holzwirtschaft. Natur- und Umweltschutz. Wild und Jagd. 2 Bände. Münster 2002.

F. Schwanitz, Die Entstehung der Kulturpflanzen. Heidelberg/Göttingen/Berlin 1957.

Adam Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte. 2 Bände. Berlin 1886/188.

Michael Schwarze-Rodrian, Parkbericht. Emscher Landschaftspark. Kommunalverband Ruhrgebiet. Essen 1996.
F. Schwertfeger, Waldkrankheiten. Berlin 3. Auflage 1970.
Johann Nepomuk von Schwerz, Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen. Münster 1836.
M. Schwickerath, Das Hohe Venn und seine Randgebiete. Vegetation, Boden und Landschaft. Jena 1944.
Werner Schwind, Der Eifelwald im Wandel der Jahrhunderte. Düren 1984.
K. Scupin/E. Speetzen/J. G. Zandstra, Die Eiszeit in Nordwestdeutschland. Krefeld 1993.
August Seidensticker, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte norddeutscher Forsten, besonders im Land hannover. Göttingen 1896.
Martin Seel, Eine Ästhetik der Natur. Frankfurt 1991.
Irene Seling, Die Dauerwaldbewegung in den Jahren zwischen 1880 und 1930. Schriften aus dem Institut für Forstökonomie der Universität Freiburg. Freiburg 1997.
John Seymour/Herbert Girardet, Fern vom Garten Eden. Die Geschichte des Bodens. Frankfurt 1985.
Rolf Peter Sieferle, Der unterirdische Wald. Energiekrise und industrielle Revolution. München 1982.
Rolf Peter Sieferle, Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart. München 1984.
Rolf Peter Sieferle (Hg.), Fortschritte der Naturzerstörung. Frankfurt 1988.
Heinrich Sippel, Die bäuerlichen Nutzungsrechte an der Reichswäldern bei Nürnberg. Dissertation. Erlangen-Bruck 1938.
Arnold Soom, Der ostbaltische Holzhandel und die Holzindustrie im 17. Jahrhundert. In: Hansische Geschichtsblätter, Nr. 79, 1961, 80/100.
Johann L. Späth, Praktische Abhandlung über das Verkohlen des Holzes in großen und kleinen Meilern für Cameralisten und Forstmänner. Nürnberg 1800.
Gerd Spelsberg, Rauchplage. Hundert Jahre Saurer Regen. Aachen 1984.
E. Speetzen, siehe: Scupin/Speetzen/Zandstra, Die Eiszeit in Nordwestdeutschland. Krefeld 1993.
Klaus Spitzer, siehe: Andritzky/Spitzer, 1981.
Klaus Spitzer, Ökologische Ästhetik – Ein Weg zu neuen Gestaltungsprinzipien? in: Michael Andritzky/Klaus Spitzer (Hg.), Grün in der Stadt, von oben, von selbst, für alle, von allen. Hamburg 1981. Kritik.
Gabriel Spitzner, Arbeiten im Park – Qualitäten des Strukturwandel. Erfolg und Erfolgsbedingungen des IBA-Projekts Wissenschaftspark Gelsenkirchen. Diplomarbeit am Lehrstuhl Kultur- und Siedlungsgeographie, Prof. Dr. Lienhard Lötscher. Ruhr-Universität Bochum Sommer 2003. (Gabriel Spitzner, Christstraße 39, 55 789 Bochum). Bebauungsplan 224 (1980/2001).
Marianne Stauffer, Der Wald. Zur Darstellung und Deutung der Natur im Mittelalter. Dissertation. Zürich 1958.
H. G. Steinberg, Die Entwicklung des Ruhrgebiets. Eine wirtschafts- und sozialgeographische Studie. Düsseldorf 1967.
Horst Stern (Hg.), Rettet den Wald. München 1979.
STIHL, Geschichte der Waldarbeit. Waiblingen-Neustadt 1976.
Wilhelm Stölb, Wald/ästhetik. Über Forstwirtschaft, Naturschutz und die Menschenseele. Remagen-Oberwinter 2005. Ein außerordentlich inhaltsreiches, lesbares Buch – geradezu ein Handbuch.
Martin Stuber, »Eure Kinder sollen Euch richten«. Werte und Normen in historischen Konzeptionen nachhaltiger Waldnutzung. In: R. Kauffmann-Hayoz/A. Di Giulio (Hg.), Proceedings des Symposiums ›Umweltverantwortliches Handeln‹ 1996 in Bern. Kulturelle Kontexte und umweltethische Diskurse Nr. 3/3, 84/88.
Vilma Sturm, Im grünen Kohlenpott. Duisburg 1965.
Lothar Suhling, Aufschließen, Gewinnen und Fördern. Geschichte des Bergbaus. Reinbek bei Hamburg 1983.
H. Sukopp, siehe: Blume/Horbert/Horn/Sukopp, 1978.
H. Sukopp, Ökologische Grundlagen für die Stadtplanung. In: Landschaft und Stadt 11/1979, 173/181.
Albrecht Timm, Die Waldnutzung in Nordwestdeutschland im Spiegel der Weistümer. Kön 1960.
Harald Thomasius, Wald, Landeskultur und Gesellschaft. Dresden 1973.
Henry David Thoreau, Walden und Leben in den Wäldern. Zürich 1971.
Margret Tränkle, Zur Geschichte des Herdes. In: Michael Andritzky (Hg.), Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Gießen 1992, 37/53.
Margret Tränkle, siehe: Michael Andritzky/Margret Tränkle/Linda Katz, Baumstark. Wald, Holz, Kultur. O.O. und J.
Ludmilla Tüting, Umarmt die Bäume. Die Chipko-Bewegung in Indien. Berlin 1983.
Gerhard Ullmann/Lucius Burckhardt, Niemandsland – Stadtbrachen und wilde Gelände im Wohnbereich. In: Michael Andritzky/Klaus Spitzer (Hg.), Grün in der Stadt – von oben, von selbst, für alle, von allen. Eine Veröffentlichung des Deutschen Werkbundes. Reinbek 1981, 110/115.
Bruno Vecchio, Il Bosco negli scrittori italiani del Settecento e dell´etá napoleonica. Torino 1974.
Frederic Vester, Der Wert eines Vogels – ein Fensterbilderbuch. München 1983.
Frederic Vester, Ein Baum ist mehr als ein Baum. Ein Fensterbuch. Illustration Peter Schimmel. München 1985 (2. Auflage 1986). Außerordentlich gut gemachter knapper System-Überblick.
Heinrich Walden, Forstgeschichte der Stadt Hamburg. Hamburg 1995.
Waldmuseum Dettenhausen. Katalog. 1991.
Jörn Wallacher, Jahresrückblick zum Kapitel Wald. Umweltakteure in der Forstpolitik – Debatten über den Wald 1999. In: Agrarbündnis (Hg.), Der Kritische Agrarbericht 2000, 307/3014.
Hans-Dieter Weber (Hg.), Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs. Konstanz 1989.
Lothar Wilhelm; Waldlandschaftspark Karlsberg. In: Integra 3/2000. Zeitschrift des Instituts für Integrativen Tourismus und Freizeitforschung. Wien 2000, 20/22.
Lothar Wilhelm, Kulturhistorische Relikte im nördlichen Saarland. Forst-Gutachten. 1991.
Lothar Wilhelm (Konzept und Koordination), WildnisWochen 2001. Im Rahmen des Veranstaltungsprogrammes am Zentrum für Waldkultur – Scheune Neuhaus. Dokumentation. November 2001.
Lothar Wilhelm, Gärten der Moderne mit Fenstern zur Historie: Das Projekt ›WaldPark Schloss Karlsberg‹. In: Christian Hlavac (Hg.), Zurück in's Paradies. Neue Wege im Gartentourismus. München 2002, 93/99.
O. Willmann, Ökologische Pflanzensoziologie. Heidelberg 3. Auflage 1978.
Jörg M. Wipf, Haldenaufforstungen im Steinkohlenbergbau des Ruhrgebiets und ihre Nutzung. In: Andreas Schulte (Hg.), Wald in Nordrhein-Westfalen. Band 1. Münster 2003, 381/384.

Joachim Wolschke-Bulmahn, Gartentourismus und Nutzungsschäden in historischen Gärten. In: Christian Hlavac (Hg.), Zurück in's Paradies. Neue Wege im Gartentourismus. München 2002, 105 ff.

WWF World Wildlife Fund (Hg.), Unser Wald muß leben. (pro terra) München 1984. Ein Bündel von hervorragenden Autoren gestaltete ein exzellentes Standard-Werk zum Wald.

M. Würmli/O. W. Anneau, Wald – Das Silva Familienbuch. Zürich 1984.

Heide Wunder, Die bäuerliche Gemeinde in Deutschland. Göttingen 1986.

J. G. Zandstra, siehe: Scupin/Speetzen/Zandstra, 1993.

Ludwig Zimmermann, Forstschutz und Bauordnungen zur Blütezeit des hessischen Fachwerkbaues. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Band 65/66, 1954/1955, 91/105.

Zürich I/II: 650 Jahre Zürcherische Forstgeschichte. 2 Bände. Zürich 1983.

Zum Ruhrgebiet

Werner Abelshauser, Der Ruhrkohlenbergbau seit 1945. München 1984.

Der Anschnitt. Montanhistorische Zeitschrift. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau, 1/1948 ff. Schriftleitung: Bergbau-Museum Bochum.

Josef Bieker/Axel Föhl/Karl Ganser/Roland Günter/Ulrike Romeis/Marion Zerressen, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996.

Jörg Boström/Roland Günter (Hg.), Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet. Berlin 1976.

Manfred Bourree, Kulturatlas Ruhrgebiet. Gelsenkirchen 1993.

Walter Buschmann, Zechen und Kokereien im rheinischen Steinkohlenbergbau. Berlin 1998.

Hermann Corsten (Hg.), Bibliographie des Ruhrgebietes. Düsseldorf 1955 ff.

W. Dege, Das Ruhrgebiet. Braunschweig 1972.

Wilfried Dege, siehe: Hommel/Dege, 1993.

F. A. A. Eversmann, Übersicht der Eisen- und Stahl-Erzeugung auf Wasserwerken in den Ländern zwischen Lahn und Lippe. Dortmund 1804. Nachdruck Kreuztal 1982.

Feuer & Flamme. 200 Jahre Ruhrgebiet. Ausstellung im Gasometer Oberhausen. Katalog. Essen 1995.

Walter Först (Hg.), Ruhrgebiet und neues Land. Köln 1968.

Peter Gebert, Die technologische Entwicklung des Steinkohlenbergbaus im Herner Stadtgebiet und die damit verbundene Entwicklung der Stadt Herne bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Ruhr-Universität. Bochum 1976.

Gerhard Gebhardt, Ruhrbergbau. Geschichte, Aufbau und Verflechtung. Essen 1957.

Rolf Gephart, Die Zechen des Ruhrgebietes in ihrer landschaftlichen Erscheinung und Auswirkung. Dissertation Münster 1936. Bochum 1937.

Roland Günter/Paul Hofmann/Janne Günter, Das Ruhrgebiet im Film. (Westdeutsche Kurzfilmtage) 2. Bände. Oberhausen 1978. Filmografie und umfangreiche Bibliografie.

Roland Günter, Im Tal der Könige. Ein Reisebuch zu Emscher, Ruhr und Rhein. Essen 1994. 4. erheblich vergrößerte Auflage Essen 1999.

Roland Günter, Hexenkessel. Ein Reisebuch zu Sachsen-Anhalt. Halle/Saale 1998. Darin: Ein Gesellschafts-Entwurf: das Gartenreich um Dessau und Wörlitz, S. 486/529.

Roland Günter, Poetische Orte. Essen 1999.

Roland Günter/Lienhard Lötscher/Michael Pohl, Alte Wege, neue Wege. Industrie-Kultur und Tourismus. Essen 1999.

Roland Günter, Im Tal der Könige. Ein Handbuch zum Reisen an Emscher, Rhein und Ruhr. Essen 4. erweiterte Auflage 2000.

Roland Günter, Besichtigung unseres Zeitalters. Industriekultur in Nordrhein-Westfalen. Ein Handbuch für Reisen. Essen 2001.

Roland Günter, siehe: Mensch/Pachnicke, 2004.

Gerhard Heilfurth, Der Bergbau und seine Kultur. Zürich 1981.

F. Heise, Harpener Bergbau-Actien-Gesellschaft 1856–1936. Technische Entwicklung der Anlagen. Essen 1936.

W. Hermann/J. Stoffels, Die Steinkohlenzechen. Essen 1959.

Manfred Hommel/Wilfried Dege (Redaktion), Vor Ort im Ruhrgebiet. Ein geographischer Exkursionsführer. Essen 1993.

Joachim Huske, Die Steinkohlenzechen im Ruhrrevier. Daten und Fakten von den Anfängen bis 1886. (Bergbaumuseum) Bochum 1987.

Joachim Huske, Die Steinkohlenzechen im Ruhrgebiet im Ruhrgebiet. Daten und Fakten von den Anfängen bis 1997. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Bochum 1998.

Joachim Huske, Der Steinkohlenbergbau im Ruhrrevier von seinen Anfängen bis zum Jahr 2000. Werne 2000.

Renate Kastorff-Viehmann (Hg.), Die grüne Stadt. Siedlungen, Parks, Wälder, Grünflächen 1860–1960. Essen 1998.

Renate Kastorff-Viehmann, Eine »grüne Utopie« für die Industrieregion? In: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur 1/2003, 18/24.

W. H. Koch, Das Ruhrgebiet, so wie es war. Ein Bildband zur Erinnerung. Düsseldorf 1964.

Carl Koschwitz, Die Hochbauten auf den Steinkohlenzechen des Ruhrgebiets. Dissertation Berlin 1928. Essen 1930 (wichtigstes Abbildungs-Quellen-Werk für die Fülle der abgerissenen Bauten).

Hans Dieter Krampe, Der Staatseinfluß auf den Ruhrkohlenbergbau in der Zeit von 1800 bis 1865. Köln 1961.

G. Mertins, Die kulturlandschaftliche Entwicklung des westlichen Ruhrgebietes. Dissertation. Gießen 1964.

Die Entwicklung des Niederrheinischen-westfälischen Steinkohlen-Bergbaues in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Band IV, Band V. Berlin 1902. – Band VIII, Berlin 1905.

Ludwig Niemann (Hg.), Ruhrgebiet. Berlin 1967.

Thomas Parent, Das Ruhrgebiet. Vom ›goldenen‹ Mittelalter zur Industriekultur. Köln 2000 (zuerst 1984).

Ernst-Ulrich Reuther, Einführung in den Bergbau. Ein Leitfaden der Bergtechnik und der Bergwirtschaft. Essen 1982. – Lothar Suhling, Aufschließen, Gewinnen und fördern. Geschichte des Bergbaus. Reinbek bei Hamburg 1983.

Joseph Roth, Panoptikum – Gestalten und Kulissen. Neuauflage Köln 1976 (zuerst 1930).

Hans Spethmann, Das Ruhrgebiet. Band 1 und 2 Berlin 1933, Band 3 Berlin 1938.

J. Stoffels, siehe: Hermann/Stoffels, 1959.

Günter Streich/Corneel Voigt, Zechen-Dominanten im Revier. o.O. 1998 (114 Bergwerke in der Region).

W. von Velsen, Beiträge zur Geschichte des niederrheinisch-westfälischen Bergbaues. Essen 1940.

[Vereinigte Stahlwerke, 1937] Kohle Eisen Stahl. Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft. Ein Überblick über die Ver-

einigte Stahlwerke Aktiengesellschaft – Düsseldorf – und ihre Betriebsgesellschaften mit Bildbericht über den Werdegang des Stahls. (Presseabteilung) Düsseldorf 1937.

Corneel Voigt, siehe: Streich/Voigt, 1998.

Paul Wiel, Wirtschaftsgeschichte des Ruhrgebietes. Essen 1970.

W[ilhelm] Hermann/Jos[eph] Stoffels, Die Steinkohlenzechen. Ruhr – Aachen – Niedersachsen. Das Gesicht der Übertageanlagen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Essen 1959.

Helmut Wilsdorf, Kulturgeschichte des Bergbaus. Essen 1987. – Wilhelm Hermann/Gertrude Hermann, Die alten Zechen an der Ruhr. Königstein 3. Auflage 1990.

Wirtschaftsvereinigung Bergbau e.V. (Hg.), Das Bergbauhandbuch. Essen 1983.

Zur Stadt Gelsenkirchen (Auswahl)

H. Alldieck, Horst im Broiche. Aus einer tausendjährigen Geschichte. Buer 1928.

D. Beckmann, Entwicklung und jüngere Strukturwandlung der Industrie- und Stadtlandschaft von Gelsenkirchen. Dissertation. Gießen 1966.

I. Birth, Der Strukturwandel von Bergarbeitersiedlungen an Hand von beispielen aus Gelsenkirchen. Examens-Arbeit. Bonn 1978.

K. G. Blüchel (Hg.), Die Jagd. Köln 1999.

Manfred Bourrée, Ein Ort der Ruhe, ein Ort der produktiven Unruhe. Die Künstlersiedlung Halfmannshof in Gelsenkirchen. In: Standorte. Jahrbuch Ruhrgebiet 1996/97, 509/516.

W. Brepohl (Hg.), Gelsenkirchen. Deutschlands Städtebau. Berlin 1922.

W. Breuer, Ein Beitrag zur Baugeschichte von Haus Berge. In: Beiträge zur Stadtgeschichte 10. Gelsenkirchen-Buer 1980.

Zur Großstadtwerdung von Buer. Buer 1922.

Buer, die Industriegroßstadt im Grünen. Buer 1925.

H. Bussen, Die Entstehung und Entwicklung der Arbeitersiedlung Resser Mark zu einem Stadtteil Gelsenkirchens. Examens-Arbeit. Münster 1957.

Rolf Cadenbach, Unsere Stadt Gelsenkirchen. Arbeitsbücher für den Sachunterricht. Münster 1996.

Daniel Cohn-Bendit/Thomas Schmidt, Heimat Babylon. Das Wagnis der multikulturellen Demokratie. Hamburg 1993.

J. Cremers, Architekt Josef Franke. Der Deutsche Architekt. Berlin 1930.

A. Dorider, Das Vest Recklinghausen. Münster 1949.

Kurt Dzikus, 100 Jahre Auguststraße. Eine Erler Straße feiert Geburtstag: Beiträge zur Stadt-Geschichte, Verein für Orts- und Heimatkunde Gelsenkirchen-Buer XV, 1989, 227/250.

Norbert Elias, Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. Neuwied 1969 (Frankfurt 1983).

Links der Lippe – Rechts der Ruhr. Geschichte und Gegenwart im Emscherland. Gelsenkirchen 1969.

E. Endler, Das Rathaus in Gelsenkirchen: Deutsche Bauzeitung 1, 1895.

H. Ermeling, Von der Bergarbeiterkolonie zum Hochhaus. In: Beiträge zur Stadtgeschichte 9. Gelsenkirchen-Buer 1978. 50 Jahre Halfmannshof. Gelsenkirchen 1981.

Josef Franke, 163 Entwürfe für das 20. Jahrhundert. Hg. vom Architektur-Kolloquium Bochum. Essen 1999. Gelsenkirchen ist der wichtigste Ort für expressionistische Architektur im Ruhrgebiet.

Gelsenkirchen. Beiträge zur Stadtgeschichte. Recklinghausen 1965 ff.

Gelsenkirchen. Kleine Chronik einer großen Stadt. Gelsenkirchen 1964.

Gelsenkirchen in alter und neuer Zeit. Gelsenkirchen-Buer 1949–1960. 8 Bände.

Stefan Goch (Hg.), Städtische Gesellschaft und Polizei. Beiträge zur Sozialgeschichte der Polizei in Gelsenkirchen. Essen 2005. Darin: Stefan Goch, Polizei und Arbeiterschaft im Kaiserreich während des Bergarbeiterstreiks in Gelsenkirchen. S. 78/97.

G. Griese, Bürgerbuch der Freiheit Buer 1470–1870. Gelsenkirchen-Buer 1952.

G. Griese, Geschichte Gelsenkirchens. Gelsenkirchen-Buer 1960. 1. Band: Dorf, Bauernschaft und Kirchspiel.

W. Goch, Die Entwicklung Gelsenkirchens zur Industriegroßstadt 1850–1922. Dissertation. Münster 1925.

H. Grage, Stadt Gelsenkirchen. In: Ruhrland. Deutschlands Städtebau. Berlin 1925.

P. Grosse-Boymann, Gelsenkirchen. Die Stadt und ihre Lebensgesetze. Buer 1939.

P. Grosse-Boymann (Hg.), Buer, die ideale Siedlungsstadt. Düsseldorf 1927.

Gute Architektur im Ruhrgebiet – dargestellt am Beispiel von Gelsenkirchen und Marl. Katalog. Gelsenkirchen 1981.

50 Jahre Halfmannshof. Dokumentation. Gelsenkirchen 1981.

Das Hans Sachs-Haus in Gelsenkirchen. Festschrift. Gelsenkirchen 1927.

Hochbauamt der Stadt Gelsenkirchen (hg.), Hans Sachs-Haus. Gelsenkirchen 1927.

U. auf der Heide, Siedlungs- und Sozialstruktur des Raumes Gelsenkirchen. Examens-Arbeit. Köln 1966.

Lutz Heidemann/Hans Georg Hamelmann, Gelsenkirchen. Luftbilder von gestern und heute. Eine Gegenüberstellung. Gudensberg-Gleichen 1998.

Hartmut Hering/Hugo Ernst Käufer/Michael Klaus, Für uns begann harte Arbeit. Gelsenkirchener Nachkriegslesebuch. Oberhausen 1986.

Hartmut Hering/Michael Klaus (Hg.), Und das ist unsere Geschichte. Gelsenkirchener Lesebuch. Oberhausen 2. Auflage 1985. 3. Auflage 1987.

W. Hudde, Die Grundstückspolitik der Städte Gelsenkirchen, Buer und Horst unter besonderer Berücksichtigung der Bodenverhältnisse. Dissertation. Bonn 1928.

Jutta Kabuth, Kunstführer Gelsenkirchen. o.O. [Gelsenkirchen] 1999.

Hinrich Kattenstidt, Die Wohnungsfrage im rheinisch-westfälischen Industriegebiet erläutert am Beispiel der Stadt Gelsenkirchen. Dissertation. Hannover 1924.

Josef Katzmarz, Kinovergnügen von anno dazumal: Kurt Dzikus, 100 Jahre Auguststraße. Eine Erler Straße feiert Geburtstag: Beiträge zur Stadt-Geschichte, Verein für Orts- und Heimatkunde Gelsenkirchen-Buer XV, 1989, 251/256.

Horst Keding, Gelsenkirchen. Architektur im Ruhrgebiet. Essen 1998.

G. Knopf, Des Bergmanns Glück? Wohnverhältnisse der Ruhrbergarbeiter vor dem 1. Weltkrieg und die Siedlungspolitik der Zeche Bergmannsglück in Gelsenkirchen-Buer. Examens-Arbeit. Bremen 1980.

Kommunalverband Ruhrkohlenbezirk (Hg.), Städtebauliche Rahmenplanung Gelsenkirchen-Ückendorf. Essen 1982.

Wolfgang R. Krabbe, Die Verleihung der Städteordnung an die vestische Gemeinde Buer. In: Die alte Stadt 14, 1987, Nr. 4, 341/351.

I. Kruse, Der Wohnungsbau der Zeche Hugo in Gelsenkirchen. Examens-Arbeit. o.O. 1976 (Stadtarchiv Gelsenkirchen).
L. Kühne-Bühning, Untersuchungen in Gelsenkirchener Sanierungsgebieten. Institut für Siedlungs- und Wohnungswesen der Universität Münster. Münster 1959.
Hubert Kurowski, Die Emscher. Geschichte und Geschichten einer Flußlandschaft. Essen 1993.
Hubert Kurowski, Gelsenkirchen in historischen Ansichtskarten. Essen 1996.
Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Westfalen (Hg.), Kirchen in Westfalen 1952–1962. Witten 1963.
Der Landkreis Recklinghausen. Bildband. Oldenburg 1966.
H. Lehmkühl, Die Siedlungstypen in Buer, ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Dissertation. Rostock 1925.
C. Nabakowski, Zerstörung und Wiederaufbau der südlich des Rhein-Herne-Kanals gelegenen Stadtteile Gelsenkirchens. Examens-Arbeit. o.O. 1964 (Stadtarchiv Gelsenkirchen).
Wilhelm Niemöller, Das Hans-Sachs-Haus. In: Hans-Rudolf Thiel, Gelsenkirchen in alten Ansichten. Frankfurt 1979, 210/220. – Festschrift mit Text von Alfred Fischer.
D. Peters, Die bauliche und sozialgeographische Entwicklung von Zechenkolonien an Beispielen aus Gelsenkirchen und Herne. Examens-Arbeit. Bochum 1976.
F. W. Pfeil, Über die Ursachen des schlechten Zustandes der Forsten und die allein möglichen Mittel, ihn zu verbessern, mit besonderer Rücksicht auf die Preußischen Staaten. Züllichau/Freistadt 1816.
F. W. Pfeil, Die Forstgeschichte Preußens bis zum Jahre 1806. Leipzig 1839.
Heinz-J. Priamus (Hg.), Gelsenkirchen – wie es früher war. Historische Fotografien. Gudensberg-Gleichen 1994.
Heinz-J. Priamus (Hg.), Gelsenkirchen. Bewegte Zeiten – Die 50er Jahre. Historische Fotografien. Gudensberg-Gleichen
Karlheinz Rabas, Das Volkshaus Rotthausen. In: Hans-Rudolf Thiel, Gelsenkirchen in alten Ansichten. Frankfurt 1979, 253/256.
Das Rathaus der Stadt Buer. Festschrift. Buer 1912.
Herman EsRichter/Klaus Noculak, Vorschläge zur künstlerischen Gestaltung der Halde Rungenberg, Gelsenkirchen. In: Bauwelt 12/1993/Stadtbauwelt 117, 536/537.
1869–1969 Ein Rückblick. Gelsenkirchen 1970 (zum Jubiläum der Sparkasse).
Der neue Schlacht- und Viehhof in Gelsenkirchen (Architekt Max Arendt). Gelsenkirchen 1913.
Cäcilia Schmitz, Bergbau und Verstädterung im Ruhrgebiet. Die Rolle der Bergwerksunternehmen in der Industrialisierung am Beispiel Gelsenkirchen. Bochum 1987.
Andreas Schulte (Hg.), Wald in Nordrhein-Westfalen. Band 1. Münster 2003.
Andreas Schulte, Erdgeschichte im Zeitraffer. In: Andreas Schulte (Hg.), Wald in Nordrhein-Westfalen. Band 1. Münster 2003, 19/25.
Andreas Schulte, Wald: Ökosystemtheoretische Betrachtungen. In: Andreas Schulte (Hg.), Wald in Nordrhein-Westfalen. Band 1. Münster 2003, 37 ff.
Andreas Schulte, Bäume in NRW: waldökologische, forst- sowie holzwirtschaftliche Erfahrungen und Perspektiven. In: Andreas Schulte (Hg.), Wald in Nordrhein-Westfalen. Band 1. Münster 2003, 387 ff.
A. Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands. 2 Bände. Berlin 1886/1888.
Heiner Stachelhaus (Hg.), Yves Klein/Werner Ruhnau. Dokumentation der Zusammenarbeit in den Jahren 1957–1960. Recklinghausen 1976.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Bericht über Stand und Entwicklungsmöglichkeiten des Wohnungswesens in Gelsenkirchen. Gelsenkirchen 1972.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Dokumentation von Werkssiedlungen in Gelsenkirchen von Beginn der Industrialisierung bis 1933. Gelsenkirchen 1980.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Erläuterung zum Flächennutzungsplan. Gelsenkirchen 1977.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Flächennutzungsplan 1973. Erläuterungsbericht. Gelsenkirchen 1973.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Gelsenkirchen genau besehen. Gelsenkirchen 1965.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Integriertes Einkaufszentrum Buer-Mitte. Gelsenkirchen 1970.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Kurzberichte über Struktur und Städtebau. Gelsenkirchen 1968.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Räumlich-funktionales Entwicklungskonzept – stadtplanerische Vorgabe für das Stadtentwicklungsprogramm. Gelsenkirchen 1974.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Stadtteil-Rahmenplanung in Gelsenkirchen-Bismarck. Gelsenkirchen 1977.
Stadt Gelsenkirchen (Hg.), Der Wohnungsbau in Gelsenkirchen von 1945–1960. Gelsenkirchen 1961.
Stadtplanungsamt Gelsenkirchen (Hg.), Erhaltenswerte Werkssiedlungen in Gelsenkirchen. Gelsenkirchen 1977.
Stadtverwaltung Gelsenkirchen (Hg.), Parkstadion Gelsenkirchen. Gelsenkirchen 1973.
G. Steiner, Funktionales Gefüge der Großstadt Gelsenkirchen im Ruhrrevier. Münster 1954.
Festschrift zur Eröffnung des neuen Gelsenkirchener Theaters. Gelsenkirchen 1959.
Hans-Rudolf Thiel, Gelsenkirchen in alten Ansichten. Frankfurt 1979.
K. von Wedelstaedt/E. Stein (Hg.), Die Stadt Gelsenkirchen. Berlin 1925.
K. von Wedelstaedt, Die geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Bedeutung der Stadt Gelsenkirchen. Gelsenkirchen 1927.
Walter Wehrenpfennig u.a. (Hg.), Gelsenkirchen. Abbild einer großen Stadt. Essen 1955.
Deutscher Werkbund NW (Hrsg.): Weltstar Hans-Sachs-Haus. Bedrohtes Architektur-Denkmal – Aufbruch statt Abbruch, Essen 2006.
Gerhard Wietek (Hg.), Deutsche Künstlerkolonien und Künstlerorte. München 1976. Darin: Halfmannshof Gelsenkirchen.
A. Wurmbach, Die schwarze Stadt. Gelsenkirchen 1922.
H. A. Zurhorst, Gelsenkirchen. Seine Entwicklung und seine Bedeutung. Gelsenkirchen 1922.

Zur Gelsenkirchener Bergwerks-Actien-Gesellschaft

Bernd Faulenbach, Emil Kirdorf – Repräsentant der schwerindustriellen Führungsschicht des Reviers. In: Die Erfindung des Ruhrgebiets: Arbeit und Alltag um 1900. Katalog zur sozialhistorischen Ausstellung. Ruhrlandmuseum Essen. Essen 2000.
Zur Feier des Fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Gelsenkirchener Bergwerks=Actien=Gesellschaft zu Rheinelbe bei Gelsenkirchen. 1873–1898. o.O. und J. [Düsseldorf 1898]

Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft Rheinelbe bei Gelsenkirchen. Ausstellung Düsseldorf 1902.

Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft Rheinelbe bei Gelsenkirchen. Den Besuchern der Weltausstellung Lüttich 1905 gewidmet. Kollektiv-Ausstellung des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats zu Essen-Ruhr. o.O. und J. [1905]

Anonym, 40 Jahre Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft 1873–1913. O.O. und J.

Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 10 Jahre Steinkohlenbergbau der Vereinigten Stahlwerke A.-G. 1926–1936. Stark nazistisch durchgefärbt.

(Kurt-Waldemar Dittmar, Bergassessor a.D.), Die Gruppe Dortmund der Gelsenkirchener Bergwerks-AG. in den Jahren 1942–1952. o.O. und J.

F. A. Freundt, Emil Kirdorf Ein Lebensbild. Zum fünfzigjährigen Gedenktage seines Eintritts in den Ruhrbergbau. Bearbeitet von Dr. F. A. Freundt im Auftrage des Rheinisch-Westfälischen Steinkohlenbergbaues. Verlag Glückauf Essen. o.J. [1921] Mit einer Radierung von Hermann Kätelhöhn (Essen).

F. A. Freund, Kapital und Arbeit. Gelsenkirchener Aktien=Gesellschaft 1873 bis 1927. o.O. und J. Gedruckt von August Bagel in Düsseldorf. »Herrn Geheimen Kommerzienrat Dr.=Ing. e. h. Emil Kirdorf zu seinem 80. Geburtstag am 8. April 1927 überreicht.«

Neudruck der Festschrift: Berlin o.J.

Zur IBA Emscher Park (1989–1999) (Auswahl)

BDA Bund Deutscher Architekten, Ideen und Projekte. Bauausstellung im Ruhrgebiet. o.O. 1988.

Josef Bieker/Axel Föhl/Karl Ganser/Roland Günter/Ulrike Romeis/Marion Zerressen, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996.

Christoph Brockhaus, kunstklangraum Zeche Nordstern Schupp und Kremmer Humpert Karavan. o.O. und J. (1997).

Jörg Dettmar, Industriebrachen – vergiftete Wüsten oder lebendige Oasen. Ein floristisch-vegetationskundlicher Führer für Industriebrachen im Ruhrgebiet. Gelsenkirchen 1991.

Jörg Dettmar, Industrietypische Flora und Vegetation im Ruhrgebiet. Berlin 1992.

Jörg Dettmar, Gestaltung der Industrielandschaft. In: industriekultur 1/1997, 13 ff. Industrie-Natur.

Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), IndustrieNatur – Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999.

Jörg Dettmar, Postindustrielle Kulturlandschaft im Ruhrgebiet, S. 82/91

Dokumentation zur Konferenz »Bergbaulandschaft und Berggbaugerät nach dem Bergbau«. Finsterwalde 2000. Internationale Bauausstellung (IBA) Fürst-Pückler-Land GmbH. o.O. 2001. Lausitzer Braunkohlenrevier. Ferropolis – die Stadt aus Eisen (bei Gräfenhainichen/Sachsen-Anhalt). Esch-sur-Alzette (Luxemburg). Polen. Dagmar Jäger, Zeich(n)en im Kontext – Potenziale eines imaginären Ortes, S. 42/53. Lothar Wilhelm, Beispiele für die Finanzierung von Industrieensembles in Europa, 92/100.

Werner Durth, Vom Nutzen des Wartens. Das Bochum-Projekt. Darmstadt 1992.

Emscher Park Informationen (monatlicher Informationsdienst), hg. von der Internationalen Bauausstellung. Gelsenkirchen.

Emscher Landschafts-Park. Historische Garten- und Parkanlagen. Kommunalverband Ruhrgebiet. Essen 1995. Autoren: Annegret Müller, Heidemarie Otten.

Emscher Landschafts-Park. Am Anfang war die Heide. Historische Landschaftsentwicklung. Kommunalverband Ruhrgebiet. Essen 1995. Autoren: Franz-Josef Brüggemeier, Helga Sander, Silke Krispin.

Emscher Landschafts-Park. Parkbericht. Kommunalverband Ruhrgebiet. Essen 1996. Autor: Michael Schwarze-Rodrian. Mit Dokumentationen der Grün-Züge.

Förster im Park. Ein Gespräch über die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park und was man daraus lernen kann. In: Neue Landschaft, werkundzeit Perspektiven 2. Beiträge zur Zukunft der Moderne. Herausgeber: Deutscher Werkbund e.V. Frankfurt (Verlag Jochen Rahe) Walldorf 1994, 13/31 (Gesprächs-Partner: Michael Bräuer, Karl Ganser, Roland Günter, Haardt-Walter Hämer, Lorenz Rautenstrauch, Gerhard Seltmann, Walter Siebel, Christiane Thalgott; Redaktion Jochen Rahe).

Karl Ganser, Kunst in der Emscher Landschaft? In: Bauwelt 12/1993/Stadtbauwelt 117, 606/609.

Garten+Landschaft 10/1991. Themen-Heft zur IBA Emscher Park.

Roland Günter, Kulturelle Stadtutopien. Essen 1991 (passim).

Roland Günter, Internationale Bauausstellung Emscher Park. Drei konkrete Beispiele für Logistik: Basler Magazin/Basler Zeitung Nr. 9, 5. März 1994.

Roland Günter, IBA Emscher Park: Beispiele für Logistik, Potential-Denken, Ressourcen-politik. In: Martin Einsele/Michael Peterek/Ronald Klein-Knott (Hg.), Stadt im Diskurs. Beiträge zur aktuellen Städtebaudiskussion. = Karlsruher Städtebauliche Schriften Band 5. Karlsruhe 1994, 39/50.

Roland Günter, Im Tal der Könige. Ein Reisebuch zu Emscher Rhein und Ruhr. Essen 1994, 1995, 1997 (zur gesamten Planungs- un Baugeschichte des Ruhr-Gebietes, mit IBA-Projekten).

Roland Günter, Die Industrie-Landschaft des Ruhrgebietes in Deutschland und das Entstehen poetischer Orte. In: Zsuzsa Szarvas (Hg.), Traum vom Denken. In memoriam Ernö Kunt. Hefte des Instituts für kulturelle und visuelle Anthropologie an der Universität zu Miscolc, 2. Miscolc 1996, S. 123/144.

Roland Günter, Zur Lage und zu den Perspektiven des Denkmalschutzes. In: Hermann Glaser/Margarethe Goldmann/Norbert Sievers (Hg.), Zukunft Kulturpolitik. Festschrift für Olaf Schwencke. Essen 1996, 272/279.

Roland Günter, »Die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann.« In: Andrea Höber/Karl Ganser (Hg.), IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. IBA Emscher Park. Essen 1999, 6/10.

Andrea Höber/Karl Ganser, IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen 1994 (darin ein Aufsatz des Autors).

IBA, Emscher Landschaftspark Regionaler Grünzug D, Entdeckungsreise durch eine Industrie-Landschaft. Naturkundlicher Führer. o.O. und J. (um 1994).

IBA Emscher Park. Katalog zum Stand der Projekte. Frühjahr 1993. Gelsenkirchen 1993. IBA '99 Internationale Bauausstellung Emscher Park. Katalog der Projekte 1999.

IBA '99 Finale. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Das Programm April bis Oktober 1999. 10 Jahre ökologische und kulturelle Erneuerung einer großen Industrieregion. Essen 1998. In der zweiten Auflage 1999 vollständiges Programm.

Initiativkreis Emscherregion e.V. (Hg.), Grau ist die Emscher – doch bunt ihr Revier. Die Interessengemeinschaft Initiativen und Projekte IBA-von-unten. Dortmund 1990 (Projekte, Mitglieder).

Rolf Kreibich/Arno S. Schmid/Walter Siebel/Thomas Sieverts/Peter Zlonicky (Hg.), Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen 1994.

Dieter Londong, Wasserbau – keine Architektur?: Der Architekt 8/1993, 444/447, Abb. S. 445.

Der Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, Internationale Bauausstellung Emscher Park, Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete. Memorandum zu Inhalt und Organisation. Düsseldorf 1989.

Neue Landschaft. werkundzeit Perspektiven 2. Frankfurt 1994.

Neue Natur auf Industriebrachen. IBA Emscher Park Tagungsberichte 7. Gelsenkirchen 1991.

Thomas Neiss, Natur hat Geschichte – Geschichte wird Natur: Die Industrielandschaft als Kulturlandschaft. In: Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), IndustrieNatur – Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999.

Peter Pachnicke/Bernhard Mensch (Hg.), Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Ludwig Galerie Schloß Oberhausen. Oberhausen 1999. Katalog (darin ein Aufsatz von Roland Günter).

Sabine Radomski, Internationale Bauausstellung Emscher Park. Katalog der Projekte 1999.

Stephan Reiß-Schmidt, Industrie- und Kulturlandschaft. In: Garten + Landschaft 10/1991, 35/41.

Stephan Reiß-Schmidt, Neue Gartenkunst im alten Revier. Drei Projekte im Emscher Landschaftspark: eine Strategie sucht ihre Gestalt: Bauwelt 12/1993 (Stadtbauwelt 117), S. 578/587.

Hermann EsRichter/Klaus Noculak, Stadt, Architektur, Bildende Kunst. Vorschlag zur künstlerischen Gestaltung der Halde Rungenberg, Gelsenkirchen: Bauwelt 12/1993 (Stadtbauwelt 117), 536/537.

Michael Schwarze-Rodrian, Parkbericht. Emscher Landschaftspark. Kommunalverband Ruhrgebiet. o.O. 1996. Jörg Dettmar, Gestaltung der Industrielandschaft. In: industriekultur 1/1997, 10/17.

Michael Schwarze-Rodrian, Der Emscher Landschaftspark – Ansätze und Strategien zur Gestaltung der Industrielandschaft. In: Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), IndustrieNatur – Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999.

A. Sonter, Die Entwicklung Buers seit 1945 im Bild des Grundrisses. Examens-Arbeit. Essen 1965.

H. Stern u.a. (Hg.), Rettet den Wald. München 1983.

A. Sühring, Gelsenkirchen, die Steinkohlenstadt. Gelsenkirchen 1950.

Marion Taube, Das Emschertal, die Kunst und wie sich ein Bild der Landschaft formt. In: Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), IndustrieNatur – Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999.

Klaus Traub, Wenn der Berg ruft. Die Schlackenhalden im nördlichen Ruhrgebiet fordern zunehmend den Einfallsreichtum von Künstlern heraus: FR 9. 5. 1998.

L. Trepl, Geschichte der Ökologie. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt 1987.

Wandel ohne Wachstum. Stadt-Bau-Kultur im 21. Jahrhundert. VI. Architecture Biennale Venice 1996. Katalog.

Bertram Weishaar, Reise ins Loch, 101/104.

Werkbund = Förster im Park. Ein Gespräch über die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park und was man daraus lernen kann. In: Neue Landschaft, werkundzeit Perspektiven 2. Beiträge zur Zukunft der Moderne. Herausgeber: Deutscher Werkbund e.V. Frankfurt (Verlag Jochen Rahe) Walldorf 1994, 13/31 (Gesprächs-Partner: Michael Bräuer, Karl Ganser, Roland Günter, Haardt-Walter Hämer, Lorenz Rautenstrauch, Gerhard Seltmann, Walter Siebel, Christiane Thalgott; Redaktion Jochen Rahe).

Zum Fortgang des Emscher Landschaftspark

Garten+Landschaft, Zeitschrift für Landschaftsarchitektur 7, 2004. Themen-Heft: Masterplan Emscher Landschaftspark.

Projekt Ruhr, Masterplan Emscher Landschaftsplan. Entwurf. Essen 2004. Autor: Michael Schwarze-Rodrian.

Emscher Landschaftspark 2010. Masterplan. Entwurf (Projekt Ruhr). Essen 2004. – Masterplan Emscher Landschaftspark 2010. Essen 2005. Projekt Ruhr, Autor: Michael Schwarze-Rodrian.

Zur Land Art/Landschafts-Kunst

Bauhütte Zeche Zollverein (Hg.), Aufbruch Natur und Kunst Freie Wald-Landschaft Die Halde Zollverein. Text: Winfried Knierim u.a.. Essen o.J. Mit einem Ensemble von fünf Granit-Skulpturen von Ulrich Rückriem werden in Lichtungen auf der Halde künstlerische Akzente gesetzt.

Manuel Cuadra, Inhalt und Form in der Umweltkunst. Ein Gespräch mit Helen und Newton Harrison. In: Bea Voigt (Hg.), Kunst. Kultur. Ökologie. Auf dem Weg zu einer neuen Kulturlandschaft. München 1997.

Carl Gneist/Ulla Wortelkamp, im Tal. o.O. 1992. Kunstverein Hasselbach (bei Altenkirchen/Sieg) und Erwin Wortelkamp.

Ernst G. Güse (Hg.), Richard Serra. Stuttgart 1987.

Volker Harlan/Rainer Rappmann/Peter Schatta, Soziale Plastik. Materialien zu Joseph Beuys. Achberg 1984.

Anne Hoormann, Land-Art. Zwischen Landschaft und öffentlichem Raum. Berlin 1996.

Silke Kneer, Land Art. Dialog mit der Natur. Dissertation. Frankfurt 1999.

Hildegart Kurt/Erwin Wortelkamp, Welche Landschaft wollen wir? Kulturlandschaft als Gestaltungsaufgabe. Hasselbach 2002.

Niki de Saint Phalle, Der Tarot-Garten. Wabern-Bern 2000. Katalog.

Peter Pachnicke/Bernhard Mensch (Hg.), Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Ludwig Galerie Schloß Oberhausen. Oberhausen 1999. Katalog (darin ein Aufsatz von Roland Günter).

H. Prigann, Der Wald. Ein Zyklus. Medusa-Verlag Wien 1984.

H. Prigann, siehe: Prigann/Strelow/David, 2004.

Werner Schenkel, Der Metabolismus einer Gesellschaft und seine ästhetische Gestaltung. In: Prigann/Strelow/Davids, 2004, 162/165. Metabolismus = Stoff-Wechsel. Zu unterschiedlichen Formen der Halden.

Marion Taube, Das Emschertal, die Kunst und wie sich ein Bild der Landschaft formt. In: Jörg Dettmar/Karl Ganser (Hg.), IndustrieNatur – Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart 1999.

Gilles A. Tiberghien, Land Art. Paris 1993. Mit umfangreicher Bibliografie.
E. Ueckermann, Jagd und Jagdgeschichte Nordrhein-Westfalen. Köln 2. Auflage 1984.
Udo Weilacher, Von Land Art und Landschaftsarchitektur. In: Bauwelt 12/1993/Stadtbauwelt 117, 598/605.
Udo Weilacher, Zwischen Landschaftsarchitektur und Land Art. Basel 1996.
Udo Weilacher, Eine neue Sprache in der Landschaft. In: Udo Weilacher, Zwischen Landschaftsarchitektur und Land Art. Basel 1996.
Patrick Werkner, Land Art USA. München 1992.
Erwin Wortelkamp, siehe: Hildegart Kurt, 2002.
Ulla Wortelkamp, siehe: Gneist/Wortelkamp, 1992.
Skulpturenwald Rheinelbe. Gelsenkirchen 2000. Katalog. Einführung Elmar Zorn.

Zu Herman Prigann

Karl Ganser, Kunst in der Emscher Landschaft? In: Bauwelt 12/1993/Stadtbauwelt 117, 606/609.
Louis G. Le Roy, Natur ausschalten – Natur einschalten. Stuttgart 1973. (Natuur uitschakelen, natuur inschakelen. 1973.)
Herman Prigann/Heike Strelow/Vera David, Ökologische Ästhetik. Theorie und Praxis künstlerischer Umweltgestaltung. Basel 2004. Eine Art Werk-Verzeichnis.
Herman Prigann, Gedanken über Art in Nature. In: A Dialogue with Nature and Art. 1991–1996. Selection of my Work. Mallorca 1996.
Herman Prigann, Integrative Konversion: Das TERRA NOVA Projekt. In: Prigann/Strelow/David, 2004, 214 ff.
Klaus Spitzer, Ökologische Ästhetik – Ein Weg zu neuen Gestaltungsprinzipien? In: Michael Andritzky/Klaus Spitzer (Hg.), Grün in der Stadt, von oben, von selbst, für alle, von allen. Hamburg 1981.
Elmar Zorn, Skulpturenwald Rheinelbe. Gelsenkirchen 2000. Katalog. Einführung Elmar Zorn. Katalog zur Eröffnung der IBA Ausstellung zum Skulpturenwald Rheinelbe. Gelsenkirchen 2000.

Standorte der Route der Industrie-Natur

1) Landschaftspark Duisburg-Nord.
2) Brache Vondern in Oberhausen.
3) Haus Ripshorst in Oberhausen.
4) Sammelbahnhof Frintrop in Essen.
5) Schurenbachhalde in Essen-Karnap.
6) Zeche Zollverein XII in Essen-Katernberg.
7) Landschaftspark Mechtenberg in Gelsenkirchen.
8) Skulpturenwald Rhein-Elbe in Gelsenkirchen-Ückendorf.
9) Zeche Hannover in Bochum-Hordel/Park Königsgrube in Herne.
10) Westpark in Bochum.
11) Halde Lothringen I/II in Bochum.
12) Zeche Viktor III/Iv in Castrop-Rauxel-Habinghorst.
13) Zeche Graf Schwerin I/II in Castrop-Rauxel-Schwerin.
14) Zeche Zollern II/IV in Dortmund-Bövinghausen.
15) Halde Zollern in Dortmund-Bövinghausen.
16) Naturschutz-Gebiet Hallerey in Dortmund-Wischlingen.
17) Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde.
18) Halde Großes Holz in Bergkamen.
19) Naturschutz-Gebiet Beversee in Bergkamen.
20) Ökologie-Station Schulze-Heil in Bergkamen.

Die Emscher Park Radwege sind so markiert, daß man diese Bereiche leicht findet. An den Anker-Punkten und Pflege-Stationen gibt es vertiefende Ausstellungen und Informationen.

Anker-Punkte: Landschaftspark Duisburg-Nord (Emscherstraße). Zeche Zollverein XII in Essen-Katernberg (Gelsenkirchener Straße). Westpark in Bochum (Alleestraße). Westfälisches Industriemuseum in Zeche Zollern II/IV in Dortmund-Bövinghausen (Grubenweg). Pflege-Stationen: Haus Ripshorst in Oberhausen (Ripshorster Straße). Forststation Rheinelbe in Gelsenkirchen-Ückendorf (Virchowstraße).

Ministerium für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen und Kommunalverband Ruhrgebiet Essen (Hg.), Natur für die Menschen. Ökologieprogramm im Emscher-Lippe-Raum. Werkstattbericht. Düsseldorf 1994. Aufgabe: ökologische Entwicklung der Flächen. Lange Lauf-Zeit. Aufbau eines Emscher Landschaftsparks mit einem Flächen-Potential von rund 300 qkm. Reaktivierung alter Industrie-Brachen in einem Umfang von 100 Hektar. Umsetzungs-Programm, 1991 konzipiert: Ökologieprogramm im Emscher-Lippe-Raum (ÖPEL). Zunächst Laufzeit bis 1997. 170 Mio. DM. Verlängert. »Grüne Trittsteine«.

www.die-gruene-stadt.de

Anmerkungen

Anmerkungen zu: **Ouvertüre**

1 Roth, 1976.
2 A. Frühwald/G. Wegener/S. Krüger/M. Beudert, in: Andritzky/Tränkle/Katz, o.J.
3 Bernatzky, in: Lehmbrock/Fischer, 1979, o.S.
4 Rebele/Dettmar, 1996.
5 Werner Schenkel, in: Frithjof Hager (Hg.), Müll und Verantwortung. Landsberg 2004.

Anmerkung zu: **Herman Prigann führt…**

1 Die Führung fand am 14. September 2004 statt.

Anmerkung zu: **Die Entwicklung des Ruhrgebietes**

1 Die Ansiedlung von Manufakturen im 18. Jahrhundert auf dem Land, z.B. im Umkreis von Aachen, hatte kein annähernd vergleichbares Ausmaß.
2 Der Ire W. T. Mulvany gibt seinen beiden Zechen irische Namen: Hibernia (lat.) = Irland; Shamrock = Kleeblatt.
3 Dazu: Detlev Vonde, Revier der großen Dörfer. Industrialisierung und Stadtentwicklung im Ruhrgebiet. Essen 1989.
4 Die ›filmende Bäckersfrau‹ Eva Wilms dokumentierte die Zerstörung von Dortmund (Nachlaß im Stadtarchiv Dortmund).
5 Tim Schanetzky, Endstation Größenwahn. Die Geschichte der Stadtsanierung in Essen-Steele. Essen 1998.
6 Dazu konzipieren 1992 Franz-Josef Brüggemeier, Ulrich Borsdorf, Gottfried Korff und Jürg Steiner das Ausstellungs-Projekt ›Feuer und Flamme‹ zur Internationalen Bau-Ausstellung Emscher Park im Gasometer in Oberhausen. Feuer % Flamme. 200 Jahre Ruhrgebiet. Die Ausstellung im Gasometer Oberhausen. Essen 1995. (Katalog)

Anmerkungen zu: **Der Prozeß einer Stadt**

1 Bericht über den Stand und die Verwaltungsangelegenheiten des Amtes Buer pro 1895/96. o.O. und J., 4.
2 A. Nowak, Die Entwicklung von Buer, einer Stadt des Industriezeitalters. Examens-Arbeit. Essen 1963.
3 Krabbe, 1987, Nr. 4, 341/351.
4 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 30/31.
5 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 30.
6 Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Gelsenkirchen-Buer für das Rechnungsjahr 1928. Buer 1929, 6.
7 Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Gelsenkirchen-Buer für das Rechnungsjahr 1928. Buer 1929, 6.
8 Gustav-Hermann Sebold, Ein Stahlkonzern im Dritten Reich. Der Bochumer Verein 1927–1945. Wuppertal 1981.
9 Helga Mohaupt, Das Grillo-Theater. Geschichte eines Essener Theaterbaus 1892–1990. Mit einer Dokumentation ›35 Jahre Variationen zum Thema Offene Spielräume‹ von Werner Ruhnau. Bonn 1990.
10 Thiel, 1979, Abb. S. 356.
11 Goch, 2005. Darin: Stefan Goch, Polizei und Arbeiterschaft im Kaiserreich während des Bergarbeiterstreiks in Gelsenkirchen. S. 78/97.
12 Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Gelsenkirchen-Buer für das Rechnungsjahr 1928. Buer 1929, 59.
13 Goch, 005, 14.
14 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 57.
15 Wietek, 1976. Halfmannshof Gelsenkirchen.
16 Bericht über die Verwaltung der Stadt Gelsenkirchen in der Zeit von 1903 bis 1920. Gelsenkirchen 1921, 95/96..
17 Siegfried Gehrmann, Fußball in der Industrieregion, Das Beispiel Schalke 04. In: Jürgen Reulecke/Wolfhard Weber (Hg.), Fabrik, Familie, Feierabend. Berlin 1978, 377/398.
18 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 15.
19 In: Ehlgötz, 1925, 133.
20 Ehlgötz, 1925, 136.
21 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 25.
22 Gelsenkirchen. Architekturführer. o.O. 1985, o.S.
23 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 42.
24 Stefan Goch, »Die Industriegroßstadt im Grünen« – Grünflächenpolitik und Stadtplanung in Buer. In: Kastorff-Viehmann, 1998, 177/211 (darin umfangreiche Bibliografie).
25 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 42.
26 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 18.
27 Von der Landgemeinde zur Großstadt. Verwaltungsbericht der Stadt Buer 1911/1921. o.O. und J., 17.
28 Karlheinz Rabas, Das Volkshaus Rotthausen. In: Hans-Rudolf Thiel, Gelsenkirchen in alten Ansichten. Frankfurt 1979, 253/256.
29 Wilhelm Niemöller, Das Hans-Sachs-Haus. In: Hans-Rudolf Thiel, Gelsenkirchen in alten Ansichten. Frankfurt 1979, 210/220. – Festschrift mit Text von Alfred Fischer.
30 Manfred Bourrée, Ein Ort der Ruhe, ein Ort der produktiven Unruhe. Die Künstlersiedlung Halfmannshof in Gelsenkirchen. In: Standorte. Jahrbuch Ruhrgebiet 1996/97, 509/516.
31 50 Jahre Halfmannshof. Dokumentation. Gelsenkirchen 1981.
32 Zur Literatur: Michael Klaus, in: Hering/Käufer/Klaus, 1986, 323/336. Michael Klaus, in: Hering/Klaus, 1987, 346/52. – Für die Breite der Literatur steht das Werk: Alltag in Gelsenkirchen 1994: Fisch ist gut gegen Depression. Stadt-Roman von Jürgen Klaus. Stadt-Tagebuch von 480 Autorinnen und Autoren sowie Hans-Jürgen Bröker, Jörg Loskill, Martin Pape, Beate Radke. Essen 1995. Literatur-Projekt 1994.
33 Deutscher Werkbund NW (Hrsg.): Weltstar Hans-Sachs-Haus. Bedrohtes Architektur-Denkmal – Aufbruch statt Abbruch, Essen 2006.

Anmerkungen zu:
Die Geschichte eines Stand-Orts

1 Zum Ruhrgebiet siehe: Literatur-Verzeichnis.
2 Deutsches Bergbau-Museum Bochum. Braunschweig 1978.
3 Zur Geologie im Ruhrgebiet: Hommel/Dege, 1993.
4 Wilhelm, Die Geschichte des Steinkohlenbergbaus im alten Stadtbezirk Witten. In: Jahrbuch des Vereines für Orts- und Heimatkunde, Witten 1939, 1/52. A. Weddige/J. Franzen, Bergbau im Gemeindebezirk Herbede. In: 1 100 Jahre Herbede. Herbede 1951, 97/119. W. Tiggemann, Das Muttental bei Witten: Der Anschnitt 17, 1965, 1, 3/29. Werner Kroker, Bergbaugeschichtliche Stätten im Muttental bei Witten: Der Anschnitt 26, 1974, Nr. 5/6. Gustav Adolf Wüstefeld, Frühe Stätten des Ruhrbergbaues. Wetter 1975. Bruno Sobotka, Witten – Wiege des Ruhrbergbaus. Witten 1980. Heiner Radzio, Am Anfang war die Kohle. 125 Jahre Harpener Aktiengesellschaft. Dortmund 1981.
5 Bieker/Föhl/Ganser/Günter/Romeis/Zerressen, 1996. Günter/Lötscher/Pohl, 1999. Günter, 2000. Günter, 2001. Parent, 2000.
6 Zuerst 1798 auf der Saline Königsborn bei Unna. Im Bergbau zuerst 1799 in der Zeche Vollmond in Langendreer (Bochum).
7 Der englischen Ingenieurs William Coulsen entwickelt eine neue Methode, einen Schacht in die Tiefe der Erde zu bringen. Er wird nicht mehr ausgemauert, sondern mit gußeisernen Ringen gegen den Druck der Erde gesichert (Tübbing-Ausbau). Coulsen wendet diese Verfahren zuerst im Mulvany-Bergwerk Hibernia in Buer an, dann in Shamrock in Herne.
8 Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1898, o.S.
9 Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1898, o.S.
10 Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1902, ohne Seiten-Angaben [von Hand eingefügt], S. 7.
11 Freund [1927], 21/23.
12 Freundt, [1921]. Faulenbach, 2000.
13 Freundt, [1927], 40.
14 Freund, [1921] 67/68.
15 Seit 1905 »hat sich die Gesellschaft entschlossen, die Grundlage ihrer Wirksamkeit dadurch noch zu erweitern und für mögliche wirtschaftliche Kämpfe zu festigen, daß sie ihren Kohlenbergbau mit Großbetrieben des Eisen. und Stahlgewerbes zusammenschloß. Seit dem 1. Januar 1905 ist die Gesellschaft deshalb eine Interessengemeinschaft mit dem Aachener Hütten-Aktien-verein und dem Schalker Gruben- und Hütten-Verein eingegangen ...« (Freund [1927] 13). Die Anteile: 69 Teile Gelsenkirchen, 31 Aachen, 25,5 Schalker Verein. Aachen besitzt Erzbergwerke und Hochofen-Anlagen in Deutsch-Oth und Esch und Eisen- und Stahlwerke in Rothe Erde bei Aachen. Schalke besitzt Hochofen- und Gießerei-Anlagen in Gelsenkirchen, neben Zeche Alma, sowie Hochöfen (Vulkan) in Duisburg und die Zeche Pluto bei Wanne.
16 Freundt, [1927], 78/79.
17 Freundt, [1927], 82.
18 Freundt, [1927], 83.
19 Freundt, [1927], 88/89.
20 Verwaltungs-Gebäude Düsseldorf in: Vereinigte Stahlwerke, 1937, Foto S. 3.
21 Vereinigte Stahlwerke, 1937, 6.
22 Vereinigte Stahlwerke, 1937, 9.
23 Vereinigte Stahlwerke, 1937, 189.
24 Walter Buschmann (Hg.), Koks, Gas, Kohlechemie. Geschichte und gegenständliche Überlieferung der Kohleveredelung. Essen 1993. Renate Kastorff-Viehmann, Die Kokerei Hansa in Dortmund-Huckarde als Denkmal: Technische Kulturdenkmale 26/1993, 7/13 (eine von 17 Kokereien zwischen 1926 bis 1930, 1928 für die Vereinigten Stahlwerke (Helmuth von Stegemann, nach 1929 Fritz Schupp).
25 Freundt, [1927], Foto S. 55. Im Garten: Emil Kirdorf. – Günter, 1999, 105/106.
26 Wochenschauen Ufa-Tonwoche 345/1937 zum 90. Geburtstag und 411/1938 zur Beerdigung.
27 Günter/Hofmann/Günter, 1978, I, 261 und II, 874.

Anmerkungen zu:
Rhein-Elbe und rund herum

1 Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1902, Abb. o.S.
2 Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1898, Foto von Rheinelbe. Schacht Rheinelbe 2. – Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1936, Foto S. 200. Grundrißliche und Profilarische Darstellung der Zeche Ver. Rhein-Elbe und Alma- Rheinelbe-Schacht III (Abb. S. 27).
3 Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1902, Abb. o.S.
4 Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1898, Abb. o.S.
5 Weltausstellung Lüttich 1905. Foto des klassizistischen Hauptverwaltungs-Gebäudes. – Freundt, 1921, Abb. S. 29: Verwaltungsgebäude Rheinelbe. Zeichnung: Fritz Jacobsen, Bremen. Dreigeschossiger neubarocker Bau.
6 Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, 1902, Abb. o.S.: Hauptverwaltung.
7 Freundt, Emil Kirdorf, 1921, Foto S. 31: Kirdorfs Wohnhaus auf Rheinelbe.
8 Freundt, [1927], 16, 18 ff.
9 Zur Feier des Fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft zu Rheinelbe bei Gelsenkirchen. Düsseldorf o.J. (1898). 1873–1898, o.S.
10 Zur Feier des Fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft zu Rheinelbe bei Gelsenkirchen. Düsseldorf o.J. (1898). 1873–1898, Abb. o.S.
11 Film: Johannes Flütsch/Klaus Helle/Marlies Kallweit, Flöz Dickebank (1974/1974; Zentral Film Berlin).
12 Stadt Gelsenkirchen, Kongreß zur Erhaltung von Arbeitersiedlungen 1976. Gelsenkirchen 1976. Siehe auch: Boström/Günter, 1976. Günter, 1999, 469/470.
13 Rebele/Dettmar 1996, 145/147.

Anmerkungen zu:
Walter Brenk, Schlosser in der Zeche, erzählt

1 Siehe auch: Günter, 2001, 469/470.
2 Zur Brauerei: Ingrid Bauert-Keetmann, Die Geschichte (Chronik) der Glückauf-Brauerei Aktiengesellschaft Gelsenkirchen. Gelsenkirchen o.J. – Karlheinz Rabas, Bier aus Gelsenkirchen. Zur Geschichte der Glückauf-Brauerei. Lichtbilder-Vortrag, Heimatbund Gelsenkirchen e.V. 2002. Manuskript.

Anmerkungen zu: **Der Wald hat eine lange spannende Geschichte**

1 Martin Heidegger, Der Satz vom Grund. Pfullingen 1957.
2 Heinrich Rid, Bekanntschaft mit der Landschaft. Geologie erlebt. Reinbek 1972, 132.
3 Dazu und zum Folgenden: Radkau/Schäfer, 1987, 53.
4 Zum Zisterzienser-Orden: E. Nadolny, Die Siedlungsleistungen der Zisterzienser im Osten. 1955.
5 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J.
6 Radkau/Schäfer, 1987, 56.
7 Radkau/Schäfer, 1987, 54/55.
8 Bayrische Staatszeitung 20. 4. 1979, ziert von Radkau/Schäfer, 1987, 64.
9 Radkau/Schäfer, 1987, 58.
10 Zur Papier-Industrie: Thomas Reiche, in: Schulte, 2003, 934 ff.
11 Harrison, 1992, 90 ff.
12 Zur Jagd siehe auch: Anton Bühler, Wald und Jagd zu Anfang des 16. Jahrhunderts und die Entstehung des Bauernkriegs. Tübingen 1911. Alewyn/Sälzle, 1959 (mit umfangreichem Literaturverzeichnis u.a. zu Fest, Theater, Drama, Jagd). Ortega y Gasset, 1957 (Sozial-Geschichte und Philosophien der Jagd. Mit umfangreichem Literatur-Verzeichnis).
13 Um allerlei Mißbrauch zu begegnen wird das Erlegen von Tieren von einem Jagd-Recht gesetzlich festgelegt. In der BRD ist die Jagd-Gesetzgebung Sache der Länder. Als Rahmen-Vorschrift gilt das Bundesjagdgesetz vom 29.11.1952 (BJG).
14 Harrison, 1992, 96.
15 Johann Elias Riedinger, Weidwerk und Reitkunst. 36 Stiche von Johann Elias Ridinger (1695–1767). Bearbeitet von Wolfgang Schwarze. Wuppertal 1964. Der bedeutendste Tier- und Jagd-Zeichner des deutschen Barock mit ausgezeichnetem Fach-Wissen. Selbst Jäger und Reiter. Zu Wild und Jagd: Michael Petrak/Bernward Selter, in: Schulte, 2003, 693/739 und ff. José Ortega y Gasset, Über die Jagd. Reinbek 1957 (mit umfangreichem Literatur-Verzeichnis). Darin: Karl Sälzle, Kulturgeschichte der Jagd. S. 91/133.
16 Günter, 1998, 486/529.
17 Radkau/Schäfer 1987, 65.
18 Pierre-Hippolyte-L. Paillot, Zuflucht Rhein/Ruhr. Tagebuch eines Emigranten. Essen 1988, 36; 1794 ff.
19 A. Schlinkert, Die Holzverkohlung im Sauerland. Fredeburg 1987.
20 Gelsenkirchen, Chronik, 91/92.
21 Radkau/Schäfer, 1987, 107/110. Ranke/Korff, 1980. Lorsbach, 1955.
22 Kaliumcarbonat (Pottasche) wurde in waldreichen Gegenden aus der Asche von verbranntem Holz gewonnen: In großen Holz-Bottichen (Pötten) mit Sieb-Böden wurde die Asche ausgelaugt, eingedampft und geglüht. Heute wird Pottasche vor allem aus Kalilauge gewonnen.
23 Radkau/Schäfer, 1987, 11.
24 Radkau/Schäfer, 1987, 9.
25 Siehe dazu: Elias, 1969/1983.
26 John Manwood, 1592, 139. Zitiert in Harrison, 1992, 91.
27 Manwood, 1592. Zitiert in: Harrison, 1992, 93/94.
28 Radkau/Schäfer, 1987, 136.
29 Harrison, 1992, 140 ff.
30 Le Roy, Foret. In: Diderot, 1966, Band 5, 635/648.
31 Harrison, 1992, 149/150.
32 Loowod, 1991, 341.
33 Berg, 1850, 7.
34 Radkau/Schäfer, 1987, 11/12.
35 Radkau/Schäfer, 1987, 91.
36 Radkau/Schäfer, 1987, 24.
37 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J., 86.
38 Radkau/Schäfer, 1987, 17. – Gleitsmann, 1980, 104/154.
39 Zitiert von Stuber, 1996, 84/88.
40 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J. 78.
41 Tränkle, 1992, 37/53.
42 Müller, 1803/1987.
43 Zur Status-Konkurrenz: Elias, 1969/1983.
44 Horst Becker, Der Alte Botanische Garten in Marburg. Königstein 2005.
45 Radkau/Schäfer, 1987, 135.
46 Näheres dazu bei Radkau/Schäfer, 1987, 140 ff.
47 Radkau/Schäfer, 1987, 145.
48 Radkau/Schäfer, 1987, 145.
49 Dazu: Radkau/Schäfer, 1987, 148.
50 Radkau/Schäfer, 1987, 171.
51 In: Niccolò Machiavell, Istorie fiorentine (1532).
52 Andritzky/Tränkle/Katz, O J., 91.
53 Zur Holzwirtschaft: Hans-Jürgen Dehn/Volker Holtkämper, in: Schulte, 2003, 823 ff. Zur Möbelindustrie: Uwe Blumenreich/Andreas Schulte, in: Schulte, 2003, 874 ff.
54 Michael Grüning, Der Wachsmann-Report. Auskünfte eines Architekten. Berlin 1979.
55 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J., 105.
56 Andritzky/Tränkle/Katz, O.J., 72.
57 R[obert] Schmidt, Denkschrift betreffend Grundsätze zur Aufstellung eines General-Siedlungsplanes für den Regierungsbezirk Düsseldorf. Essen 1912.
58 Zitiert in: Rossow, 1991, 54/55. – Charlotte M.E. Werhahn, Hans Schwippert (1899–1973). Dissertation Uni München 1987.
59 Werk und Zeit 12/1960. Abdruck des Manifests in: Rossow, 1991, 56, 61. Dazu ein Kommentar von Karl Korn in der FAZ, ebendort S. 58. Siehe auch: Der Städtetag 1/1961, 33.
60 Emscher Landschaftspark 2010. Masterplan. Entwurf (Projekt Ruhr). Essen 2004. Essen 2004. – Emscher Landschaftspark 2010. Masterplan. Essen 2005.
61 Ludwig Lesser, Volksparke heute und morgen. Berlin 1927.
62 Zum Naturschutz: Andreas Schulte, in: Schulte, 2003, 529 ff. Lewis Mumford hält ein Buch für »die Quelle der Naturschutzbewegung«: Georg Marsh, Man and Nature: Or Physical Geography. New York 1865. Berichte über Wälder und über die prähistorische Landschaft des Abendlandes aus geographischer und ökologischer Perspektive.
63 Die erste Gruppen-Bildung der deutschen Jugend-Bewegung ist die Wandervogel-Bewegung. 1896 gründet Karl Fischer am Gymnasium in Berlin-Steglitz eine Schüler-Wandergruppe. Seit 1901 nennt sie sich Wandervogel. Daraus entsteht als ein Zweig 1907 Hans Breuer, der Herausgeber der Lieder-Sammlung ›Zupfgeigenhansl‹ (1908) eine mehr geistig-kulturell orientierte Bewegung. Sie nimmt auch Mädchen auf. Nach dem 1. Weltkrieg bildet sich aus ihm die Bündische Jugend. 1929 gibt es rund 30.000 Wandervögel. Die Bewegung wird 1933 aufgelöst.
64 Naturparks in Deutschland. o.O. [Stuttgart] und J.
65 Schulte, 2003, 543.
66 Georg Meister/Monika Offenberger, Die Zeit des Waldes. Frankfurt 2004.
67 Georg Meister/Monika Offenberger, Die Zeit des Waldes. (2001) Frankfurt 2004. Bild-Band zu jahrzehntelanger Dokumentations-Arbeit. Georg Meister ist Förster in Bayern,

Nationalpark-Planer, Streiter für naturgemäßen Waldbau. Monika Offenberger schreibt Geschichte des Waldes.

68 Harlan/Rappmann/Schatta, 1984.

69 Siehe dazu: Prigann/Strelow/David, 2004.

70 Henry Makowski/Bernhard Buderath, Die Natur dem Menschen untertan. Ökologie im Spiegel der Landschaftsmalerei. München 1983. Eine ausgezeichnete Skizze. Sie nutzt Bilder als sozialgeschichtliche Quelle.

71 Feldkamp, 1990.

Anmerkungen zu: **Struktur des Waldes**

1 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J., 38.

2 Nach Aloys Bernatzky.

3 Zur Nützlichkeit der Dendrochronologie für die Bau-Forschung: Klaus Freckmann/Burghart Schmidt (Hg.), Baugeschichte am Mittelrhein. Eine Exkursion zu historischen Häusern zwischen Bingen, Bacharach und Oberwinter. Marburg 2003. Klaus Freckmann/Burghart Schmidt (Hg.), Auf den Spuren alter Häuser. Jahrringdatierung und Bauweise. Lohmar im Bergischen Land. Siebengebirge. Marburg 2002.

4 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J., 48.

5 Roland Knauer, Christbaum auf der roten Liste: waz, Wochenende, Januar 2005.

6 Annika Fischer, Ein letztes Aufbäumen im Wald. Der Waldschadensbericht offenbart, was Förster Harald Klingebiel längst sah. In: WAZ 9. 11. 2004.

7 Roland Knauer, Christbaum auf der roten Liste. In: waz, wochenende, Januar 2005.

8 Schreier, 2004.

9 J. Krahl-Urban, Die Eichen. Hamburg 1959.

10 Neubaur, 1957, S. 100/101.

11 Neubaur, 1957, S. 30/31.

12 Neubaur, 1957, S. 55.

13 Neubaur, 1957, S. 55/65.

14 Neubaur, 1957, S, 39/40.

15 Neubaur, 1957, S. 112/113.

16 Neubaur, 1957, S. 108/110.

17 Neubaur, 1957, S. 95/97.

18 Neubaur, 1957, S. 17/18.

19 Neubaur, 1957, S. 119.

20 Neubaur, 1957, S. 120/122.

21 Neubaur, 1957, S. 16/17.

22 Neubaur, 1957, 139/140.

23 Neubaur, 1957, S. 137.

24 Harrison, 1992, 239.

25 Cord Riechelmann, Ohne Moos nichts los. Wir haben den Wald beschädigt, betrauert und beforscht. Heute wollen wir vor allem eines: Geld mit ihm verdienen. In: Süddeutsche Zeitung 11. Dezember 2004, 13.

26 Blume/Horbert/Horn/Sukopp, 1978. Sukopp, 1979, 173/181. Blume/Horbert/Horn/Sukopp, 1978. Eduard Neuenschwander, natürliche Biotope im Stadtmilieu. In: Andritzky/Spitzer, 1981, 216/223. Bernd Lötsch, Stadtklima und Grün. In: Andritzky/Spitzer, 1981, 154/190.

27 Bernatzky, in: Lehmbrock/Fischer, 1979, o.S.

28 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J., 39.

29 Siehe dazu umfangreich: Stölb, 2005, 267/299.

30 Michael Andritzky/Margret Tränkle/Linda Katz, Baumstark. Wald, Holz, Kultur. o.O. und J., 102.

31 Hubertus Gärtner/Matthias Maruhn, Das Pfeifen im Walde. Sparpolitik/NRW-Umweltminister Uhlenberg will zahlreiche Forstämter im Land streichen. Förster schießen zurück. In: NRZ 13. 8. 2005.

32 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J.

Anmerkungen zu: **Der Mythos des Waldes …**

1 Lenzing, 2005.

2 Mannhardt, 1875.

3 Stölb, 2005, 129.

4 Penelope R. Doobs, The Idea of the Labyrinth from Classical Antiquity through the Middle Ages. Ithaca, N.Y. 1990.

5 Harrison, 1992, 85/90. – Richard Bernheimer, Wild Men of the Middle Ages. Cambridge, Mass. 1952.

6 Gottfried von Straßburg, Werke. Aus den besten Handschaften, mit Einleitung und Wörterbuch, herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen. 2 Bände. Breslau 1823. Reprint Hildesheim 2003. Tristan und Isolde mit Ulrich von Türheims Fortsetzung; II: Heinrich von Fribergs Übersetzung von Gottfrieds Tristan. Gottfrieds Minnelieder. Bei seinem Tod um 1205/1210 hat der Verfasser sein Werk unvollendet hinterlassen. Zwei Dichter des 13. Jahrhunderts, Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, bemühten sich um Fortsetzungen.

7 Aurelius Augustinus, Confessiones. Lateinisch und deutsch. Übersetzt und eingeleitet von Josef Bernhart. Darmstadt 1984, Bekenntnisse, X, 575.

8 Giambattista Vico, Die neue Wissenschaft. 239. Zitiert von: Harrison, 1992, 12.

9 Harrison, 1992, 71.

10 Ludovico Ariosto, Orlando furioso. Ed. E. Bigi. Vol. 1.2. Mailand 1982. Deutsch: Der rasende Roland. In: Ludovico Ariosto, Sämtliche poetischen Werke. Übersetzt von A. Kissner. Band 1/3. Berlin 1922.

11 Harrison, 1992, 118 ff.

12 Koolbergen, 1984. Darin: Carel Willink und weitere Künstler, die sich von Bomarzo anregen ließen. Giovanni Bettini, Bomarzo. Parco del Mostri. Terni 1988. Bredekamp, 1991.

13 Harrison, 1992, 126.

14 Harrison, 1992, 179.

15 Harrison, 1992, 156.

16 Rousseau, 1971, 544 f.

17 Niki de Saint Phalle, 2000.

18 Friedrich Castelle (Hg.), Hermann Löns und seine Heide. Eine Wanderung in Bildern durch die Stätten seiner Werke. Hermann Löns, Mein buntes Buch. Naturschilderungen. Hannover 1935.

19 Harrison, 1992, 248/249.

20 Zitiert in: Harrison, 1992, 243.

21 Harrison, 1992, 128 ff.

22 Sonder-Preis im Film-Festival von Cannes.

23 Aus: Tonino Guerra/Roland Günter,

24 Kinder- und Hausmärchen, Band 1, 159.

25 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J., 68.

26 Riehl, 6. Auflage 1867, 45.

27 Wilhelm Heinrich Riehl, Kulturgeschichtliche Charakterköpfe. Stuttgart 1891, 56.

28 Dazu auch: Stölb, 2005, 142 ff.

29 Georg Schmidt-Basel, Konrad Witz. Königstein 2002.

30 Dazu siehe auch: Stölb, 2005, S. 142/143.

31 Elisabeth Rücker, Maria Sibylla Merian 1647–1717. Ausstellungs-Katalog Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. Nürnberg 1967. Kurt Wettengl (Hg.), Maria Sibylla Merian,

Künstlerin und Naturforscherin 1647–1717. Ausstellungs-Katalog Historisches Museum Frankfurt. Ostfildern 1997.
32 Salisch, 1902.
33 Ausstellung ›Die Wunder der Natur‹ in der Ludwiggalerie Schloß Oberhausen 2005. Katalog-Buch: Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), Die Wunder der Natur – romanische Kapitelle, alte Pflanzenbücher und Blossfelds Fotografien. Oberhausen 2005.
34 Wilhelm, 2002, 96/99. Wilhelm, 2000. Hanno Dutt/Gerhard Hegelmann, Waldlandschaftspark Schloss Karlsberg bei Homburg. Vorstudie für das Ministerium für Umwelt, Energie und Verkehr des Saarlandes, Abteilung Landwirtschaft und Forsten. Saarbrücken 1998.
35 Géza Hajos, Tourismus in historischen Gärten aus der Sicht der Denkmalpflege. In: Hlavac, 2002, 102/103.
36 Matz, 1995, 149/158.
37 Eduard Mörike (1804–1875) Mozart auf der Reise nach Prag. Aus: Eduard Mörike, Sämtliche Novellen, München 1954, S. 1014.
38 Hermann Hesse, Bäume. Betrachtungen und Gedichte. Mit Fotografien von Imme Techentin. Frankfurt 1984, 10/11. Zusammenstellung von Texten von Hermann Hesse.
39 Roland Bechmann, Des arbres et des hommes. Paris 1984, 258.
40 Dietmar Rübel/Monika Wagner/Vera Wolff (Hg.), Materialästhetik. Quellentexte zu Kunst, Design und Architektur. Frankfurt 2005, 32/**33.**

Anmerkungen zu: **Der dramatische mehrfache Wandel …**

1 Günter v. Roden, Geschichte der Stadt Duisburg. Duisburg Band II 1974, 128.
2 Roland Günter, in: Mensch/Pachnicke (Hg.), 2004.
3 Kasdorf-Viehmann, 1998.
4 Mensch/Pachnicke, 2004.
5 Zur Gartenstadt-Bewegung: Bollerey, Franziska/Hartmann, Kristiana: Wohnen im Revier. In: Stadtbauwelt 46/1975. Gartenstadt Hüttenau (Hg.), Mehr als Wohnen – 1909–1984 – 75 Jahre Gartenstadt Hüttenau eG. Bochum 1984.Gerhard Fehl/Juan Rodriguez-Lores (Hg.), Die Kleinwohnungsfrage. Hamburg 1987. Franziska Bollerey/Gerhard Fehl/Kristiana Hartmann (Hg.): Im Grünen wohnen – im Blauen planen, Hamburg 1990. Axel Schollmeier, Gartenstädte in Deutschland. Münster 1990. Rainer Metzendorf, Georg Metzendorf – Siedlungen und Bauten. Darmstadt 1994. Rainer Metzendorf, Wohnmodelle in Deutschland um 1910, In: Werkundzeit, Das Wohnen II, Frankfurt 1996 (Jahrbuch des Deutschen Werkbundes). Rainer Metzendorf/Achim Mikuscheit, Margarethenhöhe – Experiment und Leitbild. Bottrop. 1997. Henry Beierlorzer (Hg.): Neue und alte Gartenstädte im Ruhrgebiet. Braunschweig 1999. Günter, 1999, 83/108, 487/489, 499/502, 508/511.
6 Janne Günter, Leben in Eisenheim. Weinheim 1980. Janne Günter/Roland Günter, Sprechende Straßen in Eisenheim. Essen 1999.
7 Zu Siedlungen im Ruhrgebiet: Fried. Krupp AG (Hg.), Wohlfahrtseinrichtungen der Gußstahlfabriken. Essen 1902. Günter, 1999, 59/82, 461/481, 487/489, 499/502, 508/511.
8 Rainer Metzendorf, Georg Metzendorf – Siedlungen und Bauten. Darmstadt 1994. Rainer Metzendorf/Achim Mikuscheit, Margarethenhöhe – Experiment und Leitbild. Bottrop. 1997.
9 Gelsenkirchen-Buer-Hassel: Günter, 1999, 93/94, 508/512.
10 Herta Hesse-Frielinghaus, Peter Behrens und Karl Ernst Osthaus. Osthaus Museum. Hagen 1966. Herta Hesse-Frielinghaus u.a., Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk. Recklinghausen 1971. Birgit Schulte, Auf dem Weg zu einer handgreiflichen Utopia. Die Folkwang-Projekte von Bruno Taut und Karl Ernst Osthaus. Hagen 1994. Günter, 1999, 127/137.
11 Robert Schmidt ist sei 1901 in der Stadt-Verwaltung Essen als Stadtbauinspektor und Leiter der Stadterweiterungsamtes beschäftigt, 1907 wird er Beigeordneter, 1920 bis 1932 erster Verbandsdirektor des 1920 gegründeten Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk (heite Regionalverband Ruhr). R[obert] Schmidt, Denkschrift betreffend Grundsätze zur Aufstellung eines General-Siedlungsplanes für den Regierungsbezirk Düsseldorf. Essen 1912. – Robert Schmidt (Hg.), Denkschrift über die Walderhaltung im Ruhrkohlenbezirk. Essen 1927. – Renate Kastorff-Viehmann, Die Reform der Stadt, oder: Robert Schmidt und die veränderte Rolle von Landschaft, Park und Garten in der Industriestadt vor 1914. In: Robert Schmidt-Preis 1993, Dokumentation, Hg. vom Kommunalverband Ruhrgebiet und der Internationalen Bauausstellung Emscher Park. Essen 1994, 81/95. – Ursula von Petz, Robert Schmidt und die Grünflächen-Politik im Ruhrgebiet (1900–1930). In: Kastorff-Viehmann, 1998, 25/39.
12 Marler Tagung.
13 Zur Pädagogik der Freizeit-Parks: Wolfgang Nahrstedt, Freizeitpädagogik in der nachindustriellen Gesellschaft. Neuwied 1974, 146/166. – Zum Landschafts-Park siehe auch: A. Hoffmann, Der Landschaftsgarten. Hamburg 1963. W. Rossow, Die Veränderung des Landschaftsbegriffes in zwei Jahrhunderten. München 1975.
14 Zum Kampf um die Arbeiter-Siedlungen siehe: Günter, 1999, 233 ff., 461/478, 508/511.
15 Sukopp, 1978. Sukopp, 1979. Dettmar, 1991. Dettmar, 1992.

Anmerkungen zu: **Struktur-Entwicklung: Zehn Jahre IBA Emscher Park**

1 Der Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, Internationale Bauausstellung Emscher-Park, Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete, Memorandum zu Inhalt und Organisation. Düsseldorf 1989.
2 Martin Warnke, Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München 1992, 91.
3 Zitiert in Martin Warnke, Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München 1992, 93.
4 Hirschfeld, 1779/1973). Hoffmann, 1963. Rossow, 1975. Hennebo, 1979.
5 Zum Gartenreich des Fürsten Franz, siehe: Günter, 1998, S. 486/529.
6 Martin Warnke, Politische Landschaft. Zur Kunstgeschichte der Natur. München 1992, 98.
7 Emscher Landschaftspark 2010. Masterplan. Entwurf (Projekt Ruhr). Essen 2004. – Emscher Landschaftspark 2010. Masterplan. Essen 2005.
8 Thomas Wolf/Roland Günter, in: Bernhard Mensch/Peter Pachnicke (Hg.), Die Emscher. Faszination eines ungeliebten Flusses. Ludwig Galerie Schloss Oberhausen 2002.

Anmerkungen zu: **Industrie-Denkmäler**

1 Erhaltung von Bövinghausen: Günter 1999, 459/460.

2 Eine Übersicht zu den Kämpfen und Bürgerinitiativen in: Günter, 1994. 4. erweiterte Auflage 1999.

3 Karl Ganser, in: Josef Bieker/Axel Föhl/Karl Ganser/Roland Günter/Ulrike Romeis/Marion Zerressen, Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg 1996.

4 Zur Philosophie der Industrie-Kultur: Günter, 1999. Roland Günter, Besichtigung unseres Zeitalters. Industriekultur in Nordrhein-Westfalen. Ein Handbuch für Reisen. Essen 2001.

Anmerkungen zu: **Auf Industrie-Brachen ...**

1 B. Neuhoff, Nutzung und Nutzungsmöglichkeiten ehemaliger Zechengelände in Gelsenkirchen. Examens-Arbeit. o.O. 1974 (Stadtarchiv Gelsenkirchen).

2 Emissionen der Ruhr-Industrien. Eisen- und Stahl-Industrie: Stäube von Erz, Sinter und Schlacke – mit Anteilen von Schwermetallen, Schwefeloxide, Stickoxide, Schwefelwasserstoff, Kohlendioxid. – Mineralöl-Verarbeitung: Kohlenwasserstoffe, u.a. Benzol, Toluol, Xylol, Phenole, Schwefeloxide, Stickoxide, Ammonika, Kohlendioxid. – Chemie: vor allem Kohlenwasserstoffe. – Dünger-Produktion: Dünger-Staub, u.a. Phosphate, Stickoxide, Ammoniak, Schwefeloxide, Chlorwasserstoff, Kohlendioxid. – Bergbau, Kokerei und Nebenanlagen (Chemie): Kohlen- und Kohlenstaub, Kohlenwasserstoffe u.a. Benzol, Toluol, Xylosl, Phenole, Cyanide, Ammoniak, Teerdämpfe, Schwefelwasserstoff, Kohlendioxid. – Aluminium: Chloride und Fluoride. – Weitere Emittenten sind Kraft-Werke und Müllverbrennungs-Anlagen. – Werner Schenkel, Der Metabolismus einer Gesellschaft und seine ästhetische Gestaltung. In: Prigann/Strelow/Davids, 2004, 162/165. Metabolismus = Stoff-Wechsel.

3 Zur Rauch-Plage: Schulte, 2003, 640/675.

4 Joseph Roth, Der Rauch verbindet die Städte. In: Erhard Schütz (Hg.), Die Ruhrprovinz – das Land der Städte. Reportagen. Köln 1987, 33/36.

5 Will Quadflieg, Wir spielen immer. Erinnerungen. Frankfurt 1979, 24.

6 Zu den Höhepunkten zählen das Wald-Sterben, Tschernobyl (26. April 1986), Brand der Sandoz in Basel (1. November 1986).

7 Natur für die Menschen. Ökologieprogramm im Emscher-Lippe-Raum (ÖPEL). Werkstattbericht. Ministerium für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen. 1991/1997.

8 Das größte Braunkohle-Vorkommen Europas liegt in der Köln-Aachener Bucht (2.500 qkm). Weitere gibt es in Ostniedersachsen, Hessen, im Raum Halle-Bitterfeld, in der Lausitz und im Süd-Raum von Leipzig. In der alten DDR wurden auf viermal so großer Fläche wie in der BRD Braunkohlen abgebaut.

9 Zur Bedeutung von Industriebrachen für den Arten- und Biotopschutz siehe: Rebele/Dettmar, 1996, 59ff. Zum Ruhrgebiet, S. 65/66. Liste. Zur Fauna, S. 75ff. Management: 101ff. Sanierungs-Strategie: 105ff.

10 Rebele/Dettmar, 1996. Schwarze-Rodrian, 1996. Jörg Dettmar, Ökologische und ästhetische Aspekte der Sukzession auf Industriebrachen. In: Prigann/Strelow/David, 2004, 128/131.

11 Siehe dazu auch: Dokumentation zur Konferenz »Bergbaulandschaft und Bergbaugerät nach dem Bergbau«. Finsterwalde 2000. Internationale Bauausstellung (IBA) Fürst-Pückler-Land GmbH. o.O. 2001. Lausitzer Braunkohlenrevier. Ferropolis – die Stadt aus Eisen (bei Gräfenhainichen/Sachsen-Anhalt). Esch-sur-Alzette (Luxemburg). Polen. Dagmar Jäger, Zeich(n)en im Kontext – Potenziale eines imaginären Ortes, S. 42/53. Lothar Wilhelm, Beispiele für die Finanzierung von Industrieensembles in Europa, 92/100. Jörg Dettmar, Postindustrielle Kulturlandschaft im Ruhrgebiet, S. 82/91. Bertram Weishaar, Reise ins Loch, 101/104. Dettmar/Ganser, 1999. Höber/Ganser, 1999. Neiss, 1999. Schwarze-Rodrian, 1999. Taube, 1999.

12 Biotopverbund im Grünzug D an der Erzbahn-Trasse: Rebele/Dettmar, 1996, 150ff.

13 Zeche/Kokerei Zollverein in Essen-Katernberg: Rebele/Dettmar, 1996, 143ff. Bauhütte Zeche Zollverein (Hg.), Aufbruch Natur und Kunst Freie Wald-Landschaft Die Halde Zollverein. Essen o.J.

14 Zeche Rheinelbe in Gelsenkirchen-Ückendorf: Rebele/Dettmar, 1996, 145f.

15 Ullmann/Burckhardt, 1981, 110/115.

16 Hugo Kükelhaus dwb (1900 Essen – 1984 Soest). Mit den Mitteln der Avantgarde, vor allem mit eisernen Konstruktionen, führt er in einfacher, aber oft auch verblüffender Weise zur Natur zurück – als Protest gegen den Verlust der Sinne. Er schafft ein »Erfahrungsfeld zur Entfaltung der Sinne.« Dieser Pfad der Sinne hat 37 Stationen. Er wird erstmals aufgebaut auf der Weltausstellung in Montreal 1967. Das Werk, das offen ist und ständig wirksam sein soll, wird weitergeführt und betreut von Cornelia Binder und Jürgen Binder – in der Zeche Zollverein X in Essen-Katernberg.

17 Zur Wildnis siehe: Langs velden en wegen. De verbeelding van het landschap in de 18de en 19de eeuw. Katalog Rijksmuseum Amsterdam. Blaricum 1997. Darin: Eveline Koolhaas-Grosveld, Van de tuin naar wildernis. Over de waardering voor de natuur en het landschap in Nederland in de achttiende eeuw, S. 47/70.

18 Rösler, 2003. Wilhelm, 2001.

19 Rebele/Dettmar, 1996, 21/24.

20 Zu Stadt-Böden: Rebele/Dettmar, 1996, 20/21 und Literatur-Hinweise.

21 Radkau/Schäfer, 1987, 61.

Anmerkungen zu: **Zur Geschichte der Landschafts-Kunst**

1 Ein Beispiel dafür ist der Aufsatz von Amy Lipton/Patricia Watts, Ecoart: Ecological Art. In: Prigann/Strelow/David, 2004, 90/95.

2 Tiberghien, 1993, Abb. S. 94/95. Umfangreiche Bibliografie bei Tiberghien, 1993, 305/307. – Weilacher, 1996.

3 Tiberghien, 1993, Abb. S. 26.

4 Tiberghien, 1993, Abb. S. 118.

5 Tiberghien, 1993, Abb. S. 147.

6 Tiberghien, 1993, Abb. S. 13.

7 Tiberghien, 1993, Abb. S. 13.

8 Tiberghien, 1993, Abb. S. 15.

9 Tiberghien, 1993, Abb. S. 12.

10 Tiberghien, 1993, Abb. S. 172.

11 Tiberghien, 1993, Abb. S. 173.

12 Tiberghien, 1993, Abb. S. 194.

13 Tiberghien, 1993, Abb. S. 210/211.

14 Tiberghien, 1993, Abb. S. 206/209.

15 In England nördlich von Salisbury. Stonehenge: Hängender Stein. Offenbar ein sakraler Bau (E. Steinzeit/A. Bronzezeit): mit 30 mächtigen Stein-Pfeilern.
16 Tiberghien, 1993, Abb. 110/113.
17 Tiberghien, 1993, Abb. S. 99.
18 Tiberghien, 1993, Abb. S. 101.
19 Tiberghien, 1993, 102/1003.
20 Tiberghien, 1993, Abb. S. 14.
21 Tiberghien, 1993, Abb. S. 56.
22 Tiberghien, 1993, Abb. S. 16.
23 Tiberghien, 1993, Abb. 88/89.
24 Tiberghien, 1993, 46.
25 Tiberghien, 1993, Abb. S. 37.
26 Dokumentation zur Konferenz »Bergbaulandschaft und Bergbaugerät nach dem Bergbau«. Finsterwalde 2000. Internationale Bauausstellung (IBA) Fürst-Pückler-Land GmbH. o.O. 2001. Lausitzer Braunkohlenrevier. Ferropolis – die Stadt aus Eisen (bei Gräfenhainichen/Sachsen-Anhalt). Esch-sur-Alzette (Luxemburg). Polen. Dagmar Jäger, Zeich(n)en im Kontext – Potenziale eines imaginären Ortes, S. 42/53. Wolfgang Christ, Zwischenlandschaft – Raum, Blicke, Zeichen, S. 69/75. Jörg Dettmar, Postindustrielle Kulturlandschaft im Ruhrgebiet, S. 82 ff.
27 Schenkel, 2004, 162/163.
28 Zu unterschiedlichen Formen der Halden: Schenkel, 2004, 162/165.
29 Rekultivierung von Halden: Rebele/Dettmar, 1996, 156/158.
30 KVR (Hg.), Haldenökologische Untersuchungen. KVR Essen 1986 ff.
31 Nach: Wulf Dietrich Leitz, Die Pflanzenwelt unserer Bergehalden. In: Rudolf Brock, Beiträge zur Stadtgeschichte, Gelsenkirchen-Buer 1965
32 Peter Pachnicke/Bernhard Mensch (Hg.), Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Oberhausen 1999.
33 Zur Rekultivierung von Halden: Rebele/Dettmar, 1996, 156/158. Auch zum Problem der Zielsetzungen für Landwirtschaft und Forstwirtschaft. – Wipf, 2003, 381/384.
34 Roland Günter, Poetische Orte. Essen 1998.
35 Tonino Guerra/Roland Günter, Aufbruch in Troisdorf. Am Rhein begann das Werk des Dichters und Drehbuch-Autors Tonino Guerra. Essen 1992. Roland Günter Poetische Orte. Essen 1998. Poetische Orte des Dichters und Drehbuch-Autors Tonino Guerra im Marecchia-Tal zwischen dem Hochappennin und Rimini.
36 Heinz Trenczak, Ein Fest für Eisenheim. WDR ›Hier und Heute – unterwegs‹ (24. 8. 1996, 19.15–19.45 Uhr)

Anmerkungen zu: **Ökologische Ästhetik …**

1 Prigann, in Prigann/Strelow/David, 2004, 191.
2 Prigann, in Prigann/Strelow/David, 2004, 180.
3 Prigann, in Prigann/Strelow/David, 2004, 180.
4 Prigann/Strelow/David, 2004, 11. – Kritisch: Spitzer, 1981.
5 Amy Lipton/Patricia Watts in: Prigann/Strelow/David, 2004, 90.
6 Prigann/Strelow/David, 2004, 114.
7 Prigann/Strelow/Davids, 2004, 74.
8 Herman Prigann, Gedanken über Art in NADialogue with Nature and SArt, 1991/1996, Selection of my work. Mallorca 1996. – Fagone, 1996.
9 Prigann/Strelow/David, 2004, 32.
10 Prigann/Strelow/David, 2004, 111.
11 Förderverein Kulturlandschaft Niederlausitz e.V. (Hg.), Kunstszene Tagebau. Dokumentation eines außergewöhnlichen Ereignisses. Heidelberg 1992, 19.
12 Herman Prigann: »Den Spiral-Berg in Gelsenkirchen-Ückendorf machte ich mit Bernd Tönnies und Klaus Simsch von der RAG.«
13 Zorn, 2000.

Anmerkungen zu: **Industrie-Wald und Theater**

1 Roland Günter: Interview mit dem Schauspieler Thomas Engelhard (Saarbrücken) im Industrie-Wald Rhein-Elbe am 9. 11. 2004.
2 Mensch/Pachnicke, 2005.

Anmerkungen zu: **Perspektiven**

1 Andritzky/Tränkle/Katz, o.J., 37.
2 In: Prigann/Strelow/David, 2004, 7.
3 Machbarkeitsstudie Forsthaus Neuhaus. Auftraggeber: Ministerium für Umwelt des Saarlandes. Auftragnehmer: LEG Saar, Landesentwicklungsgesellschaft Saarland mbH. 2002. Projekt-Team: Einhold Jäger, Klaus Bosslet, Claudia Erbe, Claus Hoppenstädter, Willi Konrad, Doris Schulmeyer, Andrea Hartz, Peter Wendl, Lothar Wilhelm, Thomas Steinmetz, Jörn Wallacher.
4 Stiftung Industrie und Kultur: 27,5 Mio Euro Stiftungs-Kapital. 1,6 Mio. Euro jährliche Einnahmen. 13 Stand-Orte.
5 Projektskizze »Mensch/Technik/Natur/im Wandel« Kokerei Hansa, Dortmund. Stand 20. April 2004.
6 Stölb, 2005.
7 Zur Waldpädagogik siehe: Nils Franke, in: Schulte, 2003, 527.

Neue Parks für große Städte – in der erstaunlichsten Weise: auf verfallenen alten Industrie-Terrains entsteht neue Lebendigkeit: der ›Industrie-Wald‹. Dies ist auch ein Schlüssel-Fall: für das Wiedergewinnen von Verbrauchtem. Die Natur kehrt zurück und macht dort Wohltaten, wo wir es nie vermutet hätten.

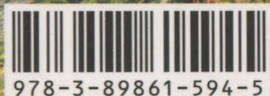
Der neue urbane Park mitten in einer Städte-Landschaft erhält sowohl uralte als auch ganz neue Qualitäten.

Dieses Buch zeigt das bedeutende erste Schöpfungs-Beispiel: In der IBA Emscher Park erfunden, durchsetzt von einer Kette faszinierender Skulpturen des Landschafts-Künstlers Herman Prigann, bekrönt vom Spiral-Berg mit der Himmels-Treppe.

Weiterhin bietet dieses Buch eine Geschichte des Waldes, die spannender ist, als man gemeinhin weiß.

Und plötzlich kommt Shakespeare
mit Theater-Leuten in den Wald ...

Lauter Überraschungen.


978-3-89861-594-5